





M. Schiestl
Der Wächter
Zeitschrift für alle Zweige der Kultur.
"Waldwärts durch die Einsamkeit
Hört ich über Tal und Klüften
Glocken in den stillen Lüften,
Wie-aus-fernem-Morgen-weit–
An die Tore will ich schlagen,
An Palast und Hütten: Auf!
Flammend schon die Gipfel ragen,
Wachet auf, wacht auf, wacht auf!"
Eichendorff.
München
Parcus Co
1. Heft 1918



Der Wächter

Zeitschrift für alle Zweige der Kultur

Herausgeber und Schriftleiter: Professor Dr. Wilh. Kosch, München, Herzogstraße 65

Beiräte der Schriftleitung:

Für bildende Kunst: Prof. Matth. Schiestl, München

Für Tonkunst: Dr. Armin Knab, Rothenburg

Für Anzeigen und Beilagen verantwortlich: Eugen Sibler, München

Verlag Parcus & Co., München, Pilotystraße 7

Druck der Dr. Wildschen Buchdruckerei München

Inhalt des Januarheftes 1918:

Seite

*

Bildbeilagen von Albrecht Dürer, Hans Thoma, Friedrich Overbeck, Franz Pforr und Hans Weiditz

*

Notenbeilage von Armin Knab

Die Umschlagzeichnung hat Matthäus Schiestl, die Randleisten Hans Volkert, die großen Initialen Franz Graf von Pocci gezeichnet



Albrecht Dürer

Melancholie

Der Wächter

Zeitschrift für alle Zweige der Kultur
in Verbindung mit dem Eichendorff-Bund
Begründet und herausgegeben von Wilhelm Kosch

1ter Jahrgang / 1918 / Hartung Januar-Heft / München

Eingang

Was reif in diesen Zeilen steht
Was lächelnd winkt und sinnend fleht,
Das soll kein Kind betrüben:
Die Einfalt hat es ausgesät,
Die Schwermut hat hindurch geweht,
Die Sehnsucht hat's getrieben.
Und ist das Feld einst abgemäht,
Die Armut durch die Stoppeln geht,
Sucht Ähren, die geblieben;
Sucht Lieb', die für sie untergeht,
Sucht Lieb', die mit ihr aufersteht,
Sucht Lieb', die sie kann lieben.
Und hat sie, einsam und verschmäht,
Die Nacht durch, dankend im Gebet,
Die Körner ausgerieben,
Liest sie, als früh der Hahn gekräht,
Was Lieb erhielt, was Leid verweht,
Ans Feldkreuz angeschrieben:
„O Stern und Blume, Geist und Kleid,
Lieb, Leid und Zeit und Ewigkeit!"

Klemens Brentano.

*

Der Sternenhimmel in der Neujahrsnacht von 1815–1816 / Von Joseph v. Görres

Alltäglich, sobald das ewig klare, heitere Sonnenauge sich aufgetan, und dem Menschen der Blick in die stillstrahlende, immer sich selbst gleiche Einheit der Dinge gestattet ist, erscheint ihm unter ihr die sichtbare Welt der Zärtlichkeit aufgedeckt; es drängt sich der Wechsel der Gestalten im rasch bewegten Leben, die Naturkräfte arbeiten emsiger in der Tiefe, die Lebensquellen steigen höher bis zum Überfließen, die Zeit geht eilend ihren Weg, hinter ihr gießt die Geschichte ihre Ströme aus wolkenbedeckter Urne, und die Fluten rauschen der Eilenden nach, ewig bemüht, sie einzuholen.

Wenn aber allnächtlich die dunkle Erde wie ein Augenlid die strahlende Sehe zugedeckt, und die licht gewebte Decke aufgezogen, hinter der verhüllt das Geheimnisvolle ruht, dann ist die alte Nacht, die Mutter alles Geschaffenen, uns aufgegangen; die Fülle der Dinge hält sie in sich beschlossen; ewig ruhend, ewig tiefen Ernstes sinnend, in lautloser Stille harrend, hat sie ihre Sternenschleier durch die Unendlichkeit gebreitet, sie wallen und spielen von Himmelslüften leicht bewegt, unter ihnen schlafen die Kräfte leisen Schlaf, in ihrem Arme ruht die Geschichte, Tod und Leben sind wie das Kreisen eines Sonnenstäubchens in Schatten und Licht in ihr befaßt; über ihr allein die stehende Ewigkeit, die alles Wandelns frei geworden, und nicht den Tag kennt noch die Nacht, nicht Zukunft noch Vergangenheit, nur alles in einer bleibenden Gegenwart.

So gerne will der Tag die Nacht um ihre Geheimnisse befragen, die Mutter, die eher denn er dagewesen, soll ihm auch von der Zukunft weissagend Kunde geben. Das hat die Menschen von je getrieben, daß sie forschend zum Firmamente hinaufgesehen, und wie das Kind in den Augen der Mutter zu lesen sich bemüht, so in den Sternen Andeutung des Kommenden aufsuchen! Wie aber jede Nacht zur Einkehr in sich selber treibt, so ist es besonders die Nacht am Jahreswechsel, wo der Mensch einen Blick rückwärts und einen andern vorwärts wirft, und im Grauen der Geburtsstunde des neuen Jahres die Nebelgestalten der noch ungebornen Ereignisse an sich vorübergehen läßt.

Aber unerbittlich ist die himmlische Sphinx, die Gott zur Hüterin der ewigen Geheimnisse gesetzt; aus tausend Sternenaugen schaut sie uns unverrückten Blickes unbeweglich und unablässig an, die Geheimnisse unserer Brust sind ihr gar wohl bekannt, aber das ihre weiß sie sorglich zu bewahren; nicht zwar wie bei jener alten heidnischen muß der sterben, der ihre Rätsel nicht zu lösen imstande ist, aber wohl kann allein nur wer durch den Tod gegangen, ihren geheimen Sinn erkennen, und ihre Aufgaben lösen, und ihre Antwort auf seine Fragen verstehen.

Träume wandeln seltsame Wolkengestalten durch den Schlaf des Menschen, und stehen wie helle Bilder auf dem dunkeln Hintergrunde der Schlummerwelt. Mit solchen Träumen hat die Phantasie auch die Himmelsräume angefüllt, und die Sternbilder ziehen wie Gesichte am Firmamente auf und nieder, und die Feuerfunken, die durch die Weltnacht aufgesprüht, haben in der Einbildungskraft zu Gestalten sich zusammengetan, die die Festen des Himmels überdecken. Und wie das Wachen in den Traum hinüberspielt, und halb Erinnerung, halb Ahnung in den Traum zusammenfließen, so hat auch halb aus der Geschichte und Dichtung jenes große Himmelsgemälde sich gewebt, und die Himmelszeichen geben wie Schlafwandler, unfreiwillig und unbewußt, dichtend und spielend die Vergangenheit und ihre Ereignisse in Bild und Traum zurück.

Wir blicken aus der Mitternacht sinnend in diese Traumwelt; stehende Typen alter großer Geschichtsformen geben ihre Bilder, tausendmal gesehen und gelesen, doch immer wieder einen passenden Sinn. Dieser Nimrod Orion, der im Südwesten von seinen Höllenhunden begleitet, Schild und Keule hebt, er ist ewig das Bild gewalttätiger Tyrannei,

die verwüstend durch alle Zeiten über die Erde geht; der Stier aber, den er bestreitet, das Symbol emsig unermüdeter Betriebsamkeit und aller ruhig friedlichen Bürgertugenden, die durch den Übermut der Macht gestört und angefeindet werden. Aber der Kampf ist zu dieser Stunde für diesmal ausgekämpft, tief im Südwesten unter dem Äquator ist Cetus, das Ungeheuer, festgebunden, und der Blutstrom, der unter dem Fußtritt des Tyrannen hervorgebrochen, folgt ihm als Eridanus in vielen Windungen zu seiner fernen Felsenklippe, bis dahin, wo der Phönix sich zum Selbstverbrennen in die Flammen stürzt. Furchtsam steigt die Taube mit dem Ölzweig im Süden über dem Gesichtskreis auf, und Mast und Vorderteil des Schiffes, in dem die Kabiren die besseren Güter der Kultur und Sittlichkeit aus der Sündflut der letzten Zeit gerettet haben, tauchen aus dem Dunste des Mittags auf, und dringen zur Sichtbarkeit vor. Aber im Südosten streckt sich in vielen Ringeln durch weite Räume hingewunden die Hydra aus, ihr Schweif steht wo Wolf und Skorpion ihre Behausung haben, ihr Haupt sperrt den Rachen, wo der Krebs alles rückwärts gehende negierende Streben bezeichnet, ihr Herz in Gift und Hader vollgeschwollen droht in der Richtung gegen Frankreich hin; der Becher, in dem gärend sich die feindlichen Elemente mischen, ist ihr aufgesetzt, Unglück verkündend hat der Rabe auf ihrem Schweife sich seinen Platz ersehen; neues Unheil droht das furchtbare Gestirn, das immer höher steigend sich über den Horizont erhebt. Aber die Löwen, der große samt dem kleinen, sind schon zum Streit gerüstet; Bootes treibt seine Bären an, das teutsche Zwillingsgestirn steht als Hüter und glückverkündend Zeichen auf der Himmelshöhe, Perseus, der Erdumwandler, hat sein Schwert gezückt, in Mitternacht ist bei Friedrichsehre das schützende Kreuz über dem Schwanen aufgepflanzt, und im Aufgange steht noch in Dunst eingeschleiert, das Haupt der Jungfrau. Erst wenn das Ungeheuer im Abend zum Untergang gekommen, erst wenn die zweite Hydra besiegt zum Abgrund niedersteigt, wird diese Asträa ganz wiederkehren, die Ähre in ihrer Hand, Reichtum und Überfluß bedeutend, wird über den Gesichtskreis steigen, und die Wage wird aufgehangen, in der Recht und Gerechtigkeit den Sterblichen gewogen werden, und die Krone wird am Ziele errungen sein.

So bedenklich und so tröstlich stehen in der Geburtsstunde des neuen Jahres die Himmelszeichen, sie stellen uns die kommenden Zeitläufte vor in ihrer Biederschrift, wahrhaft und nicht trügend wie jene Sprüche, die die Astrologie in artikulierter Sprache vom Himmel abzulesen sich unterfangen, indem sie die Standsterne als Selbstlauter, die Wandelsterne als Mitlauter genommen und nun in vielfältigen Verbindungen jene Sternensprache gebildet, die in die Erdenrede zu übersetzen der menschliche Verstand kecklich und übermütig sich angemaßt.

Aber in jedem Jahre, ja an jedem Tage kehrt dieselbe Stellung dieser Zeichen wieder, jedes Jahrhundert legt sich in denselben Kreislauf von Streit und Beruhigung zusammen, und das große Sternenjahr, in dem durch viele Jahrtausende in der Fortrückung aller Zeichen dieselbe Ordnung wiederkehrt, hat in seinem Beginnen dasselbe Horoskop und die gleiche Stellung der Aspekte. Denn auch die Geschichte zerfällt in eine Jahresfolge, wo jedes Element in sich wieder ein Bild des Ganzen ist, und den Sternenhimmel in allen seinen Gegensätzen in sich spiegelt, sodaß an der Erde unten und am Himmel oben, dort in der Wirklichkeit, hier im Bilde, in allen wechselnden Formen doch im Innersten der nämliche Verlauf der Weltereignisse sich wiederholt.

Nicht ohne den tiefsten innern Grund ist diese Verkettung zwischen den Himmelsbildern, diesem großen apokalyptischen Panorama und der Geschichte, wo eins immer wechselweise das andere deutet und bedeutet. Wie die Naturkräfte rastlos ohne Aufhören immer wieder dasselbe Spiel beginnen, so sind die Leidenschaften an dasselbe ewig kreisende Rad geflochten, und durch jede Menschenbrust ist ein Eingang in jenen alten Tartarus, wo in dem Steine, der unermüdet bergan gewälzt, immer vom Gipfel rückwärts stürzt, in den Wässern, die, ohne zugetragen, unaufhörlich nach unten hin entrinnen, in der immer ver-

zehrten und immer nachwachsenden Leber, das blinde und das kreisförmig in sich zurückkehrende Walten der blinden Menschenkräfte wie der Naturkräfte abgebildet ist. Darum, und weil die menschliche Natur also eingerichtet, daß sie zugleich die Schlangen und den Herkules, der sie erdrückt, aus sich selber ausgebärt, darum ist es auch um ihren unablässigen Streit also beschaffen, daß wie der eine niedergekämpft ist, zugleich in der Ferne sich der andere im Morgen zeigt; daß aber auch jedesmal zugleich die helfenden, zuletzt siegenden Kräfte in den Aufgang treten, und so immer abwechseln in Gefährde, Streit und Sieg sich die Geschichte fortentwickelt.

Also ist es auch für das kommende Jahr von den Gestirnen vorbedeutet, und also wird es sich in seinem Verlauf bewähren. Darum sollen wir alle, die wir für das Gute streiten, die Wehr nicht von uns tun, damit die Gefahr uns nicht sorglos überfalle; ist ein Übel unter den Kreis der Sichtbarkeit hinabgekämpft, dann sollen wir alsogleich die Kraft für dies neu eintretende in uns erwecken, und also wird Morgen und Abend ein Tag werden und viele Tage, und Gott wird sehen, daß es also gut sei, und darum allein wird es auch gut werden.

Die deutsche Romantik / Von Christoph Flaskamp

Die nachstehenden Ausführungen bilden den Anfang einer kleinen gleichnamigen Schrift (Warendorf in Westfalen, J. Schnell, 2. Aufl. 1918), die viel Beifall, aber auch Widerspruch erfahren hat. Der Verfasser ist Katholik. Unsere Zeitschrift, die sich das kulturelle und nationale Zusammenarbeiten des evangelischen und katholischen Volksteils im Sinne des romantischen Ideals zum Ziel setzt, wird im nächsten Heft einen Protestanten das gleiche Thema behandeln lassen. Die gegenseitige Wechselrede, die wir pflegen wollen, soll uns untereinander immer mehr verstehen lehren und die Überzeugung festigen, daß wir über alles trennende hinweg uns die Hände reichen müssen, um als Deutsche unsere große Sendung in der Welt zu erfüllen. Der Wächter.

Was ist die deutsche Romantik? Eine Zeit, in der das Romantische, im Sinne der landläufigen Rede, herrschend wurde? Man könnte so sagen, nur muß man den Begriff „romantisch“ dann in seiner Tiefe nehmen. Der Ausdruck romantisch, der sich ja auch schon vor der Romantik findet, enthält tatsächlich in sich etwas von dem, was die deutsche Romantik für unsere deutschen, für unsere europäischen Kulturverhältnisse zu Beginn des 19. Jahrhunderts an Wirklichkeit und Wahrheit zurückgewann.

Eine romantische Gegend, eine romantische Begebenheit ist eine wirkliche, und zwar bestimmte, charakteristische Begebenheit, aber doch auch wieder eine, in der ein Etwas mitwirkt, sich auswirkt, das nicht in den Dingen selbst liegt, sie dennoch bestimmt, ihnen einen halb unwirklichen, über die gemeine Wirklichkeit hinausdeutenden Anschein gibt, über den menschlich-irdischen Kreis hinausreichende Kräfte ahnen läßt. Das Romantische ist ein Zuwidersprechen und ein Zuwiderhandeln gegen den Materialismus, gegen die nüchterne Wirklichkeitsansicht, der Mensch und Natur als rein aus sich, rein an und für sich selbst, ohne übersinnliche und übernatürliche Beziehungen da zu sein scheinen. Romantischer Charakter haftet allen wirklich kernig volkhaften Dichtungen, Märchen, Sagen, Erzählungen, Liedern, Rätseln an. Das Romantische läßt das Wirkliche als bestehend gelten, gewahrt aber geheimnisvollere Zusammenhänge. Deshalb ist es aber auch ein Einspruch in sogenannte idealistische Erfahrungs- und Erkennungsversuche und in Versuche, die Wirklichkeit zu verschönlichen, zu beschönigen oder zu verhäßlichen. Das Romantische duldet nicht, in der bloßen Wirklichkeit die volle, die wahre Wirklichkeit der Dinge und des Lebens zu sehen, aber auch nicht, diese volle, wahre Wirklichkeit in den jeweiligen idealistischen Spekulationen und Systemen gegeben zu finden. Da hält sich das Romantische an die sinngeistige Erfahrung der Seele, das phantastische Sehen und

die lebendige Phantasie und an die organische Überlieferung des Mythos in Geschichte und Offenbarung als dem wissenderen Deuter des Daseins.

In diesem tieferen Sinne ist die deutsche Romantik tatsächlich romantisch. Das vulgär Romantische ist nur gelegentlich von ihr verwendet worden. Zugleich aber ist sie mehr als das Romantische. Die Romantik wurde und war romantisch im Gegensatz zu ihrer Zeit, zum 18. Jahrhundert. Die Romantik ist eine geschichtlich bestimmte Auffassung und Prägung des Romantischen zu Anfang des 19. Jahrhunderts, von deren Bestimmtheit das spätere 19. Jahrhundert in seiner zweiten Hälfte im wesentlichen wieder abfiel. Die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts seit der jungdeutschen Schule bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts und bis heute ist nicht eine Fortsetzung der Romantik, sondern in der Hauptsache ein aus der Entwicklung vom 16. bis Ende des 18. Jahrhunderts kehrender Rückschlag gegen die Romantik, wenn auch nicht allgemein gegen alles Romantische, das als Pseudo-, Nach-, Neuromantik weiterwucherte. Diese in allen Farben schimmernden romantischen Bestrebungen seit der Romantik muß man von der Romantik wohl unterscheiden, wenn man diese deutsche Romantik und ihre volle zukunftträchtige Bedeutung erkennen will.

Das geschieht leider allzu wenig oder fast gar nicht, und dadurch drängt sich eine Verflachung des romantischen Problems an sich und eine Verallgemeinerung und dadurch Verwischung des geschichtlichen Charakters der deutschen Romantik auf, die nicht genug zurückgewiesen werden kann, zumal vom katholischen Deutschtum, das an der Romantik ein Interesse hat oder haben sollte, das den mancherlei pseudo-, nach-, neuromantischen Nachwirkungen der Romantik nur bedingt zukommt. Es ist eine falsche Propaganda für die Romantik, fast alles literarische, auch kulturelle und politische Schaffen seit der Romantik als Fortsetzung und Ausbreitung des Geistes der deutschen Romantik abzustempeln, Werke und Strömungen sogar, die, gründlich betrachtet, einfach im Widerspruch zu ihr, und andere, die in keinem ernstlich zureichenden Wertverhältnisse zu ihr stehen.

Der Grundfehler dieser Methode ist der, daß sie das Romantische und die Romantik nicht auseinanderhält, mit jenem unbestimmten, zumeist wenigstens kaum tiefer ergründeten und deutlicher bestimmten Allgemeinbegriff mehr arbeitet als mit dem geschichtlich bestimmten Charakter der deutschen Romantik.

Das Romantische ist eine allgemeine Erscheinung aller Zeiten, aller Zonen und führt vielerlei Namen, ist Grundlage z. B. auch der Gotik, aber auch früherer und vorchristlicher Kultur- und Kunstbestrebungen, nicht, wie manche haben wollen, eine Folge erst des Christentums, durch das es nur stärker betont und genauer bestimmt worden ist. Es läßt sich überall in der Menschheitsgeschichte verfolgen, bald stärker, bald schwächer. Darauf eben, auf den Umfang, den Grad, auf die Stärke, mit der es jeweils im Bewußtsein einer Zeit, eines Volkes wirkt, kommt es an für die Bestimmung des Wertes einer Kultur in der Entwicklung der Menschheit.

Es gibt Zeiten heilloser Verkümmerung dieses ursprünglichen Menschheitsbewußtseins und Weltgefühls z. B., soweit zu urteilen, in der babylonischen Kultur, selbst in der israelitischen Geschichte, in der es die heftigsten Versuchungen und Abfälle davon gibt, in der griechischen Klassik, in der römischen Machtkultur, in einem starken Maße im Humanismus und in der Renaissance, und endlich vollends und am ärgsten in der neueuropäischen Kulturstrebung seit der Reformation.

Gegen diese neueuropäische Kulturstrebung nun war die Romantik gerichtet in ihrer Erneuerung des romantischen, man könnte, von geschichtlichen Unterschieden abgesehen, auch sagen: mythischen, primitiven, altorientalischen, biblischen, christlichen, gotischen, Menschheitsbewußtseins, nach Jahrhunderten der Schwächung, Trübung, ja Fälschung.

Das Romantische ist keine Erfindung der Romantiker, sondern die Wiederentdeckung und Wiedererweckung eines menschheitlich ursprünglichen und alten Weltgefühls und Weltbewußtseins unter einem neuen Namen.

Die Romantik ist nichts anderes als der jüngste geschichtliche Austrag, die jüngste Zusammenfassung aller früheren romantischen Energien, nach soundso vielen früheren Auseinandersetzungen mit dem zugrunde liegenden Problem ein neuer weiterer Lösungsversuch, und zwar zunächst innerhalb der deutschen Geistesgeschichte, in einer genauen Zeit, unter ganz genauen Voraussetzungen, Umständen und Folgen, ja an ganz genauen Orten, zuerst an vorwiegend protestantischen, später an vorwiegend katholischen.

Man muß also unterscheiden zwischen dem Wesen des Romantischen an sich und dem geschichtlich bedingten und bestimmten Charakter der deutschen Romantik im besondern.

Das Wichtige und Bedeutende der deutschen Romantik, wodurch sie den Wiederanschluß an die vernachlässigte völkische und menschheitliche Tradition gewann, ist, daß ihr im Gegensatz zum 16. bis 19. Jahrhundert die alte Wahrheit wieder aufging und in ihr wirkend wurde, daß alle Poesie, alle Kunst romantisch sei, oder doch sein solle, um eine volle wahre, vollständige, nicht einseitige, eine in allen Bedürfnissen der Menschheit antwortende Poesie, um Mittel der Menschheitsentwicklung, „progressive Universalpoesie" zu sein.

Was nun aber romantisch sei, was dieses Wort bedeute und umfasse, das ahnten die Romantiker zwar schon von vornherein, wie der Keim seine Entfaltung, und versuchten es in mancherlei unklaren und deutlicheren Wendungen zu bestimmen, die wertvolles, noch längst nicht ausgemünztes Material für eine philosophische Darstellung des Wesens des Romantischen böten, das sich geschichtlich in verschiedenen Stilarten mit immer wiederkehrender Grundform geäußert hat. Die meisten Ausleger lassen sichs an Wiederholungen bloß der vielen verschieden lautenden, im Grunde stets ein Bestimmtes sagen wollenden Aussprüche der Romantiker selbst, an Paraphrasen und an Phrasen genügen. Man müßte diese Aussprüche in ihrer Gesamtheit als Entwicklung von der keimhaften Ahnung zur folgestrengen fruchthaften Geschlossenheit der Weltanschauung nehmen, nicht, was häufig geschah und geschieht, immer nur die anfänglich unbestimmten preziösen und prätentiösen, sondern auch die späteren klaren, reifen, sicheren. Diese Aussprüche sind übrigens nur wie Randbemerkungen zum Grundtext, eben der geschichtlichen Entwicklung und Auswirkung der gesamten romantischen Kunst- und Kulturbewegung, deren Verfolg vielleicht am ehesten zu einem vollen, wahren Erkennen des romantischen Grundproblems und zu einer richtigen Beurteilung des Charakters der deutschen Romantik führt.

Überschaut man den Verlauf der Romantik und nimmt dazu deren eigene Deutungen ihres Problems, so kann man etwa das Folgende feststellen:

Das Romantische ist kurzweg unsere Erdwirklichkeit, und romantisches Prinzip ist die Anerkennung dieser Erdwirklichkeit, die Anerkennung jeglicher Erd- und Weltwirklichkeit; die Anerkennung jeglicher, auch der Alltagswirklichkeit, eben daß sie da ist und wie sie da ist; nicht aber ist sie deshalb ein unterschiedliches Geltenlassen nun auch jeglicher Wirklichkeit. Es ist ganz falsch, gerade dem Romantiker, der Romantik Flucht vor der Wirklichkeit, ein Verkennen, Außerachtlassen, eine gefällige Auswahl der Wirklichkeit vorzuwerfen. Gerade das wirft die Romantik z. B. dem Naturalisten, dem spekulierenden Realisten und Idealisten, dem Klassizisten oder dem Modernen vor. Wenn es eine Flucht des Romantikers vor der Wirklichkeit gibt, so ist sie jedenfalls keine feige Flucht, kein feiges, augenschließendes, selbsttäuschendes Hinwegsetzen über Gegebenheiten, sondern eine Flucht aus dem kurzsichtigen, bloßen Anschein der Wirklichkeit, aus der einseitigen Teilansicht zu einer allseitigen Vollansicht. Der Romantiker kann und will nicht Naturalist sein. Das unterscheidet gerade die Romantik von dem Sturm und Drang, daß sie den Naturalismus, der in den Stürmern und Drängern sich ankündigte und ein Jahrhundert später abermals zur Losung in der deutschen Literatur wurde, ablehnte und als unwahre

und unkünstlerische Anschauung verwarf, die Ansicht nämlich und das Beginnen, in jedem beliebigen Natur- und Lebensabschnitt „Wirklichkeit" zu sehen. Eine solche Alltagsansicht schien den Romantikern zu kleinlich, zu eng, zu einförmig und unwahr. Das Leben, die Wirklichkeit bestand nicht darin, begnügte sich nicht damit. Selbst ein jeder solcher Ausschnitt, genau unter der Lupe oder auch nur mit offenen Augen betrachtet, begnügte sich nicht mit sich selbst, sondern besaß und entwickelte Triebe einer höheren Einordnung, wenn man ihn nur voll und ganz, nicht tendenziös naturalistisch in Auswahl nahm. Die Flucht des Romantikers vor der sogenannten Wirklichkeit war eine Flucht in die höhere Wirklichkeit, die wahre Wirklichkeit, die Wahrheit. Er wollte auch, wie die Naturalisten und wie die Realisten die Wirklichkeit fassen, das Leben, wie es ist, aber er wollte es nicht im Anschein des voraussetzungslosen Augenblickes, der voraussetzungslosen Gegenwart, sondern mit all der Deutung, Auslegung und Darstellung auch der Vergangenheit beschwert, mit Tradition. Und da, in der Tradition, erschien die Wirklichkeit keineswegs so einfach, einseitig und eindeutig, wie sie den Naturalisten und Realisten erscheinen mochte, sondern als in einem menschheitlich großen Zusammenhange und in einer übermenschheitlichen Ordnung stehend. Er forderte zwar auch den gegenwärtigen Standpunkt, aber nicht den bloß gegenwärtigen, sondern den mit aller bisherigen Überlieferung erfüllten. Deshalb auch forderte er, aus eigener Konsequenz anknüpfend an Hamann und Herder, Umfang aller menschlich natürlichen und geistigen Tätigkeit in der Poesie, keine bloß literarische Kunst, sondern das Interesse der Poesie, der darstellenden Kunst, wie aller anderen Künste auch, an den Problemen der Wissenschaft, der Philosophie, der Theologie, nicht der von heute bloß, sondern auch der von gestern, der Vergangenheit, kurz Anteilnahme an allem, was das Leben, die Wirklichkeit, die Geschichte darbot, und was die Menschheit jetzt und je bewegt: Universalpoesie. Das ist der dem Materialismus, dem Naturalismus, Demokratismus und dem Empirismus, Realismus, Liberalismus entgegengesetzte „magische Idealismus" und romantische Universalismus, ebenso entgegengesetzt dem philosophischen Idealismus, der die Ordnung der Wirklichkeit rein aus der Vernunft er- und begründen wollte, entgegengesetzt auch dem Moralismus und Ethizismus, der das gleiche durch Aufstellung von der Vernunft als allgemein gültig erkannter oder geschichtlich herausgebildeter Ideale erreichen zu können glaubte.

In Goethe schien den Romantikern anfangs ein gut Teil dessen, was sie erstrebten, im Sinne und unter Anregung Herders verwirklicht. Und in Herders essayistischer Tätigkeit liegt tatsächlich ein Teil romantischer Lebensanschauung und Romantikprogramm vor, wie in Goethes, seines gelehrigen Schülers, künstlerischer. In Herder anders als in Goethe trat aber im Verfolg dieser Richtung auf Universalität ein merkwürdiges Versagen der Konsequenz hervor, das man als philiströs und unromantisch bezeichnen darf. Das spürten die Romantiker allmählich mehr und deutlicher und in dem Maße wandten sie sich von ihnen, heftiger von Goethe, ab.

Goethe war ein weiter und großer Geist, aber der Universalität des Daseins gegenüber war er einer zusammenschließenden konsequenten Anschauung nicht fähig oder geneigt, zu einer universalen Weltansicht ist er nicht gelangt, er blieb darin Fragmentist mehr noch als Herder; denn er vermochte nicht wie Herder den Organismus der Religion, der Geschichte, der natur- und geisteswissenschaftlichen Philosophien und der Kunst als zusammenhängendes Ganzes zu umfassen, sondern ließ sich mehr von den Einzelheiten des Herderschen Zusammentrags an Universalien anregen. Er engte sich, die Weite und den folgerichtigen, folgeheischenden Zusammenschluß dieser Dinge je zuweilen empfindend, ahnend und oft in seinen künstlerischen Schöpfungen und liebhaberwissenschaftlichen Studien aphoristisch berührend, doch immer wieder auf eine gegenwärtige Erfahrungsgrenze der Menschheit ein, wie Kant auf eine Grenze der Vernunfterkenntnis, die nicht

einmal subjektiv für den einzelnen Menschen besteht, erst recht nicht in dem geschichtlich traditionierten Bewußtsein der Menschheit, in dem die von ihnen gezogene Erfahrungs- und Vernunftgrenze überall überschritten erscheint, wie denn auch beide selbst in praktischen Gegebenheiten und spekulativ metaphysischen Anwandlungen und Abhandlungen, zu durchbrechen und zu überschreiten versuchen.

Goethes beste Werke und Worte gehen von der Erfahrung, von der Gelegenheit, von der Gegenwart aus, seine Gedichte, Werther, die Wahlverwandtschaften, Wilhelm Meister, Dichtung und Wahrheit, und bleiben wesentlich darin stecken, und wo sie darüber hinaus in geschichtliche Weite streben, wie Götz, Egmont, oder in weltanschauliche wie Faust, bleiben diese Werke wesentlich in der Erfahrung, in der natürlichen Ökonomie und Bürgerlichkeit des Lebens stecken, allerdings mit eingestreuten aphoristischen Zielungen in eine weltorganische Gesamtanschauung.

Denn schließlich ist ohne eine solche Gesamtanschauung eine reichere natürliche Erfahrung des Lebens nicht zu ertragen und ihre künstlerische Darstellung, soll sie mehr sein als bloßer Zusammentrag und natürliche Ordnung, nicht möglich. Auch Goethe zielte immer wieder auf eine die Fülle der Erfahrbarkeiten, Wirklichkeiten des Daseins tiefer begründende, erklärende, bestimmende Anschauung und Darstellung ab, seit er, hauptsächlich durch Herder, aus der Enge des deutschen Literaturbetriebs, die ihn in Leipzig umgeben hatte, hinausgeführt, in die Tiefe und Weite der Menschheitsprobleme Einblick gewonnen hatte. Der Goethe, der das Straßburger Münster bewunderte, für Shakespeare schwärmte, ihm nacheiferte, der Goethe des Götz, des Faust war romantisch gerichtet, bevor die Romantiker es waren. Das Leben, die Wirklichkeit will in diesen Werken in einem weiteren und höheren Organismus wahr werden, in einem geschichtlichen und in einem weltanschaulichen, und das ist letzten Endes immer religiösen, so sehr auch in in ihnen Goethes Hauptstärke in seinem Realismus liegt, nicht in seiner Ahndung und Darstellung des geschichtlichen und religiösen Zusammenhangs, die Goethe weit weniger gelingt, und durchweg dank Herderscher Anregung. Als und je mehr Herders unmittelbarer Einfluß zurücktrat, trat auch alsbald diese universal gerichtete Strebung bei Goethe zurück vor seinem eigentlichen Realismus der Gegenwartserfahrung, auf den er sich wieder einengte, zunächst in gallo-, dann in graecomanieristischem und schließlich auch noch in orientalischem Gewande. Von jenen menschheitsgeschichtlichen und nationalfolgerichtigen Strebungen bleiben nur einzelne Momente in der Folge in seinem Schaffen wirksam; ihrem Zwange zu einem Zusammenschluß, zu einer Lebens- und Weltanschauung und zur Ziehung der nationalen und religiösen Konsequenzen aus ihnen folgte Goethe nicht, wich er aus, nicht nur weil er einem geschlossenen Begreifen der Ordnung des Kosmos, der Geschichte, der Übernatur weniger fähig war, als z. B. Hamann, Herder u. a., und weil seine Phantasie mehr auf die Erfassung der kleinen und größeren Ordnungen der umgebenden Natur und des umgebenden Lebens, als auf die großen der Geschichte und Religion eingestellt war, sondern in vielem auch deshalb, weil die daraus sich ergebenden Konsequenzen ihn zu sehr aus sich herauszuführen und für bestimmte nationale, ethische und religiöse Ansichten und Strebungen in Anspruch zu nehmen schienen. Nach anfänglichem Tumult sich seiner besonderen Kraft und auch wohl der Enge dieser Kraft inne geworden, vermied er es fast ängstlich, den sicheren Boden der Erfahrung zu verlassen und den damals sehr schwanken Boden des Geschichtlichen, Weltanschaulichen und Religiösen zu betreten, obwohl es ihn immer wieder lockte und es ihm auch gelang, vieles, ja mehr als die meisten seiner Zeitgenossen, von daher in seiner unverbindlichen Weise ins Enge zu bringen. Die nationalen, ethischen und religiösen Strebungen seiner Zeit waren in vielem noch so wenig konkret, daß seine Scheu begreiflich ist, für eine dieser Richtungen in Anspruch genommen zu werden oder gar persönlich sich zu entscheiden.

Trotzdem bleibt es ein Abfall von ungeheurer Tragik und Tragweite, daß er, bereits in die geschichtlich folgerichtigen großen Notwendigkeiten der Zeit und seines Volkes hineingewachsen, aus diesem Stilwillen der Zeit sich absonderte, und da ein bloßer Realismus der Erfahrung und Darstellung, zumal in der freigeistig-gallomanieristischen Art, schließlich doch nicht genügte, sich auf ein Pseudoideal, auf eine schöngeistige Manier einengte, Klassizist wurde. Denn die Klassik des Altertums, die diesem modernen Klassizismus entspricht, war eine Loslösung von der nationalen Überlieferung, von der antiken Romantik, ein Ausschluß wesentlicher Elemente des Daseins, der Wirklichkeit, eine Abebnung des Lebens und seiner dreiförmigen Bedingtheit in die rein zwiefältige, flächige von Natur und Geist. Goethe war und blieb seitdem Manierist und Klassizist, das, was wir in anderen Künsten längst gewohnt sind, als Klassizismus in der Baukunst, in der Malerei, in der Plastik geringer zu werten, als eine, unter ganz anderen als den Zeitumständen des Altertums, versuchte Erneuerung des Geistes der antiken Klassik, gerade jener Phase des Altertums, da die Furcht und Demut des alten Götterglaubens nicht mehr, die Zerknirschtheit des Unglaubens noch nicht, sondern eben jener dazwischenliegende ungläubige Hochmut und jene im wesentlichen rein diesseitige Lebenstüchtigkeit herrschend war, im bloßen Ausgleich der natürlichen und geistigen Kräfte des Menschen die wahre Schönheit zu finden, anstatt in dem Ausgleich zwischen Menschheit und Gottheit, die, nach diesem Höhepunkt des Menschlichen im Altertum, als Fülle der Zeit nahe war.

Es läßt sich zwar nicht leugnen, daß Goethe im Alter wieder einigen Anschluß, und zwar unter unmittelbarem Einfluß der Romantik, an die Zeit suchte. Aber dieser, der zweite Teil des Faust, die Weisheit des Orients und anderes, befriedigt keineswegs und behebt den Abfall nicht.

Goethe stammte eben in nächster Linie von der geschichtsvergessenen Aufklärung, in weiterer von der Geschichte, Überlieferung leugnenden und abbrechenden Reformation, von der Renaissance und vom Humanismus ab, die dazu führten, anderthalbtausend Jahre organischer Menschheitsentwicklung als nicht gewesen zu ignorieren und zu perhorreszieren. Da blieb freilich, wollte man nicht auf diese Zeit zurückgreifen, dem damaligen Geschlecht die antike Klassik, denn die ihr folgende antike Dekadenz besaß nicht die nötige Scheinheiligkeit einer wahren Lebensform, als nächstes Ideal. Hätte man das Altertum mit den Augen der anderthalbtausend Jahre der ersten christlichen Jahrhunderte und des Mittelalters, die davon unmittelbar Kenntnis und Kunde hatten, gesehen, so wäre die Aufstellung dieses Pseudoideals nicht möglich gewesen, aber nun bot es sich sehr leicht als Ideal einer Neukultur gegen eine christliche früh- und mittelalterliche Kultur, die man noch weniger kannte, als man die antike kannte, wie sie wirklich war. Goethe fand sich trotz gelegentlicher Anerkennung und reichlicher Anwendung christlicher Lehr- und Kulturformen, wesentlich nicht mehr aus dem klassizistischen Manierismus heraus in seine ursprüngliche, von Herder angeregte, volks- und menschheitsorganische Strebung zurück.

Was Goethe unterließ, die Gedanken Herders u. a., die sich offen aufdrängenden Forderungen der Zeit zu Ende oder doch fortzuführen, das sollte die Romantik erfüllen.

Die Romantiker staken genau wie Goethe oder noch tiefer in der Verkennung des geschichtlichen Zusammenhanges und der Entwicklung der Menschheit, der Zeiten und Völker, und daß man nicht willkürlich unter Ausschaltung ganzer Kettenglieder der Entwicklung auf eine frühere Kultur als auf ein Ideal der Gegenwart bloß so zurückgreifen könne. Auch sie huldigten dem klassischen Ideal, Friedrich Schlegel sogar so sehr, daß Schiller mit Recht spotten konnte. In dieser Heftigkeit lag das Gute, Ehrliche, Gerechte des Schlegelschen Charakters, persönlichen Überzeugungen Folge zu leisten. Friedrich Schlegel vor allem kam aber dann über dem genaueren Studium der Antike, vor allem aber dann des Orients und über dem erwachten Interesse am Mittelalter immer mehr

zu anderen gegensätzlichen Überzeugungen, wie, angeregt wohl von ihm und auf eigenem Wege, auch Novalis.

An Friedrich Schlegel läßt sich der ganze Weg der Wandlung am deutlichsten verfolgen: er ging auch vom neueuropäischen Liberalismus aus, suchte auch alsdann im klassischen Ideal, in der natürlichen Harmonie der Kräfte einen Halt, ohne den ja jede menschliche Freiheit sich verzehrt, aber fand ihn nicht darin. Er sah, daß auch die griechische Kultur kein Heilmittel, kein absolutes Ideal gewesen war, das vor dem Verfall geschützt hätte, daß sie vielmehr eine zwiespältige gewesen war, trotz der geistkörperlichen Harmonie oder Kalokagathie, die sich mit dem Formprinzip christlicher Sittlichkeit durchaus nicht deckt; und daß, wie ihr der Verfall, das Ungenüge an der reinen Menschlichkeit gefolgt, ein anderes, ein romantisches Bewußtsein ihr vorausgegangen war, das Bewußtsein einer höheren Ordnung, die verdunkelte mythische Überlieferung, und daß diese ganze Kultur nur ein Kettenglied einer langen menschheitlichen Entwicklung sei, die, wie ihren Vorausgang, auch ihre Fortsetzung haben müsse. Das ursprünglichere, in der griechischen Naturreligion schon sehr getrübte, nur im einzelnen mythischen Formen und philosophischen Lehren noch wache oder durch neuerliche Berührung der Griechen mit dem Orient wiedererwachte Bewußtsein der Menschheit fand er im alten Orient erhalten, am klarsten dann in der Bibel, das Bewußtsein von der Schöpfung, vom wahren Gotte, vom Abfall des Menschen vom Göttlichen, von der notwendigen und erwarteten Erlösung und Wiedergeburt. Diese Überlieferungen gründeten tiefer und wiesen weiter als alle Philosophien und Kulturen; nicht nur den natürlichen Zusammenhang der Menschheit offenbarten sie, auch den übernatürlichen. Diese Überlieferungen erklärten und rechtfertigten die Wirklichkeit, die ganze, volle, vollständige Wirklichkeit, und zeugten wider jene schöngeistige Auswahl aus der Wirklichkeit, die sich, wie die deutsche Klassik, mehr auf die schönfältigen Linien der Wirklichkeit einstellte. Die frühe Forderung der Romantik nach einer Mythologie hätte und hat mißverständlich auf Volksmythologien geführt; die reifere Erkenntnis Schlegels führte dahin, eine einheitliche Mythologie der Menschheit unter all den vielfarbigen und vielförmigen Mythologien der einzelnen Völker zu entdecken, für das aufgeklärte Europa neu zu entdecken, daß diese eine Mythologie, die wahre, im alten Bunde wie im neuen ihre fortlaufende Geschichte, im alten ihre Ursprünglichkeit, ihre vielfache Verkümmerung und Erhaltung, im neuen ihre Erfüllung, völlige Offenbarung und lebendige Auswirkung habe. Damit war für Schlegel die Einheitlichkeit des natürlichen und übernatürlichen Zusammenhangs der Menschheit gegeben, damit wie mit der Anerkennung des alten, so auch die des neuen Bundes, des Christentums, also auch die Konsequenz jener Jahrhunderte der christlichen Frühzeit und des Mittelalters, die seit Humanismus, Renaissance und Reformation immer mehr in ihrer Bedeutung verdunkelt und der Aufklärung fast fremd geworden waren, in denen dann die Romantik bedeutende Überlegenheiten der Kultur über die ihrer Zeit wiederentdeckte, die so viele Romantiker auch zu dem Grunde dieser Überlegenheiten, zum Glauben bekehrten.

Solche Überlegenheit besteht z. B. in der Gotik. Nicht als ob die Romantiker ein volles Verständnis für sie schon zurückgewannen; an der Gotik läßt sich aber am besten kennzeichnen auf was die Romantik schließlich abzielte und was sie von allen kulturellen Strebungen seit dem Ausgange des Mittelalters unterscheidet: nach der Enge der philosophischen und künstlerischen Systeme wieder die volle Wirklichkeit und Wahrheit des Lebens, den christlichen Universalismus, den Organismus wieder zu gewinnen, der die Begriffe Gott, Mensch, Natur umspannt in richtiger Ordnung und Freiheit der Bewegung. Es ist keine Willkür die Romantik als das wieder aufgenommene gotische Ideal zu fassen. Am Ende der Romantik steht die Idee des neuen Deutschen Reiches als christlich-gotisches Ideal und genau das Symbol: die Inangriffnahme der Vollendung des Kölner Dombaues.

Das Gold / Von Hans Freiherrn von Hammerstein

Auf dem Berge saßen die Asen.
    Odin wog das Gold in der Hand.
Schlimme Beute, sprach er, dünkt mich,
    brachtest du, Loge, vom Sonnenland.
Wie falsch die grünfunkelnden Blicke!
    Wie's gleißt und glimmert lockend und glatt!
Wer's sieht, will es besitzen,
    und zu verlieren fürchtet, wer's hat.

Sprach Wile: Weiberflitter!
    Eitles Spielwerk! Was taugt uns der Tand?
Zur Waffe zu weich, zum Kleide zu schwer.
    Ein kalter Trug und leuchtet wie Brand.
Blut und Unheil scheint es zu bergen,
    Zwietracht, Hader, Mißgunst und Weh.
Bei Ran, der falschen, birg es am Besten.
    Den Fischen zum Zank wirf's in die See.

Drauf Loge zürnend: Tursischer Tölpel!
    Zu schätzen weißt du Acker und Rind,
Aber dem Schönen, dem Selt'nen, dem Edlen
    bleibt dein törichtes Auge blind!
Ein Sonnentropfen, ein Stern, der gefallen,
    ist es, ein Hort voll Zauber und Macht!
Dem Herrscher Zeichen, der Schönheit Zier,
    den Menschen Gut, den Göttern Pracht.

Odin entriß er das Geschmeide.
    Eine der Spangen entschlüpfte da flink.
Über den Hügel hinunter entrollte,
    hüpfte und tanzte das blinkende Ding.
Ein Rabe sah es vom Baum, stieß
    nieder, fing es und flattert' ins Laub.
Ein zweiter krächzend, als wär er bestohlen,
    stürzte sich auf ihn und heischte den Raub.

Hoch empor trugen es beide.
    Da fiel es funkelnd im Sonnenglanz
unter Menschen, die just um eine
    Linde sich scharten zu Fest und Tanz.
Einer haschte das güldene Schlänglein
    und rief. Die andern liefen herbei.
Das gab ein Drängen, Zwängen und Greifen,
    ein Gaffen, ein Fragen, Bitten, Geschrei.

Voran die Weiber voll Gier und Lust,
die hält's an die Brust, die streift's an den Arm,
die reißt es hinweg und prüft's an den Zöpfen.
Es keift und lobt und kichert der Schwarm.
Von Hand zu Händen gleitet's und glänzt es.
Jeder will's haben, keiner gibt's los.
Drohen, Schelten, Gebalg und Streit,
Ringen und Würgen, Schlag und Stoß.

Einer birgt es und rennt zum Wald.
Ein andrer, den Spaten in der Faust,
hinter ihm her, holt ihn ein.
Hochgeschwungen das Eisen saust,
kracht nieder, Stöhnen und Fluch.
Mitgards Erde von Mordblut rot.
In der schreckenerstarrten Schar
Zum erstenmal steht der Tod.

Weh und Racheruf. Des Erschlagnen
Sippe rottete sich zuhauf
Wider den Mörder und seine Brüder.
Mit Knüttel und Steinen ging's dran und drauf.
Und eh die eilenden Asen gekommen,
zu trennen die Streiter, zu schlichten die Wut,
lag mancher mit klaffender Wunde
im blumigen Gras und spie sein Blut.

Ruhe schuf Wile, der Starke.
Die Asen saßen zu Recht und Rat.
Schluchzen und Klagen um sie. Der Mörder
ließ das Leben für seine Tat.
Von Loge nahm Odin das Gold.
Sie vergruben es tief im Hain.
Wile, das keiner es hole, wälzte
darüber einen gewaltigen Stein.

Zeiger der Weltuhr / Von Hans Thoma



Im Himmel geht die große Weltenuhr ihren stillen, stetigen Lauf; mit ihr wandeln die funkelnden Sterne, die wir nach unserem kurzen Maß die Ewigen nennen müssen.

Die Uhr geht nicht vor und nicht nach; die Wiederkehr der Stunden folgt sicher. Nach dem Gang dieser Weltuhr richtet sich alles Geschaffene.. Alles hat seine Zeit. —

Das blaßgelbe Himmelsschlüsselchen eröffnet im Frühling den Reigen der Blumenpracht, und die blaßlila Herbstzeitlose schließt den Zug. Auch die Gebirge mit ihren unbeweglichen Kristallen hängen wohl mit den Umläufen der Weltuhr zusammen; unser Messen und Zählen ist freilich unzureichend.

Der stetige Gang der Weltuhr geht hinweg über alles, über das Treiben und Toben der Elemente und auch über den Wahnsinn und Jammer der Menschen. So sagt sich der Leidende zum Trost: Es geht alles vorüber.

Die Menschenseele könnte freilich versinken in diesem immerwährenden Kreislauf, wenn sie nicht ein hoffnungsfreudiges Gefühl mit auf die Welt bekommen hätte, daß sie so wichtig sei, daß die ganze Welt sich doch nur um sie drehe, daß sie aus einem Gefühl ihres Wesens, über das sie nicht hinwegkommt, sich als den Mittelpunkt der Welt betrachten müsse: es ist die Selbstsucht des Lebenwollens, die alle Wesen beherrscht; es ist der Lebenszwang, dem alle untertan sind, dem auch der Mensch sich nicht entziehen kann. —

Wo du auch bist, ist immer die Mitte der Welt.
In jedem Raum umkreist dich das Grenzenlose.
Nach allen Seiten umgibt dich Unendlichkeit,
Die, weil sie keine Grenzen hat, auch keine Mitte anerkennen kann.
Wo du bist, da ist die Mitte!

In dir scheidet sich die Zeit;
Kein Vergehen und kein Werden schließt die Zeit dir ein:
Vor dir, hinter dir ist Ewigkeit.
Wird der Augenblick geboren,
Schon ist er fort, schon ist er weit. — —

Wenn man sich als Mittelpunkt der Welt empfinden und auch etwas von dem Hochgefühl dieses Vorzuges haben will, so muß die Seele allein sein in der Stille, wo sie ihr Geheimnis, sich selber empfindet.

Die Seele hat die Fähigkeit, mit der Stille der Unendlichkeit sich zu vereinigen, von den Pforten der Ewigkeit unabhängig zu werden, Frieden zu finden vor all der Unruh, die tobend die Welt erfüllt. — Dieser Zustand wird wohl etwas sein wie Gebet, das richtige Beten, von dem Jesus sagt: „Wenn du betest, so gehe in dein Kämmerlein und schließe die Türe zu."

Es gibt doch kein abgeschlosseneres Kämmerlein, als das eigene Herz.

Christus, am Kreuz erhöht, ist das Wahrzeichen geworden, daß die Seele der Mittelpunkt der Welt ist: das Gleichnis vom Alleinsein der Seele inmitten von Leiden und Jammer der Welt; die göttliche Liebe inmitten des Hasses, des Mordes, sich hingebend als Opfer zur Erlösung von der Erbschuld der Menschheit, ein Licht, das aufleuchtet aus der purpurnen Finsternis des Unerklärlichen.

Das Kreuz ist das sichtbare Zeichen, in dem das Maß der Unendlichkeit Ausdruck findet. Senkrecht und wagrecht, die Maßlinien des Raumes, kreuzen sich, schneiden sich im Punkte; in die Unendlichkeit zeigen die Arme des Kreuzes.

Das Städtlein / Von Julius Havemann

Liegt irgendwo im deutschen Land
Ein Städtlein, jedermann bekannt.

Die Kirche hoch im Abendglanz,
Der Markt mit seinem Lindenkranz,

Das Rathaus und davon nicht weit
Der „goldne Löwe" stufenbreit.

Des Frühmarkts Blumen sind verblüht.
Die erste bunte Mütze glüht,

Und langbezopft erscheint's zu Vieren,
Mit Blick und Wort wem zu parieren.

Aus Gärten über Hof und Mauern
Quillt Blütenschaum und Liebesschauern

Der Nachtigall. Sacht kommt die Nacht.
Ein Stern — ein letztes Fenster wacht

Und wirft geheimnisvollen Schimmer
Durch Weinlaub wie aus Faustens Zimmer.

Schlaft! schlaft in Frieden! singt ein Geist.
Nun sagt mir, wie dies Städtlein heißt!



Nürnberg

(Nach einem Holzschnitt aus Braun & Schneiders „Hauschronik". Erster Band)

Alte Nürnberger Sagen / Von Franz Trautmann



Die drei Baumeister von St. Lorenz.

Zu St. Lorenzen heißt ein Turm: der alte. Wie derselbe alte Turm im Bau begriffen war, hatten ihrer zwo Meister d'ran zu schaffen und vorerst schon einem andern Meister die Arbeit abgejagt. Nachdem nun der beseitigt war, loderte in ihnen beiden grimmiger Haß und Zorn empor, und beschlossen, sich einander zu verderben. Damit es aber niemand ahne, taten beide desgleichen, als wären sie sich überaus geneigt. Drüber verlief etliche Zeit, bis sie eines Tages hinaufsteigen mußten, so weit der Turm gebaut war. Da nun der eine ans Fenster trat und hinaussah, packte ihn der andere und wollte ihn hinabschleudern. Der erste aber, so ein Gleiches vorgehabt hatte, hielt sich fest an ihn und riß ihn mit sich hinaus. Also stürzten sich beide hinab und zerschmetterten sich alle Knochen. Dabei stand der dritte unten, nicht eine Hand breit entfernt, denn er hatte schier hart am Turme hinaufgeschaut. Als das der Rat erfuhr und der Baumeister, so am Leben geblieben war, erzählte, wie sie ihm mitgespielt hatten, da er ihnen doch nie was Leid's getan, war des Rates Bescheid: Des Werkes weiterer Bau gebühre ihm, denn gleich wundersam habe Gott die zwo Bösen vernichtet und ihn aus Todesgefahr errettet — stehe ihm auch frei, ein Wahrzeichen zu setzen. Drauf sagt der Baumeister: „Das sei ferne von mir! Eher will ich der argen Tat Spur ganz verwischen!" Drauf war sein erstes, daß er das Fenster zumauerte. Die Sage aber konnt' er nicht vertilgen.

Der Teufel und der Chorschüler.

Mit dem Teufel ist kein Scherz zu treiben, und wenn sich einer gar auf ihn beruft, ist er gleich so frei und kommt. Das war vor Zeiten zu Nürnberg der Fall. Da war just die Predigt zu St. Lorenz aus und hatte der Pfarrer gegen das Fluchen gesprochen. Drauf spielten zwo Chorschüler unfern der Kirche mit Schussern, gerieten in Streit über weniger oder mehr, der eine aber, so die Schusser in der Hand hielt, stritt zumeist und rief: „Hol' mich der Teufel, ich hab' recht!" Er hatte aber den andern betrogen. Kaum war das Wort aus seinem Munde, kam der Teufel, drehte dem Gesellen den Hals um und fuhr durch die Luft mit ihm davon. Nun sieht man den Hut des Schülers noch auf der Stange über dem Dach des Chores, den verkehrten Kopf zu ewigem Andenken am Tragstein St. Lorenzens; die Würfel waren früher auch zu sehen, sie soll aber vor fünfzig Jahren der Teufel geholt haben. Und vom Mantel des Chorschülers, so hinter dem Altar bewahrt wurde, ist auch nichts mehr zu finden. Wer weiß, was da geschehen ist.

Die Totenfrühmesse zu St. Lorenz.

Zu Nürnberg war eine Jungfrau, namens Gertraud Stromer, die war einem reichen Patrizier wohl geneigt, so daß ihr ganzes Herz an ihm hing. Weil sie's aber verhehlte, heiratete den ihre beste Freundin. Drüber brach der Gertraud aller Lebensmut, der Patrizier starb auch nach kurzer Ehe und die Gertraud überlebte ihn nicht lange. Als man nun 1430 zählte und am Allerseelensonntag war's, machte sich des Patriziers junge Witwe, Frau Imhof, früh auf und wollte zu St. Lorenz die Frühmesse hören. Da sie in die Kirche kam und etliche Weile in ihrem Kirchstuhl saß, war ihr angehends ganz sonderlich zu Mut. Denn, wo sie hinsah, bedünkte ihr, daß sie keine heutigen Gesichter erblicke und alle Menschen und die Geistlichen an den Altären seien vor langer Zeit verstorben. Wie sie nun darüber in tausend Zweifeln war, gedachte sie sich anzufragen, trat zitternd aus dem Kirchenstuhle, wandte sich an eine Jungfrau, die auf einen Altar zugewendet war und klopfte sie leise auf die Schulter. Als sich diese gegen sie kehrte, erkannte die Imhof ihre beste Freundin, so vor drei Wochen gestorben war. Da trat's ihr eiskalt ans Herz. Die Verstorbene aber sagte: „Gevatterin, so man zur Wandlung läutet, hebt euch ehest aus der Kirche, ansonst ist's auch um euer Leben geschehen. Ihr habt mir wohl das Herz gebrochen, ich aber hab' euch verziehen." Hierauf eilte Frau Imhof allsogleich hinaus, es bedünkte ihr aber, als eilte ihr eine ganze Menge Menschen nach und als hielten sie etliche am Mantel fest. Da ließ sie ihn im Stich und floh nach Hause und wurde sterbenskrank, daß sie schon die heilige Wegzehrung bekam. Doch kam sie wieder davon, hatte aber alle Lust zur Welt verloren und ging in St. Clarens Kloster. Da lebte sie noch etliche Jahre. Dann starb sie früh am Allerseelentag.

Spitzweg in Bad Sulz / Von Horst Wolfram Geißler.



Wie ein Walfisch, der satt und behaglich auf dem mittagswarmen Meere treibt — gerade so faulenzt der Hohe Peißenberg auf der grünen Ebene, die sich zu Füßen der bayerischen Alpen leise hinwellt.

Und oben auf dem höchsten Buckel des bequemen Ungetüms steht eine weiße Kirche. Recht klug und gottvergnügt und seelenfängerisch haben die Mönche von Rottenbuch ehmals dieses Bethaus da hinaufgebaut; denn wer einmal bei schönem Wetter von da droben Ausschau hält, der meint — ob er will oder nicht — dem segnenden Herzen des Himmels ein wenig näher zu sein als sonst. Nach Mittag hin verebbt der Berg in ein waldiges Hügelland, in dem blaue Gewässer wie Gottesaugen strahlen, und das jäh begrenzt wird durch die wolkenhohe Zackenmauer der Alpen, die sich vom Allgäu bis ins Salzburgische hinüberdehnen. Und nach Norden verflacht die Ebene in grüner Unendlichkeit wie eine Wiese, auf der die weißen Kirchlein wie helle Blumen blühen und die großen Seen als gleißende Schmetterlinge mit gebreiteten Flügeln wohlig in der Sonnenwärme ruhen. Weit, weit dahinten, wo die müde Linie des fruchtschweren Landes mit dem Dunste des Horizontes zusammenfließt, keimen die Türme Unserer Lieben Frau zu München auf, und wer mit geschärften Augen ein wenig über die Rundung dieser glückseligen Erdkugel hinwegsehen mag, der kann mit gutem Willen sogar die Türme von Augsburg in dem Flimmerduft ahnen.



Franz Pforr — Der Graf von Habsburg

Und rings über den weidestillen Matten des gesegneten Berges hängt das schläfrige Geläute der Kuhglocken in der goldenen Luft, klingt aus den Fichtengründen herauf und schwimmt um Land und Seele in ruhiger Zufriedenheit wie leise gaukelnde braune Falter.

Der liebe Gott muß in seiner allerbesten Feiertagslaune gewesen sein, als er diesen gebenedeiten Berg schuf. Mag sein, daß dem armselig kleinen Menschenherzen die Allmacht und Erhabenheit der Natur mitten im schneestarren, ewig schweigenden Hochgebirg näher zu Sinnen kommt — aber die ganze jubelnde, tief zufriedene und überaus beglückte Sonnenseligkeit dieser Welt schimmert doch nur um so einen grünen Weideberg herum und singt im leisen Wehen des Sommerwindes und dem wallenden Geläute der Herdenglocken ein Loblied auf den Schöpfer.

Deshalb war es auch so klug und gottselig und seelenfängerisch von den weiland Mönchen zu Rottenbuch, daß sie einstmals die strahlweiße Kirche auf diesen Berg bauten. Denn wenn einer sieht, zu wem er betet, dann tut er's noch einmal so gern — so ist nun einmal das erdnahe Herz.

Also war es auch kein großes Wunder, daß an einem hellheißen Sommertage der Herr Provisor Franziskus Dionysius Deutelmoser aus der Türe der Bergkirche heraustrat; obgleich gerade die Apotheker meist geneigt sind, dem lieben Gott gegenüber eine ganz besondere und eigentümliche Stellung einzunehmen. Aber Herr Franziskus Dionysius war für die Beglücktheit einer schönen und geordneten Natur ungemein empfänglich, und heute zumal hatte er sich durch drei schwerwichtigte Gründe bewogen gefunden, in den dämmerigen Betraum einzugehen. Erstens, weil heute die Welt wirklich ein Dankgebet wert war; zweitens, weil er in den letzten Wochen seinen bösen Husten und das Stechen in der Brust verloren hatte; und drittens, weil es einem sehr wohl tat, nach dem gemächlichen Aufstieg über die mittagsheißen Weidehänge einen kühlen Schattenplatz zu finden.

Als er aus der Kirche trat, schien es ihm, daß es doch infam wäre, wenn er nun tot unter der Erde läge, anstatt lebendig auf ihr zu stehen und sich über ihre Herrlichkeiten zu freuen. Er verfiel bei diesem Gedanken in eine geradezu ungeheuerliche Vergnügtheit; und wenn er sich nicht vor dem Hüterbuben geniert hätte, der gewiß irgendwo unter einem Baum saß und herüberlugte, so wäre der Provisor Deutelmoser wie ein Böcklein den sonnigen Hang hinuntergehüpft und hätte gejuchzt.

So aber hielt er an sich, lächelte nur wie ein halbes Dutzend Vollmonde und langte darauf eine Tabakspfeife und einen Lederbeutel hervor.

Haha! Drunten in Bad Sulz hatte zwar der Sanitätsrat Zeiß dem Donisl das Rauchen streng verboten. Aber um diese Stunde kam der Alte gewiß nicht herauf, sondern machte seinen Mittagsschlaf; und der Herr Deutelmoser fühlte sich so prallgesund, daß er auf eigene Verantwortung die Pfeife stopfte, Feuer schlug und ein paar genußhaft schnalzende Züge tat.

Dabei schaute er nach dem übergewaltigen Wetterstein hin und brummte, so recht animalisch und maßlos zufrieden wie ein brauner Bär, der sich die Sonne auf den Pelz scheinen läßt. Herrgott, war die Welt schön! Ein Flimmern und Läuten und Wiegen war darin, daß man ganz auseinanderfließen mochte. Und die Sonne lag an Berg und Mauer und wärmte gewaltig, von innen heraus, erntestill. Fast ein wenig zu gut meinte sie es heute ... Unten im Tal glitzerte das hellblaue Geriesel der Ammer und zwinkerte herauf.

Der Donisl bekam einen Einfall: Wenn man jetzt den Grashang in den schattigen Fichtengrund hinunterstieg und etwa in dem rauschenden Fluß alle Mittagshitze abspülte und dann halb um den Berg herum nach Sulz zurücklief — dann konnte man gerade dort sein, wenn der Sanitätsrat Zeiß seine Kurschäflein zum Abendbrot versammelte.

„Ha!" sagte der Donisl. Er klopfte seine Pfeife aus, steckte sie wieder liebevoll in die hintere Tasche seines moosgrünen Fracks und begann den Berghang gemächlich hinunterzuklettern — immer zwanzig Schritt nach rechts, dann zwanzig nach links, gerade wie die Kühe ihre schmalen Pfade eingetreten hatten.

Nach einer kleinen Stunde war er unten, heiß, durstig und voll großem Verlangen nach dem kalten Glitzerfluß, der durch die Talwiese murmelte. Deutelmoser ging einer Wegspur nach, die durch das Gras führte, und stand an dem geröllgrauen Ufer.

Aber da war auch, gesetzlich aufgepfählt, eine Tafel „An dieser Stelle ist das Baden verboten".

„Hm!" sagte der glückhafte Dionysius und schaute verständnisvoll zu dem Wahrzeichen empor, „hm! Jetzt — du hast mir akkurat noch gefehlt! Es ist unglaublich, wie der Staat für die Bequemlichkeit seiner Bürger sorgt."

Dann lächelte er die Tafel freundlich an, zog seinen moosgrünen Frack aus und hängte ihn über sie, wie auf einen vortrefflichen Kleiderstock; seinen Hut stülpte er auf den Pfahl, und nun sah der ganze Bau so recht wie eine Vogelscheuche aus. Der Donisl freute sich darüber ganz ungemein; langsam zog er sich weiter aus und trat vorsichtig in das quellkalte Rauschewasser, plätscherte seelenvergnügt darin und ruhte sich schließlich für einen Augenblick auf dem hellen Geröllsand aus wie eine Forelle.

Drüben auf der Landstraße rollte ein Wagen heran. Deutelmoser lugte vorsichtig über das Wiesengras; die beiden Schimmel erkannte er lange: sie gehörten dem Sanitätsrat Zeiß. Herrgott — wenn der Alte selber im Wagen säße und den Donisl hier erwischte, das gäb' ein rechtschaffenes Donnerwetter — — — mußte die Fuhre auch gerade daherkommen, wie er anfing zu frieren und gern aus dem Wasser gemocht hätte!

Und nun hielt der Wagen gar — just gegenüber der Stelle, wo Franziskus Dionysius allbereits vor Frost ein leises Zähneklappen bekam und mißtrauisch auf seine moosgrüne Vogelscheuche blinzte.

Nun stieg einer aus und schritt über die Wiese her. „Oh, oh!" dachte der Deutelmoser und fror. Wie ein verfolgter Mörder spitzte er durch das Gras. Aber da erkannte er zu seiner großen Erleichterung, daß der Mann ganz gewiß nicht der Sanitätsrat sei, sondern auch so einer, der sich von dem alten Zeiß kurieren lassen wollte. Und also wischte der Herr Provisor aus dem kalten Wasser, hockte sich hinter einen Busch, ließ sich die Sonne auf den Rücken scheinen und wartete auf den anderen.

Der kam gemächlich heran und schaute durch seine silberne Brille nach dem moosgrünen Frack.

Eine feine blasse Stirn hatte er, und eine kunstvoll gedrehte rotblonde Haarschraube darüber. Und jetzt lag in seinen Mundwinkeln ein ganz besonders wohlwollendes Lächeln. Nun stand er vor der Kleidertafel still, wendete ein wenig an den grünen Frackschößen hin und her und sah sich um.

„Deutelmoser!"

„Ja?" sagte der hinter seinem Busch hervor.

„Deutelmoser, was machst du da für Geschichten? Wenn du schon verbotenerweise baden willst, nachher häng' wenigstens deine Kleider nicht so auf, daß sie ein jeder sieht, Deutelmoser!"

„Was brauchst auch grad du daherzukommen, Lackl!" sprach der Donisl empört und sehr zufrieden, daß es nicht Zeiß, sondern der Kollege Spitzweg war, der ihn überraschte. Er kam hinter seiner keuschen Blätterwand vor und erwischte sein Hemd.

Spitzweg nickte pädagogisch. „So sind aber die jungen Leute heutzutage. Gestern hat sie der Tod beim Rockzipfel, morgen springen sie im kalten Wasser herum."

Der Donisl zog sich an und lachte mit dem ganzen Leichtsinn seiner fünfundzwanzig Jahre. „Die jungen Leut'! Grad als ob du älter wärst — ha?"

„Freilich!" sagte der kleine Spitzweg voll Würde. „Vier Wochen und zwei Tage."

„Und privatisierst schon . . ." überlegte Deutelmoser neidig.

Der andere lächelte melancholisch. „Das Nervenfieber — — mir wär's auch lieber, ich könnt arbeiten."

„Arbeiten!" sagte der Donisl giftig, „ist Pillendrehen und Pflasterschmieren auch eine Arbeit, wenn einer Herz hat für die himmelblaue, grasgrüne, abendsonnenrote Welt? Eine Schinderei ist es! Ich, wenn ein solches Geld hätt' wie du —"

„Ein Geld! Was nutzt einem auch ein Geld, wenn man nix anfangen kann damit? Apotheker hat mich mein Vater selig werden lassen, und Apotheker bin ich. Was soll ich auch sonst sein? Opernsänger vielleicht? Daß die Leut mit dem Perspektiv auf dem Theater herumsuchen müßten, bis sie den kleinen Spitzweg finden? Magistratsbeamter? Dafür bin ich trotz der Brille nicht kurzsichtig genug. Also?"

„Herrgott!" ärgerte sich der Deutelmoser und langte seinen Frack herunter, „als ob der Mensch bloß Opernsänger oder Magistratsbeamter sein könnt'! Ein Humor! Ich mein alleweil, in dir steckt noch etwas. Aber das is es grad!"

„Was?"

„Das!" rief der Donisl und hieb sich den Zylinder auf den Schädel. „Für jeden Menschen, der daherkommt, hast du ein freundliches Gesicht und ein gutes Wort, und nur gegen dich selber bist du ein Griesgram — hab' ich recht oder net?"

Sie stapften über die Wiese nach dem Wagen.

Spitzweg hatte die Hände auf dem Rücken und schaute voll Nachdenklichkeit unter sich. „Ein Wunder! Wenn einer so hochgewachsen ist wie du und ein schöner Mensch ist, sozusagen — und die Weiber . . ."

„No!" sagte der Donisl und klopfte ihm auf die Schulter, „ich lach' schon! Du redst daher, als ob du niemals mit einer anbandelt hättst. Ein Heimlicher bist du."

Spitzweg seufzte. „Oh je! Das ist auch was. Anbandelt — lieber Himmel, wenn's nur das ausmachen tät'! Aber was man so nennt: die Liebe . . . die Liebe . . ."

Und damit kletterte er in den Korbwagen; hinter ihm her der Deutelmoser.

„Hü!" sagte der Kutscher; die Pferde zogen an. Und die beiden im Wagen schwiegen eine Weile — Spitzweg, weil er sehr versunken und mit sich selber beschäftigt war; und der Donisl, weil er aus des anderen halbversteckter Wehmut etwas herausgehört hatte, das ihn selber deutlich anging. Allerhand Gedanken kamen ihm dabei, und endlich sagte er tiefgründig: „Ja. Jetzt will mir auch ein plötzliches Licht aufgehen, warum wir beide uns nicht fremd geworden sind in den fünf Jahren unserer grasgrünen Lehrzeit. Es ist so eine Art Sympathie, wie sie die alten Weiber drunt in der Au machen. Weißt —: mit der Liebe, das is bei uns beiden dieselbe Geschichte. Anbandeln —"

„— ausbandeln."

„Damit gut. Ach ja!" Und sie seufzten sympathisch ein Duett und fuhren durch den sonnigen Sommernachmittag, jeder mit seiner eigenen Unzufriedenheit im Herzen und voll melancholischer Gedanken.

Als der Wagen endlich in dem Hofe des Kurhauses hielt, war der Widerschein des goldgrünen Tages voll Himmelblau und Herdengeläut richtig aus dem Gesicht des Donisl verschwunden; und nun gar Spitzweg, der immer ein wenig nach leiser Schwermut ausschaute, wenn er lange geschwiegen hatte, war völlig wie ein Herbstwald, hinter dem der Tag versinkt.

„Mir is violett zumut!" sagte Deutelmoser mit tiefinnerlichem Unbehagen, „und einen Hunger hab' ich, nicht auszudenken."

„Hast du schon gemalt?"

„Drum eben!" knurrte der Donisl ungut und ging nach seiner Stube hinauf. Das mit dem Malen bedrückte ihn schwer und war auch der Grund, dessentwegen er auf den Sanitätsrat nicht wohl zu sprechen war. Der alte Doktor nämlich hatte eine höchst unpassende Vorliebe für alles, was Malerei hieß und verbrach selber Bilder, auf die er ungemein stolz war — nicht eben mit Recht; aber so sind nun einmal alle Dilettanten. Und außerdem hatte dieser schnurrige Sonderling bestimmt: jeder, der in seinem Sanatorium wohnte, mußte sich sein Abendbrot durch eine eigenhändige Zeichnung verdienen — sonst durfte er hungern und bekam erst vor dem Schlafengehen ein Stück Brot und einen Apfel. Durch derlei milden Zwang glaubte sich der Sanitätsrat ein gewaltiges Verdienst um die Förderung der Kunst zu erwerben — und er fühlte sich damit als Mäcen auf der gleichen Stufe, auf der König Ludwig in München stand.

Kein Wunder, daß der Deutelmoser droben in seinem Zimmer stöhnend Papier und Bleistift hervorsuchte und, nachdem er sich vergewissert hatte, daß ihn niemand hörte, den alten Zeiß ein spinnetes Luder nannte. Aber es half ihm nichts. Giftig brummend sann er eine Weile, und dann machte er sich an eine Zeichnung, so gut es eben gehen wollte: ein Individuum, das dem griechischen Göttervater einigermaßen ähnlich schien, teilte an ein paar Leute die Suppe aus. Darunter schrieb Herr Deutelmoser „Zeus belohnt die Künstler".

Der alte Zeiß zog ein merkwürdiges Gesicht, als er des frechen Donisl Kunstwerk zu sehen bekam. Er sagte aber: „Gegen die früheren Bilder bedeutet dieses einen Fortschritt. Man sieht, daß meine Methode die richtige ist." Und dann langte er sein gesticktes Notizbuch hervor, blätterte darin und sprach: „Ja, meine Herren: die richtige. Und es muß noch viel mehr gemalt werden. Zwei der verehrten Anwesenden haben wegen Angegriffenheit der Nerven bisher Schonung gehabt: Fuchs Nepomuk von und Spitzweg Karl." Er schaute tyrannisch in die Runde, und der Chemieprofessor Johann Nepomuk von Fuchs, der eigentlich hatte protestieren wollen, verkroch sich eingeschüchtert hinter dem weißhaarigen Fräulein von Dietrich. „Von heut ab werden auch diese beiden Herren sich ihr Abendbrot auf die übliche und lobenswerte Weise verdienen." Herr Sanitätsrat Zeiß setzte sich würdevoll, wünschte gesegnete Mahlzeit und tat, als ob nichts geschehen sei. Fuchs sah verzweifelt auf seinen Teller und Spitzweg lächelte.

Die Kirche

Glühendes Farbendämmern
Haucht auf Holz und Stein.
Meines Herzens Hämmern
Zittert im Raum allein.

Gotischer Hallen Weite,
Säulen, die niemand bricht.
Still brennt zum Geleite
Mir das Ewige Licht.

Felix Franz Hornstein

Persönliche Erinnerungen an Eichendorff

Von Paul Bellardi

Die Kunde von der Gründung des „Eichendorff-Bundes" in München rief in mir die Erinnerung wach an eine Zeit aus meiner Jugendzeit, welche mich in persönliche Berührung mit dem von mir allzeit hochverehrten Dichter kommen ließ.

Die alte Festung Neiße in Schlesien, damals noch eng umgürtet von Wällen, Mauern und Gräben, war Eichendorffs letzter Wohnort (1855—1857); er siedelte hierher über, da sein Schwiegersohn als Offizier in Neiße in Garnison stand. Bald darauf starb dem Dichter die geliebte Gattin, und nun wanderte er sehr häufig hinaus nach dem Vororte St. Rochus, wo die Kirchhöfe der Stadt lagen.

Ich war damals Schüler in Neiße und zog mit Kameraden öfters nach dem großen Spielplatze in Rochus — eine herrliche Allee uralter Linden (die 1866 fallen sollten) machte den Weg überaus angenehm. Wiederholt war uns ein alter Herr begegnet, den wir nicht kannten; als ihn einst ein Offizier, der des Weges kam, verbindlich grüßte, erfuhren wir auf unsere Frage, daß der Dichter Joseph von Eichendorff vor uns ging.

Er war der erste Dichter, den ich in meinem Leben sah und nun noch dazu gleich ein so berühmter, denn von Eichendorff hatten wir schon in der Schule gehört und einzelne seiner Lieder gelernt.

Der alte Herr — er stand damals im 69. Jahre — setzte sich auf eine Bank unter den Linden; ich ließ meine Gefährten laufen und nahm bescheidentlich am anderen Ende Platz — — „das also ist ein Dichter, der große Dichter Eichendorff!" Er trug einen langen, dunklen Rock mit sehr großen Aufschlägen und breitem Kragen, ein helles Tuch um den Hals und eine langschößige Weste; der hohe, schwarze, etwas spitz zulaufende Hut und ein Rohrstock mit silberner Krücke gehörten zur Mode jener Zeit. — Der Dichter mochte wohl bald meine bewundernden Blicke fühlen und redete mich an; er fragte nach dem Woher und Wohin, nach Namen und Eltern, und seine wohlwollende Art, der freundliche Klang der etwas verschleierten Stimme und insonders der Blick seiner klaren, blauen Augen machten mir Mut, und ich plauderte frisch drauflos. „Weißt du denn, wer ich bin?" fragte er — ich stand auf: „Ja wohl, der Dichter von Eichendorff! Und ich kenne Ihren Namen auch aus der Schule, da haben wir Lieder gelernt, die Sie gedichtet haben: O Täler weit, o Höhen — Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut — und Wem Gott will rechte Gunst erweisen —!" Da ging ein freundlicher Schein über das gute Gesicht des Dichters; er stand auf, trug mir einen Gruß an meinen Lehrer Steinhorst auf und gab mir mit einem „Auf Wiedersehen!" die Hand.

Ganz glücklich über mein Erlebnis trabte ich heim, um Eltern und Geschwister an meiner Freude teilnehmen zu lassen. Bald darauf begegnete ich dem Dichter — nicht zufällig, wie ich bekennen will — in der Stadt wieder. Er erkannte mich sofort und erlaubte mir, neben ihm herzugehen. Als ich ihn, der Weisung meines Vaters gemäß, „Herr Baron" nannte, blieb er stehen und sagte: „Mein Sohn, nenne mich nicht so — das ist ein englischer Titel, in Deutschland gibt es keine Barone; ich bin Freiherr, aber sage du nur ruhig Herr von Eichendorff!" — Zwischen dem Breslauer Tore und der Neißebrücke begegnete uns ein von Soldaten bewachter Zug von „Baugefangenen", schwere militärische Verbrecher, die gelb und schwarz gestreifte Kleidung trugen; die Fußgelenke waren von metallenen Ringen umschlossen, an denen schwere, eiserne Kugeln befestigt waren, die sie hinter sich her schleppten. „Sieh mal, mein Junge, ist das nicht barbarisch!" sagte Eichendorff; „was die Leute auch begangen haben mögen, so dürfte man sie doch auf die Straße nicht schicken!"

Da, wo die Rochusallee sich von dem Wege nach dem Vorort Mährengasse abzweigt, verabschiedete er sich freundlich von mir. Noch einigemal durfte ich ihn begleiten, und

immer sprach er väterlich wohlwollend zu mir. Als mein Vater, Beamter, aus Neiße versetzt wurde, nahm ich das Gedenken an den Dichter als eine meiner wertvollsten Erinnerungen aus der Jugendzeit mit in das Leben, und aufrichtig war meine Trauer, als ich nicht lange darauf die Nachricht von seinem Heimgange erhielt. Mir war ein großer, guter Mensch gestorben.

Noch einmal, viel später, lebte die Erinnerung an Eichendorff in mir auf, als ich in den Papieren des Großvaters meiner Frau die Notiz fand: „Heute lernte ich den Lützower Jäger Freiherrn von Eichendorff kennen — ein lieber Kamerad, der aber nach seiner träumerischen, sanften Art für das rauhe Kriegshandwerk nicht geschaffen scheint.“ Der Schreiber war der Hauptmann Jakob Riedl aus dem Zillertal, der einstige Adjutant Andreas Hofers, während der Freiheitskriege Führer der Tiroler-Kompanie im Lützowschen Freikorps.

Ungedruckte Briefe Eichendorffs

Mitgeteilt von Karl Freiherrn von Eichendorff

In der Königlichen Bibliothek zu Berlin befinden sich zwei noch unveröffentlichte Briefe unseres Dichters. Das vom 28. August 1838 datierte Schreiben ist an Gotthard Oswald Marbach gerichtet, der als Schriftsteller auf physikalischem, philosophischem, belletristischem und kritischem Gebiet hervorgetreten ist und in den Jahren 1839/40 die Vierteljahrsschrift „Jahreszeiten“ redigierte. Marbach bekleidete kurze Zeit ein Lehramt am Gymnasium in Liegnitz, habilitierte sich im Jahre 1833 als Privatdozent an der Universität Leipzig und vertauschte diese Stelle 1843 mit der eines Lehrers an der Nikolaischule.

Empfänger des zweiten Briefes war der Berliner Buchhändler Markus Simion, dessen unlautere Geschäftspraktiken Wilhelm Kosch in seinem Aufsatz „Eichendorff und seine Verleger“[1]) gebührend gekennzeichnet hat. Der Dichter hatte sich Simion gegenüber kontraktlich verpflichtet, ihm jede seiner neuen Schriften vorzugsweise gegen ein Honorar von 1 Friedrichsdor für den Druckbogen anzubieten.[2])

Die Abschrift des an dritter Stelle veröffentlichten Schriftstückes verdanke ich Fräulein Gertrud Storm, der Tochter des Dichters und treuen Hüterin seines Nachlasses. In einem Familienbriefe schildert dieser eine Begegnung mit Eichendorff im Kuglerschen Hause in Berlin[3]). Storm war ein begeisterter Verehrer Eichendorffs, den er als eines seiner Vorbilder in der Dichtkunst betrachtete und als größten aller Lyriker leidenschaftlich bewunderte. Nach Mitteilungen von Professor Dr. Ferdinand Tönnies liebte es Storm im Freundeskreise zu erzählen, daß er Eichendorff noch kurz vor dessen Ableben kennengelernt und handschriftliches Material von ihm erhalten habe, so namentlich ein Gedicht, das aus schwerem Leid, soweit Professor Tönnies sich erinnert, um den Verlust der Gattin, entstanden war. Der Stormsche Nachlaß enthält von der Hand Eichendorffs nur noch das Gedicht „Die Nachtigallen“ („Möcht' wissen was sie schlagen“).

---

[1]) Wilhelm Kosch, Menschen und Bücher, Ges. Reden und Aufsätze. Leipzig 1912. S. 129 ff.

[2]) Vgl. Historisch-kritische Ausgabe der Eichendorffschen Werke. Bd. XIII, S. 83/84.

[3]) Th. Storms Briefe in die Heimat. Herausgeg. von G. Storm. Berlin 1907, S. 35 f.

Dem letzten Briefe liegt ein im Nachlasse Eichendorffs befindlicher Entwurf zugrunde. Das Schreiben ist an den Leipziger Buchhändler A. G. Liebeskind gerichtet, der im Jahre 1847 Eichendorffs Abhandlung „Über die ethische und religiöse Bedeutung der neuen Romantik in Deutschland" verlegt hatte.[1]) Der Dichter beabsichtigte, das erweiterte Werk dem Verlagsbuchhändler Schöningh in Paderborn anzubieten.

*

Hochwohlgeborener Herr
Verehrtester Herr Doctor.

Ew: Hochwohlgeboren so überaus gütige und mir in jeder Hinsicht ehrenwerte Einladung vom 17t. d. M. zur Teilnahme an der von Ihnen unternommenen Vierteljahrsschrift hat mich wahrhaft erfreut. Um so unangenehmer und schmerzlicher ist es mir, Ew: Hochwohlgeboren ergebenst erwidern zu müssen, daß das Wenige, was ich von poetischen Arbeiten etwa noch liegen hatte, bereits anderweit versorgt, und bei meinen jetzigen Amtsgeschäften auch zu neuen Produktionen so wenig Aussicht ist, daß ich mit gutem Gewissen leider nicht einmal für die Zukunft meine tätige Mitwirkung zuzusichern imstande bin. Indem ich daher für Ihr freundliches Vertrauen herzlich danke, bitte ich nur angelegentlichst diese meine notgedrungene Erklärung nicht etwa als Mißtrauen in Ihr Unternehmen auslegen zu wollen, dessen Gelingen durch die Ehrenhaftigkeit Ihres bisherigen Strebens vor allen Gutgesinnten hinreichend verbürgt ist, und an dem ich, wenn ich mir auch die Freude des Mitarbeitens versagen muß, jederzeit den innigsten Anteil nehmen werde. Mich Ihrem ferneren gütigen Andenken empfehlend, mit aufrichtigster Hochachtung

Euer Hochwohlgeboren

Berlin, d: 28t. August 1838. ganz ergebenster

Eichendorff.

*

Wien, den 7ten Januar 1847
Vorstadt Landstraße, Ungergaße Nr. 488
1te Stiege, Tür 21.

Ew: Hochwohlgeboren

ermangele ich nicht, in Gemäßheit unserer kontraktlichen Verabredung, ergebenst zu benachrichtigen, daß ich soeben ein Werkchen wissenschaftlichen Inhalts vollendet habe, nämlich eine historische, oder vielmehr kritische Beleuchtung der, freilich jetzt schon ziemlich aus der Mode gekommenen neueren romantischen Poesie in Deutschland. Über den eigentlichen Titel des Buches bin ich mit mir selbst noch nicht ganz einig. Die Schrift würde etwa 15 Druckbogen füllen. Ich könnte mich aber nur dann zu deren Herausgabe entschließen, wenn ich dafür, ohne Rücksicht auf die Bogenzahl, ein festes Honorar von wenigstens 150 Talern und 12 Freiexemplare erhalte. Sollten Ew: Hochwohlgeboren auf dem Verlage des Buches zu einem geringeren Honorarpreise bestehen wollen, so würde ich vorziehen, dasselbe gänzlich ungedruckt zu lassen. Jedenfalls bitte ich hiernach um baldgefällige Nachricht, ob Sie unter den gedachten Bedingungen den Druck dieser Schrift

[1]) Die Antwort Liebeskinds ist in der Hist.-krit. E.-Ausg. Bd. XIII, S. 203/204 abgedruckt.

zu übernehmen geneigt sind, oder von dem angebotenen Verlage diesmal überhaupt keinen Gebrauch machen wollen, damit ich mich im letzteren Falle wegen Herausgabe des qu: Buches an eine andere Buchhandlung wenden könnte. Die Antwort bitte ich, unter obiger Adresse hierher nach Wien zu richten, wo ich diesen Winter mich aufhalten werde. Sollte ich bis zum 1t. Februar c. keine Antwort erhalten, so würde ich es als eine stillschweigende Zustimmung Ihrerseits in den anderweitigen Verlag dieses Buches betrachten.

Es würde mich jedenfalls sehr freuen, nach so langer Zeit wieder einmal von Ihrem Wohlergehen Kunde zu erhalten. Mich bei dieser Gelegenheit fernerem freundlichen Andenken empfehlend, mit vorzüglicher Hochachtung

Ew: Hochwohlgeboren

ergebener
Joseph Baron v. Eichendorff
Geheimer Regierungsrat.

*

9t. May 54.

Meinen herzlichsten Dank, verehrter Herr, für den Immensee. Gute Sachen wollen zur guten Stunde gelesen sein, ich habe mir darum die Freude an dem Gedicht noch aufsparen müssen, da ich es erst gestern Abend erhielt und mit meiner Antwort nicht gerne post festum kommen möchte.

Zugleich lege ich denn auch das gewünschte Lied — in meiner besten und doch leider sehr schlechten Handschrift — Ihrer Frau Gemahlin mit meinen besten Glückwünschen zum Geburtstage hiermit zu Füßen. —

In der freudigen Hoffnung, daß wir fortan gute Nachbarschaft halten und einander freundschaftlich immer näher treten werden, mit aufrichtiger Verehrung

Ihr Jos. v. Eichendorff.

*

Ew: hatten die Güte, i. J. 1847 meine Romantik zu verlegen. Diese Schrift ist seitdem, wie ich aus sicherer Quelle weiß, im Buchhandel gänzlich vergriffen. Hiernach erlaube ich mir die Anfrage, ob u. unter welchen Honorarbedingungen Sie etwa eine neue Auflage des Buches zu unternehmen gesonnen sind. Für den Fall jedoch, daß Sie hierzu nicht geneigt sein sollten, beabsichtige ich, den ganzen Inhalt der gedachten Schrift in ein Werk über die gesammte Poesie Deutschlands, das ich unter der Feder habe, als besonderen Abschnitt wörtlich mit den erforderlichen Abänderungen, Weglassungen u. Zusätzen aufzunehmen. Ew: baldgefällige Äußerung insbesondere darüber, ob und was Sie gegen meine letzterwähnte eventl: Absicht etwa einzuwenden hätten, sehe ich erg: entgegen.

Mit vorz: Hochachtg p. p. — 17t. Octbr. 55.

Wilhelm von Eichendorff / Von Ewald Reinhard

I.

Die Geschichte der deutschen Dichtung bietet mehrfach Gelegenheit, ähnlich geartete Brüder in gleichem Streben vereint zu sehen; die Brüder Elias und Johann Adolf Schlegel, sowie die Söhne des letzteren: Friedrich und August Wilhelm von Schlegel verband dieselbe dichterische Neigung, Jakob und Wilhelm Grimm verfolgten dieselben Ziele, die Brüder Collin und Stolberg fanden sich in gleichgerichteter Arbeit zusammen; das Alter, welches nicht nur die Gesichtslinien vertieft, sondern auch geistige Eigenart deutlicher werden läßt, trennt freilich mitunter, was ehedem eins schien, und so sind die beiden Schlegel späterhin getrennte Wege gegangen.

Mehr zufällig schieden sich die äußeren Lebenswege eines romantischen Brüderpaares, das von der Natur ganz für dieselben Ziele bestimmt schien: Wilhelms und Josefs von Eichendorff. Sie waren fast gleichalterig: Wilhelm wurde am 14. September 1786 geboren, Josef am 10. März 1788; Wilhelm war das erste Kind, welches Karoline von Eichendorff ihrem Gemahle Adolf, dem Schloßherrn von Lubowitz, schenkte. Die Eltern besaßen jene feine Herzensbildung, welche das echte Familienglück verbürgt, und welches uns die rührende Anhänglichkeit der Kinder an das väterliche Haus erklärlich macht. Das Herrenleben in Lubowitz hat des greisen Dichters Meisterhand in seinem biographischen Werke: Erlebtes anschaulich geschildert; denn hier wie in den Novellen, die Schloßszenen schildern, ist es immer und immer wieder das „Schloß auf stiller Höh“, ist Lubowitz der Schauplatz aller Handlungen. Die einzelnen Begebnisse aus jenen Tagen der Kindheit schildert Josefs mit großer Gewissenhaftigkeit geführtes Tagebuch; ein rechtes Paradies, in das wir da hineinschauen! Feste und Vergnügungen, lustige Ausfahrten und kleine Abenteuer — einmal auch eine größere Reise nach Karlsbad, bei welcher die ganze Pracht des freiherrlichen Hauses entfaltet wird — das ist der Hauptinhalt der Lubowitzer Tagebuchblätter. Naturgemäß wird darin auch häufig „des Wilhelm“ gedacht; da wird von dem Erstgeborenen getreulich berichtet, wie er „als Nikel zum alten Leuten gegangen“ (5. Dezember 1800), daß „Wilhelm als Gevatter bei den Verwaltern gestanden“ (30. April 1807); in der Regel sagt das Tagebuch aber „wir“ — es sind also immer Wilhelm und Josef von Eichendorff, von denen da berichtet wird, und da sie keine Geheimnisse vor einander haben, so kann Wilhelm auch ruhig einmal die Feder ergreifen, wenn Josef verhindert ist.

Mentor der beiden jungen Barone war der Hofmeister Bernhard Heinke; beide hingen schwärmerisch an ihm und hatten auch späterhin in ihm einen wahrhaften Freund. Nicht minder gehörte die Liebe der Brüder dem Kaplan von Lubowitz, Ciupke, der als „Herr Kaplan“ in den Tagebuchblättern häufig eine Rolle spielt und noch in dem Romane „Ahnung und Gegenwart“ dichterisch verherrlicht wird. Auf den verschiedenartigen Charakter Wilhelms und Josefs wirft eine Bemerkung ihrer Schwester Luise ein Licht; in einem Briefe an ihren Neffen Hermann (vom 27. April 1858) schreibt sie nämlich: „. . . Wenn die Brüder einmal Strafe verdient hatten, soll der Vater [Josef von Eichendorff] geweint und um Verzeihung gebeten haben, während der Bruder Wilhelm stumm und starr blieb und durch nichts hierzu zu bewegen war.“

Am 5. Oktober 1801 verließen die Brüder das heißgeliebte Lubowitz, um das katholische Gymnasium in Breslau zu besuchen; sie wurden dort auch Angehörige des Konvikts. Das Schul- und Konviktsleben, vom sorgsam geführten Tagebuche wahrheitsgetreu geschildert, ließ sich nicht übel an: man besuchte Verwandte und Freunde in der Stadt und in der Umgegend, man empfing Besuche, man ging ins Theater, spielte auch selbst im Konviktstheater mit — Josef hatte mehrfach Weiberrollen, während Wilhelm

in männlichen Rollen mitspielte, — kurz, man hatte ein recht abwechslungsreiches Dasein; die Studien drückten nicht allzusehr, nur wenn die Examina nahten, fühlte man sich bewogen, etwas eifriger zu studieren. Ab und zu wird des Bruders Wilhelm besonders gedacht; so heißt es am 1. Januar 1803:

„1. War Communico publica, wobey mein H. Bruder Wilhelm als Nector auf die feyerlichste Art den Aufzug des Gymnasiumheers beschloß . . .“ Der Gipfel aller Freude und Seligkeit war jedoch die Ferienzeit; die „Lubowitzer Jubelperiode“ glich einem berauschenden Feste. Da ward geschwommen, gejagt und getanzt, daß es nur so eine Lust war; bald war man in Ganjowitz, bald in Sumin oder Slavicau, und auf allen Schlössern ringsum waren die jungen Eichendorffs gern gesehene Gäste. Im Jahre 1803 fiel in die Sommerferien freilich auch ein trauriges Ereignis, indem der Tod in Lubowitz Einkehr hielt. Sein Opfer, der dreijährige Gustav von Eichendorff (gestorben am 25. April 1803), erhielt von den Brüdern Wilhelm und Josef einen gefühlvollen dichterischen Nachruf; derselbe erschien in den „Schlesischen Provinzialblättern“ unter dem Titel: am frühen Grabe unseres Bruders Gustav und trug die Unterschrift: die Gebrüder Freiherren W. und J. v. Eichendorff. Es stellt zugleich das erste gedruckte Gedicht des poetischen Brüderpaares dar.

Den Winter von 1804 auf 1805 brachten die beiden Barone außerhalb der Breslauer Konviktsmauern zu, indem sie unter der Obhut von Hofmeister Heinke sich selbständiger den Studien widmeten; sie nahmen zu dieser Zeit auch schon an den Vorlesungen der philosophischen Fakultät teil. Dann endete die Breslauer Studienzeit, und wir finden die jungen Edelleute aus Schlesien bald als Hallenser Studenten wieder. Vom 30. April 1805 bis zum 1. August 1806 weilten Wilhelm und Josef von Eichendorff in Halle. Neben juristischen Fachstudien trieben sie philosophische und sprachliche Studien; aber auch das lustige Studentenleben fand in ihnen keine Verächter. Gemeinsam ging es zu allen Spazierfahrten, zu Gelagen und ähnlichen Belustigungen. Selten wird einmal berichtet, daß Wilhelm nicht mit von der Partie war, wie am 30. Juni 1805, wo Josef allein nach Lauchstädt ging, den Höhepunkt der Hallenser Studienzeit bildete die Ferienreise nach Hamburg (10.—27. September 1805), bei der die schlesischen Landratten zum ersten Male das Meer erblickten. Der Empfang in Lubowitz nach so langer Abwesenheit war so glänzend wie nie zuvor. Wilhelm hat ihn in dankbarem Gedenken neun Monate später noch im Tagebuche verewigt.

Die Ferien des Herbstes 1805 dehnten sich überraschend lange aus, da die traurigen Ereignisse des preußisch-französischen Krieges auch nach Schlesien ihre Wellen schlugen. Freilich spürte man in Lubowitz selbst nicht viel mehr davon, als daß man feindliche Soldaten sah und fernen Kanonendonner hörte. Im übrigen klingt das alte Lied der Freude und Lust durch alle Weltwirrnisse hindurch; traulich streiften die unzertrennlichen Brüder all die wohlbekannten Wege nach Slavicau, nach Sumin und Ganjowitz ab; öfter wird dabei Wilhelms Gesang gedacht, einmal meint der Schreiber auch: „der Wilhelm wird immer vergessen . . .“ (16. September 1806) und holt dann gleich einige besondere Heldentaten Wilhelms nach. Ein andermal heißt es von Wilhelm, nachdem schon vorher manchmal sein Jagdglück erwähnt worden: „Wohl zu bemerken, daß Wilhelm der viel Glück auf der Jagd hat, mit vorzüglicher und jägerrechten Kunstgeschicklichkeit vom höchsten Wipfel ein Eichhorn schoß, um das es ihm aber vorher wirklich leid tat. Wilhelm ist ein sehr mühsamer und geschickter Jäger.“ (17. April 1807.)

Im Mai 1807 entschlossen sich die jungen Barone zur Fortsetzung der Studien; nachdem man vorübergehend an Dorpat gedacht hatte, entschied man sich für die Musenstadt am Neckar: Heidelberg. Über Budweis, Linz, Regensburg und Nürnberg fuhr man durch prangende Maienherrlichkeit nach dem neuen Bestimmungsorte. Diesmal

nahmen Wilhelm und Josef es mit ihren Studien etwas genauer; sie hörten pflichtschuldigst ihre juristischen Kollegs, bildeten sich daneben aber auch in Französisch und Italienisch aus, hörten die Vorträge von Görres und nahmen Musikstunden. Wilhelm scheint es auf der Gitarre zu einer gewissen Fertigkeit gebracht zu haben. Aber auch für die Zauber der Neckarstadt und ihrer Umgebung war das jugendliche Brüderpaar ungemein empfänglich; wie oft schwelgten sie im Genusse des romantischen Schlosses, des rauschenden Flusses, der poetischen Musenstadt! Auch nach Speyer und Mannheim führte sie einmal ihr Weg.

Nicht unwichtig für Wilhelm und Josef von Eichendorff war die Bekanntschaft mit dem Grafen Löben, der unter dem Namen Isidorus Orientalis Gedichte schrieb und sich darin eines gewissen mystischen Stiles befleißigte. Der Verkehr zwischen Löben und den beiden Eichendorffs wurde bald sehr innig und hatte auch eine poetische Aussprache zur Folge. Dabei erscheint nun nicht bloß der spätere Schöpfer des „Taugenichts" als Dichter, sondern auch Wilhelm von Eichendorff. Am 23. Januar 1808 notierte Löben in sein Tagebuch: „Abends Besuch von Eichendorff sen., der mir einige seiner Gedichte mitbrachte." Auch von anderen gleichzeitigen Freunden, wie z. B. von Strauß, dem späteren Oberhofprediger, wird stets den beiden Eichendorffs der Ehrentitel „Dichter" zuerkannt, und so schien es, als sollten aus den beiden Brüdern nicht nur zwei Juristen, sondern auch zwei Dichter hervorgehen. Wie eifrig Wilhelm von Eichendorff in jener Zeit den Musen huldigte, erhellt aus der Tatsache, daß aus Löbens Nachlaß nicht weniger als sechsundzwanzig Gedichte des älteren Eichendorff ans Licht kamen.

Im Mai 1808 beendeten die Musensöhne aus Schlesien ihre Studien; Wilhelm von Eichendorff konnte mit Befriedigung auf die Heidelberger Zeit zurückschauen. Sie hatte ihn geistig größer werden lassen und hatte seinen juristischen Fachstudien einen gewissen Abschluß gegeben. Hatte er schon unter dem 22. September 1807 ein ehrenvolles Zeugnis von Thibaut erhalten, worin sein „ausgezeichneter Fleiß und ganz vorzügliche Aufmerksamkeit" gerühmt wird, so konnte er am 11. Mai 1808 die folgende Anerkennung mitnehmen:

„Wir Prorector und Professoren der hiesigen Universität bezeugen hierdurch, daß Baron Wilhelm von Eichendorff aus Schlesien während seines Aufenthaltes auf der hiesigen Akademie von Ostern 1807 bis Ostern 1808 die Vorlesungen über die Institutionen, die Pandecten und das Criminalrecht mit musterhaftem Fleiße und ununterbrochener Aufmerksamkeit, nicht weniger auch die Vorlesungen über das Kirchenrecht mit Fleiß besucht, auch durch sein vorzüglich gutes und sittliches Betragen die volle Achtung seiner sämmtlichen Lehrer erworben und sich des vorzüglichsten Lobes werth gemacht habe. Urkundlich der gewöhnlichen Unterschrift und des beygedruckten Universitäts-Insiegels. Heidelberg den 11ten May 1808. gez. Heise, Prorector."

Dem endgültigen Abschied von Heidelberg ging eine Reise nach Paris vorauf, bei der die beiden Barone für Görres einige Abschriften aus der kaiserlichen Bibliothek in der Hauptstadt besorgten.

In der Folgezeit, da die Brüder brieflich immer noch mit den Heidelberger Freunden, namentlich mit dem Grafen Löben, in Verbindung blieben, hielten sie sich meist in der Heimat auf; einige Zeit verweilten sie in Breslau. Im November 1809 entschlossen sie sich dann auf Löbens Veranlassung zu einer Reise nach Berlin, wo sie nach einer abenteuerlichen Fahrt am 26. November 1809 eintrafen. Ihren Hauptumgang in Berlin bildete Graf Löben; doch lernten sie auch Adam Müller und das Dioskurenpaar Arnim und Brentano kennen. Während ihres Aufenthaltes in Berlin erlebten sie die Rückkehr des schwergeprüften Königspaares in die Hauptstadt; Ende Dezember 1809 verfiel Josef von Eichendorff in eine schmerzhafte Krankheit, die ihn an das Bett fesselte und

auch Wilhelm wohl mehr als sonst am Ausgehen hinderte. So hören wir denn auch, wie der Kranke dankbar notiert: „Angenehme Abende, wenn ich und Wilhelm: allein bei Taback und Prezel allein zu Hause lesend rc. . . .“ Von den beiden Eichendorffs entwirft Brentano in seiner lästerlich-lustigen Weise folgende schnurrige Schilderung — in einem Briefe an Görres: „Seit einiger Zeit ist Isidorus Orientalis und die beiden guten Eichendorffs hier . . . Übrigens haben die drei in der Reihe herum das Wechselfieber, und dabei leider Gottes keine andere Lektüre als Rostorfs Dichtergarten und die Schriftproben auf ihrer Stube, zwischen welchen immer Rauchkerzchen brennen, weil es gottlos stinkt. Die Eichendorffs haben euch ungemein lieb und sind auch recht zarte Jungens: sie haben mir gesagt, daß sie eine Zeitlang aus Liebe zu euch wie die Narren alles in euerem Stile geschrieben haben . . .“ Ganz ähnlich spottet er in einem gleichzeitigen Briefe an Wilhelm Grimm: „. . . Sodann ist an unserm Horizont aufgetreten der Lyricus mysticus — Graf Loeben — sonst Isidorus orientalis genannt, mit zwei ihm noch von Heidelberg anhängenden Freunden, zwei Herren v. Eichendorff, sämtlich sehr sehr gutmütige, etwas sehr üblige, gute, arme Schlucker, sie stecken in einer kleinen Stube, haben abwechselnd das Fieber, daß immer einer zu Hause bleibt, ich möchte schier fürchten, weil die drei Leute nur zwei Röcke haben. Auf ihrem Tisch liegt Rostorfs Dichtergarten und Görres' Schriftproben, und dazwischen brennen zwei Rauchkerzen, weil es so ungeheuer stinkt, daß selbst die Violen erster Gang des Dichtergartens nicht zu riechen sind; doch das sind ja Hundsviolen, die riechen nicht, und die Herren von Eichendorff scheinen gute Bauernviolen herumzulegen . . .“

Noch einmal folgte ein längerer Aufenthalt in Lubowitz; diesmal verzeichnet das Tagebuch häufige Gänge nach Pogrzebin. Dort war Josef nämlich die Tochter des Schloßherrn hold, Luise von Larisch, die später dann auch des Dichters Gattin werden sollte. Seltener waren die Brüder beisammen; aber einmal noch führte das Geschick die Brüder auf längere Zeit zusammen, ehe es sie auf immer trennte. Im Oktober 1810 siedelten Wilhelm und Josef von Eichendorff nämlich nach Wien über, um sich dort auf eine Stelle im österreichischen Staatsdienste vorzubereiten. Infolge einflußreicher Vermittlung eröffneten sich den jungen Baronen die reizvollsten Aussichten; sie durften sich nicht nur, unter Erlaß des Studiums an einer österreichischen Hochschule, gleich den Staatsprüfungen unterziehen, sondern sie erhielten auch in den angesehensten Häusern Zutritt. Seite für Seite des Tagebuches erzählt uns von Gesellschaften und Festlichkeiten; in diese Zeit fällt auch die Faschingslust, und man hat nicht entfernt den Eindruck, als befände man sich in der Ära der tiefsten Erniedrigung des Kaiserstaates. Von bedeutenderen Zeitgenossen traten den Eichendorff näher Friedrich von Schlegel, seine Gemahlin Dorothea und ihr Sohn Philipp Veit, der insbesondere Josefs Freund wurde; außerdem nahmen sie den zeitweilig unterbrochenen Verkehr mit Adam Müller erneut und in verstärktem Maße wieder auf.

In den Tagebuchblättern Josefs, welche leider nur vom Juni 1811 bis zum 5. März 1812 erhalten sind, wird Wilhelm zwar häufig erwähnt, doch beansprucht unter diesen Notizen wohl nur diejenige einiges Interesse, wo es heißt: „. . . Jezt fiengen wir auch an täglich gen halb 2 Uhr zu Mittag zum Lothringer bei Licht zu gehen u. dann Abends bis um halb 11 zu dichten“ (3. Februar 1812). Darnach scheint es also, als habe Wilhelm um diese Zeit noch immer der Muse gehuldigt.

Es folgte die gewitterschwüle Zeit des russischen Feldzuges Napoleons, der Zusammenbruch und die Erhebung der Völker. In den Kreisen der Wiener Jungmannschaft zündete der preußische Aufruf wie ein Feuer: Theodor Körner eilte als einer der ersten zu den Fahnen, Philipp Veit folgte, mit ihm ging auch Josef von Eichendorff, Wilhelm dagegen blieb zurück. Wir wissen nicht, welche Gründe den älteren Bruder bestimmt

haben, sein Geschick von dem Josefs zu trennen; vermutlich fand er an dem unsteten und rauhen Soldatenleben keinen Gefallen.

In einem tiefempfundenen Gedichte: An meinen Bruder zum Abschied 1813 rief Josef dem Zurückbleibenden ein herzliches Lebewohl zu. Darin wird Wilhelm als der Steuermann des Schiffes gefeiert, das sie beide trug; „nun ist das Schiff zerschlagen", klagt der Dichter dann, „wie soll ich ohne Dich die Flut ertragen?" Nur die Aussicht auf ein künftiges Wiedersehen, sei es auch erst nach dem Tode, kann da Trost bringen, und so bittet er denn am Schlusse den „Herzensbruder":

So wolle Gott Du flehen,
Daß er mit meinem Blut und Leben schalte,
Die Seele mir erhalte,
Auf daß wir freudig einst uns wiedersehen,
Wenn nimmermehr hienieden:
So dort, wo Heimat, Licht und ew'ger Frieden!

Wilhelm gedachte des scheidenden Bruders ebenfalls in einem poetischen Gruße; wie Julie, Baronin von Eichendorff, Wilhelms Gemahlin, später einmal an ihren Schwager Herrmann schrieb (vom 8. V. 1858): „Von Wilhelm fand ich ein Gedicht Abschied an Josef."

II.

Wilhelm von Eichendorff stellte sich der österreichischen Regierung zur Verfügung und wurde dann auch bald als Mitglied der Tiroler Hofkommission zu dem anstrengenden Kurierdienste herangezogen; „wie hätte ich jemals zu hoffen gewagt, schreibt er aus Trient an seinen Bruder (9. April 1814), „an dem Kriege einen auch nur mittelbaren Anteil zu nehmen; und ehe ich mich versehe, ergreift mich die Woge und wirft mich hinaus, und verdammt mich, wenn auch nicht zu plötzlich tötender Lebensgefahr im Angesicht des Feindes, aber doch zu allen Mühseligkeiten, einer äußerst beschwerlichen Wintercampagne, in Frankreich, und im Nachtrab der Armee . . ." Nicht weniger als viermal kam Wilhelm von Eichendorff als Kurier nach Frankreich; ein novellenartig ausgesponnener Brief an die Eltern, datiert aus Trient vom 6. März 1814, schildert die Zufälle und Abenteuer dieses unruhigen Lebens in Einzelheiten.

Die erste Reise führte nach Bern, Solothurn und Zürich, die zweite, über welche er ausführlich berichtet, über Langres, Chaumont, Bar-sur-Aube nach Troyes, wo er den Kaiser durch das mitgebrachte Tiroler Obst außerordentlich erfreute. Obwohl nicht eigentlich Militär, trug er doch zu jener Zeit, wie er stolz hervorhebt, die kleidsame Uniform der Tiroler Jäger. Nach solch anstrengenden Reisen tat die Ruhe doppelt wohl; freilich zu tun gab es immer; wenn es auch nur Büroarbeit war; „ich sitze", teilt er den Eltern mit, „. . . in einem großen Zimmer an einem mit grünem Wachstuch überzogenen Schreibtisch, mir zur rechten hat der Postdirector von Tyrol Herr von Kuchstaetter sein Pult aufgeschlagen, weiter unten der Landcommissair Götter, u. so dan kommen die Canzelisten, diese respectable Gesellschaft ist nunmehr beschäftigt, unter den Befehlen des Landes-Cheffs von Roschmann . . . das neu aquirirte Land Tyrol zu organisieren, versteht sich, Sie kennen den Land-Commissair von Müller, der hat ein eignes Zimmer, worinn er arbeithet; wenn der Landes-Cheff in seinem Cabinet ruft, so lauft er, dessen Nahme genannt wurde, so schnell er kann, um seine Befehle einzuhohlen, Ich u. der Land-Commissair von Götter erhalten nun gewöhnlich Acten-Stücke, welche wir zu durchlesen, u. sodann zu beantworthen haben, das Concept wird jedesmahl dem Herrn Landes-Cheff zur Correctur, u. Genehmigung vorgelegt, u. sodan zur Expedition an die Canzelisten, u. an den Post-Director überlieferth, da ich aber immer schneller, und ziemlich

reinliche Handschrift habe . . . so werden wir auch noch zur zugabe eine Menge kleiner u. großer Acten-Stücke zur Monierung übergeben; Ich bin daher vollauf beschäftigt, zuweillen werden auch des Tags — über 200 st. expedirt, Sie können sich vorstellen, welche Beschäftigung dieß so einem geringen Personale gibt. Wir gehen selten vor Mitternacht schlaffen . . ." In einem Brief an den Bruder (vom 8. u. 9. April 1814) ergänzt er diese Schilderung, indem er von den Schönheiten des italienischen Himmelsstriches schwärmt.

Eine zweite Kurierreise nach Chaumont wurde dadurch denkwürdig, daß Wilhelm von Eichendorff dem Kaiser vorgestellt wurde; „du kannst dir nicht vorstellen", läßt er Josef wissen, „wie herablassend und natürlich er ist. Er fragte mich Verschiedenes über Tirol, und als ich ihm sagte, daß ihn die Leute so lieb hätten, daß sie vor Sehnsucht kaum länger ohne ihn zu leben vermöchten, gab er seine besondere Zufriedenheit darüber zu erkennen . . ." Die letzte Reise führte Wilhelm nach Paris, wo er all die Plätze aufsuchte, die er einst im Jahre 1808 in Gesellschaft des Bruders gesehen, und nirgends spricht sich die brüderliche Liebe in poetischeren Klängen aus, als in dem unendlich langen Briefe an Josef (vom 8. Juli 1814), worin er seine Irrfahrten und Herzenskämpfe offenbart. Wie überall, wo er sich aufhielt, war Wilhelm auch in Paris ein fleißiger Theaterbesucher; Paris bot ihm in dieser Hinsicht noch einen unerwarteten Genuß, indem er dort Talmas Kunst bewundern konnte.

Nach Trient zurückgekehrt, blieb Wilhelm nun bis Anfang Juli in der lebenslustigen Hauptstadt Welschtirols, in Vergnügungen aufgehend und in abenteuerliche Liebeshändel verstrickt. Getreulich beichtet er dem Bruder alle Regungen seines empfindsamen Herzens, wobei ihm auch eine Äußerung entschlüpft, die, wie das Urteil eines strengen Sittenrichters, sein ganzes bisheriges Leben verdammt. Er spricht da von dem „Zauberkreis", „mit dem der böse Geist mich und Dich seit Jahren umzogen hat, und der uns unstet und armselig durch die ganze wilde Welt peitscht." Klingt das nicht wie der Aufschrei eines „Knechtes aus der Tiefe", dem die irdischen Genüsse zum Ekel geworden sind!

Eine Herzensgeschichte, die ihn arg mitgenommen haben muß, machte ihm den Abschied von Trient außerordentlich schwer. Anfang Juli wurde Wilhelm von Eichendorff nämlich nach Lienz im Pustertale versetzt, nachdem er vorher vereidigt worden war. „Hier sitz ich nun 34 Meilen von Trient", klagt er dem fernen Bruder, „in einem kleinen, größtenteils nur von Bauern bewohnten Ort am Ausgang von drei dunklen wilden Tälern . . ." Und in demselben Briefe bekennt er: „. . . Die Poesie in Versen hat sich seit ¾ Jahren von mir getrennt . . ."

Allmählich legten sich dann wieder die Wogen des Krieges, und geordnete Verhältnisse: Ruhe und Zufriedenheit, kehrten in die europäischen Länder zurück; Wilhelm von Eichendorff blieb dem österreichischen Staatsdienste treu. Wir finden ihn nacheinander in der Seidenstadt Rovereto und dann in Innsbruck. Der Mediziner Friedländer, der ihn hier 1815 kennen lernte, erzählt von ihm in seinen „Ansichten von Italien während einer Reise in den Jahren 1815 und 1816:" „Philipp (sc. Veit) hat hier einen Freund wiedergefunden, den Baron v. E., dessen Gesellschaft unsere Tage hier zu den heitersten und schönsten macht, die wir jemals genossen" und weiterhin: „Und dann die herrlichen Abende bei E.! Er wohnt unmittelbar am Inn, den höchsten Bergmassen gegenüber, von denen eine Spitze dem Kopfe eines alten Mütterchens ähnlich ist und deshalb von den Einwohnern Frau Hütt genannt wird. Am Tage ist sie häufig von Wolken umzogen oder ganz davon verdeckt, aber des Nachts ragt die schwarze Spitze in den hellen Sternenhimmel hinein und formt sich wunderbar davon ab. Gern sehe ich dort hinan, indeß E. seine schönen Romanzen zur Gitarre singt, vom geheimnisvollen Rauschen des Flusses begleitet. Da umweht einen der Geist des Friedens, aber auch der starke Geist des Landes und flüstert Wunderdinge und ernste Lieder ins Ohr."

Aus demselben Jahre stammt ein tiefempfundenes Gedicht Josefs, „Meinem Bruder" betitelt, worin er den Bruder glücklich preist, weil er gleichzeitig erlebt des Vaterlandes Erneuerung und des Herzens Frühlingsseligkeit. Dann sahen sich die Brüder erst im Oktober 1817 wieder, und zwar in Lubowitz. Einmal noch umleuchtete die beiden das Abendrot einer untergehenden Zeit; ein umfangreicher Brief, den Wilhelm dem früher abgefahrenen Bruder nachsandte, erzählt wie eine Tagebuchfortsetzung von dem herrlichen Leben in Lubowitz; es war zum letzten Male, daß der traute Familienkreis alle Angehörigen vereinigt hatte; im Jahre darauf sank der Vater ins Grab, und als 1822 auch die Mutter starb, kam das Schloß der Väter in fremde Hände. Mit welch innerem Schmerze Wilhelm diese Ereignisse erfüllen mußten, läßt sich nur ahnen, da schriftliche Zeugnisse aus jener Zeit nicht vorliegen.

Nachdem Wilhelm unter dem 6. Mai 1818 seine Auswanderungserlaubnis erwirkt hat, erscheint er 1819 als K. K. wirklicher Gubernialkonzipient. Im Jahre darauf trafen sich die Brüder wieder einmal im altvertrauten Wien. Die Zuneigung der Beiden zueinander hatte die lange Trennung eher noch verstärkt, und in Erinnerung an den empfundenen Abschiedsschmerz entringt sich Wilhelm der erschütternde Wunsch: „Gott gebe mir nie einen solchen Tag wieder!" In Wien besuchte Wilhelm Adam Müller und den Grafen Sedlnitzky und machte auf dessen Anraten einigen Ministern seine Aufwartung.

Darauf fuhr er nach Innsbruck zurück, seinem damaligen Standorte; die folgenden Tage scheinen dann über sein Herz entschieden zu haben; wenigstens geht das aus einem Briefe an Josef hervor, der, 1827 geschrieben, erst 1831 in des Adressaten Hände gelangte (als Beilage zu einem Briefe vom 2. September 1831), die Erkorene seines Herzens war ein Innsbrucker Bürgermädchen, Julie Fischnaler mit Namen. Sie war fünf Jahre jünger als er. Im Jahre 1822 führte sie Wilhelm heim, ein Jahr darauf kam er als dritter Kreiskommissar nach Rovereto, „einer Stadt wenige Posten von Verona", 1824 wurde er Präsidialsekretär in Innsbruck, und diese Stelle vertauschte er endlich 1828 mit der Würde eines Kreishauptmannes von Trient und dem Titel K. K. wirklicher Gubernialrat. In der damals 13 000 Einwohner zählenden Stadt spielte Wilhelm von Eichendorff eine sehr angesehene Rolle, namentlich, nachdem er auch Direktor des Gymnasiums und der philosophischen Lehranstalt dortselbst geworden war.

In Trient fühlte sich der Schlesier auch anscheinend heimisch; nur wenn er, selten freilich, an den heißgeliebten Bruder schrieb, brachen die Quellen der sehnsüchtigsten Liebe nach Lubowitz und nach dem Jugendparadiese in seinem Innern auf, und Josef wußte wohl, warum er den Bruder immer wieder an die alte Zeit erinnerte: niemand verstand so die verlangende Klage nach dem poetischen Lande der Kindheit wie Wilhelm (vgl. das Gedicht Josefs: an meinen Bruder, gedruckt 1837). Eine Zeitlang trug sich Wilhelm mit dem Gedanken, das Gut Sedlnitz bei Stauding zu übernehmen; doch gab er den Plan bald wieder auf. 1831 besuchte Luise von Eichendorff den fernen Bruder, Josef und Wilhelm sahen sich 1838 in München wieder, nachdem Wilhelm im Jahre vorher Lubowitz, das Feenland der Jugend, aufgesucht hatte. Aber der Besuch in Schlesien lockte nicht zu einer Wiederholung; denn bei dem schauerlichen Gegensatze zwischen einst und jetzt erfaßte den Ausgestoßenen „plötzlich ein Schauder, so gewaltig, daß ich die Flucht ergriff" (an Josef: 15. Januar 1838). In glücklichem Einvernehmen mit der treuen Gattin verflossen die Jahre; die Arbeit freilich war oft wenig erquicklich. „Du kannst Dir keine Vorstellung von so einem italienischen Amte machen", erzählt er dem Bruder. „Nicht selten fertige ich über 300 amtliche Schreiben an einem Posttage ab, dabie ist die Sprache mit der Regierung deutsch, mit den untergeordneten Behörden italienisch, meine Beamten sind teils Deutsche, teils Italiener, und ich mag daher bei beiden noch obendrein den Sprachmeister machen . . ."

Im Sommer floh man dafür aus der Büroluft in südlichere Gebiete; so war Eichendorff Jahr für Jahr in Venedig, und sein empfänglicher Sinn ließ ihn hier im Genusse all der Natur- und Kunstschönheiten wohl schnell genug all die Reibungen des Lebens vergessen. Ab und zu ging es auch über die Alpen ins grüne Schlesien; so sah er Josef im Jahre 1845 zu Sedlnitz wieder. Es sollte das letztemal sein.

Ab und zu hieß es auch, hohe Gäste empfangen, im Jahre 1837 war Erzherzog Karl mit seiner Braut zu begrüßen, 1847 der Gouverneur der Provinz zweimal, und dann gab es für den Kreishauptmann heiße Tage.

Das Sturmjahr 1848 brachte „viel Verdruß", seine Gesundheit und sein Lebensmut wurden vernichtet; so seine Gemahlin. Ein Gedicht, das er damals an Julie richtete, atmete schon Todesahnung; dasselbe Jahr führte ihn nach Innsbruck zurück, nachdem er nicht weniger als 21 Jahre Kreishauptmann von Trient gewesen war. Aber bereits im Jahre darauf erkrankte er, und am 7. Januar 1849 schloß der „Herzensbruder" unseres größten romantischen Dichters nach Empfang der hl. Sakramente die Augen zum ewigen Schlummer. Seine Leiche ward auf dem Friedhofe zu Wilten bei Innsbruck beigesetzt. Seine Gemahlin überlebte ihn um viele Jahre; sie starb am 8. Februar 1875 und fand an der Seite des Vielbetrauerten ihre letzte Ruhestätte. Nachkommen waren nicht vorhanden, und so ist dieser österreichische Zweig der Eichendorff mit ihrem Tode wieder erloschen.

Wilhelm von Eichendorff war von stattlicher Erscheinung und hatte den vorhandenen, Bildern nach zu urteilen, ein außerordentlich gewinnendes Äußere. Seine Umgangsformen waren vornehm und verrieten den gebildeten Weltmann. Als Beamter war der Kreishauptmann von Trient überaus arbeitsam und gewandt; nach dem Urteile von Innsbrucker Kennern, an welche sich der Schreiber dieser Zeilen wandte, war Wilhelm von Eichendorff von geradezu vorbildlicher Pflichttreue.

An Bildung mochten sich ebenfalls wenige mit ihm messen können; er beherrschte nicht nur das Französische, sondern auch das Italienische und das Polnische. Desgleichen war sein musikalisches Können nicht gering; er spielte und sang mit großer Fertigkeit und wußte so manche Unterhaltung angenehm zu beleben. Als Dichter hat es Wilhelm von Eichendorff dagegen nicht über einige achtenswerte Versuche hinausgebracht, die ersten Gedichte, meist Sonette, stehen ganz unter dem Einflusse des Grafen Loeben und bewegen sich ganz in dessen lyrisch-mystischen Gedankengängen; nicht weniger als drei sind auch an Loeben selbst gerichtet. Besser als die unklaren und unbestimmten Liebesgedichte mit ihrer Naturschwärmerei und Gefühlsseligkeit gelingt ihm schon einmal ein Jägerlied, wie

Ins Horn, ins Horn, ins Jägerhorn
Es wacht Aurora wieder
Hinab, hinab durch Busch und Dorn
Ins Felsenthal hernieder.

Da klingt mitunter ein heller Ton hindurch, wie ein Echo aus der Naturpoesie des größeren Bruders. Mitunter mischt sich auch ein Balladenmotiv hinein, oder er spinnt eine Ballade weiter aus, wie in der „zauberischen Venus", die Loeben in seinen „Hesperiden" veröffentlichte[1]), und in dem Gedichte: „Der durch die Luft fahrende Spielmann." In „Teutscher Wettstreit" versucht er sich in der geschichtlichen Ballade; die Kanzonen atmen den Geist der Zeit und handeln von den Wirrnissen der napoleonischen Ära. Klagen über die Verderbtheit der Zeit:

[1]) Fouqué richtete an Wilhelm von Eichendorff, an dieses Gedicht anknüpfend, einen schönen poetischen Gruß an W. v. E.



Friedrich Overbeck — Sulamith und Maria



Franz Pforr — Sulamith und Maria

O Deutschland! Vaterland der ernsten Weisen,
Wie ist des Waldes heil'ge Nacht gelichtet
In dem der Liebe hohe Tempel standen . . .

wechseln mit Zukunftsbildern, einmal klingt der vaterländische Gedanke auch in einem Kunstsonett durch „Venus von Medici's und Albert Dürer." Angeregt durch den Bruder, stellt er auch Philistertum und Dichtergilde einander gegenüber, aber er erkennt dann rechtzeitig, daß er den belebenden Weihekuß der Muse nicht empfangen und daß ihm die Palme des Sieges vorenthalten sei. Und treulich offenbart er dem Bruder ein Jahrzehnt später:

Wenig ist zurückgeblieben
Von des Sängers alten Trieben,
Von dem heimatlichen Port:
Nur noch ein'ge Liebeswunden
Aus den lauen Sommerstunden
Blühen sanft und heimlich fort.

Und so hat er sich leise aus dem Kreise der Dichter fortgestohlen; aber er verfolgte desto teilnahmsvoller den Aufstieg des Bruders — stets blieb er über dessen Schöpfungen auf dem Laufenden — und wenn Josef von Eichendorff nur jene beiden prächtigen Gedichte: „Die Heimat" und „Heimweh" seinem Bruder gewidmet hätte, so wüßten wir, daß er in der Tat in niemandem einen verstehenderen Freund erkannte als in seinem „Herzensbruder". Daß aber diese Strahlen der Unvergänglichkeit auf Wilhelms Lebenspfad finden, sichert ihm für alle Zeit ein ehrendes Gedenken, auch im Rahmen der deutschen Dichtung.

26 Gedichte Wilhelms von Eichendorff gab heraus:

Raimund Pissin: Joseph und Wilhelm von Eichendorffs Jugendgedichte (Neudrucke literarhistorischer Seltenheiten, hrsg. von Fedor von Zobeltitz), Berlin, E. Fronsdorff.

Litt. Karl Goedeke: Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung. 2. Aufl. VIII, 196. Nowack: Lubowitzer Tagebuchblätter Joseph von Eichendorffs. Groß-Strehlitz. 1907. Oberschlesische Heimat: III, 171. Sämtl. Werke des Fr. J. von Eichendorff. Hist.-krit. Ausgabe. Bd. XII. Tagebücher, an vielen Stellen, Bd. XII u. XIII. Briefe von und an Eichendorff. Außerdem handschriftliche Quellen durch Güte des Herrn Majors Karl Freiherrn von Eichendorff, dem erneut hier herzlicher Dank ausgesprochen sei.

Erfüllung / Von Eugen Neuberger

Erfüllung: sagtest Du. — O, laß mich beten!
Es ist ein Wort, so reich und rot wie Blut.
Ein Wort, so stark wie hallende Drommeten.
Ein Wort, auf dem viel Gnade ruht.

Wie lange war ich nach dem Worte trunken!
Und immer blieb mir fern sein hoher Klang.
Jetzt ist es segenvoll in mich gesunken.
Ein Jubel ist in mir. Ein heller Sang.

Du warst es, die das Wort zu mir gesprochen.
Du sprachst es leis und tief beseligt aus.
Du hast mein Innerstes mit ihm erbrochen.
Ich steh jetzt offen. Hol den Schatz heraus!

Sulamith und Maria / Die Denkmale einer Freundschaft

Von Joseph Maria Beckert

Im Jahre 1806, als das heilige römische Reich deutscher Nation zu Grabe getragen wurde, kam der siebzehnjährige Overbeck[1]) aus der freien und Hansestadt Lübeck nach Wien, um sich zum Maler auszubilden.

Öder Klassizismus beherrschte die dortige Akademie, die als die erste im Reiche galt und der Jüngling, der mit glühender Begeisterung gekommen war, die Weihe der Kunst zu empfangen, sah sich enttäuscht und ernüchtert, als er in das Joch erstarrter, akademischer Manier gespannt wurde. Vor seiner Seele standen die feierlichen Gestalten des Giotto, Simone Memmi, Masaccio, die ihm in Nachbildungen durch August Kestner den Sohn von Goethes Lotte, nahegebracht worden waren, die auf ihn wie eine erhabene Offenbarung gewirkt hatten und „in deren Welt er in freudigster Überraschung sogleich und für immer die seinige erkannt hatte."[2])

Es war die Frühlingszeit der Romantik. Wackenroders „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders" sprachen das Sehnen vieler aus, die sich aus der trostlosen, politischen Zeitlage in die versunkene Herrlichkeit und den geheimnisvoll, mystischen Zauber des Mittelalters flüchteten. Es war die Zeit, da die Brüder Boisserée ihre unvergleichliche Sammlung altdeutscher Gemälde als Ehrenrettung mittelalterlich deutscher Kunst zusammenzutragen begannen, die Zeit, da in des „Knaben Wunderhorn" die Schätze altdeutscher Poesie wieder an das Tageslicht traten.

Auch in Overbecks empfänglicher Seele weckten die christlich-romantischen Ideen der Zeit lebhaften Widerhall und er fand sich darin eins mit Franz Pforr, einem jungen Maler, der schon 1805 aus der alten Kaiserstadt Frankfurt nach Wien gekommen und dessen Bekanntschaft durch Overbecks ersten Lehrer, den Maler Peroux in Lübeck vermittelt worden war.

Franz Pforr[3]), ein Sohn des trefflichen Pferdemalers Johann Georg Pforr und der Künstlerfamilie der Tischbein verwandt, wäre sicher einer der bedeutendsten, wenn nicht der bedeutendste Maler der neueren, deutschen Kunst der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts geworden, hätte nicht der Tod dem verheißungsvollen Aufstieg des erst Vierundzwanzigjährigen ein frühes Ende gesetzt. Seine hinterlassenen Gemälde und Zeichnungen überraschen ebenso durch reiches, inneres Leben und herbe Kraft, wie auch durch einen, mit seelenvoller Innigkeit, und sehr feinem Naturgefühl verbundenen großartigen Stil; Vorzüge, die sich vereint in nur wenigen der besten Frühwerke des Cornelius wiederfinden. Das Kolorit seiner Bilder ist von einer feinen Tonigkeit, die keiner der Gleichstrebenden nur annähernd erreicht und die bisweilen an beste moderne Malerei erinnert.

Mit der schwärmerischen Innigkeit der Jugend schlossen sich die zwei Freunde aneinander. Bald glaubten sie nicht mehr ohne einander sein zu können und fürchteten von einer Trennung ernstliche Gefährdung ihrer Kunst. „Sonderlicher denn Frauenliebe" ist Overbeck des Freundes Zuneigung. „Wir sonderten uns von allen anderen ab und lebten nur uns und der Kunst; gegen alle anderen waren wir verschlossen, nur wir beide waren Eins. — Unsere Bilder fingen wir immer zusammen an und suchten sie zu gleicher Zeit zu vollenden",[4]) schreibt Overbeck 1810 an den vorerwähnten August Kestner. Während in Overbecks Geiste die heiligen Gestalten der Bibel lebten, war Pforrs Seele

---

[1]) Johann Friedrich Overbeck, geb. 3. Juli 1789 zu Lübeck, gest. 12. November 1869 zu Rom. Der Aufsatz fußt auf der Biographie Overbecks von Margaret Howitt. Freiburg, Herder 1886. 2. Bd.

[2]) Römische Studien von A. Kestner. Berlin 1850.

[3]) Franz Pforr, geb. 7. April 1788 zu Frankfurt a. M., gest. 16. Juni 1812 zu Albano.

[4]) M. Howitt. „Friedrich Overbeck".

mit innigster Liebe der deutschen Vorzeit zugewandt. „Meine Neigung zieht mich in die Zeit des deutschen Mittelalters, wo sich die Würde des Menschen noch in voller Kraft zeigt. Auf dem Schlachtfelde, wie in der Ratsstube auf dem Markte, wie im häuslichen Kreise spricht sie sich deutlich und bestimmt aus; der Geist dieser Zeit ist so schön und von den Künstlern so wenig benutzt. Das Fabelhafte knüpft sich oft an das Wahre, selten ohne Moral, in allem herrscht ein sinniges Wesen, das der Kunst so sehr geeignet ist. Dieses so viel als möglich zu erreichen, ist mein Zweck[1]), schreibt Pforr 1810 an seinen Vormund, den Schöffen Sarasin in Frankfurt.

Aus diesem Einleben in den Geist vergangener gefühlsinniger Zeit entstand die rührend schöne Erzählung von Sulamith und Maria[2]), die Pforr für seinen Overbeck 1811 niederschrieb, da sie schon mit mehreren Genossen als die Malerbrüder von St. Isidoro in Rom, wohin sie 1810 von Wien aus übersiedelt waren, lebten. Sie hatten sich, voll schwärmerischer Romantik bildliche Bräute erkoren, die sie mit dem ganzen Zauber und dem zarten Dufte ihres reichen, reinen Gefühlslebens umkleideten. Sulamith nannte Overbeck die seine, während die Pforrs Maria hieß. In dem Büchlein schildert Pforr mit zarter, kindlicher Innigkeit ihre Liebe zu den Zwillingsschwestern, sich und Overbeck als zwei Malersgesellen Albrecht Mainstädter und Johannes einführend. Sie beschlossen, sich gegenseitig die Bilder dieser ihrer Bräute zu malen, die zugleich „die wesentliche Schönheit und den Charakter der jedem eigentümlichen Kunstweise zur Erscheinung bringen sollten." Vor den entstehenden Bildern verbringen sie von nun an ihre schönsten Stunden in traulichsten Kunstgesprächen und heimlichsten Herzensergießungen. Sehnsüchtig schreibt Pforr von Neapel, wo er vorübergehend weilt, dem Freunde: „Mein vielgeliebter Johannes, wie lange ist es, daß ich nicht mit Dir vor den Bildern unserer auserwählten Bräute sitzen konnte, Sulamith und Maria; ihr süßen Namen, auch hier erquickt ihr mich, wenn unleidliche Verhältnisse mich in das Kleinliche unseres Zeitalters herabziehen."[3]) Und so sehr wurzelten die Traumgestalten dieser zärtlichen Jugendfreundschaft in ihrer Seele, daß sie über ein halbes Jahrhundert später dem 80 jährigen Overbeck auf dem Sterbebette vor das geistige Auge traten und er „mit ersterbenden Fingern den Hochzeitszug seines geliebten Pforr und seiner Braut Maria zeichnete und sehr verwundert war, daß das sonst so feine Ohr seiner Pflegerin zu stumpf war, um den ihm hörbaren Ton der freudig klingenden Kirchenglocken zu vernehmen." Als heiliges Vermächtnis hütete Overbeck nach dem Tode des Freundes, „mit und durch den er den wahren Mai seines Lebens genossen hatte" und durch dessen Hingang er „den besten Teil seines Lebens" verloren glaubte, Büchlein und Bild von Sulamith und Maria.

Overbecks Bild hat der Freund nie vollendet geschaut. Es wurde erst 1828 fertig, wohl in mannigfach veränderter Form und Overbeck nannte es nun für das Publikum „Italia und Germania". Der Kunsthändler Wenner in Frankfurt a. Main hatte es schon 1815 unfertig gekauft. König Ludwig I., durch Cornelius, der „diese Perle für einen Privatmann fast zu kostbar" erachtete, auf das Bild aufmerksam gemacht, wünschte „sehnlichst dessen Besitz", warb durch Cornelius um „diesen Schatz"[4]) und konnte es dann auch 1833 seiner neuen Pinakothek einverleiben.

Angesichts des herrlichen Bildes erübrigt es sich viele Worte über dasselbe zu machen. Den nicht oberflächlichen Beschauer wird es immer mächtiger in seinen Bann

[1]) Ebenda.
[2]) Bruchstückweise mitgeteilt von M. Howitt.
[3]) M. Howitt.
[4]) Cornelius Brief an Wenner mitgeteilt: Joh. Friedrich Hoff, Ein Künstlerheim. Frankfurt 1902.

ziehen. Wie sanftes, feierliches Orgelspiel tönt es leise um die zwei wunderbar reinen Mädchengestalten, die mit der kindlichzarten Innigkeit Fra Angelicos beseelt und mit raffaelischer Schönheit umkleidet sind. Wie wunderbar ist allein das Wehen der Seele in dem zärtlichen, innigen Drucke der Hände geschildert!

Pforrs Bild hing bis zu Overbecks Tode über dessen Schreibtisch, später kam es in den Besitz der Sammlung des Wirkl. Geh. Rates Dr. Paul Kaufmann-Berlin, dessen gütiges Entgegenkommen unsere Abbildung ermöglichte. Der linke Flügel zeigt Sulamith mit einem Kindlein auf dem Arm, im Hintergrund Overbeck in dem Anzug, den die Freunde als die nationale, deutsche Tracht wünschten; der rechte Flügel zeigt Maria, einem Mädchen nachgebildet, das Pforr einst in gleichem Gewande gesehen und nicht vergessen konnte. Über dem Ganzen thront Overbecks Patron St. Johannes der Evangelist. Den besten Kommentar zu dem Bilde geben Pforrs eigene Worte, wie er sie in einem Fragmente hinterlassen hat, das wohl seinen Freunden insgesamt ein Traumbild künftigen Glückes schildert. Es fand sich unter den von Overbeck sorgfältig gehüteten Reliquien des Freundes und möge zum Beschluß dieses Aufsatzes im Wortlaut folgen.

„Soll ich euch mein zukünftiges Leben erzählen, wie ich es mir wünsche? — ihr werdet mich für einen Träumer halten, einige von euch werden sagen, da ich einmal am Bauen von Luftschlössern wäre, so könnte ich mir wohl auch etwas Größeres, Besseres aufrichten. Aber mehr verlange ich nicht. Denkt euch ein nach alter Art gebautes Stübchen, dessen Bogenfenster nach einem Garten oder sonst einem einsamen Platze hingingen; vor den Fenstern windeten sich türkische Bohnen mit ihren lieblich duftenden Blüten oder Weinreben empor, das ganze Stübchen wäre reinlich und nett. In einem der Erker der Fenster stünde meine Staffelei und Malgerät. Ein angefangenes Bild vor mir säße ich da, Fuß- und Reitersknechte im Getümmel wären darauf vorgestellt, der Dampf wölkte sich himmelan, nur die Blitze der Donnerbüchsen und Fauströhren erhellten ihn; gewappnete Ritter auf schäumenden Rossen drängten sich durch das Gewühl, kurz, alles was zu einer Feldschlacht gehöre, wäre darauf. Heiter und froh säße ich da, malte mit Freude und Fleiß und sähe manchmal nach der Türe, die ein altes, großes Schloß zuhält und an der eine reine weiße Handquehle herabhängt. Neben mir läg ein alter Helm und ein Degen, nicht weit davon schlief in dem Sonnenschein, der durch die runden Fensterscheiben fällt, mein treuer Spitz. An den Wänden hängen Bilder, Taten der grauen Vorzeit."

„Doch die Türe geht auf, und ein Weibchen tritt herein, das Ebenbild von der, bei welcher ich sagte, die Natur ist schön, die Schöpfung ist herrlich, aber die Krone der Schöpfung ist dies Weib. Soll ich sie euch beschreiben, ich würde euch nur ein (schwaches?) Bild von ihr aufstellen. Nicht groß ist sie, doch ist ihr Körper mit jedem Reiz geschmückt. Ihr Gesicht ist der Spiegel ihres guten Herzens. Treue und Bescheidenheit, Güte und Mitleid sind die Hauptzüge darin. Sanftmut strahlt ihr blaues Auge. Ihr blondes Haar macht den schönsten Kopf vollkommen. Züchtig ist der Busen verhüllt, äußerst liebenswürdig erscheint sie im einfachen Hauskleid; zart sind ihre Hände nicht, die Liebe zur häuslichen Arbeit macht sie rauh; doch ist ihr Händedruck sanft und voll Gefühl. Dieses Weib, hört und sagt nicht, daß ich bescheiden wünsche, das soll mein Weib sein. Sie tritt zu mir — erlaßt mir hier die Beschreibung des Glücks. Sie setzt sich an den Tisch, der nicht weit von dem Alkoven steht, in welchem das reinliche Bett der treuesten und keuschesten Liebe geweiht steht, an ihre Arbeit; neben ihr sitzt das schmeichelnde Kätzchen. Die Türe geht auf, du Overbeck trittst ein, freudig bewillkommnen wir ihn, er wohnt in der Nähe, glücklich, angesehen und geschätzt. — Nein, das Glück wäre zu groß."

Hier bricht das Fragment[1]), dieses charakteristische romantische Dokument ab.

---

[1]) Mitgeteilt von M. Howitt.

Aus Weltis Briefen

In der bedeutenden, von dem Zürcher Dichter-Gelehrten Adolf Frey eingeleiteten und herausgegebenen Sammlung „Briefe Albert Weltis“ (Zürich und Leipzig, Rascher u. Co. 1916) lesen wir die nachstehenden Sätze:

An Oskar Miller; München, den 28. April 1896:

Die lyrischen Dichter sind mir . . . die liebsten, besonders Eichendorff.

*

An Oskar Miller; Pullach bei München, den 24. Februar 1901:

Wir Deutsche wissen so gut wie die Franzosen, was wir künstlerisch wollen. Es ist das gleiche, wie in der allgemeinen Kunstbetrachtung unsre schlichten, tief und lebhaft empfindenden deutschen alten Meister immer, auch hier in Deutschland, selbst hinter den schalsten Vertretern des Klassizismus hintanstehen müssen. Betrachten Sie hier in der Pinakothek die pompösen neuen geschnitzten Rahmen, in welche selbst mittelmäßige Bilder eines Philippino Lippi, Rafael gesteckt werden, während für die besten Altdeutschen, Dürer, Schongauer, Altdorfer, gewöhnliche Leistenrahmen genügen, und dann betrachte man den Katalog der Pariser Zentenarausstellung, wo einem die Hauptseiten der französischen Kunst klar werden, auf der einen Seite ein derber Naturalismus, der allerdings damals in der Schule von Fontainebleau einen wunderbaren Höhepunkt erreichte, und auf der andern Seite mit wenigen sehr edlen Ausnahmen ein kahler, kalter und oft süßer Klassizismus, der uns Deutschen nicht behagen kann. Macht man die Abrechnung auf beiden Seiten, bleiben wir den Franzosen auf alle Fälle nichts schuldig, trotz all den Schreiern wie Muther, dem es allein darum zu tun ist, den deutschen Michel mit elender Effekthascherei zu blenden. So will ich denn schließen, nachdem ich wieder einmal gesagt, wie wir Deutsche von den Franzosen denken, sie sollen uns ganz einfach . . . blasen und Nachrufe an Böcklin bleiben lassen, dem sie alle miteinander noch lange nicht das Wasser reichen.

*

An Oskar Miller; München, den 30. März 1896:

Die Originallithographien von Thoma kenne ich wohl. Was ihre Verzeichnungen usw. betrifft, so kommen Sie daher, weil Thoma seine Bilder aus seiner innern Empfindung heraus schafft. Wenn man das tut, kann man von Modellen nur einen sehr beschränkten Gebrauch machen, man muß sich auch solchermaßen geistig konzentrieren, um das zu schaffen, was einem vorschwebt, daß dann eben hie und da solche Dinge passieren. Solche Verzeichnungen können Sie bei all den Künstlern beobachten, die so ihre Werke schufen, bei Delacroix, Böcklin und vor allem bei sehr vielen alten Meistern wie Tizian usw. Den modernen Realisten passiert so etwas natürlich selten, denn wenn man jeden Strich nach dem Modell macht oder nach der Natur, so sollte es schließlich schon gehen. Derlei Künstler werden gewöhnlich auch nicht von Empfindung belästigt. Es gibt halt zwei Klassen in der Kunst: solche, welche es einfach darauf abgesehen haben, der Welt zu zeigen, was sie alles können, und solche, welche diesen Schein lieber opfern, um nur dem nahe zu kommen, was sie inwendig empfinden.

Deutsche Flotte / Von Alberta von Puttkamer

Der Tauwind jauchzt um Flaggen und Mast —
Hei, wie er die Jugendlocken erfaßt;
Wie sie grüßend von kecken Stirnen weh'n,
Und die Augen fordernd ins Ferne späh'n!

Ihr Schiffer über den Ozean,
Ob Tod und Tiefen geht eure Bahn,
Ihr trotzt einer Welt im schwankenden Haus,
Und steuert zu Ufern der Sehnsucht hinaus . . .

Und Leben und Tod so nahe gesellt,
Sie schaffen euch eine neue Welt:
Der Tod, dem ihr täglich ins Auge schaut,
Wird euch wie ein sanfter Freund vertraut. —

Und das Leben, so lachend in Jugendrot,
Das die wache Gefahr in Stürmen bedroht,
Und fast vernichtet und wiedergibt,
Wird heißer in Kampf und Not geliebt.

So: stolz in Lebens- und Todeskraft,
In der Meere brandender Leidenschaft,
Steuert ihr durch der Stürme Spiel
Mit schimmernden Masten und mächtigem Kiel.

Und ruft euch Mannen der Kaiser auf,
Dann beschwingt eure Kraft seiner Flotte Lauf,
Bis mit sonnendurchleuchteten Segeln im Wind,
Sie die Wunder der reichen Ferne gewinnt!

Zwischen Himmel und Erde auf schwankem Brett,
So steuert ihr mit den Wolken wett.
Zwischen Himmel und Erde, zwischen Leben und Tod,
Und als leitenden Stern: des Kaisers Gebot!

*

Drei Silhouetten / Von Heinrich Zerkaulen

Der Moselpfarrer.

> Viel lieber in der Freunde Rund nipp' ich den
> Saft der Reben,
> Denn alle Weisheit außerhalb der Schänken ist
> nicht wohlgetan.
> Julius Rodenberg.

Ich habe mir meine ganze Botanisiertrommel voll neuer Bekannte mit heimgebracht. Den semmelblonden Herrn Landrat, der mit uns II. Klasse fuhr, und der uns sogar wieder grüßte. Den weinfrohen Doktor, der nebenher die Lungenentzündung bei Menschen und Kälbern unter Garantie heilt. Den Apotheker Oswaldus mit seiner Frau Marietta, der Ichthyolsalben rührt und so wunderschön Klavier spielt. Der sich ein Ehebüchlein kauft nach sechs Jahren, um die kleine Lotte richtig erziehen zu können. Den Notar, der Junggeselle bleiben muß, damit sich Männlein und Weiblein der näheren und weiteren Verwandtschaft auf seine Kosten heiraten können, um Kinder zu zeugen. Den Amtsdiener von Piesporta, der noch nie ganz nüchtern war. Der „Fitriol" zum Spritzen der Reben verteilt und den Kalk aufkauft: „Is dat der Kalk? Un ich bin der Bombarding!" Den Schreinermeister Medardus Kuckelkorn und die Klugheit seines kleinen Neffen: „Willst Du den Fünfmarkschein oder den runden Taler?" „Ach — Opapa, wickel ihn ein!" Und den Herrn Pfarrer.

Gott, wann kam Goethe von Weimar mal nach Frankfurt? Kein Wunder, daß er sich in jeder Stadt von neuem verliebte.

Ich habe mich in den Herrn Pfarrer verliebt. Mit seiner Moselbrücke, die er den Bauern gebaut und seiner 30 000 Bände Bibliothek. Mit seinem sagenhaft reichhaltigen Weinkeller und dem echten Memling an der Wand. Mit seinen tausend Dickfälligkeiten und der persischen Tischdecke, die irgend ein berühmter Scheich dem berühmten Komponisten Rubinstein einmal geschenkt hat.

Wir gingen am letzten Tag so zwischen Nacht und Dämmergrau nach Hause. Der Mond trieb Allotria. Bald saß er mit übergeschlagenen Beinen am Wasser, und kolorierte impressionistisch die Mosel. Bald warf er knallend einen ganzen Topf seiner weltberühmten Silberfarbe einem einsamen Haus an den Schädel, daß es weißlich und feucht an ihm heruntertroff.

In der Ferne lag das Pfarrhaus mit seinen Nußbäumen. Wir hatten scharf pokuliert und redeten uns nun nüchtern und redeten uns heiß.

Ein Künstler soll nicht heiraten. Für ihn ist es nicht einmal am schlimmsten. Aber die Frau! Und die geistigen Kinder rächen sich an den leiblichen.

Das auch noch!

Der Mond johlte. Ein Engel stolperte über ein Lämmerwölklein und rutschte an einem Planeten herunter: Richtung Marburg.

Andern Tags schenkte mir der Pfarrer 20 Mark, daß ich in Marburg meinen Schatz besuchen konnte. Es waren zwei köstliche Tage. Wir drahteten ihm umgehend:

Ein Künstler muß heiraten. Für die Frau ist es nicht einmal am schönsten. Aber für ihn! Und die geistigen Kinder sind Strohpuppen gegen die leiblichen. Das auch noch!

* * *

Am Nachmittag noch lief die Antwort ein: „Bindet man mit einer blauen Schleife die Kleider unten recht nett zusammen, so kann man selbst ein junges Mädchen mit Anstand auf den Kopf stellen."

Anmerkung für den Biographen: Johannes Mumbauer war in Rom, Konstantinopel, Ägypten und Neapel, in Paris, Bologna, Budapest und Amsterdam. Auf seinem Schreibtisch stehen Photographien vom Kardinal Rampolla, von mir und anderen berühmten Leuten. Er hält jeden Sonntag in Piesporta die Sonntagspredigt und weiß in der jahrhundertalten Philosophie des Cusanus ebenso Bescheid wie im Eheregister seiner Gemeinde. Er kennt das Decameron und betet sein Brevier. Wer ihn besuchen will, muß über einen steilen Weinberg klettern, bis er zur Wiese von Haus Paland kommt. Dann kann man ihn an schönen Sommertagen schon von weitem sehen, wie er am äußersten Ende dieser Wiese in die Knie gestützt, schräg darüber guckt. So eine bunte, blühende, deutsche Sommerwiese soll mal ein Mensch unserem Herrgott nachmachen . . . . . .

*

Der Alchimist.

Ob wir reden, ob wir schweigen,
Aus den Tiefen klingt ein Raunen:
Laßt uns auf die Höhen steigen
Und in alle Welten staunen!

Richard Dehmel.

Zu Dusemond im Walde, zwei Stollen unter Tag, mit ungeheurem Atmosphärendruck, arbeitete der Alchimist. Kannte keiner Name und Herkunft, Alter noch Geschlecht. Sein Haar war versengt, die Haut verbrannt und sein Blut in violette Phiolen zerronnen.

Draußen hatte der furchtbare Krieg seinen Höhepunkt erreicht. Die Frauen drehten an den Bänken Tag und Nacht Granaten, und reichten sie, kaum abgekühlt, den Männern schon in die dampfenden Rohre. Dennoch schrie die Menschheit erstarrt nach Frieden. Mit Geschoßfabriken und Hochöfen war die Heimat übersät. Und alle hatten Gott und die Sterne vergessen und kannten nur noch Brot und Geld.

Da — in einer Nacht bebte die ganze Erde. Die Häuser wankten und hielten sich in Ohnmacht umklammert, in den Fabriken sprangen Fenster und Maschinen aus den Schienen. Die Kanoniere am Scherenfernrohr sahen ein tanzendes Ziel, die Menschen stürzten aus den Häusern und den Infanteristen fiel das Gewehr aus der Hand.

Eine namenlose Angst lag schauerlich über allen Dingen. Blutigrot stand die Sonne die ganze Nacht unbeweglich am Himmel und brannte wie eine glühende Esse durch den schwarzen Rauch, der bis zu ihr hinaufschlug. Kein Schuß fiel, kein Wort klang, keine Blume atmete, die ganze Natur schwieg.

Aus einem Blumenanger aber erhob sich der Alchimist. Sein Haar war blond mit einem Male, die Haut rot und gebräunt und sein Blut läutete wie Marienglocken. Er suchte sein Laboratorium. Da sah er, daß er auf einem hohen Berge stand, der nie dagewesen zuvor, daß alle Menschen mit aufgerissenen Augen ihn umflehten.

Überwältigt vor innerer Freude schlug er die Arme zum Himmel hoch, dann ging seine Stimme wie Sturm über die Erde. Feinde hielten sich gleich Brüder umschlungen, alle Geschütze standen mit Rosen bekränzt, Sterne und Blumen waren wieder da, die Treue und Gott und die Liebe.

Und der Alchimist stieg nieder vom Berge und zeigte ihnen allen das Wunder, um das sie geweint und gerungen, geliebt und gehaßt, gemordet hatten und gestorben waren: das Gold!

Er zeigte ihnen Ursprung und Zusammensetzung. Er riß die Moleküle auseinander und fügte sie wieder zusammen. Er machte vor ihren Augen Diamanten und Edelsteine und verschenkte sie. So viel sie wollten — so viel sie wollten.

Krieg und Industrie aber lagen zerschmettert am Boden. Sie waren nicht mehr zu bezahlen, das Geheimnis des Goldes war entdeckt.

Da zog die Menschheit aus, die neue Währung zu suchen. Die Gelehrten, die Doktoren und Chemiker studierten Tag und Nacht. Die Priester und Dichter fragten alle heiligen Bücher. Die Bergarbeiter gruben nach sagenhaften, unerhörten Schätzen. Die Handwerker suchten neue, kostbare Stoffe. Und alle kamen mit leeren Händen nach Hause . . .

Sie hatten nur ihr Herz gefunden!

Und siehe, es war gut.

*

Die Andern.

Mein Tintenfaß ist leer, mein Gänsekiel stumpf geworden. Und der Abend hängt schon tief über den Dächern. Ich biete mir selbst noch eine Zigarette an, reiche mir, liebenswürdig wie ich bin, ein Streichholz hin, dann drehe ich das elektrische Licht aus.

Nun ist alles dunkel in meinem Zimmer. Nur die Zigarette flimmert. Auch die wird bald ausgebrannt sein, ein Stäubchen Asche. Und einst lag sie mit vielen Andern in einer zierlichen Schachtel, schön und unberührt . . .

Wieviele Menschen habe ich noch kennengelernt, gute und böse!

Es wird halt jedem so ergangen sein. Wer weiß, wann wir uns wiedersehn?

„Aller Ruhm ist fremder Wahn", sagt Richard Dehmel. Und Detlev von Liliencron antwortet ihm:

„Dennoch! schmück Dir Schwert und Schmerz
Hin und wieder mit Aurikeln,
Und bekränze auch Dein Herz!" —

Droben im Himmel sitzt vielleicht schon einer über den Stammrollen — (es muß ein tüchtiger Beamter sein), der mir morgen die Einberufungsorder schickt. Dann trete ich, vorschriftsmäßig mit einem Hemd bekleidet, die weite Reise zum letzten Appell an.
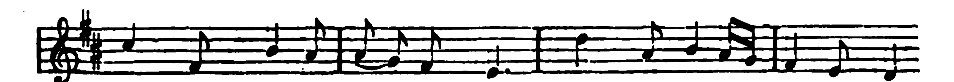
Und stelle mich demütig in Reih und Glied. Nichts mehr und nichts weniger als alle die Andern.

All die Andern.

Und hat der liebe Gott meinen Paß für echt befunden, dann suche ich mir einen guten Freund aus und bitte ihn um seine Gitarre.

Dann gehe ich an das Fenster, von dem man auf die Erde kann sehen, denke an meinen einsamen Schatz daheim und singe leise in die Nacht hinaus:

Hört, ihr Herren, und laßt euch sagen,
Unsre Glock hat zwölf geschlagen.
Zwölf, das ist das Ziel der Zeit,
Mensch, bedenk die Ewigkeit!



Herr durch dei-ne Güt' u. Macht, gieb uns ei-ne gu-te Nacht



Aus des Wächters Schatzkästlein

Hans Weiditz / Von Walter Foitzick

Mit dem Anfang des 16. Jahrhunderts beginnt in Süddeutschland der große Einbruch der italienischen Kunst. Formenschönheit wurde das Ziel der deutschen Zeichner und Holzschneider. Man erfaßte die Form rationalistisch und glaubte ihre Schönheit mathematisch klar ausdrücken zu können. Viel ging dabei vom alten deutschen Kunstgut verloren und die Innerlichkeit der Gotik wurde zum prunkenden Phrasentum nach antikem Muster. Nur wenige Künstler des 16. Jahrhunderts haben sich in Deutschland von diesem südlichen Formen- und Formelwesen ferngehalten und ihre eigene deutsche Sprache weitergesprochen. Zu ihnen gehört Hans Weiditz. Man wurde diesem Künstler bisher wenig gerecht. Die an italienischer Kunst geschulte und nach italisch abgeklärter Schönheit suchende Kunstgeschichte ging an ihm mit schwacher Achtungsbezeugung vorüber und erwähnte ihn nur als Trabanten Burgkmairs, ja glaubte sogar bis vor kurzem, die Blätter, die wir heute Weiditz zuerkennen, für Burgkmair selbst in Anspruch nehmen zu müssen. Die Schönheit und der Wert der Weiditzschen Holzschnitte liegt in einer ganz anderen Richtung. Nicht die abgeklärte Form sucht er, sondern er versenkt sich mit ganzer Liebe in die umgebende Natur; er ist verliebt in diese Natur und durchwandert sie wie ein romantischer Dichter. Das gesamte bunte Leben seiner Zeit schildert er — und nicht nur von den Wirklichkeiten spricht er, er erzählt uns Märchen. In den dichten Wald mit seinen Tieren führt er uns und sein Stift weiß viel von den Wunderlichkeiten seiner krausen Fabelwelt zu sagen. Unerschöpflich ist er im Fabulieren. Rein äußerlich kann er sich nicht genug tun — die Blätter seiner Hand sind bis an den Rand gefüllt, keine Ecke bleibt frei. Er verschmäht es, mit großen schwarzen und weißen Massen zu komponieren, seine Holzschnitte sind ein funkelndes Gewirr von Linien, vergleichbar einem spätgotischen Ornament.

Sucht man nach Geistesverwandten in seiner Zeit, so müßte man an die Meister des Donaustils, Albrecht Altdorfer und Wolf Huber, denken. Noch näher aber stehen ihm eigentlich die Künstler der deutschen Romantik Schwind und Richter. Mit diesen verbindet ihn die Lust am Fabulieren, die Freude am Märchenhaften und das Behagen, sich in das Kleine und Kleinste zu versenken.

Vom Leben und Herkommen unseres Künstlers wissen wir wenig. Er scheint ein Sohn des Freiburger Bildhauers gleichen Namens zu sein. Um 1518 treffen wir ihn in Augsburg, wo er für die Drucker Grimm und Wirsung arbeitet. Hier entstanden Illustrationen zu Schriften Ulrich Huttens und zu einer Plautusübersetzung. Sein Hauptwerk aber bilden die Holzschnitte zu Petrarca „Von der Artzney beyder Glück", woraus unsere Abbildung entnommen ist. Nach diesem Petrarcabuch wurde Weiditz, ehe der Kunstgeschichte sein Name bekannt war, nur als der Petrarcameister bezeichnet. Der Name des Künstlers wurde in Brunfels' „Herbarium" gefunden, wo in der deutschen Ausgabe von 1532 Hans Weiditz in der Vorrede als Urheber der Abbildungen genannt wird. Ferner lieferte er Illustrationen zu Ciceros Werken, zu denen jedoch die Holzschnitte aus dem Petrarca zum großen Teil wieder verwandt wurden. Eine zweite Arbeitsperiode in Straßburg dauerte von 1523 bis 1536, doch sind die Werke dieser Zeit für ihn weniger charakteristisch.

Wenn wir heute wieder zur Kunst des Hans Weiditz ein näheres Verhältnis haben, so liegt es daran, daß wir das Wesen und die Schönheit der Welt nicht mehr in der rational begreifbaren Form sehen, sondern in einem Drängen von Kräften, das noch Raum zu staunen und wundern übrigläßt.

Auf einem Berge möcht ich sterben

In der Kaiser-Max-Sammlung des verstorbenen Fürsten Karl Khevenhüller auf Burg Hardegg befindet sich die Handschrift nachstehenden erst 1917 ausgegebenen Gedichts:

Ich möchte nicht im Tal verderben,
den letzten Blick beengt von Zwang;
auf einem Berge möcht ich sterben
bei goldnem Sonnenuntergang.

Verschwimmend leis wie Engelsingen
vom Kloster her am stillen See,
der Glocke abendliches Klingen
in Wonne lösend Erdenweh.

Und vor mir die Höhen roterglühend
umweht von freier Luft Gebraus,
von Alpenblumen um mich blühend —
haucht gern den letzten Hauch ich aus.

Noch einmal lächelnd niederschauen
zum Erdenplane lichtumstrahlt,
auf frische, frühlingfrohe Auen,
auf goldne Saat und dunklen Wald.

Nochmal den letzten Atem saugen
den Blütenduft, der aufwärts steigt —
der Sonne meine trüben Augen,
die brechenden, noch zugeneigt.

Gerötet noch die blassen Wangen
von ihrem letzten Purpurschein,
so schied ich gern vom Erdenprangen,
so ging ich gern zur Heimat ein!

Ich möchte nicht im Tal verderben,
den letzten Blick beengt von Zwang:
auf einem Berge möcht ich sterben,
bei goldnem Sonnenuntergang.

Erzherzog Max (Kaiser von Mexiko).

Spruchweisheit

Der Mensch lebt nur ein einziges Menschenleben. In demselben soll er vor seinem Gotte den ganzen Kreis menschlicher Pflichten und menschlicher Freuden erfüllen. Das Erste ist ja doch immer, daß der Mensch in der vollsten Bedeutung Mensch sei.

Adalbert Stifter, Der Waldgänger.

*

Keine Weisheit, die auf Erden gelehrt werden kann, kann das uns geben, was uns ein Wort und ein Blick der Mutter gibt.

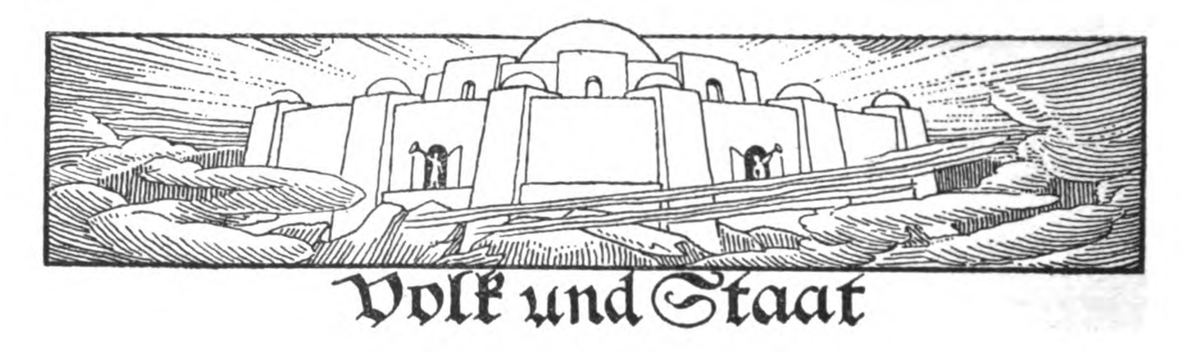
Wilhelm Raabe, Der Hungerpastor.

*

Unsere Zeit ist groß, der Wunder voll, fruchtbar und guter Hoffnung. Aber irr und wirr taumelt sie noch oft hin und her, weiß die Stege nicht und plaudert wie im Traume. Das rührt daher, weil das Herz der Menschheit noch nicht wieder recht aufgewacht ist. Denn nicht abhanden kam der Menschheit das Herz, es ward nur müde und schlief etwas ein. Im Herzen müssen sich die Menschen erst wieder fühlen lernen, um den neuen Weg zu erkennen, den die Geschlechter der Erde wandeln sollen; denn vom Herzen ist alles größte auf Erden ausgeschritten.

Karl Immermann, Münchhausen.

*



Reichskanzler Graf Hertling als Staatsphilosoph

Von Klemens Baeumker

Als der Münchener Philosophieprofessor Georg von Hertling am 9. Februar 1912 vom Prinzregenten Luitpold an die leitende Stelle des bayerischen Staatsministeriums berufen wurde, als dann Kaiser Wilhelm 1917 in den denkwürdigen Novembertagen demselben ehemaligen Philosophieprofessor das Kanzleramt des Deutschen Reiches und dazu die Ministerpräsidentschaft in Preußen übertrug, da hat wohl mancher im Ernst oder Scherz der bekannten Stelle im fünften Buch von Platons „Politeia" gedacht, nach der es nicht besser werden soll im Staat, als bis man entweder den Philosophen die Regierung anvertraue oder die Regierenden Philosophen würden. Nun wird zwar Plato, der Fürst im Reiche der Ideen, der Erbauer eines unvergänglichen Reiches idealer Werte, für den Nutzen oder gar die Notwendigkeit eines Bündnisses von Philosophie und Staatskunst wohl nicht gerade als vollgültiger Zeuge angeführt werden können. Gilt doch trotz der edelsten Gesinnung und der höchsten Kraft folgerichtigen Denkens jener Entwurf eines Idealstaates, dessen Verwirklichung Plato der Vereinigung von Philosoph und Staatenlenker vorbehalten hat, der herrschenden allgemeinen Auffassung geradezu als Schulbeispiel einer verstiegenen, über alle realen Möglichkeiten und auch über die bestbegründeten Notwendigkeiten des Lebens sich hinwegsetzenden wirklichkeitsfremden idealistischen Philosophenspekulation. Besser als an Plato, dessen Versuche einer eigenen politischen Tätigkeit am sizilischen Herrscherhofe so kläglich scheiterten, wird es darum schon sein, an andere Beispiele einer Vereinigung von staatsmännischer und philosophischer Tätigkeit zu erinnern, an einen Mark Aurel, der auf dem Throne der Cäsaren kraftvoll die Zügel des Reiches lenkte und zugleich in körnigen Sentenzen die Ergebnisse ernsten Nachdenkens über Welt und Leben, Mensch und Staat im Sinne der stoischen Philosophie niederlegte, an einen Friedrich den Großen, den Freund der Philosophie Wolffs und Lockes und der französischen Aufklärung, den Verfasser des Anti-Machiavel und anderer von staatsphilosophischen Gedanken durchzogenen Abhandlungen, an Boethius, den großen Platoniker, der unter dem Ostgoten Theodorich die höchsten Staatsämter bekleidete. Besonders in England war diese Vereinigung nicht so selten. Zwar den Kanzler Thomas Morus zu nennen, möchte bedenklich erscheinen, dessen „Utopia" das platonische Staatsideal in einem kommunistischen Zukunftstraum übertrumpft, freilich auch die schärfste, von treffsicherem Blick zeugende Kritik der sozialen Zustände des damaligen England gibt. Anders dagegen ist es mit dem Begründer der empiristischen Philosophie in England, Francis Bacon — in seinem ursprünglichen bürgerlichen Beruf allerdings nicht Philosophieprofessor, sondern Advokat —, der sich vom langjährigen Mitglied des Parlaments und Vertreter verschiedener Wahlkreise zum ersten Staatsmann Englands unter der Königin Elisabeth und zum Großkanzler aufschwang. Und auch ein moderner englischer Staatsmann mag hier genannt werden, James Balfour, der sich durch eine Reihe philosophischer Arbeiten bekannt machte, die ihre Bedeutung dadurch nicht verlieren, daß ein schottischer Gegner, Henry Jones, ihnen mit einer scharf ablehnenden Kritik unter dem eines gewissen pikanten Reizes nicht entbehrenden Titel: „Mr. Balfour as Sophist" entgegentrat.

Doch es hat keinen Wert, nach Analogien zu suchen, die weder im einzelnen passen, noch überhaupt mehr leisten, als daß sie den seltenen Fall seines an sich vielleicht für manchen befremdlichen Scheines entkleiden. In seiner Entwicklung bleibt Graf Hertling doch eine Individualität für sich, die im Zusammenstoß innerer Anlagen und innerer Berufung mit wechselnden äußeren Antrieben, stets sich selbst treu und prinzipienklar, ihren eigenen Weg ging.

Von dieser reichen Individualität kann freilich hier nur ein ganz kleiner Ausschnitt gegeben werden, wenn auch ein Ausschnitt, in dem mehr als eine Seite der Persönlichkeit sich spiegelt. Von dem langjährigen Parlamentarier, dem bayerischen Staatsminister, dem Kanzler des Deutschen Reiches, dem Staatsmann überhaupt, soll ebensowenig gehandelt werden, wie von dem praktischen Sozialpolitiker oder von Hertlings schriftstellerischer und organisatorischer Tätigkeit in kirchlich-religiösen Angelegenheiten. Nur von dem Gelehrten, dem Mann der Wissenschaft, dem Philosophen und seinem Werk will ich sprechen. Und auch da muß vieles, ja das Meiste von dem, was Hertling für den engeren Kreis der Fachgelehrten geschrieben hat, außer Betracht bleiben. Nicht als den Philosophiehistoriker kann ich Hertling charakterisieren. Ich kann nicht sprechen von seinen zahlreichen größeren und kleineren Spezialarbeiten zu Aristoteles, zur Geschichte der mittelalterlichen Philosophie, zu Descartes und Locke, die in mustergültiger Form und Klarheit nicht nur der philosophiegeschichtlichen Forschung viele wertvolle Resultate und fördernde Anregungen zu weiterer Untersuchung boten, sondern zumeist auch tief auf die berührten sachlichen Fragen eingingen, nicht von seinem wirkungsvollen Gesamtbild Augustins, von dessen Lebensentwicklung und Weltanschauung, nicht von seiner klassischen und viel gelesenen Übertragung von Augustins „Bekenntnissen", jener reizvollen Schrift persönlichsten Gepräges, worin der abgeklärte Feuergeist eine in einen Hymnus auf Gottes gnädige Führung ausklingende Lebensbeichte und einen Rechenschaftsbericht von seinem geistigen Werden gibt. Auch von seiner programmatisch wirkenden Jugendschrift „Über die Grenzen der mechanischen Naturerklärung" kann ich nicht näher handeln; nur erwähnt möge sie sein, da sie in feinsinniger, in manchem an Lotzes Mikrokosmus erinnernder Form die Grundlinien von Hertlings philosophischer Weltanschauung gibt und gegenüber dem Materialismus und einer dem Zweckgedanken feindlichen, rein mechanischen Welterklärung das Recht der theistisch begründeten teleologischen Weltauffassung und des diese vertretenden ethisch-metaphysischen Idealismus wahrt. Nur Graf Hertling als Staatsphilosoph möge den Gegenstand dieser Zeilen bilden, einem Wunsche des Herausgebers dieser Zeitschrift gemäß, dessen Aufforderung zu einigen orientierenden, allgemeinverständlichen Worten darüber ich mit Freuden nachgekommen bin.

Die eindringende Beschäftigung mit den Fragen der Staats- und Rechtsphilosophie ist bei Graf Hertling ursprünglich wohl nicht in erster Linie aus rein theoretischen Antrieben erwachsen, wenn diese natürlich auch bei einem allen Zweigen der Philosophie zugewandten Forscher nicht fehlten. Die historischen und systematischen Arbeiten seiner Frühzeit weisen mit ihren Interessen nach anderen Richtungen. Eine intensive Beschäftigung mit jenen Fragen drängte sich ihm dagegen auf, seitdem er, damals Privatdozent der Philosophie an der Universität Bonn, 1875 vom rheinischen Wahlkreis Coblenz—St. Goar an Stelle seines verstorbenen Verwandten Carl Friedrich von Savigny, des ehemaligen letzten preußischen Bevollmächtigten beim Deutschen Bundestag in Frankfurt, zum Vertreter im Deutschen Reichstag erwählt wurde, wo er dem Zentrum beitrat und bald eine rege, führende politische Tätigkeit entfaltete. Bis 1890 vertrat er fünfzehn Jahre lang den gleichen Wahlkreis. Dann wurde er, 1890 aus dem Reichstag ausgeschieden, 1891 vom Prinzregenten Luitpold zum lebenslänglichen Reichsrat der Krone Bayern ernannt, trat aber schon 1896 bei einer Ersatzwahl im bayerischen Wahlkreis Illertissen wieder zu einer neuen etwas über fünfzehnjährigen Tätigkeit in den Reichstag ein, seit 1903 als Vertreter des westfälischen Wahlkreises Münster-Coesfeld, bis 1912 seine Ernennung zum bayerischen Staatsminister des Königlichen Hauses und des Äußern und zum stimmführenden Vertreter Bayerns im Bundesrate sein Reichstagsmandat erlöschen ließ.

Was Hertling während dieser langen Jahre regster parlamentarischer Tätigkeit in stiller Arbeit in den Kommissionen und in formvollendeten Reden vor allem pflegte, waren neben kulturellen und kirchenpolitischen Fragen in erster Linie zwei Gebiete: in seiner ersten Abgeordnetenperiode die Sozialpolitik, in seiner zweiten die auswärtigen Angelegenheiten. Die soziale Frage, insbesondere der Arbeiter- und Gewerbeschutz, war seit dem ersten sozialpolitischen Antrag, der im Jahre 1877 im Sinne der Arbeiterschutzgesetzgebung vom Grafen Ferdinand von Galen und anderen Zentrumsabgeordneten gestellt wurde, ein wesentlicher Bestandteil des Zentrumsprogramms im Reichstag geworden, der natürlich auch von anderen Seiten geteilt, von vielen freilich auch auf das heftigste bekämpft wurde. Der Abgeordnete von Hertling nahm an diesen Verhandlungen lebhaftesten Anteil, wie er z. B. um die Einführung der Gewerbeinspektion sich besonders erfolgreich bemühte. Gerade diese Beschäftigung mit der Sozialpolitik aber mußte einen philosophischen Denker auf die prinzipielle Besinnung über die Grundlagen des Staates und der Gesellschaft hinweisen. Wo rein praktisch veranlagte Naturen in erster Linie das zunächst Zweckmäßige in das Auge faßten und im übrigen sich vom Instinkt für das Richtige und vom sittlich-sozialen Gefühl gern leiten ließen, mußte der Philosoph zugleich auf eine Besinnung über die Prinzipien drängen. Was zwingende Rechtsforderung und

was bloße Zweckmäßigkeitserwägung ist, galt es klarzulegen. Eine solche Klarlegung aber konnte hier, wo es sich nicht so sehr um die Anwendung historisch gewordenen Rechtes und seinen weiteren Ausbau im Sinne der ihm immanenten Tendenzen handelte, als vielmehr um ein in vielem Betracht völlig Neues, nur durch den Rückgang auf die natürlichen Grundlagen des Rechtes erfolgen. Mit voller Schärfe ist Hertling auf die Entwicklung dieser Rechtsgrundlagen ausgegangen. „Die scharfe Scheidung zwischen dem, was im Namen des Rechts gefordert werden muß, und dem, was im Namen der Zweckmäßigkeit als wünschenswert anzustreben ist, hat nicht bloß theoretische Bedeutung. Sie gewährt die sichere Grundlage sowohl in der Zurückweisung der sozialrevolutionären Forderungen, als auch bei der Wahl der Mittel, welche geeignet sind, unbestreitbare soziale Mißstände zu lindern und zu beseitigen."[1]) In dieser Weise charakterisiert Hertling selbst die Sonderart seiner inhaltsreichen und für seine Theorie grundlegenden Schrift: Naturrecht und Sozialpolitik (1893), die nach seiner eigenen Erklärung von der Absicht getragen ist, „in Bezug auf die brennendste Frage der Gegenwart eine kurze prinzipielle Orientierung zu bieten."

Zahlreiche größere und kleinere Abhandlungen sind aus diesem Streben nach prinzipieller Besinnung und Klärung hervorgegangen, von denen einzelne ursprünglich als Reden gehalten wurden. Früher an verschiedenen Orten zerstreut, wurden die wichtigsten von ihnen später in einer stattlichen Sammlung bequem zugänglich gemacht, den „Kleinen Schriften zur Zeitgeschichte und Politik" (Freiburg i. Br. 1897). Eine wichtige Ergänzung dazu bietet eine spätere Sammlung, in der J. A. Endres Georg Freiherrn von Hertlings „Historische Beiträge zur Philosophie" vereinigt hat (Kempten und München 1914). Sie bringt die bedeutsamen Ausführungen Hertlings über Ziel und Methode der Rechtsphilosophie, in denen er in polemischer Auseinandersetzung mit namhaften Rechtslehrern seinen Begriff des natürlichen Rechtes streng wissenschaftlich klarlegt und begründet. Der akademische Lehrberuf aber brachte es mit sich, daß Hertling auch vor einem zahlreichen Auditorium von Hörern verschiedener Fakultäten seine Auffassungen von Recht, Staat und Gesellschaft entwickelte. In einem Kurs, der im Winter 1905/06 für einen weiteren Kreis gehalten wurde, hat er diesen Vorlesungen dann die gemeinverständliche Form gegeben, in der sie 1906 als Buch erschienen (Kempten und München, Sammlung Kösel). In lichtvoller Darstellung und gewählter Sprache sind darin die früheren Darlegungen zusammengefaßt und zu einem in seinen Grundzügen abgeschlossenen, wenn auch nicht überall bis in das Spezielle ausgearbeiteten System verbunden und ergänzt.

Welcher Art ist diese Staatsphilosophie und welches sind ihre leitenden Gedanken?

Zwei Typen staatsphilosophischen Denkens können wir unterscheiden, einen vorwiegend konstruierenden und einen vorwiegend reflektierenden. Konstruierend waren z. B. Plato, Rousseau, Fichte. Sie alle gehen aus von einer grundlegenden Idee und konstruieren aus dieser heraus das Ideal des Staates, in dem jene Idee sich verwirklichen soll. So entwirft Plato seinen Staat aus der Vernunftidee der Gerechtigkeit, für deren Ausprägung in dieser irdischen Welt der Staat als große Erziehungsanstalt von ihm erdacht wird. Rousseau konstruiert ihn aus der Idee der Freiheit, während Fichte in der ursprünglichen Form seiner vielfach gewandelten Lehre Recht, Staat und Gesellschaft als notwendige Handlungen des Geistes, ohne die das ursprüngliche, vorbewußte, schöpferische Streben des universellen Ich nicht zum Selbstbewußtsein in den vielen Einzelichen gelangen kann, in einer schwerverständlichen, aber von einer gewaltigen Energie getragenen aprioristischen Deduktion abzuleiten sucht. Anders der vorwiegend reflektierende Typus, zu dem die Hertlingsche Staatsphilosophie sich stellt. Wie er auch sich gestalten mag, er verzichtet darauf, den besonderen Inhalt dessen, was wirklich ist oder sich verwirklichen soll, als einen notwendigen zu deduzieren. Das Gegebene, historisch Gewordene wird nicht zugunsten einer doktrinären und abstrakten Vernunftkonstruktion beiseite gestellt oder bekämpft, vielmehr wird der besondere Inhalt im Anschluß an die konkreten geschichtlichen Tatsachen entwickelt.

Das kann nun freilich in den verschiedensten Formen geschehen. Die einen beschränken sich darauf, die in den Tatsachen sich offenbarenden Regelmäßigkeiten des Bestandes und der Entwicklungen rein als solche herauszustellen. Sie verbleiben beim Positiven und Deskriptiven, indem sie das einzelne tatsächlich Festgestellte generalisieren und in seinen Zusammenhängen klarlegen. Andere, und zu diesen gehört auch Hertling, suchen darüber hinaus zugleich nach Normen und, vom philosophischen Geiste getrieben, nach letzten Begründungen. Aus der bloßen, an das Deskriptive sich haltenden Reflexion auf das Tatsächliche treten sie damit hinaus. Aber von der rein konstruktiven Denkweise unterscheidet eines doch auch die am weitesten Gehenden unter ihnen: sie vergessen nie, daß eine Idee sich nicht aus sich selbst realisiert und daß ein ideales Ziel nur durch reale Mittel mit all den Bedingungen und Notwendigkeiten dieser, die in der harten Wirklichkeit der Dinge und der Menschennatur gelegen sind, ins Leben gerufen werden kann. Die letzten Begründungen aber,

welche die Staatsphilosophen dieser Richtung geben, werden einerseits mit Notwendigkeit über das tatsächlich Gegebene und das engere Sondergebiet überhaupt hinausgreifen und an allgemeine Prinzipien der Welt- und Lebensanschauung anknüpfen müssen; sonst würden sie ja des eigentlich philosophischen Charakters entbehren. Aber anderseits werden sie nicht als apriorische Deduktionen auftreten, die rein aus der Idee heraus nicht nur die allgemeinen Formen von Recht, Staat und Gesellschaft, sondern auch deren bestimmten Inhalt als notwendig zu demonstrieren unternehmen. Was sie zu geben versuchen, ist nicht die Deduktion des Staates, sondern seine Rechtfertigung.

Von den vielen und verschiedenartigen Vertretern, die auch dieser Typus der Staatsbetrachtung, wie unter den juristisch oder ökonomisch geschulten Denkern, so unter den Philosophen zählt, hier näher zu reden, würde zur Erläuterung der Hertlingschen Theorien, wegen der größeren oder geringeren Verschiedenheit bei den meisten, nichts beitragen. Im Altertum war der klassische Vertreter dieser Richtung Aristoteles. Ihm steht mit dem Lehrer seiner akademischen Jugendzeit, Adolf Trendelenburg, dem Verfasser des auch jetzt noch lesenswerten Werkes: „Naturrecht auf dem Grunde der Ethik" (Leipzig 1860) auch Hertling nahe. Wenigstens in seiner theoretischen Betrachtungsweise von Recht und Staat. Nicht dagegen auch in seiner Gesellschaftslehre im engeren Sinne und der daran sich anschließenden Sozialpolitik. Hier gehen die Ziele und Wertsetzungen der modernen Zeit mit ihrer gänzlich veränderten kulturellen und wirtschaftlichen Struktur mit denen der antiken Gesellschaft, die des Christentums mit seiner Forderung der Menschenwürde und der Nächstenliebe mit denen der heidnischen Welt in entscheidenden Punkten weit auseinander. Während Aristoteles für den Staat aus seiner Philosophie eine Begründung gibt, die einerseits weit über den antiken Staatsbegriff hinausgeht und anderseits keineswegs alle Forderungen desselben, das Aufgehen des Einzelnen im Staate, anzuerkennen nötigt, ist dieses hinsichtlich der Gesellschaftslehre, die bei ihm von der Staatslehre überhaupt nicht in unserm modernen Sinne unterschieden ist, keineswegs der Fall. Verteidigt er doch sogar die Sklaverei der Barbaren unter dem griechischen Herrenvolk als naturgemäße Institution.

Die Bedingungen, unter denen Graf Hertling zum Staatsphilosophen erwuchs, brachten es mit sich, daß er nicht in erster Linie auf ein nach allen Seiten hin architektonisch ausgebautes System ausging. Was ihm am Herzen lag, waren vor allem bestimmte entscheidende Grundgedanken. Sinn, Berechtigung und Aufgabe des natürlichen Rechts, die Notwendigkeit des Staates als des notwendigen Mittels zur Verwirklichung des Rechts und seine Aufgabe der Gesellschaft gegenüber, die Stellung von Recht und Staat im System der sittlichen Menschheitszwecke, der Wert der verschiedenen Staatsformen bei der Erfüllung dieser Aufgaben: das wurden die Hauptthemen seiner systematischen Untersuchungen und polemischen Auseinandersetzungen. Dabei war ihm wenig daran gelegen, mit seinen Theorien etwas völlig Neues und Unerhörtes auszusprechen. Auch alte Wahrheit muß stets neu und den Bedürfnissen der Zeit entsprechend begründet, verteidigt und für neu auftretende Probleme fruchtbar gemacht werden. Das liegt in dem schon von Sokrates und Plato dem sophistischen Relativismus gegenüber aufgestellten und von Hertling geteilten Postulat einer bleibenden objektiven Wahrheitsnorm, deren subjektive Erfassung und deren Verwendung zwar einer steten Evolution unterworfen sein kann, die aber mit ihren höchsten inhaltlichen Geltungs- und Wertprinzipien nicht selbst in diese Evolution einbezogen ist.

Ihren letzten Zusammenhalt finden auch die Grundgedanken Hertlings über Staat und Recht in seiner philosophischen Weltanschauung. Diese geht mit Aristoteles davon aus, daß die Entwicklung der gesamten Naturwirklichkeit und der menschlichen Daseins- und Lebensgestaltung eine sinn- und zweckvolle ist, daß ihr eine Zielstrebigkeit und, da das Ziel als Vorausnahme des Späteren ein Erkennen voraussetzt, Vernunft zugrunde liegt. Die teleologische Betrachtungsweise der aristotelischen Philosophie ist auch die seine. Stärker aber als Aristoteles und mehr im platonischen Geiste gibt er dieser teleologischen Auffassung zugleich eine theistische Wendung. Daß Zielstrebigkeit und überhaupt Sinn in der Natur- und der Menschheitsentwicklung herrscht, findet nach ihm nur durch die theistische Metaphysik eine ausreichende letzte Begründung. „Es ist falsch", sagt er,[2] „und nur ein verbreitetes Vorurteil, zu wähnen, daß wir mit dem Gedanken an Gott die Grenze möglicher Erkenntnis überschritten und uns nur noch in der Sphäre religiösen Empfindens bewegten. Wir denken Gott, weil uns nur mit seiner Annahme die Welt begreiflich wird, und wir denken ihn so, wie wir ihn denken müssen, wenn wir die Welt auf ihn als auf ihre letzte Ursache zurückführen."

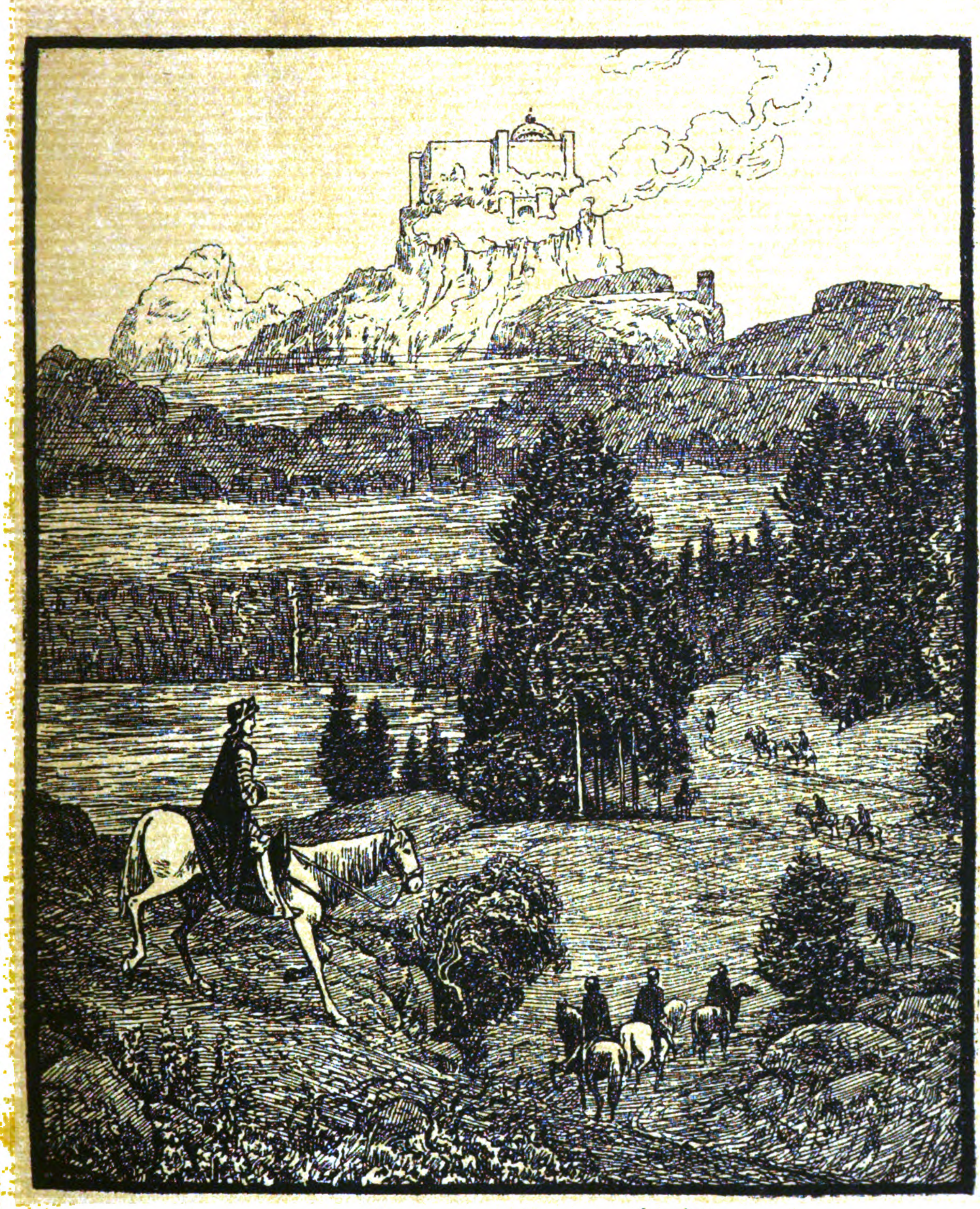
So ist Hertlings Weltanschauung die theistisch-teleologische. Diese hat auch das Christentum in sich aufgenommen, für das sie die Grundlage aller seiner Dogmen, die unerläßliche Voraussetzung der Heilsökonomie bildet.[3]) Diese theistisch-teleologische Weltanschauung als Grundlage auch der Rechtfertigung von Recht und Staat verteidigt er mit aller Wärme gegen die materialistische und rein mechanistische Auffassung. „Nur

dann kann vernünftiges Nachdenken Voraussetzungen eines sinnvollen, menschlichen Gemeinlebens entdecken, wenn diesem, wie der uns umgebenden Welt überhaupt, Vernunft zugrunde liegt. Wenn dagegen Materie und Bewegung und blind wirkende Naturgesetze das Letzte sind, wovon das Universum mit allem, was es einschließt, abhängt und getragen wird, dann gibt es wohl Zustände, welche eintreten, Begebenheiten, welche sich ereignen, Tatsachen, welche eintreten müssen, aber das ganze Schauspiel des Naturlaufs mit seinem ungeheuren Aufwand an Kräften, mit seinem Prunke von Planeten und Fixsternen, seinem nie ermüdenden Wechsel von Blühen und Vergehen, mit seinem tiefen Weh und seiner seltenen Freude hat keinen Sinn und Verstand, ist sinnlos und dumm.... Die menschliche Vernunft erträgt es nicht, daß alles nur entstehen soll, um zugrunde zu gehen. Sie sieht ewige Werte und in dem bunten Spiel der Gestalten, welche die Welt vor unsern Augen aufführt, den wechselnden Ausdruck ewiger, unvordenklicher Gedanken. Damit stellt sie der mechanisch-materialistischen die theistisch-teleologische Weltanschauung entgegen."[4])

Hiermit führt Hertling Recht und Staat zuletzt auf einen göttlichen Weltplan zurück, der durch die in ihm enthaltenen Ideen aller Dinge und deren Vollkommenheit einem jeden Ziel und Richtung bestimmt. Die teleologische Betrachtung aus dem Zweck führt ihn, im Geiste der Weltanschauung des Christentums, in theologische Zusammenhänge — „theologisch" hier nicht im Sinne einer kirchlichen positiven Dogmatik, sondern in dem einer natürlichen Theologie, d. h. einer philosophischen theistischen Metaphysik.

Selbstverständlich darf diese Zurückführung auf den göttlichen Weltplan und dessen Ordnung nicht mißverstanden werden. Läge ja sonst der Einwand nahe, daß wir von einem solchen Weltplan, wenn wir auf ihn etwas zurückführen sollen, doch zuvor Kenntnis haben müßten; solche Kenntnis aber sei ohne eine Offenbarung nicht möglich, und damit würden Recht und Staat einer Begründung durch die Vernunft entnommen, ihrer natürlichen Grundlagen beraubt und auf Bibel und Kirche gestellt. Eine solche Anschauung indes liegt der von Hertling vertretenen Auffassung fern. Seine Philosophie denkt nicht daran, Recht und Staat aus dem göttlichen Weltplan logisch zu „deduzieren", derart, daß dieser Schöpfungsplan für unsere Erkenntnis die konstitutive Idee für Recht und Staat abgäbe und daß wir aus der vorgängigen Kenntnis des göttlichen Weltplans als dem Obersatz das Wesen und die Aufgabe von Recht und Staat ableiten sollten. Er begründet nicht die philosophischen Sätze der Sittlichkeit und des Rechtes aus einer angeblichen Uroffenbarung, die durch die Tradition des Menschengeschlechtes weitergeleitet wäre, oder auch aus einer von Bibel oder Kirche getragenen positiven Offenbarung, wie das „Traditionalisten" und „Fideisten" und extreme Supranaturalisten von der Weise des im übrigen um die christliche Erneuerung der Gesellschaft so verdienten Joseph de Maistre tun mochten. Ausdrücklich bekämpft er in einer polemischen Auseinandersetzung eine solche mißverständliche Auffassung des Naturrechts und weist mit Thomas von Aquino die Deutung einer oft angeführten Stelle des kanonischen Rechtsbuchs in diesem supranaturalistischen Sinne als unzutreffend nach.[5]) Für ihn liegt die Kundgebung des göttlichen Weltplans vielmehr in der Natur der Dinge selbst, insbesondere in der vernünftigen Natur des Menschen. Was als Ausgang für die logische Ableitung von Recht und Staat dient, ist darum für ihn, wie für Aristoteles, auch diese vernünftige Menschennatur selbst. Jene Rückführung auf den göttlichen Weltplan betrifft nicht den Weg des menschlichen Erkennens, sondern will den sachlichen, kausalen Zusammenhang der Dinge erklären. Nicht unsere Erkenntnis von Recht und Staat soll dadurch begründet werden, sondern die reale sittliche Verpflichtungskraft, die dem natürlichen, von der Vernunft geforderten Rechte, dessen konkreter Träger der Staat ist, und so dem diesem Rechte entsprechenden oder doch nicht widersprechenden Staatsgebot zukommt. Von theokratischen Anschauungen im politischen Sinne des Wortes ist Hertlings Theorie weit entfernt; solche werden von ihm ausdrücklich bekämpft.

In welchem Sinne Hertling selbst jenen Gedanken versteht, das zeigt sich sofort in der Art, wie er Begriff und Inhalt des Sittengesetzes entwickelt. Recht, Staat und Gesellschaft sind ihm Bestandteile im System der sittlichen Menschheitszwecke. Was aber ist das Sittengesetz? Bestände das menschliche Leben nur in einem nach rein mechanischen Gesetzen verlaufenden Entwicklungsprozeß, so würde es nur Bedürfnisse und Neigungen, Affekte und Leidenschaften in sich schließen, die uns gleich Bewegungskräften antreiben und vorwärts stoßen, so gäbe es nur ein Müssen, kein Sollen. Allein es gibt auch Pflichten. Diese Pflichten ergeben sich, so fordert es die theistisch-teleologische Weltanschauung Hertlings, aus dem Zwecke, den der Mensch nach dem göttlichen Weltplan zu verwirklichen berufen ist. Dieser Zweck, wenigstens dieser nächste Zweck, aber liegt nicht etwa darin, irgendwelche reine Willkürgebote eines despotischen göttlichen Gesetzgebers zu befolgen, sondern darin, daß der Mensch das verwirklicht, was seiner Idee entspricht, was dem wahren Begriff der Menschheit, der vernünftigen menschlichen Persönlichkeit, gemäß ist. Dadurch dient er dem Zwecke des Ganzen, in dem zugleich der Schöpfer verherrlicht wird. „So



Die Gralsburg

ist das Sittengesetz ganz und gar aus der Idee des Menschen entworfen, es ist das Gesetz seiner Natur; indem er sich in all seinem Tun der Leitung desselben unterwirft, gelangt er an das Ziel seiner eigenen Vollendung und Vollkommenheit."[6]) Aus der vernünftigen Natur des Menschen also leitet Hertling den Inhalt des Sittlichen ab, in ihr findet er den nächsten Wertmaßstab des Sittlichen.

Um das Sittliche auch gegen Widerstände zu verwirklichen, dient — Hertling schließt sich hier geläufigen Gedankengängen an — das Recht mit seinem Zwang. Nicht nur für sich hat der Einzelne den menschheitlichen Zweck zu erfüllen; das Sittengesetz gebietet, daß er auch den andern nicht in der Erfüllung der Menschheitszwecke hindere, vielmehr in all den gemeinschaftlichen Zusammenordnungen mit anderen, wie sie durch die Natur oder durch Vertrag begründet sind, an der Erfüllung bestimmter Menschheitszwecke selbsttätig mitwirke.[7]) Die Sicherung dieser Aufgabe bringt das Recht, als die „Norm für diejenige Einschränkung der Freiheit jedes Einzelnen, durch welche die Erfüllung menschheitlicher Zwecke von seiten der übrigen ermöglicht wird".[8]) So erwächst bei Hertling im System der sittlichen Menschheitszwecke das Recht als zweite Schicht von selbständiger Eigenart über der Ethik. Natürlich nicht der Ethik überhaupt, sondern der sozialen Ethik. Die bekannte Definition, welche Ihering in seinem Werke über den Zweck im Recht gibt: „Das Recht ist das System der durch Zwang gesicherten sozialen Zwecke", macht auch er sich als Auseinandersetzung des Tatbestandes des Rechtes zu eigen.[9]) Aber er will sie vertiefen durch die Mitaufnahme des sittlichen Momentes. Recht im allgemeinen bedeutet ihm „die um der Aufrechterhaltung der sittlichen Ordnung willen geforderte, erzwingbare Norm für die sozialen Handlungen der Menschen".[10]) Und in einer kritischen Auseinandersetzung mit Merkel schließt er: „Das soziale Leben des Menschen ist der Zweck, dem das Recht zu dienen hat; in ihm gründet das ethische Sollen, welches das Recht von irgendwelchen anderen, mit physischer Gewalt durchführbaren Bestimmungen unterscheidet".[11]) Selbstverständlich ist es, daß auch nach Hertling das Recht in dieser sittlichen Aufgabe nicht aufgeht und keinen bloßen Ausschnitt aus dieser bildet. Es hat seine auch von Hertling ausführlich entwickelte Eigenart, und seine Ausgestaltung beruht auf besonderen außerhalb der Moral liegenden Bedürfnissen, von denen insbesondere auch die wirtschaftlichen von ihm wohl gewürdigt werden.[12]) Allein in jener Begründung in der Sittlichkeit erblickt er gewissermaßen die Seele des Rechts, das, worauf zuletzt seine Verpflichtung und zugleich seine innere Schranke beruht.

Diese Verankerung des Rechts — auch des positiven staatlichen Rechts — auf dem Grunde der sittlichen Welt ist etwas, was Hertling vor allem am Herzen liegt. Darin ist ein Grundgedanke und die Grundeinstellung seiner gesamten Staats- und Gesellschaftsphilosophie beschlossen. Auch der Staat, der das Recht tragen, verkörpern und durchsetzen soll, ist darum zugleich eine sittliche Institution, die soziale Frage zugleich eine sittliche Frage. Stets aufs neue kommt er auf diesen Zusammenhang der Rechts-, Staats- und Gesellschaftsprobleme mit dem Probleme der Sittlichkeit zurück. Nicht als ob bei ihm die Moral als pedantisch lehrhafte Gouvernante fortwährend strafend und mahnend in alles dareinredete, nicht als ob er irgendwie die besonderen wirtschaftlichen Unterlagen des Rechtes und des Staates und die Bedeutung auch des Machtfaktors als eines notwendigen Mittels[13]) für die Existenz und das Leben des Staates, insbesondere des Großstaates, übersähe, nicht als ob er mit Hegel den Staat zugleich zur subsistierenden Sittlichkeit selbst, zur „sittlichen Substanz" machen wollte. Aber für ihn ist die Sittlichkeit doch das, was alle diesem: Recht, Staat und Gesellschaft, die Einordnung in das System der Menschheitszwecke gibt, was ihnen das höhere innere Leben verleiht.

Und nun der Staat. Die Entstehung des Staates zwar führt er, wie schon Aristoteles, auf das treibende Bedürfnis des Lebens zurück. Der Staat ist da, weil das Bedürfnis ihn notwendig macht und die Gewöhnung seinen Bestand sichert. Aber diese tatsächliche Entstehung des Staates durch bewirkende Ursachen erschöpft nicht den Sinn des bestehenden Staates, wie wiederum schon Aristoteles lehrte. „Nur darum, weil er sein soll, ist das oberste Organ des Gemeinschaftslebens zugleich die Autorität, deren Anordnungen verpflichten, auch wo sie inhaltlich mit keinem Gebot des Sittengesetzes zusammenhangen. Weil der Staat ein in die sittliche Ordnung eingeschlossener Menschheitszweck ist, sind Aufrechthaltung der staatlichen Gemeinschaft, Befolgung der staatlichen Gesetze, Unterordnung unter die staatliche Autorität an sich selbst sittliche Forderungen. Der Staat ist daher kein bloßer Notbehelf . . . Er ist ein Gutes und Wertvolles und hat Anspruch an die freudige Hingabe der Bürger an seine Aufgaben".[14]) „Der Staat soll sein; er ist in der sittlichen Ordnung begründet. Wo immer Menschen, durch das Bedürfnis getrieben, sich zum Staate zusammenfinden, da erfüllen sie nur das, was in der Natur angelegt ist. Denn der Staat ist die unerläßliche Voraussetzung des Rechts, und das Recht ist die unentbehrliche Norm für eine geordnete Erfüllung der Menschheitszwecke durch die vereinten Handlungen der Menschen".[15]) So liegt auch für Hertlings philosophische

Theorie, wie für die juristische, das entscheidende Merkmal für die Wesensbestimmung des Staates darin, daß er Träger des Rechtes ist. Als solcher ist er in die gottgewollte sittliche Menschheitsentwicklung eingeschlossen. In diesem Sinne kann man sagen, daß der Staat und seine Autorität auf Gott zurückgehe, nicht in dem einer positiven theokratischen Staatengründung.[16])

Obwohl aber der Staat das Recht durch seinen Zwang schützt und die positiven Rechtsbestimmungen zu geben hat, so macht doch nicht sein bloßes Machtgebot allein schon wahres Recht. Um richtiges und innerlich verpflichtendes Recht zu sein, muß sein Gebot mit dem durch die sittliche Wurzel des Rechtes bedingten natürlichen Recht im Einklang bleiben, darf diesem wenigstens nicht widerstreiten.

Die Berechtigung, Notwendigkeit und Geltung eines solchen Naturrechts zu begründen, ist ein vornehmstes Bemühen Hertlings. Er versteht darunter nicht etwa, wie eine überwundene Periode juristischer Rechtslehre, die dem römischen und deutschen Recht als drittes ein natürliches Recht zur Seite stellte, einen Kodex von Vernunftrechten zur Ergänzung des positiven. Anderseits meint er mehr damit, als solche auch von ihm anerkannte[17]) apriorische Voraussetzungen begrifflicher Art, die jeder Rechtsbildung zugrunde liegen müssen, um Rechtssätze überhaupt möglich zu machen. Was er im Auge hat, ist eine Reihe von Grundsätzen sozialen Handelns von verpflichtendem Charakter, die sich aus der sittlichen Begründung als notwendig ergeben und denen die Erzwingbarkeit, die das sittlich Geforderte erst zum Rechtsinhalt macht, wenigstens als Anspruch zukommt. Denn indem Hertling die Erzwingbarkeit als Merkmal in den Rechtsbegriff aufnimmt, kommt es ihm nicht so sehr auf das Mittel an, durch welches jene Zugehörigkeit zur Sphäre des Erzwingbaren realisiert wird, als auf die immanente Berechtigung eines solchen Anspruchs. In bestimmten Fällen, z. B. beim Recht der Notwehr, wird jene Erzwingung schon vom Einzelnen durchgeführt werden können. Sonst aber ist es eben der Staat, der für die wirkliche Durchführung der Erzwingung das von der sittlichen Ordnung geforderte Organ abzugeben hat. Im übrigen will Hertling nicht um Worte streiten. Wer von vornherein entschlossen ist, den Namen des Rechts nur dem zu gewähren, was Bestandteil einer positiven Gesetzgebung ist oder war, mag das immerhin tun; wenn er nur die Geltung solcher für die Aufrechterhaltung der sittlichen Ordnung geforderter, erzwingbarer Normen für die sozialen Handlungen zugibt, deren verpflichtende Kraft sich nicht erst aus positiver Gesetzgebung herleitet, sondern aus der Anerkennung, welche ihnen von seiten der allgemeinen menschlichen Vernunft notwendig zu teil wird.[18])

Faßt so Hertling den Staat in erster Linie als Rechtsstaat, nicht als Wohlfahrtsstaat, so ist er doch weit davon entfernt, mit Kant und Wilhelm von Humboldt den Umfang der Staatsaufgaben auf diese Rechtsfunktion zu beschränken. Das liegt in der Beziehung begründet, in die er Staat und Gesellschaft bringt. Auch er unterscheidet nämlich vom Staate die Gesellschaft, nicht nur im Sinne eines übergeordneten Begriffs, des Begriffs einer menschlichen Gemeinschaft überhaupt, sondern auch in einem besonderen Sinne als etwas dem Staate Nebengeordnetes. Unter der Gesellschaft versteht er dann den Inbegriff der Lebenskreise, die durch Zwecke wirtschaftlicher oder auch geistiger Art in sich verbunden sind. So wenig Hertling das Streben des Sozialismus nach völliger Verstaatlichung der Gesellschaft billigt, wodurch die individuelle Freiheit in noch weit stärkerem Maße aufgehoben werden müßte, als im alten Polizeistaat der absolutistischen Periode, so wenig will er mit dem älteren ökonomischen Liberalismus Staat und Gesellschaft völlig voneinander trennen.[19]) In der zivilisierten Welt ist der Staat keine bloße Summe gleichartiger Einheiten, deren einigendes Band lediglich in der Unterwerfung unter das nämliche Oberhaupt oder der Zugehörigkeit zu dem gleichen politischen Körper bestände. Er schließt eine Fülle gesellschaftlicher Lebenskreise ein, deren verschiedene Lebensbedingungen und Lebensbedürfnisse ein Gewirre nebeneinander und gegeneinander laufender Strebungen hervorgehen lassen. Hieraus ergibt sich die gesellschaftlich-soziale Aufgabe des Staates. Als dem Vertreter der Allgemeinheit kommt ihm die Funktion zu, leitend und ausgleichend in dieses Gewirr einzugreifen. Darin besteht die Aufgabe der Sozialpolitik in der ersten und allgemeinsten Bedeutung dieses Wortes; sie geht auf die Leitung, Förderung und Ausgleichung der verschiedenen Gesellschaftskreise durch den Staat und im Interesse der staatlichen Gemeinschaft.[20]) Eine spezielle Aufgabe dieser von Hertling in seiner parlamentarischen Tätigkeit besonders gepflegten Sozialpolitik ist dann die „Sozialpolitik im engern Sinne", welche, anknüpfend an die Pflicht des Staates, den wirtschaftlich Schwächeren zu ihrem Rechte zu verhelfen, insbesondere der Arbeiterfrage und dem Arbeiterschutz sich zuwendet. Auch die staatliche Armenpflege ist darum keineswegs Usurpation eines fremden Gebietes, sondern eine unentbehrliche Ergänzung der christlichen Caritas.[21])

Die Macht, in welcher eine rein mechanistische Anschauung auch das Wesen des Staates erblicken möchte, kann für Hertling nicht seinen wahren Sinn ausmachen. Die bloße Macht als solche ist ihm „streng genommen, nicht Zweck, sondern Mittel". Keineswegs aber wird nun deshalb die

reale Bedeutung und Unentbehrlichkeit des Machtfaktors für den Staat von ihm übersehen. Mit aller Entschiedenheit betont er, daß „Unabhängigkeit und Selbständigkeit und damit auch eine gewisse Machtstellung nach außen zu den notwendigen Bedingungen eines vollendeten Staatswesens gehören, deren Aufrechterhaltung somit unter die bleibenden Aufgaben der staatlichen Autorität fällt". Spricht so schon der Philosoph, so hat der Politiker sich weiter damit zu beschäftigen, wie diese bleibende Aufgabe unter den besonderen Bedingungen des konkreten Staates verwirklicht werden kann.[22])

Doch in das Speziellere dieser Ausführungen Hertlings über Politik, insbesondere Sozialpolitik, kann hier nicht eingetreten werden. Es würde zum Teil aus dem Bereiche des von der Philosophie als notwendig Erweisbaren hinaus- und in das Gebiet des Zweckmäßigen hineinführen, das der Politiker Hertling mit gleicher Sorgfalt pflegte, wofür er in weitestgehender Fürsorge alle Faktoren des sittlichen Wohlwollens und der christlichen Liebe wie der politischen Klugheit und der Einsicht in die reale Notwendigkeit heranzieht, das er aber von dem Allgemeinphilosophischen im eigentlichen Sinne scheidet. So sei denn auch von sonstigen auf das Wirtschaftliche bezüglichen Fragen nur kurz erwähnt, daß Hertling denjenigen ökonomischen Begriff des Eigentums, der im Gegensatz zum juristischen ein solches ausschließlich durch Arbeit entstehen läßt, bekämpft, und daß er mit aller Entschiedenheit das Recht jedes Staatsangehörigen auf Existenz und die daraus sich ergebende staatliche Verpflichtung der Sorge für die physische Existenz jedes Mitgliedes des Staates verficht, daß er aber anderseits nicht zugibt, daß daraus auch ein für alle Fälle zutreffendes Recht auf Arbeit als Recht im strengen Sinne zu folgern sei. Wohl aber möge zum Schluß noch die Stellung Hertlings zur Frage nach der Natur der Staatsgewalt und dem Wesen und Wert der verschiedenen Regierungsformen kurz charakterisiert werden. Freilich auch das nur, insofern aus ihnen der abstrakte Philosoph spricht und nicht der in einem historisch gegebenen, organisch gewordenen und entwickelten Staatswesen wirkende Politiker. Dieser, für den eine Fülle anderer Gesichtspunkte in Betracht kommt, rechtliche, historische und solche der politischen Zweckmäßigkeit, auch solche der Stimmung und sonstiger abseits der abstrakten philosophischen Betrachtung liegender Werte, sollte ja außerhalb unseres Bildes bleiben.

Die höhere Macht im Staate, welche den Willen der Einzelnen bindet, ist nach Hertlings Anschauung nicht die Person des Herrschers. Sie liegt vielmehr überall, bei der Monarchie wie bei der Demokratie, im Staatszweck als einem Seinsollenden.[23]) Rousseaus Ableitung der Staatsgewalt aus dem Gesellschaftsvertrag verwirft Hertling als unzureichend, auch wenn sie nicht im Sinne einer historisch-genetischen Erklärung, sondern einer ideellen Rechtfertigung genommen wird.[24]) Ebenso aber weist er auch theokratische Vorstellungen von einer unmittelbaren Einsetzung des Herrschers durch die Gottheit, sowie die Ideen des Patriarchalstaats zurück, wie die englischen Stuarts und ihre Publizisten sie pflegten und durch theologische Gründe zu unterstützen suchten. Die Gestalt und Beschaffenheit der konkreten Regierungsform ist historisch bedingt. Im eingerichteten Staate ist sie Sache des geschichtlichen Rechts, in einem neu zu begründenden Sache der Zweckmäßigkeit.[25]) Weder die Monarchie, noch die Demokratie kann einseitig als Vernunftforderung erwiesen werden. Jede hat ihre Vorzüge und ihre Gefahren. „Es ist töricht, da, wo es sich nur um die politische Theorie handelt, in der Wertschätzung derselben die Voreingenommenheit des Parteimanns oder auch des Höflings walten zu lassen."[26]) Auch dem Versuche, aus der Religion die Notwendigkeit einer bestimmten Regierungsform zu begründen, tritt Hertling entgegen. „Christliche Politik ist weder monarchisch, noch demokratisch, weil sie je nachdem beides sein kann."[27])

Hertlings Sympathien sind völlig bei der Monarchie. „Der König bezeichnet den festen Punkt, welcher von keiner Kritik, keiner ehrgeizigen Gunstbewerbung, keinem Umschlagen der öffentlichen Meinung erschüttert werden kann. König kann nur werden und muß sein, wen die staatsrechtlich festgelegte Erbfolge dazu bestimmt. Wie über das Parteigetriebe, so ist er gleichermaßen über den Widerstreit der Klassengegensätze hinausgehoben und so befähigt, unparteiisch das Wohl aller zu fördern."[28]) Hertling weist dann auch hin auf die besonderen Vorzüge, die durch die Erblichkeit der Monarchie sich ergeben, in der die Bürger durch geschichtliche Erinnerungen enge mit der Dynastie verwachsen sind, durch welche die monarchische Institution zugleich einen eigenartigen Wert für Phantasie und Gemüt gewinnt.

Diesem lichtgezeichneten Bilde gegenüber verschweigt auch Hertling die Gefahren nicht, welche bei einer Überspannung der königlichen Würde entstehen könnten und des öfteren entstanden sind. Es ist vor allem die Gefahr des Absolutismus, der freilich nicht die Monarchie allein ausgesetzt ist, und die Gefahr der persönlichen Selbstherrlichkeitsansprüche. Das Königtum, führt Hertling demgegenüber aus, ist der modernen Auffassung gemäß eine im öffentlichen Interesse ausgeübte Funktion. Der Monarch ist Haupt des staatlichen Organismus, zwar Haupt aus eigenem Recht, aber eben als Haupt steht er nicht über, sondern in dem Organismus.[29]) Ein absolutes Königtum vertragen die modernen Kulturvölker

nicht. „Die Monarchie ist heute nur mehr als konstitutionelle Monarchie möglich, aber nicht so, daß dem König in der Volksvertretung ein zweiter Träger der höchsten Gewalt oder gar eine feindliche Macht gegenübersteht, sondern so, daß er in seiner Betätigung ganz oder zum Teil an die Mitwirkung derselben als eines integrierenden Bestandteils des entwickelten Staatsorganismus angewiesen ist.[30])

Trotz aller Sympathie für die Monarchie verkennt indes Hertling auch die eigentümlichen Werte nicht, die in einer Demokratie enthalten sein können. Sie ist frei von dem Bevormundungssystem, wie es in den alten monarchischen Staaten Europas noch vielfach die Regel bildet. „Während wir nur allzusehr geneigt sind, alles vom Staate zu erwarten, dafür freilich auch den Staat für alles verantwortlich zu machen, verlangt und findet dort individuelle Tatkraft und individueller Unternehmungssinn einen möglichst weiten Spielraum. Damit pflegt sich ein gesteigerter und erleuchteter patriotischer Sinn zu verbinden .... Die öffentlichen Angelegenheiten sind die Angelegenheiten jedes Einzelnen. Wo die allgemeine Wohlfahrt in Frage steht, pflegen demgemäß Demokratien zu großen Opfern bereit zu sein. Anstalten, welche dem Nutzen der Gesamtheit dienen, sind in der Regel vortrefflich eingerichtet."[31])

Tritt Hertling damit den extremen Anhängern des Königtums von Gottes Gnaden entgegen, denen die Demokratie „nicht so sehr besondere Staatsform ist, als Gipfel der Gottlosigkeit", so hebt er anderseits auch stark ihre Mängel hervor, die vielfach geringere Autorität der Beamten, den übermächtigen Einfluß der wandelbaren öffentlichen Meinung, die größere Gefahr der Korruption. Vor allem weist er hin auf die Antinomie zwischen der Freiheit der Persönlichkeitsentfaltung und der Gleichheit — denn diese, nicht die Freiheit, ist ihm das Prinzip der Demokratie —, welche schon das Wort ausdrückt, das der alte griechische Weise im Unmut den Ephesiern in den Mund legte: „Von uns sei keiner der Beste, und ist einer da, so sei er es anderwärts und mit anderen".[32])

Damit aber kommen wir zu dem Gedanken, mit dem diese Darstellung von Hertlings Staatsphilosophie beschlossen sein mag: das Recht des Staates reicht nur so weit, wie es mit seiner Aufgabe vereinbar ist. Über die Gewissen hat er im Konfliktsfalle nicht die Gewalt.[33]) Die Staatsmacht darf auch die Freiheit nicht töten. Die Urrechte der sittlichen freien Persönlichkeit kann auch der Staat nicht aufheben. Wo es sich um ihre eigensten Angelegenheiten, um ihre individuellen Zwecke handelt, bleibt auch im Staate eine Sphäre unaufhebbarer individueller Freiheit.[34]) Der Staatsabsolutismus ist prinzipiell verwerflich, mag er als Fürstenabsolutismus oder, wie nicht selten auch in den Demokratien, als Absolutismus des unpersönlichen Staates auftreten.[35])

„Kinder", sagt Aristoteles, „haben dem Vater gegenüber kein Recht, wohl aber hat dieser ihnen gegenüber Pflichten. Das ist der Satz, welchen Bossuet auf das Verhältnis der Untertanen zum Fürsten anwendet. Aber die mündig gewordenen Völker bestehen auf ihrem Rechte. Nicht von dem guten Willen, nicht von der Gnade wollen sie abhängen, sondern die Macht des Herrschers soll an ihrem Rechte eine Schranke finden. Diese Macht ist begründet in dem Staatszweck, der Verwirklichung der Rechtsordnung; darum kann sie nicht weiter reichen, als diese Ordnung erheischt, und am wenigsten darf sie störend in dieselbe eingreifen. Die Anerkennung sittlicher, die Willkür der Staatsgewalt bindender Mächte ist der erste Schritt über den Absolutismus hinaus und das, was ihn von der Despotie trennt; das zweite, nicht minder bedeutsame, ist die Anerkennung eines von jener Willkür unabhängigen Rechts .... Das letzte endlich ist, daß auch die öffentliche Betätigung der Staatsgewalt selbst an bestimmte Regeln gebunden und das öffentliche Recht als eine von ihrem Ermessen unabhängige Norm anerkannt werde".[36]) — So löst Hertlings Staatsphilosophie die Antithesen von Macht und Recht, von Zwang und Freiheit in einer auf dem Grunde der Sittlichkeit vollzogenen Synthese.

Nur ein objektives Bild von Graf Hertling als Staatsphilosophen habe ich geben wollen, keine Kritik, keine Verteidigung. Möge es in seiner ruhigen Klarheit und Folgerichtigkeit für sich selber sprechen!

---

[1]) Kleine Schriften zur Zeitgeschichte u. Politik 248[1]. — [2]) Recht, Staat u. Gesellschaft 17. — [3]) Ebd. — [4]) Ebd. 15 f. — [5]) Kleine Schriften 280 Anm. — [6]) Ebd. 267. — [7]) Ebd. 271. — [8]) Ebd. 177. — [9]) Ebd. 178. — [10]) Ebd. 273. — [11]) Histor. Beitr. zur Philos. 293. — [12]) Ebd. 301. — [13]) Recht, Staat u. Gesellsch. 74. — [14]) Ebd. 71 f. — [15]) Kleine Schr. 281 f. — [16]) Recht, Staat u. Gesellsch. 70 f. Über den Ausdruck: „von Gottes Gnaden" Kl. Schr. 96 f. — [17]) Kl. Schr. 261. — [18]) Ebd. 273. — [19]) Recht, Staat u. Gesellsch. 157. — [20]) Kl. Schr. 254. — [21]) Ebd. 332. — [22]) Artikel „Politik" im Staatslexikon, herausg. von Jul. Bachem, IV, 3—4 Aufl. (1911) 193. Recht, Staat u. Gesellsch. 74. — [23]) Kl. Schr. 44. — [24]) Recht, Staat u. Gesellsch. 68 ff. — [25]) Kl. Schr. 44. — [26]) Ebd. 45. — [27]) Ebd. 491. — [28]) Recht, Staat u. Gesellsch. 147. Kl. Schr. 79 ff. — [29]) Recht, Staat u. Gesellsch. 145. — [30]) Ebd. 147. — [31]) Kl. Schr. 53. — [32]) Ebd. 9. — [33]) Recht, Staat u. Ges. 73. — [34]) Kl. Schr. 11. — [35]) Ebd. 111. — [36]) Ebd. 116 ff.



Das neue Kunstmärchen / Von Kurt Bock

Märchen ist ureigentlich primitives Dichten, ist Volkspoesie und damit hoher, aufschlußreicher Kulturwert.

Anders das Kunstmärchen: es trägt den gleichen, schlichten Gehalt unbehindert gestaltender Phantasie in der kunstvollen Schale fein geschliffener Erzählkunst, büßt dadurch für den Gewinn an äußerer Schönheit meist den Erdgeruch der wildwüchsigen Bodenständigkeit ein, ja verbindet oft damit subjektive Zwecke, meist Vermittlung einer Weltanschauung. Novalis und Tieck sind die klassischen Beispiele. Andersen ist grimmer Satiriker; Swift und Cervantes wandeln auf der Märchengrenze, wodurch die Jugendausgaben, die den dichterischen Sinn Gullivers und Don Quixotes vernichten, begründet sind.

Wollen aber Künstler heute wahre Märchen dichten, so müssen und werden sie volkstümlich fühlen, denken und schreiben — hier liegt die Wurzel der Kraft —; sie werden eine zierliche Handlung, vielleicht mit treuherzig tiefer Alltagsweisheit verbrämt, lustig und nachdenksam gestalten und einen frischen Hauch unberührten Erdwuchses vorzaubern, — selten aber, ach so selten werden sie an die geheimen Wunderquellen klopfen, aus denen Volksmärchen und Volkslied ersprangen; sie werden nicht aus dem Herzblut und der Seele des Deutschtums heraus erzählen.

Die Handlung des Märchens ist gerade Linie in der Gefühlssphäre des Verträumtseins; sie ist Ausruhen des Geistes und Ausschwärmen der Seele, sie liegt also in sich selbst bedingt in schaffender und anregender Phantasie.

Tiefinnerst aber enthält sie einen naiven Deutungsversuch des Lebens und seiner Rätsel, wie sie das Volk seinem Individualcharakter gemäß erlebt und durchsinnt.*) Das bunte, reiche Gewand des alltäglichen Erlebens — Anschauung der Natur, der Mitmenschen und von Haus und Herd — wird durchsponnen von den geheimnisvollen Traumerinnerungen und der angeregten Phantasie, die nach den Zwecken und Ursachen des Geschehens forschen, die Umwelt nach eigenem Bilde erklären, so die eigene Seele in sie hineinverlegen und nun in jeder Blume eine Elfe, jedem Pilz einen Puck, jeder Wand einen Klopfer, jedem Walddunkel eine Hexe und jeder Schwelle ein Hausgeistchen sehen.

Der Werdegang des Volksmärchens kennt nur diesen einen Weg: Verpflanzen des Inhaltes der eigenen Seele in die unmittelbare Umwelt.

Je erfüllter die Kultur ist, aus der jeweils ein Märchen entsteht, um so weiter umfassend und tiefer durchdacht ist auch der Makrokosmos in der Kleinwelt des poetisch Festgehaltenen, um so entfernter ist aber auch der Urquell primitiver Phantasie und naiver Naturbeseelung.

Welcher unendliche Weg liegt doch in den verschiedenen Verklärungen von Wintertod und Frühlingsnahen bezeichnet: Loki und Baldur der Urzeit, dann Hagen und Siegfried der Sagenzeit, dann Turmhexe und Dornröschen des Volksmärchens und heute: Herr Frost, Muhme Zeit, der dritte Mai und die Jesusgestalt des Mannes aus dem Dorfe in Max Jungnickels Märchenspiel „Die Frühlingsfuhre".

Das Märchen verlangt unbefangenen Glauben an seine sachliche Wahrheit, da es inneres Leben, eine Gesamtheit von merkwürdigen Eindrücken und naiv durchdachten Problemen veranschaulicht in einer Form, wie sie nicht anders denkbar ist für diese Art des Anschauens. Es entspringt aus rein geistigem Motiv, dem schauenden Ich der Volksseele, ist dadurch und durch den Kulturumfang begrenzt und für ständig erweiternde Entwicklung fruchtbar; es hat seine in sich bedingte Form.

*) Jeder Band der unter v. d. Leyen erscheinenden Sammlung „Märchen der Weltliteratur", am auffälligsten die „Südseemärchen", ist Beweis und Beispiel.

Wollen neue Schriftsteller Ähnliches, ja Gleiches schaffen, so muß in ihnen eine außergewöhnlich reiche, frische und besonders bewegliche Phantasie wirken, die in jedem Menschen und jedem Ding sein Besonderes erfaßt, diesem ein persönliches Eigenleben verleiht und es auf den Leser bezieht, — daraus dann eine eigene, neue Welt baut, die sich jeder Phantasie widerspruchslos erschließt. So waren Hauff, Brentano, Mörike.

Nun aber kommt ein ganz Junger achtlos des Weges und pflückt sich die Himmelsblume, die so viele in lebenslanger Mühsal suchten, fröhlich vom Wiesenrain: die herrlichsten, herzblutenden Lieder und Märchen singt und sagt er, als hätte er eben Dornröschen wachgeküßt und lebe nun in ihrer Märchenliebe: Max Jungnickel.

Das ist das echte, alte, liebliche Märchen, neu erfüllt mit dem Reichtum unserer Kultur, mit unserem Leben und mit den Geschichten unserer Fluren und unseren Hausrates! Eisenbahn und Tageblatt, Schulranzen und Schützengraben, Bürgermeister und Dorfkirche, alles hat seinen angeborenen Charakter, der redet und handelt: eine kleine Welt, erwärmt von der Sonne verstehender, helfender Güte und bunt umstrahlt von dem Regenbogen unerschöpflicher Phantasie. Unsere Nöte und Fröhlichkeiten sind hier zu einem Abbild der großen Welt und ihrer bewegenden Ideen gefangen in das köstliche Netz zartester Wortkunst.

Der ewig lautere Quell deutschen Volkstums erschließt sich hier wieder mit all seiner erlesenen, heimatlichen Kraft: liederfroh und verträumt, lachend-gesund und versonnen. Jungnickel ist Sänger der Lebensfreude mit einem Herz voller Güte und demütiger Andacht. Seine Bücher sind dadurch vaterländische Tat, als Widerpart gegen die zersetzende Kunst des expressionistischen Ideenrausches, als Weckruf zu deutscher Gesinnung und als Jungborn herzensfroher Weltbetrachtung.

Ein deutsches Gemüt seiner Art allein ist der rechte Boden für das Märchen unserer Zeit, das mit unserer Welt versöhnt, indem es all ihre Schönheit sprechen, singen, jubeln läßt, bis wir ganz eingesponnen in diesen verklärenden Zauber alles Alltagsgrau unter Rosenduft und Kinderjauchzen versinken sehen, — bis wir uns auf blumenbesternte Wiese gestreckt glauben und die Englein auf den Wolken Kobolz schießen sehen. Ein Dichter nach Cäsar Flaischlens Wort:

„Hab' Sonne im Herzen!"

Jeremias Gotthelfs Weltanschauung

Unter diesem Titel hat Ricarda Huch (bei A. Francke in Bern) einen Vortrag erscheinen lassen, der zum Besten gehört, was wir über Gotthelf und was wir von Huch besitzen. Klarer Gedankenaufbau, ebenso warme wie scharfe Charakteristik, formvollendeter Stil, tief schürfende Gründlichkeit zeichnen sie in besonderem Maße aus. Nach ihr erscheint der Klassiker der Dorfgeschichte weder als Politiker noch gar als Reaktionär, wie er vielfach falsch beurteilt wird, und nur insofern kann man ihn einen Konservativen nennen, als er (gleich seinen Zeitgenossen Stifter und Droste-Hülshoff) ein entschiedener Anhänger des Alten, der alten göttlichen Ordnung ist. Der Familie, auf der sich Welt und Gottesreich aufbauen, und in der Familie der Frau schenkt er seine innigste Teilnahme, seine liebevollste Aufmerksamkeit. In der Frau erblickt er die Vertreterin des Überirdischen, weil sie mehr Liebe hat als der Mann. „Erst gibt der liebe Gott einen Bräutigam", sagt Gotthelf einmal, „der schließt das Herz auf, dann kommen Kinder und reinigen es, dann kommen Enkelkinder und erhalten es weich und warm, bis endlich Gott selbst kommt und es verklärt mit seiner Klarheit." Doch gilt ihm das Tatchristentum alles, das Wortchristentum nichts. Bei jeder Sache, die man tut, mit ganzem Herzen und ganzer Seele dabei sein, das ist nach Gotthelfs Auffassung christlich" (Huch). Gotthelf zieht alle Stände, Einrichtungen und Fragen der menschlichen Gesellschaft in den Kreis seiner Betrachtung, und dabei ist er kein weltflüchtiger, vergangenheitsfrommer Romantiker, sondern ein Gegenwarts-, ein Wirklichkeitsmensch. Sein Ideal auf Erden ist der richtige Hausvater: „Im Hausvater liegt eine ganz eigene Kraft und Macht, auf dem Hausvatertum ruht das Deutschtum und das Christentum, vom Hausvater aus geht die erziehende Kraft und die väterliche Liebe, er ist die sichtbare Vorsehung." Ricarda Huch weist darauf hin, daß es Gotthelf nicht gelungen sei, die Leserwelt von der Wahrheit seiner Weltanschauung zu überzeugen. Der moderne Mensch glaube überhaupt nicht mehr an absolute Wahrheit, Schönheit und Güte, sondern nur an eine durch die Person bedingte. Erst die Not werde die Menschheit treiben, wieder einen außer ihrer Willkür liegenden Mittelpunkt zu suchen, der ihr die verlorene Kraft wiedergibt, und damit zur natürlich-göttlichen Offenbarung zurückzukehren.

Armin Knab

Des „Wächters" erste Notenbeilage im Faksimile bringt eine bisher unveröffentlichte Komposition von Armin Knab. Der stille feine Meister, der dem „Eichendorff-Bund" ein fröhliches Wiegenlied gesungen hat, lebt als Amtsrichter im romantischen Rothenburg ob der Tauber. Im 57. Jahrgang von „Westermanns Monatsheften" (Braunschweig 1913) lesen wir seine „Bekentnisse eines Komponisten", denen wir folgende reizvolle Darstellung seines künstlerischen Werdegangs entnehmen:

Eine Schule von aufdringlichem Sonderstil hatte ich nicht durchgemacht. Ich entdeckte mir selbst nach und nach Beethoven, Bach, den ganzen Schubert, Chopin, Schumann. Pfitzner und Strauß kannte ich; durch Wagner war ich gegangen, wie wir heute alle hindurch müssen; eine feine Witterung für die theatralische Geste seiner Musik warnte mich jedoch, ihm auf das Lied den geringsten Einfluß zu verstatten. Bei Wolf stimmte die reichlich deklamatorische Behandlung der Singstimme zur Vorsicht, Brahms schuf reine und wohlgestalte Linien, die aber oft ein wenig blaß, zu familienähnlich und nur in seltenen Fällen ganz deckender Ausdruck waren. Die „Feldeinsamkeit" war ein Gipfel. Schuberts Lied erschien vorbildlich in Form und Ausdruck. Beethovens E-Dur-Sonate op. 108 war mir lieber als die Appassionata, die Pastorale stand mir näher als die Neunte. Chopins Preludes liebte ich sehr. Bachs wohltemperiertes Klavier enthielt im Kern alle moderne Musik. Ich rang sieben Jahre, bis es mir ganz zu Gesang wurde. Das waren die Beziehungen zur Musik, wenn ich *nicht* komponierte.

Wenn ich komponierte, vergaß ich alles und gab mich meinem dunklen Willen hin. Freilich mußten es Töne werden, wie sie eben in unsrer Zeit erklingen können. Denn ein Schaffen außer der Zeit ist unmöglich. Aber der Ausdruck einer spezifischen Stimmung verlangte oft Mittel, die den andern kühn erschienen. Bei mir war's Zwang. Das Lied von der Amsel begann in der Begleitung mit einem einzigen, oft wiederholten Ton; der erste Akkord war dann schon eine große Steigerung. In dem Lied „Weiße Schafe", das nur sieben Töne verwendet, entstanden Akkorde, die in solcher Häufung vielleicht noch nicht bekannt waren. Das ganze Gebilde würde zerstört, wollte man einen Ton ändern. Oder es mußte ein Lied mit einem Septakkord schließen, ein andres in einer unerwarteten Tonart. Staunend fand man mitunter später eine Wendung, eine Akkordverbindung ähnlicher Art bei Debussy oder einem andern Modernen und ahnte die geheime Bundesgenossenschaft aller Zeitgenossen. Die Konzentration auf das Gefühlserlebnis ergab von selbst für jedes Lied einen eignen Stil, und wenn es nur zwanzig Takte lang war. So wurde das Ergebnis anders als bei den Lyrikern im Nebenamte, die aus ihrem persönlichen absoluten Musikstil auch passende Gewänder für die komponierten Gedichte zurechtschnitten und dabei gern zu allgemein wurden.

Vor allem aber sollte die Gesanglinie schon das Wesentliche ausdrücken. Die Menschenstimme durfte nicht lediglich den Text vermitteln, sie mußte das Gedicht erfüllen. Die herrschende Musikrichtung war diesem Bestreben abhold. Das Klaviermotiv, oft nur einen Takt lang und in endloser „Steigerung" wiederholt, der deklamierte Gesangspart — Wagners Einfluß — herrschten vor. Man war empfindlich gegen Melodie und vergaß, daß die neuesten Harmonien in wenigen Dezennien verbleichen, während uralte Melodien mit den Jahrhunderten an Kraft noch wachsen. Die Melodiebildung lag im argen. Die Kunst der Fortsetzung war selten geworden; die Wirkung der Linie war wenig erforscht. Ich studierte die Ausdrucksgewalt der Linie an Bruckners Symphoniethemen, bei denen der Urwert der Intervalle am reinsten von aller bisherigen Musik ins Licht tritt, durchforschte die Bachschen Fugenthemen als die konzentriertesten, ausdrucksgewaltigsten Melodiegebilde der Literatur — man vergleiche Wagners Leitmotive damit —, lernte an Carmen, am Volks- und Kinderlied, ja an Operetten und Tänzen, die oft in glänzendster Weise Linienkunst sind, wenn auch ihr inhaltliches Niveau blasiertere Fachmusiker ihrem Studium fernhält. Viel lernte man an Gegenbeispielen; an kurzlebiger Opernmusik, schwachen Programmusikwerken und üblen Liederkompositionen entwickelte sich der gute Geschmack.

Das schönste und anregendste Studienmaterial fehlte: eine Stimme. Die eigne genügte zum Komponieren. Zum lernenden Hören wäre eine fremde not gewesen. Ich war isoliert. Wie auf einer Insel schuf ich die Lieder, mit mir allein, ohne sie zu hören; an eine Konzertaufführung dachte ich kaum. Der einzige „äußere" Lohn war hier und da der Besuch eines Freundes. Das größte Publikum könnte mir nie ersetzen, was der einzige war. Er fühlte die geheimsten Beziehungen von Wort und Ton; Lob und Tadel beruhten bei ihm auf einem fast erschreckend tiefen Eindringen. Nur die größten Meister genügten ihm zum Vergleichen. Er nahm einen absoluten Maßstab, keinen duldenden Freundschaftsstandpunkt. Er liebte Gelungenes und konnte es sofort auswendig; weniger Gutes verwarf er unerbittlich. Seinen Anregungen lieh er eine Kraft, die zum Werke stärkte, ja mitunter schien mir, ich hätte nur komponiert, was er selbst zu schaffen

wünschte, aber nicht vermochte. Die Zeit dieses Bündnisses war reich und fruchtbar. Gegen die Anerkennung des Freundes wog das Lob, das ich in späteren Jahren verstreut erntete, meist leicht; es verriet so häufig nur einen allgemeinen Begriff, ein unklares Gefesseltsein, aber selten das liebende Verständnis.

Erst als die Zahl der Lieder immer mehr anschwoll, gedachte ich meiner Vaterpflichten. Es war mir schon eine Last, eine Komposition niederzuschreiben, und ich verschob es, wenn jeder Ton feststand, auf Monate oft, ja jahrelang. Noch drückender war die Aufgabe, eine Sängerin, einen Verleger zu suchen. Aber die Werke lösten sich von mir los und führten ihr eignes Leben. Ich fühlte, wie sie auf Erlösung warteten; denn nur wenn sie klingen, leben die Lieder. Über schüchterne Versuche bin ich nicht recht hinausgekommen. Zum großen Musikindustriestil, der heute den Markt beherrscht, reichte es nicht. Die Enttäuschungen, die aus der Gleichgültigkeit der Menschen notwendig folgen, waren mir immer zu bitter und lähmten meinen von Natur aus gering entwickelten Trieb zur Welt. Die Dichter waren am höflichsten; sie dankten freundlich und anerkennend für die Vertonung ihrer Verse; auch für Verbreitung der Musik sorgten manche mit Ausdauer und Erfolg. Dann versuchte man's mit dem berühmten Sänger, der „bekannten" Sängerin. Die Manuskripte — Abschriften waren zu teuer oder zeitraubend — wanderten fort mit einem intimem Brief, der den geheimen Werdeprozeß bloßlegte. Wer konnte besser verstehen als die großen Vermittler und Verwerter? — Man hörte nichts, wagte nach einem halben Jahr eine schüchterne Anfrage, und nach weiteren Monaten kamen sie wieder zurück, ein uneröffnetes Paket mit einem ungelesenen Brief darin. Eine knappe Karte entschuldigte: „Zuviel Arbeit, keine Zeit" usw. Das war bitter. Oder man schickte sie einem berühmten Kritiker. Er schrieb: „Ich kann zu Ihren Sachen keinen Standpunkt finden". Damals unbegreiflich, jetzt so sonnenklar: der Standpunkt war das Erlebnis; wer es selbst gehabt hatte, mußte das Besondere der Töne verstehen, dem andern blieben sie stumm. Rein musikalische Wirkungen — gibt's die überhaupt? — lagen mir ja fern. Bei musikalisch ungeschulten Leuten, von Bildungsphilistern unmusikalisch gescholten, fand ich oft tiefes Verständnis.

Ein Verleger nahm ein paar bescheidene Stücke, die harmlosesten der Sammlung. Neue Hoffnung erwachte. Nun stand der Weg offen, der Anfang war gemacht. Der Haß der Unproduktiven war das erste Ergebnis. Die Bekannten, in akademischen Berufen tätig, schwiegen eisig oder sprachen in Ausdrücken, die von den verächtlichsten Vergleichen ausgingen. Das Komponieren wurde als eine lästige Krankheit betrachtet; man fühlte insgeheim die höhere Geistestätigkeit und blickte mit Neid darauf. Nie hätte einer der Guten sich entschlossen, ein Lied zu kaufen, davon zu andern zu sprechen; und die Menschen, denen man sie schenkte, stellten entweder den Briefwechsel überhaupt ein oder schwiegen darüber. Nicht einmal der Pflicht bürgerlichen Anstandes, auf den man sonst so viel hielt, sich zu bedanken, wurde oft genügt. Besonders ängstlich waren Verlobte, Verheiratete. Sie befürchteten eine gefährliche Einwirkung auf ihre Frau; sie unterschoben einem die Absicht, man wolle nur Eindruck auf ihr Weib machen. Eine schmähliche Verkennung des Künstlers. Nicht andre beeinflussen, sondern sich selbst ausdrücken, ist sein Wille. Der Eindruck ist eine Nebenwirkung und nur kleinen Geistern die Hauptsache. Von sehr rühmlichen, aber spärlichen Ausnahmen abgesehen, stand der Mann meinem Werke feindlich oder gleichgültig gegenüber. Die Ausnahmen waren produktive, freie und große Menschen. Der Mann in seiner Selbstbetonung will nur kleinere Menschen um sich; die Frau kann den Mann nicht groß genug sehen. Dem echten Weibe ist Neid auf männliche Leistungen fremd. Die Frau, nicht von Begriffen, sondern vom Gefühl beherrscht, hat eine feine Witterung für den kommenden Mann; seine Größe verheißt ihr stärkere Lustgefühle, beglückenderen Mutterstolz ihrem großen Kinde, dem Künstler, gegenüber. So fand auch ich bei der Frau tatkräftige Hilfe, Glauben und Ausdauer; was der Freund an tiefem, liebendem Verstehen, das war die Freundin an Mut und Werbeeifer. Ihrer Ausdauer gelang es, die berühmte Sängerin und den Verleger zu finden. Das Publikum, die Presse mochten sprechen . . . . .

Von Armin Knab vertonte Lieder sind erschienen bei A. J. Benjamin in Hamburg (Alter Wall 44), im Wunderhorn-Verlag zu München (XXVIII), bei P. Pabst in Leipzig (Königstr. 6), bei Trilitsch in Dettelbach am Main, im Verlag Gitarrefreund in München (Sendlingerstr. 75). Durch den letztgenannten Verlag sind die prächtigen Kompositionen von Eichendorffs „Heimweh", „Die Kleine", „Die Nacht", „Der Soldat", „Liebe in der Fremde" zu beziehen.

Das jüngste romantische Künstlerdrama

Von Max Koch

Nachdem Runge und Echtermeyer 1839 in den Halleschen Jahrbüchern ihre Anklage gegen die Romantik erhoben hatten, ist sie längere Zeit hindurch immer aufs neue für tot erklärt worden. Allein fälschlich Totgesagten soll nach dem Volksglauben bekanntlich lange Lebensdauer beschieden sein. Es war bereits eine Erschütterung des Verdammungsurteils, als Hermann Hettner 1850 den Nachweis führte, daß die erste romantische Schule sich keineswegs im Gegensatze, sondern im „inneren Zusammenhange mit Goethe und Schiller“ entwickelt habe. Am Ausgange des 19. Jahrhunderts aber feierte die alte Romantik gar als „Neuromantik“ eine lärmende Auferstehung. Ob indessen die Freunde der „mondbeglänzten Zaubernacht“ auch mit dieser Neuromantik sich rückhaltlos zu befreunden vermöchten, das ist freilich nicht so ohne weiteres zu entscheiden.

Gemeinsame Merkmale des Romantischen muß man zweifellos verschiedenen Zeiten zugestehen, wenn schon eine feste Erläuterung, was denn eigentlich romantisch sei, niemals bisher restlos gelingen wollte. Roderich Benedix hat in seinem Lustspiel „Die relegierten Studenten“ gespottet: „Wenn zwei Liebende durchgehen, so heißt das romantisch, die Ritter und Mönche sind romantisch, manche Musik nennt ihr romantisch, eine schöne Gegend ist auch romantisch. Das Durchgehen, Ritter und Mönche, Musik und eine schöne Gegend sind so verschiedene Dinge, daß romantisch doch nicht auf alles passen kann“. Aber auch ernste Versuche ergaben keine einwandfreie Begriffsbestimmung des schon lange vor Aufkommen der Romantik gebrauchten Wortes. Wenn wir das „Athenäum“, die älteste und in vielem grundlegende Zeitschrift von Romantikern durchblättern, so kann uns Friedrich Schlegels Erläuterung im 115. Fragment auch nicht die von dem Lustspieldichter vermißte Klarheit bieten. Die Erklärung, daß die romantische Poesie unter den Künsten sei, was der Witz in der Philosophie, mutet uns selber fast wie ein mißlungener Witz an. Schon eher können wir einen anderen der Schlegelschen Sätze gelten lassen: „Die romantische Dichtart ist noch im Werden; ja das ist ihr eigentlichstes Wesen, daß sie ewig nur werden, nie vollendet sein kann“. Wir brauchen dies „Werden“ bloß aufzufassen als eine ewige Jugendlichkeit, ein immer strebend Sichbemühen. Und damit mag es zusammenhängen, daß Sehnsucht, wie sie in der Jagd nach der unerreichbaren blauen Blume bezeichnenden Ausdruck gefunden hat, unbestritten als ein echt romantischer Zug aller Kunst erscheint. Freilich ist diese Sehnsucht selbst wieder von unendlich verschiedener Art: das untätige Sehnen des Eichendorffschen „Taugenichts“ in die neblichte Ferne und das schaffensfrohe Verlangen des gestaltungsmächtigen oder auch nur nach Schaffenskraft und Verwirklichung seiner Gedanken und Ahndungen sich sehnenden Künstlers, das mystisch angehauchte Ringen des Gottsuchers, Novalis „Hymnen an die Nacht“, die in Tristan und Isoldens letztem Liebesgespräch anklingen, des friedseligen Hölderlins Verlangen nach den Heiligen von Marathon und des kampflustigen Fouqué Hinwendung zur starken nordischen Vorzeit und in die „Waffenhallen und Minnelauben“ des fromm-christlichen Mittelalters.

Aber keiner dieser mannigfaltigen Sehnsuchtsklänge der früheren Zeit schlägt an unser spähendes Ohr aus der Neuromantik, die doch so gerne mit Novalis liebäugelt. „Gerade die Erinnerung an Hölderlins Gedichte und ‚Hyperion‘, an Novalis ‚Heinrich von Ofterdingen‘ erleuchtet“, wie Alafberg[1]) in seiner Betrachtung „Romantik und Neuromantik“ zugestehen muß, „wie wenig die modernen Jünger mit ihren gerühmten Vorbildern zu schaffen haben. Und es ist mir darum gar nicht fraglich, daß dieser Kreis der Männer um Hofmannsthal, George, Hardt nichts vom Geiste der Genies in sich trägt, auf deren Wirksamkeit er sich beruft, daß diese Neuromantik als ein unechtes und entartetes Kind der alten Romantik zu werten ist“.

Wohl haben Friedrich Schlegel, Ludwig Tieck und der Philosoph Karl Solger mit Vorliebe von der romantischen Ironie gesprochen. Schlegel hat im 152. und 154. Fragment alle „romantische Persiflage“ als eine bloße Flocke des himmlischen Feuers aus dem Olymp der aristophanischen Komödie bezeichnet. Nichtsdestoweniger „fehlte der weit“, der in der Ironie das Wesentliche der Romantik finden wollte. Solche Verkennung hat in der Tat bei einer neuesten Untersuchung über Richard Wagners Verhältnis zur Romantik[2]) zu der kaum glaublichen Absonderlichkeit verleitet, Wagners Gelegenheitssatire „Eine Kapitulation“ zum Ausgangspunkte zu wählen. Wer denkt denn bei einer Wertung der Bestandteile von Wagners Kunst an diesen rasch hingeworfenen Versuch im aristophanischen Lustspiel?[3]) Wagners Stellung

---

[1]) Fr. Alafberg, Aufstieg. Bekenntnisse zu Gegenwart und Zukunft. Leipzig 1912.

[2]) Artur Kießling, Richard Wagner und die Romantik. Leipzig 1916.

[3]) Kurt Hille, Die deutsche Komödie unter der Einwirkung des Aristophanes. Ein Beitrag zur vergleichenden Literaturgeschichte. Leipzig 1907, S. 165 f.: Breslauer Beiträge zur Literaturgeschichte, 12. Band.

zur Romantik, über die ja schon ziemlich viel gehandelt worden ist, beruht doch wahrlich nicht auf der Ironie. Ganz im Gegenteil zeigt der lehrreiche Vergleich der Entwürfe zu den „Meistersingern“ mit der ausgeführten Dichtung, wie Wagner von der ursprünglich ironischen Auffassung des Schusterpoeten und der Singschule zu der höheren humoristischen fortgeschritten ist. Erst dadurch wurde ein wirklich romantisches Künstlerdrama geschaffen. Die Ironie, bei welcher Verstand und Kritik vorwalten, schließt Herzenswärme beinahe aus. Und aus welcher Seelenwärme quillt Sachsens Schusterlied, sein Wahnmonolog und Geständnis unter dem voll und weich duftenden Flieder! Aus romantischer Sehnsucht erwächst ihm die Einsicht in den Wahn des Menschentreibens, von dem „Stadt- und Weltchronik“ erzählen. Ironie dagegen ist noch schlimmer wie „die alte Schwiegermutter Weisheit“ stets beflissen, „das zarte Seelchen“ Fantasie zu beleidigen. Tiecks Literaturkomödien tragen durchaus ironisches Gepräge, während Eichendorff schon in seinem „Krieg den Philistern“, mehr noch in „Libertas und ihre Freier“ und „Inkognito“ den zum Gemüt sprechenden Humor walten läßt, der unter Tränen lächelt. Dieser Humor durchzieht „Die Meistersinger“, wird in Dichtungen, deren Helden Künstler sind, stets gerne mitschwingen. Der Schöpfer der „Meistersinger“ mochte ihn vorfinden in Goethes Reimen von „Hans Sachsens poetischer Sendung“ wie in seines Stiefvaters Geyer Lustspiel „Der bethlemitische Kindermord“.

Auf anderen Grundton freilich ist das früheste große deutsche Künstlerdrama gestimmt, Goethes „Torquato Tasso“. Der „gesteigerte Werther“, wie der Franzose Ampére unter Goethes Zustimmung den „Tasso“ nannte, hat zweifellos nicht minder wie der Jugendroman tragischen Ausgang. Die Notwendigkeit dazu liegt im Wesen Tassos begründet. Ganz in der Welt seiner Einbildungskraft eingesponnen, vermag er es doch nicht rechtzeitig über sich zu gewinnen, von dem Glanz und Trug der ihn umgebenden, seiner Art entgegengesetzten Welt des Scheines sich in heiterer Entsagung loszulösen, bloß den inneren Stimmen zu lauschen, wie es der innersten Natur von Pfitzners Palestrina gemäß ist. Goethes Tassodrama ist nicht romantisch, wenngleich das Epos vom „Befreiten Jerusalem“ trotz alles Vergilschen Einschlags von den Brüdern Schlegel mit gutem Grunde als echt romantische Dichtung gefeiert worden ist. Die Verwandtschaft zwischen Strömungen der Romantik und der Renaissance, in deren Ausgangszeit Pfitzners Legende sich abspielt, hat auch Alafberg neuerdings wieder hervorgehoben.

Die Vorliebe, Künstlerschicksale oder, wie der junge Goethe sagte, „Künstlers Erdenwallen“ zum Inhalte eigener Dichtungen zu wählen, ist natürlich nicht auf die Romantik beschränkt. Jakob Burckhardt hat die Neigung zu solchen Stoffen an seinem Freund Paul Heyse, der sicherlich kein Romantiker war, getadelt. Graf Schack, ebenfalls kein Romantiker, ist von seiner Liebe für die bildenden Künste dazu veranlaßt worden, in seinen „Episoden“ Erlebnisse Giorgiones und Ubaldo Lapos in wohlgeformte Reime zu bringen. Aber für die ältere Romantik ist doch geradezu bezeichnend die Vorliebe, mit welcher sie wirkliche Künstler oder nach dem Vorbilde des Goetheschen Wilhelm Meister wenigstens künstlerisch veranlagte und strebende Naturen zu Helden von Dramen, Novellen, Romanen wählte. Eichendorffs „Dichter und ihre Gesellen“, Tiecks „Der Tod des Dichters“ sind dafür die ausgeprägtesten Beispiele. Tiecks Novelle ist vor kurzem zum Ausgangspunkt einer Skizze über das „Künstler-Drama“ brauchbar gefunden worden.[1]) Und des Deutsch-Dänen Oehlenschlägers „Correggio“, der sich lange Zeit auf den Bühnen besonderer Beliebtheit erfreute, lebt in den Literaturgeschichten als Musterbeispiel des romantischen Künstlerdramas fort.

Den vollen Gegensatz zwischen Romantik und Neuromantik hinwiederum mag uns eine Vergleichung zwischen Hugo von Hofmannsthals „Der Tod des Tizian“, geschrieben 1892, und Hans Pfitzners musikalischer Legende „Palestrina“ offenbaren, ein Wesensunterschied, wie ihn ja auch Alafberg in seiner Gegenüberstellung „Wagner der Romantiker – Strauß, der Neuromantiker“ deutlich zu machen sucht. Artur Seidl hat unter den acht Tonsetzern, die er als „Wagner-Schule“ behandelt,[2]) Pfitzner nicht miteingereiht, während Niemann „innerhalb der „Neuromantik“ Pfitzner als dem Vertreter der „mystischen Legende“ einen besonderen Abschnitt einräumt.“[3]) Pfitzner legt ja großen Wert darauf, seine Selbständigkeit nach allen Seiten zu wahren, und Volbachs Behauptung,[4]) daß „Der arme Heinrich“ musikalisch und textlich an Tristan sich anlehne, trifft wenigstens für den von James Grun verfaßten Text nicht zu. Aber im Hinblick auf den „Pale-

[1]) Wilhelm Wilmsmeier, Camoens in der deutschen Dichtung des 19. Jahrhunderts. Ein Beitrag zum Künstlerdrama. Erfurt 1913.

[2]) Artur Seidl, Wagneriana. Kritische Ästhetik. Dritter Band: Die Wagner-Nachfolge im Musikdrama. Skizzen und Studien zur Kritik der modernen Oper. Berlin 1902.

[3]) Walter Niemann, Die Musik seit Richard Wagner. Berlin 1913. S. 108—117. — Paul Bekker, Das Musikdrama der Gegenwart. Stuttgart 1909. S. 54—63.

[4]) Fritz Volbach, Die deutsche Musik im 19. Jahrhundert. Kempten 1909. S. 153.

strina" ließe sich wohl Peter Cornelius' stolzes Wort erneuern, mit dem er sich Wagner gegenüber einmal mit berechtigtem Selbstgefühl als den einzigen wahren Wagnerianer rühmte. Das gilt nicht bloß, weil Pfitzner diesesmal sich die dichterische Grundlage für sein drittes Musikdrama selber schuf, sondern in viel weiterem Umfang und tiefer greifend. Wie mancherlei Vorbehalte Pfitzner auch bei seinen theoretischen Erwägungen[1]) Wagner gegenüber für notwendig erachtet, ungleich entschiedener und bedeutsamer ist doch zwischen beiden die Übereinstimmung. Vor allem in einem, dem allerwichtigsten: Pfitzner ist es in rühmlichem Unterschiede zu erfolgreichen Modegrößen nirgends um den äußeren Erfolg zu tun, sondern in heiligem Ernste um die Kunst. Er macht weder dem Tagesgeschmack noch den Bühnenleitern und dem Publikum Zugeständnisse, läßt lieber von einem unwissenden höfischen Intendanten seine Werke aus München verbannen und, wie Wagner gelegentlich von Perfalls Verschandelung des „Rheingolds" zürnend schrieb, es darauf ankommen,

„eher Werk und Taktstock zu zerschlagen,
als die Welt mit schlechten Aufführungen zu plagen."

Volbach hat Pfitzner und Schillings Seite an Seite gestellt. Das war schon wenig zutreffend, wenn man den „armen Heinrich" und „Die Rose vom Liebesgarten" an der „Ingwelde" und dem „Pfeifertag" mißt. Schärfster Gegensatz vollends tritt zutage, wenn man die während der Kriegszeit erstmalig gespielten beiden Werke „Mona Lisa" und „Palestrina" ins Auge faßt. Ich vermag über letzteren freilich nur nach der Dichtung, gedruckten und mündlichen Berichten über die Münchener Aufführung zu urteilen. Die volle Scheußlichkeit der „Mona Lisa" dagegen lernte ich in einer sehr guten Vorstellung in Wiesbaden verabscheuen. Die „Ingwelde" mochte man als Pseudoromantik hinnehmen; mit der „Mona Lisa" hat Schillings mit den neuromantischen Perversitäten von „Salome" und „Elektra" um Kassenerfolg gewetteifert. Kann man die Haltung der Bühnen in Deutschland, vor allen der Berliner Theaterbörse[2]) während des Krieges im allgemeinen nur als ein völkisches Ärgernis gröblichster Art brandmarken, so ist es noch besonders beschämend, feststellen zu müssen, daß die beiden widerlichen erotischen Stücke, Schönherrs „Weibsteufel" und Schillings „Mona Lisa" sich des größten Zulaufs zu erfreuen hatten. Das weitaus erfreulichste, ja beinahe das einzig erfreuliche Ereignis in der Theatergeschichte der drei ersten Kriegsjahre[3]) war dagegen die Pfitzner-Festwoche in München im Juni 1917. Wie man auch im einzelnen zu den dabei auf der Bühne und im Konzertsaal vorgeführten Werken sich stellen mag, das Entscheidende bleibt, daß in unserem vom Geschäftsstandpunkt aus durchgehetzten Kunstbetriebe einmal wieder ein Künstler würdige Berücksichtigung gefunden hat, dem es wie ehemals Richard Wagner heiligster Ernst ist um „die heilige deutsche Kunst", der „falschen Götzen" nie gedient hat. Nur wer selbst so reinen Kunstsinn hegt und treu betätigt, vermochte ein Künstlerdrama zu schaffen wie dieser „Palestrina".

Wagners „Parsifal", dessen weihevoller Pendel nach Liszts Ausspruch „vom Erhabenen zum Erhabensten schlägt", ist kein anderes Werk eines neueren zur Seite zu stellen. Ich habe aber bei dem Lesen von Pfitzners Legende einen weihevollen Eindruck empfangen, verwandt jenem bei dem Anhören des Bühnenweihfestspiels. Der zweite Aufzug steht bei der Legende wie im „Parsifal" im Gegensatze zu den beiden anderen, ist aber nur in der Absicht des Ton- und Wortdichters, nicht wie bei dem dramatisch unvergleichlich überlegenen Bayreuther Meister durch die sinnenfällige Handlung selbst mit ihnen verbunden. Und auch in der Ausführung tritt das Absichtliche bis zu fast verstimmender Übertreibung störend hervor. Der Gegensatz der Verweltlichung kirchlicher Diplomatie und der tief innerlichen, vom Himmel gesegneten Frömmigkeit des bescheidenen Musikers bildet den Inhalt dieser dramatisierten Künstlerlegende, die im besten alten Sinne als romantische Dichtung zu rühmen ist.

Von den tiefen Wirkungen, die Heinrich Wilhelm Wackenroders „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders"[4]) von 1797 auf die deutschen Maler im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts ausgeübt haben, meldet die deutsche Kunstgeschichte. Immer wieder kommt der kindlich fromme Ludwig Richter in seinen „Lebenserinnerungen" auf Wackenroders und Friedrich Schlegels Anweisungen zu christlicher Kunst zu sprechen. Aber nicht bloß für Künstler und Kunstverständige fand die Gräfin Sophie Schwerin in den schweren Tagen von 1807 das Buch des vortrefflichen Klosterbruders erhebend. Es sei, wie sie in dem von der Kunstbewegung weit abgelegenen Memel ihrem Tagebuch vertraute,[5]) „für

---

[1]) Hans Pfitzner, Vom musikalischen Drama. Gesammelte Aufsätze. München 1915.

[2]) Die Bezeichnung findet ihre Rechtfertigung in den schmählichen Zuständen, für deren verdienstvolle Aufdeckung in seiner Flugschrift „Weltkrieg und Schaubühne: Deutsche Erneuerung" Band 1 (München 1916) Artur Dinter von dem an dem Übel mitschuldigen „Verbande deutscher Bühnenschriftsteller" gemaßregelt worden ist.

[3]) Heinrich Stümcke, Theater und Krieg. Oldenburg 1915.

[4]) „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders" und „Fantasien über die Kunst für Freunde der Kunst" neuerdings in einem gefälligen Bändchen vereinigt herausgegeben von Ernst L. Schellenberg. Weimar 1916.

[5]) Gräfin Sophie Schwerin, geborene Gräfin Dönhoff, Vor hundert Jahren. Erinnerungen. Berlin 1909.

jeden fühlenden Menschen geschrieben, ja ich meine, daß auch dem Fühllosesten das Herz aufgehen müßte, wenn es an diesem Lichtstrahl erwärmt würde. Welche Reinheit des Herzens, die aus allen Bildern spricht! Ich möchte sagen, daß kein Mensch dies Buch lesen kann, ohne besser zu werden."

Pfitzners Palestrina teilt nicht nur diese „Reinheit des Herzens" mit dem Klosterbruder, der Frömmigkeit als die unentbehrliche Grundlage jeder Kunstausübung ansieht. Wackenroder erzählt auch „das merkwürdige musikalische Leben des Tonkünstlers Joseph Berglinger", aus dessen angeblichem Nachlasse dann Tieck 1799 den „Phantasien über die Kunst" neun „Musikalische Aufsätze" eingliederte, darunter auch Bemerkungen „von verschiedenen Arten der Kirchenmusik". In Berglingers Leben und Betrachtungen ist nun mancherlei enthalten, was auf die Schaffung von Pfitzners Legende anregend gewirkt haben könnte. Die tiefe Frömmigkeit als Voraussetzung aller Kunst ist dem Klosterbruder, Berglinger und Palestrina gemeinsam. Wackenroder, ausschließlich in protestantischen Gegenden Deutschlands lebend, wird niemals Gelegenheit gehabt haben, Palestrinasche Musik zu hören. Der Herausgeber seines Nachlasses dagegen, Ludwig Tieck, pries es 1812 in dem die erste Abteilung seines „Fantasus" abschließenden Gespräche als ein Glück seines Lebens, daß er in Rom, der „wahren hohen Schule der Musik", noch den Gesang der alten päpstlichen Kapelle hören durfte. „Schon früher", läßt er seinen Ernst erzählen, „war es für mich eine Epoche meines Lebens gewesen, diesen alten wahren Gesang kennen zu lernen; ich hatte immer nach der Musik, nach der höchsten, gedürstet und geglaubt, keinen Sinn für diese Kunst zu besitzen, als mit der Kenntnis des P a l e s t r i n a, Leo, Allegri, und jener Alten, die man jetzt von den Liebhabern selten oder nie nennen hört, mein Gehör und mein Geist erwachte. Seitdem weiß ich wohl, was ich vorher suchte, und warum ehemals mich nichts befriedigen wollte. Seitdem glaube ich eingesehen zu haben, daß nur dieses die wahre Musik sei, und daß der Strom, den man in den weltlichen Luxus unserer Oper hineingeleitet hat, um ihn mit Zorn, Rache und allen Leidenschaften zu versetzen, trübe und unlauter geworden ist; denn u n t e r d e n K ü n s t e n i s t d i e M u s i k d i e r e l i g i ö s e s t e, sie ist ganz Andacht, Sehnsucht, Demut, Liebe; sie kann nicht pathetisch sein, und auf ihre Stärke und Kraft pochen, oder sich in Verzweiflung austoben. Hier verliert sie ihren Geist und wird nur eine schwache Nachahmerin der Poesie und Rede."

Der Romantiker Tieck hat mit diesem Urteil vielleicht zugleich eine Zurückweisung des Stürmer und Drängers Heinse beabsichtigt, der in seinem musikalische Dinge behandelnden Roman „Hildegard von Hohenthal" wohl auch Pergolese zu rühmen weiß, sonst jedoch meistens mit der italienischen Oper sich als deren begeisterter Lobredner beschäftigt. Jedenfalls aber völlig im Sinne von Tiecks Anschauung hat Richard Wagner in seinem Briefe „Zukunftsmusik" die Oper für den Verfall der italienischen Musik verantwortlich gemacht. Wer sich einen vollen Begriff von der Erhabenheit, dem Reichtum und der unaussprechlich ausdrucksvollen Tiefe der italienischen Kirchenmusik der früheren Jahrhunderte verschafft habe, werde „z. B. nach einer Anhörung des ‚Stabat Mater' von Palestrina unmöglich die Meinung aufrechterhalten können, daß die italienische Oper eine legitime Tochter dieser wundervollen Mutter sei." Nachdem Wagner schon 1840 gelegentlich einer Pariser Aufführung von Pergoleses ‚Stabat Mater' auf die Chorbehandlung in Palestrinas Vertonung der gleichen Hymne hingewiesen hatte, wurde er durch seine amtliche Tätigkeit in der katholischen Hofkirche zu Dresden angeregt, sich eingehender mit italienischer Kirchenmusik zu beschäftigen. Im Januar 1848 hat er für eines der Konzerte des Hoforchesters den Vortrag des Palestrinaschen Werkes sorgsam ausgearbeitet und durch ein stattliches Gesangspersonal ausführen lassen. Auch der Romantiker E. T. A. Hoffmann, um dessen Oper „Undine" sich Pfitzner mit Wort und Tat bemüht hat, ist wiederholt mit höchster Bewunderung auf Palestrina zu sprechen gekommen. Pfitzner wandelt also bei der Wahl seines Helden ganz auf Pfaden romantischer Vorgänger, und dies um so mehr, als auch in seiner dramatischen Legende, wie bei Wackenroder und Tieck, die Frömmigkeit als der Mutterboden der Musik erscheint. Der wahrhaft fromme Zug des Werkes erinnert uns an Anton Bruckners Schaffen und Weltfremdheit, die der herrliche Wiener Symphoniker mit den an Wackenroders Herzensergießungen sich erwärmenden romantischen Malern, einem Overbeck, Führich, Steinle teilt.

Auch unmittelbare Anregungen mochte Pfitzner für den Palestrina-Stoff von Richard Wagner empfangen. Wagner ist, wenn wir von dem Jugendwerk „Die Feen" absehen, nicht so einseitig Romantiker wie Pfitzner in seinen drei dramatischen Werken, aber als Romantiker muß der glücklichste Erneuerer mittelalterlicher Sagen durchaus angesprochen werden. Nur gilt von seinen Dramen überhaupt, was Gottfried Keller 1856 von der Dichtung des „Ring des Nibelungen" gerühmt hat: „Gewaltige Poesie urdeutsch, aber von antikem tragischen Geiste geläutert". In der Liebe zu dem Romantiker Weber sind Wagner und Pfitzner eines Sinnes. In Pfitzners Geleitwort zu der von ihm vorbereiteten Festaufführung des „Freischütz" für die Kölner Maifestspiele von 1914 wirken Wagners verschiedene Aufsätze und Äuße-

rungen über das Vorbild aller romantischen Opern erfreulichst weiter. Bei Wagner hat jedoch neben Weber und romantischen Einwirkungen auch die lang fortgesetzte, eingehende Beschäftigung mit der antiken Tragödie mächtig dazu beigetragen, um ein Neues, Höchstes der dramatischen Kunst entstehen zu lassen. Pfitzners „Rose vom Liebesgarten" blüht als eine einsame Wunderblume aus vergangener romantischer Zeit in einer fremden, kalten Welt und muß trotz Farbe und Duft der Gegenwart fremdartig verschlossen bleiben. Daß eine Dramatisierung des „Armen Heinrich" in sinnfälliger Vorführung des Wunders der Heilung gipfeln muß, haben Pfitzner und sein Textdichter richtig erkannt. Der Modedramatiker Gerhart Hauptmann konnte kein beschämenderes Zeugnis für seinen Mangel an wirklich dramatischem Empfinden ablegen, als durch Ausschaltung des Vorganges beim Arzte in Salerno, also der Erlösungstat selbst, in seinem nur das Widerliche der Krankheit ermüdend schildernden pathologischen Undrama. Anderseits ist es auch Pfitzner und Grun nicht gelungen, das Wunder so zwingend selbstverständlich zu gestalten, wie dies Schiller in dem Vorgang im Turme der „Jungfrau von Orleans", Wagner gegenüber dem in Ortrud sich siegreich wähnenden Heidentum durch Entzauberung Gottfrieds von Brabant vermocht haben. Im ersten Aufzuge des „Palestrina" dagegen ist eine Grundstimmung gewonnen, daß uns das Mitwirken der Engel bei Entstehung des heiligen Werkes nicht wunder nimmt. Auch hiefür mögen drei Sonette in Tiecks „Fantasus" als Stimmung gebend erscheinen:

„Das Wort empfand die E n g e l , welche schufen;
Sie gingen aus, entzückend war ihr Scheiden.
Auf, Gottes Bildnis, dess' dich zu erinnern
Vernimm, wie meine heil'gen Töne rufen .....
Ich bin ein Engel, Menschenkind, das wisse, ...
Wem ich der Sterblichen die Lippen küsse,
Dem tönt die Welt ein göttliches Gedichte ....
Die ew'ge Liebe, welche nie vergangen,
Erscheint ihm im Triumph auf allen Wegen,
Er nimmt den Tönen ihre dunkle Hülle,
Da regt sich, schlägt im Jubel auf die Stille,
Zur spielenden Glorie wird der Himmelsbogen,
Der Trunkne hört, was alle Engel sangen."

Der geschichtliche Vorgang, den Pfitzners Legende behandelt, hat ernste Musiker stets mit gerechtem Stolze erfüllt.[1]) Die heftig erörterte Streitfrage über die Beibehaltung der Musik im katholischen Gottesdienste ist durch eine Messe Palestrinas zugunsten der Tonkunst entschieden worden. Als den Retter der Kirchenmusik hat Wagner 1848 in seinem „Entwurf zur Organisation eines deutschen National-Theaters" Palestrina gepriesen, aber mit tadelndem Hinblick auf die Unterlassungssünden deutscher Fürsten auch den Papst gefeiert, der durch „Palestrinas erhabene Musik bestimmt wurde, den Schmuck der Tonkunst, gegen deren überhandgenommene Ausartung er durch ewige Verbannung derselben aus der Kirche einschreiten wollte, dem Gottesdienste zu erhalten."

Die Mehrzahl der Künstlerdramen leidet unter der Schwierigkeit, innerhalb des vorgeführten Werkes selbst die Bedeutung des Kunsthelden oder -Märtyrers zu überzeugender Anschauung zu bringen. Bei Malern, Bildhauern, Baumeistern, im Wortdrama auch bei Musikern müssen wir immer unser aus dem Unterricht erworbenes kunstgeschichtliches Wissen zu Hilfe nehmen, um dem auf der Bühne agierenden Schauspieler sein außertheatralisches Künstlertum zu glauben. Goethes Tassodrama ist auch darin so wundervoll, daß sein Held innerhalb der engbegrenzten Handlung selbst seine überragende Dichterkraft zu entfalten vermag. Wir sehen, wie er eben durch diese Übermacht der Einbildungskraft sich zugrunde richtet. Jovis seltsames Schoßkind leuchtet nicht bloß „tausendfarbig immer wechselnd den Sterblichen", von ihm gehen auch verzehrende Flammen aus. Der Vorzug des Goetheschen „Tasso" eignet nicht minder Wagners „Meistersingern". Nicht bloß Junker Stolzing bewährt sich vor unseren Augen als Dichter und Singer, auch Hans Sachs muß nach dem Flieder- und Wahnmonolog, dem unvergleichlichen geschichtlichen Rück- und Vorblick seiner Meisterrede als Dichter selbst von solchen anerkannt werden, die niemals etwas von ihm oder über ihn gelesen haben. Ja, der Schwank-Dichter führt mit der Überlistung Herrn Beckmessers sogar durch einen selbsterfundenen Schwank das Liebespaar an das ersehnte Ziel.

Kaum aber könnte für ein Musikdrama hohen Stils eine fruchtbarere Handlung aus einem Künstlerleben erfunden werden, als der geschichtliche Vorgang der Schöpfung der ‚Missa Papae Marcelli' sie bietet. Sehr glücklich hat Pfitzner die folgenreiche Kunsttat von 1569 in Verbindung gebracht mit dem erst 1580 erfolgten Tode von des Meisters Gattin Lukrezia. In der Überzeugung, Trauer und Musik seien nicht miteinander vereinbar, hat Palestrina nach diesem Verluste in der Tat seine Kunst aufgeben wollen, bis sein „innerster Seelenschmerz sich Bahn brach in der Mottete: ‚O Herr, wenn Du kommen wirst zu richten'". Bei Pfitzners Werk nahm die Kritik

[1]) Eine für weitere Leserkreise bestimmte Darstellung der wichtigen Entscheidungen in der 22. Sitzung der Kirchenversammlung von Trient und der besonderen Kommissionen in Rom gibt Wilhelm B ä u m k e r in seinem „Palestrina". Ein Beitrag zur Geschichte der kirchenmusikalischen Reform des 16. Jahrhunderts." Freiburg i. B. 1877. Sammlung historischer Bildnisse IV. Serie 1. Band.

Anstoß daran, daß er die gewaltige Messe in einer einzigen Nacht entstehen lasse. Allein von Palestrinas älterem berühmten Kunstgenossen, dem Utrechter Jakob Obrecht (1430—1507) wird gerühmt, daß seine Geschicklichkeit und Leichtigkeit ihn befähigten, innerhalb einer Nacht die Musik für eine Messe fertigzustellen. Auch die Beziehungen des Kardinals Karlo Borromeo, dem bereits durch Manzonis Roman ein fester Platz in der Dichtung zugewiesen worden ist, sind geschichtlich belegt, wie Pfitzner überhaupt sehr sorgfältig Zeit und Umgebung seines Helden ins Auge gefaßt hat. In die personenreichen Vorgänge des zweiten Aufzugs sind viele geschichtliche Einzelheiten und Anspielungen verarbeitet. Die Vertonung dieser Auftritte in der Kirchenversammlung vermag man beim bloßen Lesen sich freilich nicht recht vorzustellen. Allein wer wollte so vermessen sein, aus solchem Eindruck ein Urteil zu folgern? Hat doch Robert Schumann nach der Vorlesung der „Lohengrin"-Dichtung durch Wagner selber im Dresdener Künstlerkreise die Vertonung dieses Textes für unmöglich erklärt. Natürlich muß aber die Musik, die den Wahn der Welt zum Ausdruck zu bringen hat, anderer Art sein als die aus Palestrinas abgeklärtem Inneren strömende.

„Andacht heißt sich abschließen. Kirchenmusik solle den Geist in sich selbst zurückführen", hat Henriette Feuerbach in einem ihrer schönen, gehaltvollen Briefe geschrieben. Und „zur stillen Himmelsenge", in der dem weltabgewandten Künstler aus tiefer Brust sein Lied entspringt, führt uns die Legende. Nicht die Bitte des verehrten, befreundeten Kardinals und der Wunsch des heiligen Vaters, nicht Aussicht auf Gewinn und Ruhm machen Eindruck auf den gramgebeugten Meister. Nein, alle die Taggespenster müssen erst verschwunden sein, auf daß die Quellen seines tiefsten Gemütes sich erschließen. Wie dem frommen Helden Titurel

„sich in heilig ernster Nacht
dereinst des Heilands sel'ge Boten neigten",

auf daß er dem Heiltum das Heiligtum baue, so steigen in des frommen Musikers nächtliche Einsamkeit und stille Kammer Engel singend herab, damit der schmerzlich Sinnende mit seiner Kunst der Kirche ihren schönsten Schmuck erhalte und dadurch zugleich für sich selbst neue Lebensstärke gewinne. Ihm ist die Kunst nicht eine tragische Muse, die mit ihrer Gabe den Lebensfluch bringt, wie der früh verdüsterte Grillparzer der Dichtung ernste Gabe empfunden hat, sondern eine milde Trösterin. Aber auch sie läßt ihn erfahren,

„Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
Gab mir ein Gott, zu sagen wie ich leide".

Eben weil Palestrina nichts will und tut, wozu nicht die innere Stimme ihn drängt, bezwingt der Künstler die Welt, steigt selbst der Statthalter Christi von seinem Throne, um in aller Pracht dem bescheidenen Künstler zu huldigen. Die weltliche Klugheit hat mit allen Beratungen der Weisen und Mächtigen nur neuen Streit entfesselt, den zwischen Religion und Kunst entstandenen Zwiespalt nicht zu schlichten vermocht. Der Künstler in seiner frommen Einfalt wirkt die befreiende, die nahen wie die fernsten Geschlechter beseligende Tat. Rudolf Bartsch hat in seinem völkischen Künstler-Roman „Das deutsche Leid" den tiefsinnigen Satz geprägt: „Wenn er demütig in seinem Kämmerlein bleibt, ist der katholische Glaube, dieser starke und reiche Glaube, allumfassend". Als ein solcher weltbezwingender Vertreter des katholischen Glaubens übt Pfitzners Palestrina, der echte Sprosse von Wackenroders kunstliebendem Klosterbruder, von seinem Kämmerlein aus den eine Welt umfassenden holden Zauber.

Und so recht nach dem Sinne und Herzen des Klosterbruders und Josef Berglingers ist der Ausgang der „musikalischen Legende", der uns wirklich Pfitzner künstlerisch wie menschlich lieb machen muß. Richtig Moderne hätten mit der Huldigung von Papst und römischem Volke für den Schöpfer der neuen Messe geschlossen. Das hätte ein gar effektvolles Opernfinale gegeben. Pfitzner läßt alle diese äußeren Ehrungen ohne tieferen Eindruck an seinem Helden vorüberrauschen. Dessen Feier und Dank für das Gelingen seiner hohen Aufgabe ist, daß er, alle seine Schüler entlassend, ganz allein sich an die Orgel setzt, um unberührt von den hereintönenden Evviva-Rufen „den Blick über die Tasten ins Weite gerichtet" in seinen musikalischen Gedanken sich mit der abgeschiedenen Gattin zu unterhalten, friedvoll und einsam sich als „letzten Stein an einem der tausend Ringe" seines Gottes fühlend. Dieser Schluß ist das allerschönste an der schönen und rührenden Legende Pfitzners. Den empfinde ich als Parsifal-Weihestimmung. Das Abweisen des Äußeren und zu sich selber Sammeln erscheint nach Jakob Grimm „ein uralter Trieb, der alle alten Helden aus dem Geräusch in die Einsamkeit zieht". Mit dem Eindruck solchen Heldentums entläßt uns der an seiner Orgel der Welt entrückte Palestrina. Die romantische Sehnsucht ist die Seele auch seiner klassischen Kunst, das Sehnen nach dem Ewigen, Göttlichen. Als lebenden und zu unserer Freude kraftvoll schaffenden Vertreter alter und bester romantischer Kunst begrüßen wir denn Hans Pfitzner, der abgesondert von des Tages trübem Hasten und trügendem Scheine rein und treu seinen hohen Zielen nachstrebt.

„Den lauten Markt mag Momus unterhalten;
Ein edler Sinn liebt edlere Gestalten."

Buch und Bild

Der „Eichendorffbund" hat es gut; er braucht, um ein reiches Mahl zu genießen, nicht bei Fremden zu Gaste gehen, er kann daheim bleiben: Alle lebenden Beiträger des ersten Wächterheftes, mit Ausnahme von W. Foitzik, sind Mitglieder des Bundes. An erster Stelle nennen wir da unsern Altmeister und unser Vorbild in Wort und Bild, Hans Thoma, mit seiner „Gralsburg" und „Zeiger der Weltuhr". Beide sind seiner vor Weihnacht 1917 bereits in zweiter Auflage (bei Eugen Diederichs in Jena) erschienenen Schrift „Die zwischen Zeit und Ewigkeit unsicher flackernde Seele" entnommen. Nur ist unser Bild in größerem Format nach dem Original der Federzeichnung hergestellt worden. Über unsere weitere Ausgabe in faksimilierter Originalgröße (Vorzugsdruck) berichten wir an anderer Stelle. Das oben angezeigte Büchlein gehört zu den eigenartigsten literarisch-künstlerischen Schöpfungen unserer Zeit.

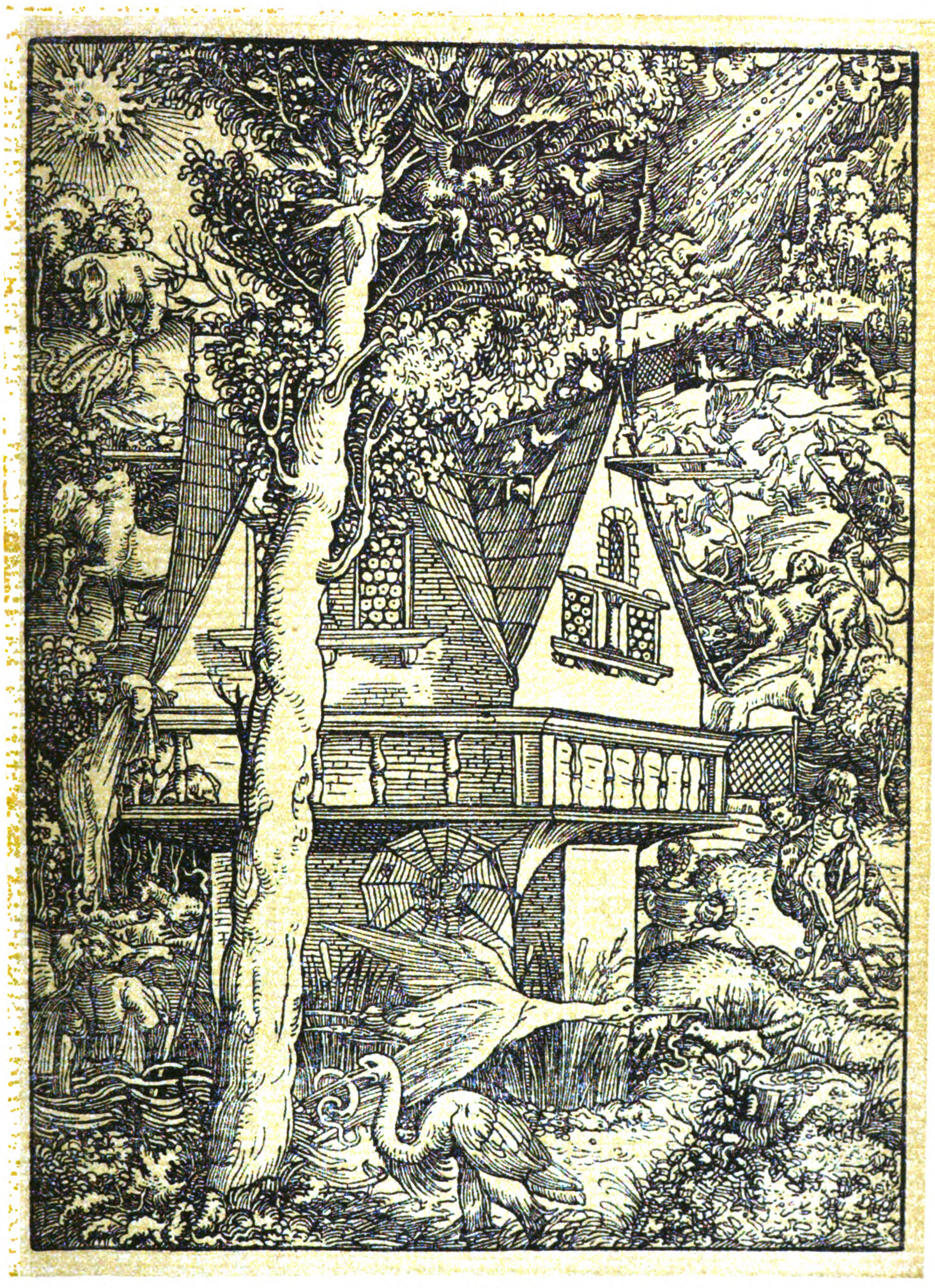
Hans Freiherr von Hammerstein ist der großen Eichendorffgemeinde längst kein Fremdling mehr, gehört er doch zu den ältesten Mitarbeitern des „Eichendorff-Kalenders". Sein Beitrag in diesem Heft ist einer noch unveröffentlichten großen lyrisch-epischen Bearbeitung des Eddastoffes entnommen, die später einmal unter dem Titel „Die Asen" in Buchform erscheinen soll und von der wir hoffentlich noch einige weitere Stücke werden erwerben können. Ein paar Notizen über des Dichters Lebenslauf und Entwicklung dürften unsern Lesern willkommen sein. Hans von Hammerstein entstammt einem uralten niedersächsischen Hause, von dem verschiedene Linien durch bedeutende Vertreter in den Tafeln der deutschen Geschichte verzeichnet erscheinen; er gehört dem Zweige Hammerstein-Equord an. Sein Großvater Hans Georg Freiherr von Hammerstein (1771 bis 1839) spielte als Generalleutnant des westfälischen Königs von Napoleons Gnaden eine große Rolle. Die noch nicht veröffentlichten Tagebücher dieses abenteuerfrohen Edelmanns lassen uns ein wildbewegtes Leben ahnen. Als 1816 des Freiherrn vom Stein Plan für eine Erforschung der nationalen Vergangenheit auch an Goethe kam und dieser die Brüder Grimm, als „Männer vom Handwerk", um ein freies Gutachten bat, legte Wilhelm ihm in seinem und Jakobs Namen eine ausführliche Sammelordnung vor; ihr lag, wie wir jetzt von Reinhold Steig wissen, ein Entwurf zugrunde den Wilhelm Grimm kurz vorher für Hans Georg von Hammerstein ausgearbeitet hatte. Des Dichters Vater Helge Freiherr von Hammerstein war hannoveranischer Offizier und übersiedelte nach Österreich. Dort, auf dem niederösterreichischen Landgut Sitzental kam am 5. Oktober 1881 Hans zur Welt. Seine Mutter gehörte dem Geschlecht der Grafen zu Stolberg-Stolberg an. Ihr Großvater, Goethes Jugendfreund, Friedrich Leopold Graf zu Stolberg-Stolberg, der bekannte Dichter, Übersetzer, Religionshistoriker und Reiseschriftsteller, hatte 1880 seinen Übertritt zur katholischen Kirche vollzogen. Aus Gegensätzen fügte sich des Enkels Erbe zusammen. Hans von Hammerstein genoß in der Weltabgeschiedenheit eines versteckten Erdenwinkels eine glückliche Kindheit. An verschiedenen Schulen ausgebildet, bezog er später die Universitäten Marburg, München und Wien, wo er seine juristischen Studien abschloß, um im österreichischen Verwaltungsdienst Aufnahme zu finden. Jahre hindurch verbrachte er bei der Statthalterei in Linz und sodann bei der Bezirkshauptmannschaft Kirchdorf im Kremstal. Der Krieg rief auch ihn unter die Fahnen, zunächst nach der Tiroler Front, im weitern Verlauf nach dem Osten als Rittmeister, schließlich wieder nach dem Süden. Die sonnige Barock-Kultur seiner oberösterreichischen Wahlheimat wies ihm den Weg ins Reich der schaffenden Dichter. Mit einem lieblichen Märchen „Die blaue Blume" (bei Habbel in Regensburg 1911) begann seine literarische Laufbahn. Brentano und Eichendorff, dieser vor allem für die zahlreichen lyrisch-epischen Einlagen, standen ihm dabei zu Paten. Ein zeitloser Ritter- und Hirtenroman „Roland und Rotraut" (bei Amelang in Leipzig), dessen farbensatte seelenvolle Naturschilderungen an Stifter, dessen weinfroher Humor und kecker Übermut an Scheffel gemahnen, folgte (1913). Kurz vor Ausbruch des Weltkriegs wurde dann noch ein dialogisierender Bekenntnis- und Gesellschaftsroman „Februar" (bei Amelang in Leipzig) beendet; er spielt in München und dem oberbayerischen Gebirge. Hammersteins jüngste Dichtung in rhythmischer Prosa „Walburga" (bei Amelang in Leipzig) führt uns in die Zeit des verdämmernden altdeutschen Heidentums.

Julius Havemann, dessen stimmungsvolles „Städtlein" eine schöne Probe der gemütinnigen echtdeutschen Art seiner Poesie gibt, hat im Vorjahr seinen 50. Geburtstag gefeiert und endlich auch in seiner Vaterstadt Lübeck dankbare Anerkennung gefunden. Diejenigen, die sich in den etwas schwerblütigen, Erzähler Havemann einlesen möchten, sei der köstliche Novellenband „Perücke und Zopf" (bei Meyer und Jessen in Berlin) wärmstens empfohlen. Auch das Büchlein „Am Brunnen und andere Erzählungen" (bei Hesse und Becker in Leipzig) eignet sich zu diesem Zwecke gut. Der Leser wird dann mit größerem Verständnis und reicherer Genußfähigkeit an die tief angelegten umfänglichen Meister-Romane „Der Ruf des Lebens" und „Schönheit" (beide bei G. R. Sarasin in Leipzig) herantreten. Der erste spielt im Zeitalter der Freiheitskriege, der zweite in der Um-

welt Tizians. Das letzte Novellenbuch Havemanns „Glücksritter“ (bei G. Grote in Berlin) zeigt den Erzähler von einer neuen Seite. Die Summe seines Lebens jedoch zieht der Poet in seinen wunderbaren „Gedichten“ (bei Alfred Janssen). Vor allem seine Naturbilder reihen sich würdig denen eines Goethe, Mörike und Martin Greif an. Seine Sonette, in der Formvollendung mit den Versen Platens wetteifernd, zeigen den Künstler auf der Höhe der Entwicklung. Dabei ist ganz merkwürdig, wie dieser naive Naturlyriker und kräftige Balladendichter selbst in der reinen Gedankenpoesie, die seine Weltanschauung klar zum Ausdruck bringt, neue Töne zu finden weiß.

Es ist immer eine mißliche Sache, der Sohn eines „bekannten“ Vaters zu sein. Und Horst Wolfram Geißler aus Thüringen, der erst vor kurzem mit einer gelehrten Abhandlung über „Grillparzer und Schopenhauer“ den Doktorhut erworben hat, mag es doppelt schwierig vorkommen, die Vorurteile von hüben und drüben zu überwinden und seinen eigenen Namen als Forscher und Dichter durchzusetzen. „Der letzte Biedermeier“ (bei Alex. Duncker in Weimar) ist aus der Art geschlagen. Dergleichen hat Max Geißler, der treffliche Erzähler, nicht einmal versucht. Der eigenartige Roman stellt in der Tat ein Buch voll Spitzwegischer Idyllik und Jean-Paulschen Humors dar, das mit all seiner Jugendfrische und doch ruhigen Abgeklärtheit merkwürdig hineinleuchtet in die spätromantische Zeit des alten Deutschen Bundes, vielleicht besser und sicherlich schöner als manch ein historisches Werk aus berühmter Feder. Wir bewundern die gedrängte Fülle der Gestalten und Gesichter in diesem Entwicklungsroman und erleben voll inniger Teilnahme die wechselnden Schicksale zweier Frankfurter Patrizierkinder, ihrer Eltern und ihres Freundeskreises von 1836 bis 1848 getreulich mit. Im Hintergrund wandern allerhand geschichtliche Persönlichkeiten vorbei, der Philosoph Schopenhauer, die Dichter und Germanisten Hoffmann von Fallersleben, Uhland usw., die Parlamentarier der Paulskirche: Dahlmann und Genossen. Und eine revolutionäre Kugel, die dem Fürsten Lichnowsky gilt, bereitet versehentlich dem Leben des Romanhelden Wilhelm König ein frühes Ende. Dieser findet so unschuldig einen tragischen Tod, ohne die reizende Jugendgespielin Babette van Hees heimzuführen; er, der eigentlich immer der romantische Prinz von Arkadien des häuslichen Kindertheaters geblieben ist, stellt auch im Leben und in Wirklichkeit den letzten Biedermeier dar. — Die vom „Eichendorff-Kalender“ für 1917 gebrachte Kritik trog nicht. Bereits der zweite Roman Geißlers „Das Lied vom Wind“ (bei Alex. Duncker in Weimar), ein erstaunlich abgerundetes Zeit- und Lebensbild aus dem deutschen Rokoko, deckte gleich dem dritten vor Weihnacht 1917 veröffentlichten „Der ewige Hochzeiter“ (bei Alex. Duncker in Weimar) eine glückliche Weiterentwicklung auf. Über das prächtige Buch, dem wir das Stück „Spitzweg in Bad Sulz“ entnommen haben, heißt es in der Monatschrift „Der Gral“ ebenso schön wie richtig: „Ewige Hochzeiter“ sind diejenigen, welche in der ewigen Hoffnung auf das schönere Morgen leben, weil das Glück immer an ihnen vorübergeht. Drei solcher Käuze tragen die Handlung von Geißlers neuem Roman. Zwei von ihnen, der Apotheker Deutelmoser, der immer eine „ewige“ Liebe sucht, und der Poet Sigl, der beständig in und von Illusionen lebt, glauben schließlich doch ihr Glück zu finden, landen jedoch im Philisterium. Der dritte geht den Leidensweg des ewigen Hochzeiters ganz. Zweimal scheint ihm das Glück ganz nahe, aber jedesmal läßt er es, teils in gutmütigem Ungeschick, teils in gemütlicher Energielosigkeit, wieder ziehen. Und als er sich zum dritten Male doch aufrafft, um es zu zwingen, ist es zu spät. So geht er, niemand anderer, als der idyllisch-liebe Karl Spitzweg, auch weiterhin als ewiger Hochzeiter durchs Leben, getröstet durch seine Kunst, die ihm als sein wahrer Beruf immer mehr bewußt wird. Diese Entwicklung ist mit einem wunderbaren, unter Tränen lächelnden Humor geschildert, der an Jean Paul erinnert. Auch das Münchener Lokalkolorit ist prächtig getroffen, einzelne Naturstimmungen gehören mit zum Schönsten, was wir davon besitzen. Auf jeden Fall ist es Geißler gelungen, uns die Persönlichkeit Spitzwegs nahe zu bringen, wie es ähnlich nur Bartsch mit Schubert im „Schwammerl“ geglückt ist; nur ist Geißler kräftiger, derber, gesunder. — Eine urdeutsche und erzromantische Novelle „Die Rosen der Gismonda“, die (bei Otto Rippel in Hagen) ungefähr gleichzeitig mit dem „Ewigen Hochzeiter“ das Licht der Welt erblickt hat, wird von Jung und Alt gerade in Kreisen des „Eichendorff-Bundes“ mit Entzücken begrüßt werden. Das schmucke Bändchen erhält demnächst einen herzfrischen fröhlichen Bruder im „Zauberlehrling“, einer Rokokogeschichte, die im Rahmen der „Romantischen Bücherei“ (bei Parcus u. Co. in München) noch vor Ostern 1918 herauskommen soll.

Mit einem Hinweis auf ein bereits 1912 (bei Schuster u. Löffler in Berlin) veröffentlichtes Buch, die rauschenden und klingenden Dichtungen der rühmlichst bekannten ewigjungen Alberta von Puttkamer, schließt der „Wächter“ sein erstes Literatur- und Kunst-Notizenblatt. Das Buch führt den Titel „Mit vollem Saitenspiel“; wir bringen daraus die beflügelten und begeisterten Verse auf die „Deutsche Flotte“, die sich gerade in unsern Tagen einen unverwelklichen Lorbeerkranz erworben hat.



Hans Weiditz — Zu Petrarcas Werk „Von der Artzney beyder Glück“, Augsburg 1632



Mitteilungen des Eichendorff-Bundes

Die Gründung des Eichendorff-Bundes

Nachdem Professor Dr. Wilhelm Kosch, München, Herzogstraße 65 Ende August 1917 in einigen Münchener Zeitungen eine kleine Notiz zwecks Gründung einer „Eichendorff-Gesellschaft hatte erscheinen lassen, fanden sich am 7. September 1917 ungefähr 30 Personen im „Jagdzimmer" des Münchener „Augustinerbräus" ein, um die Gründung zu beraten. Dabei wurden Satzungen erörtert und ein vorläufiger Vorstand gewählt, sowie folgender Aufruf aufgegeben:

Inmitten der größten nationalen Bedrängnis schreitet das neue Geschlecht zu einer kulturellen Tat. Das vierte Jahr des blutigsten aller Kriege läßt an der Isar einen stillfriedlichen Heimgarten romantischer Schönheit erblühen, nach dem die Welt eine heiße Sehnsucht längst im Herzen trug. An dem Lebenswerk Eichendorffs und seiner romantischen Genossen entzündet sich eine Bewegung in allen Landen, soweit die deutsche Zunge klingt. Unter dem Namen „Eichendorff-Bund" wirbt sie um den Zustrom des gesamten Volkes.

Der „Eichendorff-Bund" mit seinem Hauptsitz München will in klarer Erkenntnis der Lebenswirklichkeiten weit entfernt von spielerischem Tändeln mit phantastisch zugestutzten Erbstücken einer falsch verstandenen guten alten Zeit, kulturell dort anknüpfen, wo die deutsche Kultur ihren Gipfel erklommen hat, bei der Romantik. An dem glänzenden politischen und wirtschaftlichen Aufstieg des deutschen Volkes in den letzten Jahrzehnten gemessen, blieb die literarische und künstlerische Entwicklung weit zurück. Wie bei allen Völkern des Erdballs, so litt vielfach auch bei den Deutschen seit ihrem Eintritt in das verfassungsmäßige öffentliche Leben das schöpferische Element der Kultur wesentlich. An die Stelle der großen Dichter und Künstler traten immer sichtbarer die großen Politiker. Phantasie und Gemüt wichen dem nüchternen Verstand. Eine zersetzende und unfruchtbare Kritik erhob immer kühner ihr Haupt. Die breitesten Schichten des Volkes wieder erblickten ihr einziges Heil im äußerlichen Wohlergehen, in gieriger Jagd nach materiellem Erwerb und Genuß. Die stillen Kräfte der Seele verkümmerten. Die moderne Kultur um die Jahrhundertwende wurde zu einem Zerrbild ihrer selbst.

Der neue „Eichendorff-Bund" verfolgt keinen parteipolitischen Zweck, er umfaßt Anhänger aus verschiedenen Lagern; was ihn aber in seinen Empfindungen und Zielen kulturell einigt, ist die romantische Weltanschauung, die Lebensauffassung der Romantiker von Novalis und den Brüdern Grimm bis Eichendorff.

Der „Eichendorff-Bund" sucht in treuem Festhalten der kulturellen Vergangenheit diese für Gegenwart und Zukunft fruchtbar zu gestalten: er hält es mit Eichendorff: „Das rechte Alte ist ewig neu, und das rechte Neue bricht sich doch Bahn über alle Berge!"

Zur Erreichung seines Zieles gedenkt der „Eichendorff-Bund" vor allem durch Wort, Bild und Schrift auf die weitesten Kreise des deutschen Volkes zu wirken. Jedem Freund der Romantik, ihrer Literatur und Kunst, steht der Beitritt frei. Gegen den mäßigen Jahresbeitrag von Mk. 7.— wird den Mitgliedern nebst sonstigen Vergünstigungen die kostenlose Zustellung eines romantischen Jahrbuchs („Eichendorff-Kalender") und einer Vierteljahrschrift für alle Zweige der Kultur („Der Wächter") gewährleistet. Außerdem sollen Sonderdrucke, darunter auch Luxusausgaben alter und neuer romantischer Werke, an die Mitglieder zu ermäßigtem Preise zur Ausgabe gelangen. Der Preis für alle diese Veröffentlichungen wird im Buchhandel mindestens das Doppelte betragen. Schließlich ist die Gründung von Ortsgruppen mit besonderen Veranstaltungen vorgesehen.

„Krieg den Philistern!" lautet ein fröhlicher Kampfruf Eichendorffs. Der „Eichendorff-Bund" weiß ihn zu deuten. Um das waldgrüne Panier des letzten Ritters der Romantik sammelt er alle, die mit einem zukunftsfreudigen Geist und einem jugendfrischen Gemüt begabt, dem Sturm der Zeiten zu trotzen imstande sind."

Die am 27. Oktober 1917 in München stattgehabte Wahl in den Vorstand des „Eichendorff-Bundes" hatte folgendes Ergebnis:

Dr. Erwein Freiherr von Aretin, Vorsitzender.

Professor Matthäus Schiestl, Vorsitzender-Stellvertreter.

Professor Dr. Wilhelm Kosch, Schriftleiter.

Verlagsdirektor Eugen Sibler, Geschäfts- und Kassenführer.

Hans Freiherr von Hammerstein, Literaturrat.

Hans Volkert, Kunstrat.

Dr. Armin Knab, Musikrat.
Rechtsanwalt Dr. Eugen Neuberger, Rechtsrat.
Kaufmann Hermann Granzow, Kassenprüfer.
Reallehrer Viktor Graf, Bücherwart.

Schließlich fand am 18. Dezember im Hotel „Reichsadler" die Gründung einer Ortsgruppe München des deutschen „Eichendorff-Bundes" statt. Aus München und Umgebung gehörten damals dem Bunde 104 Mitglieder an. In der Gründungsversammlung, die von Professor Dr. Wilhelm Kosch geleitet wurde, gelangten nach den Begrüßungsworten des Vorsitzenden zunächst die vorgeschlagenen Satzungen zur Annahme. Sodann erfolgte die Wahl der Vorstandschaft, die folgendes Ergebnis hatte: Vorsitzende: Dr. Erwein Freiherr von Aretin, Professor Dr. W. Kosch; Beisitzer: Dr. H. W. Geißler, Dr. Günther Stark (Schauspielhaus), Joseph Beckert, Kunstmaler, Hans Volkert, Kunstmaler und Graphiker, Dr. Georg Lill, Chr. Flaskamp, Privatgelehrter; Schriftführer: Dr. Eugen Neuberger, Rechtsanwalt; Geschäftsführer und Schatzmeister: Joseph Warmuth, Lehrer. Nach dem Rücktritt des Professors Kosch wurde Walter Guradze an seine Stelle in den Vorstand der ersten Ortsgruppe berufen.

Der Mitgliederstand des Eichendorff-Bundes am 31. Januar 1918 ergibt die Zahl 1115.

Die Mitglieder der Ortsgruppe München treffen sich am ersten Donnerstag eines jeden Monats im „Kaffee Glasl" nach 8 Uhr abends.

Aus dem Leben der Ortsgruppen

Berlin. Die Gründung einer Ortsgruppe Berlin des „Eichendorffbundes" hat in die Hand genommen Herr Dr. Kurt Bock (beim stellv. Großen Generalstab), Berlin NW 87, Elberfelderstraße 24 a.

Bottrop. Die Herren Dr. Ewald Reinhard, Bottrop, Kirchhellenerstraße 21 und Buchhändler Joseph Görner (in Firma Postberg), Gladbeckerstraße 5 bemühen sich um die Bildung einer Ortsgruppe Bottrop.

Brünn. Am 21. Dezember 1917 sprach Schulrat Professor Emil Soffé, der sich als einer der ersten Österreicher dem „Eichendorffbund" angeschlossen hatte, im vornehmsten Verein der Deutschen Mährens, im Brünner „Geschichtsverein" über Eichendorff. Seinem meisterhaften Vortrag gelang es, die Grundgedanken der romantischen Dichtung, ihr Naturversenken und ihr Schwanken zwischen Dichtung und Wahrheit, zwischen Welt und Ewigkeit, zwischen frischer Sinnlichkeit und herber Frommheit prächtig vorzuführen, die Eigenart und selbständige Stellung Eichendorffs und seiner Werke in gewohnter schöner Form klarzulegen. Auch die Neuromantik unserer Zeit sieht ja, freilich inzwischen geläutert durch das Stahlbad des Naturalismus, in der Poesie die innere Gesundung des Menschen durch seelischen Einklang mit der Natur und Verklärung solcher Gefühle, ihr Ziel im Kampf gegen das geistige Philistertum, in dem wir zu ersticken drohen. Auch unser heutiges Grundübel, der Egoismus, soll dadurch aufgehoben und seine Wirkung verhindert werden. Die Gründung des Eichendorffbundes ist ein Zeichen des Kampfes gegen ihn und ein Zeichen der Sehnsucht der Zeit. So ist, meint der Berichterstatter des „Tagesboten aus Mähren und Schlesien", ein Vortrag über Eichendorff und seine Gedankenwelt geradezu eine Notwendigkeit. — Im Anschluß daran wurde die Gründung einer Ortsgruppe Brünn des „Eichendorffbundes" erörtert. Anmeldungen für diese nehmen entgegen die Herren: Schulrat Prof. Emil Soffé, Brünn, Conrad v. Hötzendorf-Straße 20 und Schriftsteller Karl Norbert Mrasek, Brünn, Conrad v. Hötzendorf-Straße 129.

Essen. Mitglieder aus Essen und Umgebung wollen sich zwecks Gründung einer Ortsgruppe an Herrn Oberlehrer Dr. Franz Faßbinder, Essen, Kurfürstenstraße 6/II wenden.

Krefeld. Anmeldungen behufs Gründung niederrheinischer Ortsgruppen nimmt der Enkel unseres Dichters, Herr Major Karl Freiherr von Eichendorff, z. Zt. Krefeld-Bockum, Krefelderstraße 30, entgegen.

Luzern. Herr Schriftsteller Fridolin Hofer in Römerswil bei Luzern gedenkt die Mitglieder des „Eichendorffbundes" aus der Urschweiz zu organisieren.

Recklinghausen. Beitrittserklärungen für die Ortsgruppe Recklinghausen sind an Herrn Schriftleiter Willi Lindner, Kurfürstenwall 16 zu richten.

Regensburg. Im stimmungsvollen Raume des Bräustübls der Obermünsterbrauerei versammelten sich auf Einladung in der Presse am 10. Dezember 1917 fünfzehn Damen und Herren, um ein Referat des Herrn Redakteurs Dr. Franz Wetzel über die Gründung einer Ortsgruppe Regensburg des „Eichendorffbundes" entgegenzunehmen. Herr Dr. Wetzel kennzeichnete in kurzen Strichen die Ziele des Eichendorffbundes und wußte die Hörer sofort gefangen zu nehmen. Sämtliche Anwesenden schlossen sich der zu gründenden Ortsgruppe an. Der schöne Anfang verhieß weiteren Erfolg. Die Erwartungen wurden auch nicht enttäuscht: Die zweite Zusammenkunft am Dienstag, den 8. Januar im obengenannten Raum sah fast die doppelte Anzahl von Teilnehmern versammelt. Sie war durch ein tiefgründiges Referat des Herrn Redakteurs Dr. Wetzel über „J. von Eichendorff und die Harmonie mit dem Unendlichen" ausgezeichnet, das u. a. auch eine Reihe der schönsten Früchte Eichendorffschen Geistes in gehaltvoller Wiedergabe zu kosten gab und von dem dankbaren Hörerkreise mit lebhaftem Beifall aufgenommen wurde. An diesem Abend konnte die Ortsgruppe Regensburg des Eichendorffbundes endgültig gegründet werden und zwar mit 23 Mitgliedern. Die Wahl des Vorstandes hatte dieses Ergebnis: Vorsitzender: Redakteur Dr. Franz Wetzel; Schriftführer: Redakteur Hans Huber; Kassier: Prokurist Adalbert Lang; Beirat für Literatur: Hochschulprofessor Dr. J. Endres; Beirat für Musik: Amtsrichter Wilhelm Schmitt; Beirat für bildende Kunst: Regierungsbaumeister V. Gemmet. Die Wahl erfolgte in allen Fällen ohne jeden Widerspruch. Die junge Ortsgruppe ist sehr erfreut darüber, mit einer für den Anfang immerhin stattlichen Zahl von Mitgliedern ihre Arbeit aufnehmen zu können. Die Wirkung des Zauberwortes „Eichendorff", in emsiger Werbearbeit von Mund zu Mund getragen, wird uns in unserer zuversichtlichen Hoffnung auf weiteres Wachsen und Blühen gewiß nicht enttäuschen.

Stuttgart. Herr Schriftleiter Adolf Petri, Stuttgart, Neckarstraße 121 ist zwecks Bildung einer Ortsgruppe Stuttgart unser Vertrauensmann in Württemberg.

Troppau. In Österreichisch-Schlesien beabsichtigt Herr Bürgerschullehrer Max Langer, Troppau, Eichendorffgasse 9, eine Ortsgruppe ins Leben zu rufen.

Neuerscheinungen:

(Ausführliche Besprechung vorbehalten.)

Amann, Heinrich, Das ferne Leuchten. Gedichte. Augsburg, Haas u. Grabherr.

Angstein, C., Medizin und Dichtung. Die pathologischen Erscheinungen in der Dichtkunst. Stuttgart, Ferd. Enke. Geh. M 3.20

Das spannende lesenswerte Büchlein beschäftigt sich u. a. mit pathologischen Persönlichkeiten unter den Dichtern wie Scheffel und Grabbe, mit der dichterischen Darstellung des Sterbens, der Krankheit und des Wahnsinns, sowie der Suggestion im Leben und in der Dichtung, indem es da und dort die Forschungen eines Möbius aufgreift und weiterführt.

Aurbacher, Ludwig, Der Kriegszug der Sieben Schwaben. Aufs neue herausgegeben von Heinrich Mohr. Freiburg im Breisgau, Herder. Geb. ℳ 1.—
Aurbachers Sieben Schwaben gehören mehr noch als Hebels Schatzkästlein in jedes deutsche, vor allem süddeutsche Haus.

Austro-Hungaricus, Kaiser und König Karl, Kaiserin und Königin Zita, Der Kronprinz. Mit 4 Abbildungen. Wien, Moriz Perles. Geh. ℳ 2.50

Bartsch, Rudolf Hans, Lukas Rabesam. Roman. Leipzig, L. Staackmann. Geb. ℳ 6.50

Seltsame Begebenheiten. Fünfzehn Novellen. Mit Bildern von Max Teschner. München, Georg Müller. Geh. ℳ 4.—
Die schön ausgestattete Sammlung umfaßt abenteuerliche Novellen alter und neuer Zeit aus aller Welt: von Gabelentz, Artzibaschew, Wells, Strobl, Federn, Molin, Kipling, Turgenjew, Balzac, Poritzky, Dove, Rosner, Horn, Villiers und Gerstäcker.

Berend, Alice, Die zu Kittelsrode. Roman. München, A. Langen. Geb. ℳ 6.—

Berg, C., Schlupps, der Handwerksbursch. Mären und Schnurren. Frankfurt a. M., Englert u. Schlosser.

Beringer, J. A., Thoma, der Malerpoet. München, Delphin-Verlag. Kart. ℳ —.80
Das reizvolle, wahrhaft volkstümliche kleine Werk gibt ein gutes Bild von der hohen Kunst unseres gefeierten Bundesmitglieds.

Binder, Elsa, Malwida v. Meysenburg und Friedrich Nietzsche. Die Entwicklung ihrer Freundschaft mit besonderer Berücksichtigung ihres Verhältnisses zur Stellung der Frau. Berlin, Mayer u. Müller. Geh. ℳ 2.40

Blennerhassett, Charlotte Lady, Literar-historische Aufsätze. München und Berlin, R. Oldenbourg. Geh. ℳ 7.70
Wie der jüngst verstorbene Holland, so war auch Lady Blennerhassett ein Bindeglied zwischen alter und neuer Romantik. Ihre feinen Aufsätze, mit denen sie von uns Abschied nahm, werden von der wiedererwachten echten Romantik des 20. Jahrhunderts stets dankbar in Ehren gehalten werden.

Bone, Karl, Blüten und Früchte. Ein Kindergärtlein. M.-Gladbach, Volksvereinsverlag.

Bormann, Hans Heinrich, Die Standarte. Ein Almanach Saarlouis, Hausen. Geb. ℳ 2.50

Braun-Artaria, R., Von berühmten Zeitgenossen. Lebens-Erinnerungen einer Siebzigerin. Mit zwei Bildern der Verfasserin von Frz. Lenbach und A. Feuerbach. 3. Aufl. München, C. H. Beck. Geb. ℳ 5.50

Braunsberger, Otto, P. Petrus Canisius. Freiburg im Breisgau, Herder. Geh. ℳ 4.—

Brentano, Lujo, Elsässer-Erinnerungen. Berlin, Erich Reiß. Geh. ℳ 3.50

Büchners Leitfaden der Kunstgeschichte. Für höhere Lehranstalten und zum Selbstunterricht neu bearbeitet von G. Hreve. 13. Aufl. Essen, G. D. Baedecker. Geb. ℳ 6.—

Das Lustige Büchel der Liller Kriegszeitung. Lille, Druck und Verlag der Liller Kriegszeitung. 3 Bändchen, reich illustriert.
Zwerchfell erschütternde Komik ist heute selten. Wer sie sucht, mag getrost zu den Lustigen Bücheln der Liller Kriegszeitung greifen, die unter L. Hoeckers kundiger Leitung, textlich und illustrativ ganz Hervorragendes leistet.

Bürgi, Gertrud, Bilder — Liebe — Davos. Drei Gedichtzyklen. Frauenfeld u. Leipzig, Huber und Co. Geb. ℳ 3.—

Burte, Hermann, Simson. Ein Schauspiel. Leipzig, Gideon Karl Sarasin. Geb. ℳ 6.50
Das geniale, erschütternde Drama Burtes hat der Verlag in ein Gewand gehüllt, das glänzender und dabei wohlfeiler kaum gedacht werden kann.

Cottasche Handbibliothek (Nr. 183—201): Birt, Schiller als Politiker (60 ₰). — Fischer, Kleist (60 ₰). — Fontane, Märker (1 ℳ). — Goethe, Briefe. 6. Bd. (70 ₰). — Fischer, Heine, Der deutsche Jude (60 ₰). — Hofer, Maria im Baum (40 ₰). — Lindau, Arme Mädchen (1 ℳ 60 ₰). — Niessen-Deiters, Die Unschuld vom Lande (1 ℳ). — Riehl, Ein ganzer Mann (1 ℳ). — Franzos, Die braune Rosa (1 ℳ). — Heer, Martin Hächlers Erlebnisse (80 ₰). — Höffner, Das Ende des Giralomo Minotto (40 ₰). — Molo, Der große Fritz (40 ₰). — Wilbrandt, Die Rothenburger (1 ℳ). — Gobineau, Das rote Tuch (40 ₰). — Jodl, Zur neueren Philosophie und Seelenkunde (1 ℳ). — Keller, Romeo und Julia auf dem Dorfe (60 ₰). — Pantenius, Kurländische Geschichten (1 ℳ). — Skowronek, Der Bruchhof (1 ℳ). Stuttgart u. Berlin, J. G. Cotta Nachfolger.
Die sauber ausgestatteten Bändchen mit ihrer klaren Schrift und ihrem gediegenen Inhalt (aus den Schätzen des Hauses Cotta), teils zur alten, teils zur neuen Literatur gehörig, finden in immer weiteren Kreisen des deutschen Volkes gebührende Verbreitung. Unter den letzterschienenen ragen besonders die von Fontane, Riehl, Gobineau und G. Keller hervor.

Danielowski, Emma, Richardsons erster Roman. Entstehungsgeschichte. Inaugural-Dissertation der Universität Tübingen. Berlin, Mayer u. Müller. Geh. ℳ 3.60

Deutschkundliche Bücherei: Deutsche Namenkunde von Friedrich Kluge. — Das deutsche Märchen von Friedrich von der Leyen. — Die deutsche Heldensage von Eugen Mogk. — Das deutsche Volkslied von Otto Böckel. Leipzig, Quelle u. Meyer. Je ℳ —.60 bis ℳ —.80
Die junge Sammlung brauchbarster Volksbücher empfiehlt sich durch die Wahl ihrer Themen und Mitarbeiter von selbst; sie steht vorläufig ohne Wettbewerb da.

Deutschlands Kunst. Monatsschrift für alle bildenden und angewandten Künste. Herausgegeben vom Bund der Freunde Deutscher Kunst. Leipzig. Jährlich ℳ 10.—

Doering, Oskar, Das Haus Wittelsbach. München, Parcus u. Co.
Dieses mit vielen Bildtafeln, darunter einem farbigen Porträt des Königs Ludwig III. geschmückte vorzüglich ausgestattete kleine Werk schildert in gemeinverständlicher Weise den Lebenslauf aller bayerischen Regenten. Ein ideales Geschenkbuch für Schule und Haus!

Droop, Fritz, Emil Götts Vermächtnis. Konstanz, Reuß u. Itta (77. Bd. der Zeitbücher). Geb. ℳ —.70
Ein ergreifendes Dichterschicksal, rührend und erhebend zugleich, rollt sich vor unsern Augen ab. Denn auch derjenige, der des Frühvollendeten Weltanschauung nicht zu teilen vermag und seinem literarischen Lebenswerk kritisch gegenübersteht, wird selbst nach den wenigen von Droop beigebrachten Proben auf eine bedeutende Erscheinung schließen, deren Unglück tragisch wirkt.

Dürck-Kaulbach, Josefa, Erinnerungen an Wilhelm von Kaulbach und sein Haus. Mit Briefen, 160 Zeichnungen und Bildern. München, Delphin-Verlag. Geb. ℳ 8.50

Eichholt, Klemens August, Roms letzte Tage unter der Tiara. Erinnerungen eines römischen Kanoniers aus den Jahren 1868 bis 1870. Freiburg im Breisgau, Herder. Geh. ℳ 3.50

Ernst, Otto, Appelschnut. Neues und Altes von ihren Taten, Abenteuern und Meinungen. Feldausgabe. Leipzig, L. Staackmann. Geb. ℳ 3.—

Ertl, Emil, Der Antlaßstein. Roman. Leipzig, L. Staackmann. Geb. ℳ 8.—

Eulenberg, Herbert, Lovis Corinth, Ein Maler unserer Zeit. Sein Lebenswerk. München, Delphin-Verlag. Kart. ℳ —.80

Federn, Etta, Christiana von Goethe. Ein Beitrag zur Psychologie Goethes. München, Delphin-Verlag.
Das mit 16 Bildern und Schriftproben geschmückte Buch enthält eine sorgfältig gearbeitete Biographie und Charakteristik von Goethes Hausgenossin, der er schließlich die Hand zum Ehebunde gereicht hat. Nicht nur der Gelehrte sondern auch der gebildete Laie dürfte es voll Spannung bis zu

Ende lesen. Das Namen- und Sachregister erhöht den Gebrauchswert.

Festgabe für Alois Knöpfler zum vollendeten 70. Lebensjahr. Gewidmet von seinen Freunden und Schülern. Herausgegeben von H. M. Gietl u. G. Pfeilschifter. Freiburg, Herder. Geh. ℳ 20.—

Das monumentale im Lexikonformat erschienene Buch enthält wertvolle Beiträge zur älteren und neueren Kirchengeschichte aus der Feder erster Fachgelehrter (zu Ehren des kürzlich aus dem Münchener Lehramt geschiedenen **Kirchen-Historikers**, gesammelt und herausgegeben). Besondere Hervorhebung verdienen die Aufsätze: Nikolaus Ellenbog und die Reformation von A. Bigelmair. P. Beda Mayr von Donauwörth, ein Ireniker der Aufklärungszeit von J. Hörmann, zur Geschichte der Predigt von P. W. v. Keppler u. a.

Fleuß, Emmi, Es raunt und wispert. Geschichten von Menschen und Geistern aus der alten Reichsstadt Frankfurt am Main von heute und dazumal. Mit Scherenschnitten von Paula Crasse. Frankfurt a. M., Englert u. Schlosser.

Flex, Walter, Im Felde zwischen Nacht und Tag. Gedichte. München, C. H. Beck. Geh. ℳ 2.50

Flex, Walter, Der Wanderer zwischen beiden Welten. Ein Kriegserlebnis. 10. Aufl. Mit einem Nachwort. München, C. H. Beck. Geb. ℳ 2.50

Flex, Walter, Vom großen Abendmahl. Verse und Gedanken aus dem Feld. 8. Aufl. München, C. H. Beck. Geh. ℳ 1.—

Fock, Gorch, Sterne überm Meer. Tagebuchblätter und Gedichte. Hamburg, M. Glogau jr. 184 S. Geh. ℳ 2.50

Eines der beklagenswertesten Opfer dieses Krieges ist der junge Niederdeutsche Gorch Fock. Aus seinem Nachlaß gibt der befreundete Verleger die „Sterne überm Meer" heraus, deren tiefe Schönheiten wir später besser als hier würdigen zu können hoffen.

Förster, Hans, Die malerischen Vierlande. Mit Federzeichnungen des Verfassers. (Niederdeutsche Bücherei 42. Bd.) Hamburg, Richard Hermes. Kart. ℳ. 4.—

Friedensbote. Heimatkalender für 1918. Herausgegeben von P. Harrasser und F. Eichert. Regensburg u. Wien, F. Habbel. Geh. ℳ —.90

Das neue Jahrbuch des nunmehr auch in Wien ansässigen Habbelschen Verlags enthält außer allerhand belletristischen, religiösen und historischen Beiträgen mehrere Bildtafeln, darunter den hl. Christophorus unseres Mitglieds Matthäus Schiestl; es wendet sich ausschließlich an das katholische Volk.

Gäfgen, Hans, Falter-Märchen. Wiesbaden, Heinrich Staadt.

Aus dem reizvollen, sorgfältig gedruckten Büchlein spricht ein wirkliches Talent zu uns. Nur ein glückselig jugendfrohes Gemüt vermag so ursprünglich zu empfinden und zu dichten. Das kleine Erstlingswerk erweckt die schönsten Hoffnungen für die Zukunft seines tiefinnigen Verfassers.

Geißler, Horst Wolfram, Repetitorium der deutschen Literaturgeschichte. Ein chronologischer Grundriß. Weimar, Alexander Duncker. Geb. ℳ 4.50

Geißler, Horst Wolfram, Die Rosen der Gismonda. Novelle. Hagen i. Westf., Otto Rippel. Geb. ℳ 1.80

Geller, Martha, Friedrich Spielhagens Theorie und Praxis des Romans (Bonner Forschungen herausgegeben von Berthold Litzmann). Schriften der Literar-historischen Gesellschaft Bonn. Neue Folge X. Berlin, G. Grote. Geh. ℳ 5.—

Ginzkey, Franz Karl, Befreite Stunde. Gedichte. Leipzig, L. Staackmann. Geb. ℳ 2.50

Gleichen-Rußwurm, Alexander Freiherr von, 500 Jahre Hackerbräu. Ein Münchener Kulturbild. München, J. Lindauer. Geh. ℳ 3.—

Gogol, Nikolai, Ukrainische Geschichten. Deutsch von Alexander Eliasberg. Weimar, Gustav Kiepenheuer. Geh. ℳ 1.50

Rußlands großer Romantiker, der unsterbliche Gogol (1809—1852) hat eine Reihe gemütwarmer und höchst eigenartiger Novellen aus seiner Heimat Ukraina der Nachwelt hinterlassen, durch deren Aufnahme in seine „Liebhaberbibliothek" der Verlag Kiepenheuer einen guten Blick beweist.



Goethe-Kalender, begründet von Otto Julius Bierbaum, fortgesetzt von Carl Schüddekopf. Auf das Jahr 1918 herausgegeben von Karl Heinemann. Mit 12 Tafeln. Leipzig, Dieterich. Geb. ℳ 2.—

Goethes Beziehungen zur griechischen Dichtung bilden das Leitmotiv des jüngsten wiederum sorgfältig zusammengestellten Jahrgangs.

Greinz, Rudolf, Die Stadt am Inn. Roman. Leipzig, L. Staackmann. Geb. ℳ 6.—

Greinz, Rudolf, Taschenbuch für Bücherfreunde. 4. Folge 1917. Leipzig, L. Staackmann. Geh. ℳ —.60

Halusa, P. Tezelin, Vom Nibelungenstreit. Kriegspoesie. Wien, Georg Eichinger. Kart. ℳ 2.20

Das zeitgemäße Büchlein enthält in seinem ersten Gedichte des bekannten Heiligenkreuzer Zisterzienser-Poeten, im zweiten „Stimmen der Vergangenheit“, Denksprüche deutscher Klassiker und Romantiker, darunter auch einen von Eichendorff.

Hammerstein, Hans Freiherr von, Februar. Roman. 6. u. 7. Tausend. Leipzig, C. F. Amelang. Geh. ℳ 3.50

Hammerstein, Hans Freiherr von, Walburga. Eine deutsche Legende. Leipzig, C. F. Amelang. Geb. ℳ. 1.20

Hamsun, Knut, Erzählungen. Ausgewählt und eingeleitet von Walter von Molo. München, A. Langen. Geb. ℳ 3.—

Neben dem nordischen Romantiker Heidenstam ist Hamsun, sein Landsmann, in Deutschland besonders beliebt. Seine vielseitige glänzende Begabung spiegelt sich in dem vorliegenden Auswahlbande glücklich wieder.

Hartmann, Karl O., Die Wiedergeburt der deutschen Volkskunst. München u. Berlin, R. Oldenbourg. Geh. ℳ 3.—

Hartmann, Karl O., Stilwandlungen und Irrungen in den angewandten Künsten. München u. Berlin, R. Oldenbourg. Geh. ℳ 2.—

Havemann, Julius, Gedichte. Hamburg, Alfred Janssen. Geb. ℳ 5.—

Helmolt, Hans F., Die Wiederherstellung Polens (Perthes' Schriften zum Weltkrieg 14). Gotha, F. A. Perthes. Geh. ℳ 1.20

Hilty, C., Für schlaflose Nächte. 31. bis 35. Tausend. Leipzig, J. O. Hinrichs — Frauenfeld, Huber u. Co. Geb. ℳ 4.40

Das berühmte Buch des Schweizerischen Erziehers erinnert in mancher Hinsicht an Lavater. Tausenden ist es ein Tröster geworden, und auch kommende Geschlechter werden ihm danken. Katholische Leser freilich dürfen nicht vergessen, daß der Verfasser überzeugter Protestant ist.

Hoeber, Karl, Morgenrot. Eine Feldgabe von Mitgliedern des Verbandes der Katholischen Studentenvereine. Durch das Sekretariat Sozialer Studentenarbeit. M.-Gladbach, Volksvereinsverlag.

Das hervorragende Gedenkbuch in Taschenformat umfaßt wertvolle Beiträge von Mitgliedern des K. V. (Die deutschen Universitäten im Weltkrieg von Drerup, Görres und der Ewigkeitswert seiner polit. Sendung von A. Maier, Prophezeiungen über den Weltkrieg von Kahle u. a.) und ist in 10 000 Exemplaren ins Feld abgegangen.

Hönig, Johann, Auszug und Heimkehr. Gedichte. Glogau, O. Hollmann. Geh. ℳ 2.—

Diese anspruchslosen Verse eines ursprünglichen Dichtergemüts aus der ernsten Zeit 1914 bis 1917 behalten ihres echt menschlichen Charakters wegen ihren Wert über den Krieg hinaus.

Hofer, Fridolin, Daheim. Neue Gedichte. Luzern, Eugen Haag.

Holm, Korfiz, Herz ist Trumpf. München, Albert Langen. Geh. ℳ 5.—

Jahn, Friedrich Ludwig, Briefe. Mitgeteilt und erläutert von seinem Urenkel Friedrich Quehl. Leipzig u. Hamburg, Erich Matthes.

Jentsch, Carl, Wie dem Protestantismus Aufklärung über den Katholizismus nottut und gegeben werden soll. Aus dem literarischen Nachlasse herausgegeben von Anton Heinrich Rose. 2. Aufl. Leipzig, Fr. W. Grunow. Geh. ℳ 1.20

Jeß, Hartwig, Theodor Storm. Sein Leben und sein Schaffen. Mit einem Bildnis des Dichters und einer handschriftlich wiedergegebenen Widmung von Cäsar Flaischlen. Braunschweig, Georg Westermann.

Johst, Hans, Der Anfang. Roman. München, Delphin-Verlag. Geh. ℳ 5.—

Karrillon, Adam, Adams Großvater. Roman. Berlin, G. Grote. Geh. ℳ 4.—

Keppler, Paul Wilhelm, Mehr Freude. Volksausgabe. Freiburg im Breisgau. Herder. Kart. ℳ 1.75

Kiesgen, Laurenz, Der Märchenvogel. Mit 20 Bildern von Rolf Winkler. Freiburg im Breisgau, Herder. Geb. ℳ 4.50
Ein liebliches herzerfreuendes ursprünglich echtes Märchenbuch, von einem Jugendbildner verfaßt, der sein durchgebildetes literarisches Vermögen mit einem wahrhaftigen Kindesgemüt zu vereinigen weiß, ist uns letzte Weihnacht ins Haus geflogen und hat, wie der „Wächter" aus eigener Erfahrung weiß, in der Kinderstube viel Beifall erregt.

Kjellén, Rudolf, Schweden (Nachbarvölker Deutschlands, Band 1). München u. Berlin, R. Oldenbourg. Geb. ℳ 4.50

Klinger, Karl, Im ewigen Sommer. Eine Indienreise im Weltkriege. Innsbruck, Tyrolia. Geh. ℳ 4.50
Die gut illustrierte, fließend geschriebene Reiseschilderung entwirft eine Reihe lebendiger, farbensatter Bilder aus der Tropenwelt Indiens.

Koch, Albert, Goethes Verskunst (Beiträge zu ihrer Kenntnis). Essen, G. D. Baedeker. Geb. ℳ 4.—

Krause, Paul R., Die Türkei (Aus Natur und Geisteswelt 469. Bdchn.). Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner. Geb. ℳ 1.50
Ein guter Kenner des osmanischen Bundesgenossen gibt hier eine klare Darstellung von Land und Leuten.

Kriegslieder. 1. Heft von H. Lersch, H. Wopelisse, L. Nübling, M. Taglang, J. Lichtenberg, H. Zerkaulen. — 2. Heft von J. Buchhorn, L. Nübling, B. Schneider, H. Lersch, P. Lingens, H. Zerkaulen, C. Wagener. Herausgegeben vom Sekretariat Sozialer Studentenarbeit. M.-Gladbach. Geh. je ℳ —.15

Kronfeld, E. M., Franz Joseph I. Intimes und Persönliches. Wien, Moriz Perles. Geh. ℳ 3.50

Kronfeld, Kurt, Burgtheater und Weltkrieg. Mit einem Geleitwort von Hugo Thimig und einem Nachwort von Max von Millenkovich, sowie zwei Bildnissen. Wien, Moriz Perles. Geh. ℳ 1.20
Die beachtenswerte Schrift enthält u. a. Äußerungen von Alfred Gerasch, Karoline Medelsky, Georg Reimers, Otto Treßler und Lotte Witt.

Kutter, Hermann, Das Bilderbuch Gottes für Groß und Klein. Basel, Kober (C. F. Spittlers Nachfolger). Geh. ℳ 7.50

Lammasch, Heinrich, Das Völkerrecht nach dem Kriege (Veröffentlichungen des Nobel-Instituts, Kristiania). Kommissions-Verlag Duncker u. Humblot. Geh. ℳ 10.—

Lienhard, Friedrich, Jugendjahre. Erinnerungen. Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer. 4. Aufl. Geb. ℳ 4.50

Lindenschmit, Wilhelm von, Studien und Skizzen. München, F. Bruckmann. In Mappe Geh. ℳ 12.—
Der Münchener Historienmaler (1829 bis 1895) hat sich durch seine gefälligen Arbeiten viele Freunde erworben, die dankbar nach einer Mappe, wie dieser, greifen, aus dem Schönsten und Besten seines reichen Lebenswerkes schöpfend. Die Wiedergaben teils ein-, teils mehrfarbig, machen der Leistungsfähigkeit des bekannten Kunstverlags alle Ehre.

Löns, Hermann, Der letzte Hausbur. Ein Bauernroman aus der Lüneburger Heide. Hannover, Ad. Sponholtz.

Lozinski, Wladislaw, Polnisches Leben in vergangenen Zeiten. München, Georg Müller. Geh. ℳ 18.—
Das großartige Unternehmen „Polnische Bibliothek", begründet und herausgegeben von A. v. Guttry, wird durch diesen Band vielversprechend eröffnet. Er bildet eines der letzten luxuriös her-

gestellten Erzeugnisse des kürzlich frühverstorbenen Verlegers Georg Müller, der hoffentlich in den Erben verständnisvolle Fortsetzer finden wird.

Meyrink, Gustav, Walpurgisnacht. Phantastischer Roman. Leipzig, Kurt Wolff. Geh. ℳ 3.50

Das Seitenstück zum „Golem" spielt nicht wie dieser im Ghetto der Prager Altstadt, sondern in dem geheimnisvollen Viertel des stolzen Hradschins. Allerdings ohne Widerspruch wird den neuen Roman bloß die Meyrink-Gemeinde aufnehmen, die heute groß genug ist, um ihren Herrn und Meister auch gegen jede Kritik durchzusetzen.

Möller, Max, Die Gartensonate. Roman. Leipzig, L. Staackmann. Geb. ℳ 6.—

Der Erzähler Möller ist uns kein Unbekannter. Wir schätzen seine stimmungsreiche Kunst zu fabulieren. Und auch in diesem Roman, der wunderbar Warschauer Leben zu schildern vermag, deutsche und polnische Kulturelemente wie kaum ein Zweiter in sich aufzusaugen versteht, erzielt er starke Wirkungen.

Mrasek, Karl Norbert, Sankt Georg mit dem Drachen. Ein Novellenband. Leipzig, Xenien-Verlag.

Die starke Talentprobe des jungen deutschmährischen Dichters erweckt schöne Hoffnungen. Noch gährt der Most, noch stürmt der Wein, aber es ist ein gutes Jahr, das uns den Erzähler Mrasek geschenkt hat. Der „Eichendorffbund" zählt ihn voll Zuversicht zu den Seinigen.

Niederbräing, Karl, Das Verhältnis der westfälischen Dichter des 19. Jahrhunderts zum Volkslied. Dissert. Münster in Westfalen, Westfäl. Vereinsdruckerei.

Niemeyer, Theodor, Aufgaben künftiger Völkerrechtswissenschaft. (Veröffentlichungen des Seminars für internationales Recht an der Universität Kiel, 5. Heft.) München u. Leipzig, Duncker u. Humblot. Geh. ℳ 1.50

Niemeyer, Theodor, Belgien und seine Neutralisierung. München u. Leipzig, Duncker u. Humblot. Geh. ℳ 1.50

Nora, A. de, Stunden. Neue Novellen. Leipzig, L. Staackmann. Geb. ℳ 4.—

Peter, Johann, Tanne und Rebe. Dorfgeschichten aus dem Böhmerwalde und dem niederösterreichischen Weinlande. 2. Aufl. Regensburg u. Wien, Josef Habbel. Geb. ℳ 3.—

Beste literarische Volkskost schenkt uns der Böhmerwäldler J. Peter, ein treuer Nachfahr seines bedeutenden Landsmanns J. Rank.

Plattensteiner, Richard, Das Lied vom Steffel und andere Wiener Klänge von einst und jetzt. Ein Liederstrauß. Wien I. Mozarthaus Heinrichshof. Geh. ℳ 1.50

Plattensteiner, Richard, Beethoven, der große Musikant zur Ehre Gottes. Fünf Bilder mit einem Vorspiel. Wien I. Mozarthaus Heinrichshof. Geh. ℳ 1.75

Der warmempfindende Wiener Hauspoet feiert in diesen hübsch ausgestatteten Sammlungen vor allem den großen Genius seiner Vaterstadt, Beethoven, in hymnischer Sprache. Aber auch kleine Gedichte gelingen ihm, so das reizvolle: „Praterluft".

Plenge, Johann, Die Revolutionierung der Revolutionäre. Leipzig, Der Neue Geist-Verlag. Geh. ℳ 3.60

Pulver, Max, Igernes Schuld. Ein Kammerspiel. Leipzig, Inselverlag. Geb. ℳ 4.—

Reuschel, Karl, Die deutsche Volkskunde im Unterricht an höheren Schulen. (Deutschunterricht und Deutschkunde; Arbeiten aus dem Kreise des Deutschen Germanisten-Verbandes über Zeitfragen des deutschen Unterrichts auf den höheren Schulen, herausgegeben von Klemens Bojunga, Heft 2, Berlin, Otto Salle. Geh. ℳ 1.60

Roloff, Ernst M., Lexikon der Pädagogik. Fünfter Band: Sulzer bis Zynismus — Nachträge, Namen- und Sachverzeichnis. Freiburg im Breisgau, Herder. Geb. ℳ 16.—

Mit berechtigtem Stolz darf der Herausgeber dieses im Verein mit zahlreichen Fachleuten und unter besonderer Mitwirkung von Otto Willmann besorgten pädagogischen monumentum aere perennius auf die Frucht seiner langjährigen Arbeit zurückblicken. Der Verlag aber hat zu den bedeutenden Meisterleistungen des Hauses Herder ein neues hinzugefügt.

Rosegger, Peter, Heimgärtners Tagebuch. Neue Folge. Leipzig, L. Staackmann. Geb. ℳ 6.50

Schellenberg, Ernst Ludwig, Aus meiner Stille. Gedichte. Salzburg, Halkyone-Verlag.

Schellenberg, Ernst Ludwig, Neue Gedichte. Weimar, Gustav Kiepenheuer. 141 S.

Schiller, Emma, Mein liebes Wien. Geschichten aus unseren Tagen. Wien, Moriz Perles. Geh. ℳ 1.50

Schreckenbach, Paul, Michael Meyenburg. Ein Lebensroman aus der Reformationszeit. Leipzig, L. Staackmann. Geb. ℳ 6.50

Schrörs, Heinrich, Deutscher und französischer Katholizismus in den letzten Jahrzehnten. Freiburg im Breisgau, Herder, 1917. Geh. ℳ 4.—

Schrott-Fiechtl, Hans, Sonnseitige Menschen. Roman aus dem heutigen Tirol. Freiburg im Breisgau, Herder. Geh. ℳ 5.—

Schubart, Artur, Kuckuck; Fabeln und Glossen. Konstanz, Reuß u. Itta (78. Bd. der Zeitbücher). Geb. ℳ —.70

Schücking, Levin, Der Schatz des Kurfürsten (40. Bd. der Niederdeutschen Bücherei). Hamburg, Richard Hermes. Geh. ℳ 1.50

Schulte, Robert Werner, Abriß der Lautwissenschaft. Leipzig, O. R. Reisland. Geh. ℳ 1.40

Schwaiger, Georg, Anselm Feuerbach. (Die Kunst dem Volke Nr. 32.) Mit 50 Abbildungen. München, Allg. Vereinigung für christliche Kunst. Geh. ℳ 1.10

Der tapfere Seehas. Soldatengedichte dreier Kriegsjahre des 6. badischen Infanterie-Regiments. Konstanz, Reuß u. Itta (82. Bd. der Zeitbücher). Geb. ℳ —.70

Simon, Max, Der arme Herr Heinrich. Schwäbisches Volksschauspiel in drei Aufzügen nebst einem kurzen Nachspiel. Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer.

Sternberg, Leo, Neue Gedichte. Stuttgart u. Berlin, J. G. Cotta. Geh. M. 3.—

Sternberg, Leo, Küsten. Berlin, B. Behr. Geb. M. 3.50

Sternberg, Leo, Ausgewählte Gedichte. Hamburg u. München, Genzsch u. Heyse.

Sternberg, Leo, Die Nassauische Literatur. Wiesbaden, Heinrich Staadt.

Sternberg, Leo, Gott hämmert ein Volk. Kriegsdichtungen. Berlin, B. Behr. Geb. M. 2.—

Sternberg. Leo, Der Venusberg. Rheinische Geschichten. Berlin, B. Behr. Geb. M. 4.20

Solinus, F., Durch Nacht und Tod zum Morgenrot. Kriegsgedichte. Essen, Fredebeul u. Koenen.

Die warm empfundenen, formgewandten Poesien des rheinischen Vikars stellen der vaterländischen Gesinnung ihres Verfassers ein schönes Zeugnis aus.

Staudigl, Oskar, Auf fremder Erde. Drama. Wien, Gerlach u. Wiedling.

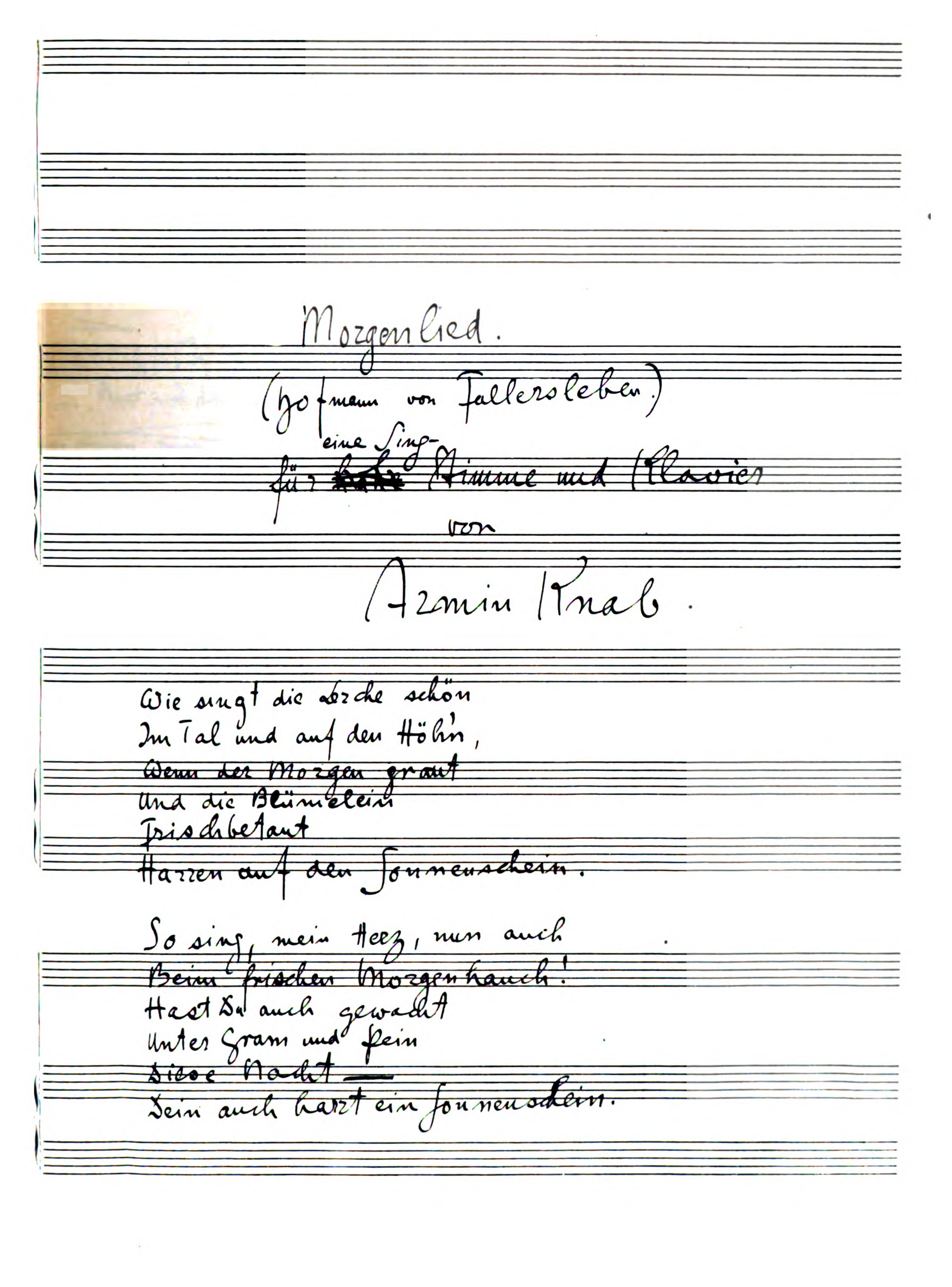
Staudigl, Oskar, Der letzte Babenberger. Drama. Wien, Gerlach u. Wiedling.

Steinhausen, Heinrich, Ausklang. Gedichte. München, Georg D. W. Callwey. Geh. M. 3.—

Strupp, Karl, Die wichtigsten Arten der völkerrechtlichen Schiedsgerichtsverträge (Veröffentlichungen des Seminars für internationales Recht an der Universität Kiel. Herausgegeben von Theodor Niemeyer, Heft 4). München u. Leipzig, Duncker u. Humblot. Geh. M. 5.—

Sturtevant, Erich, Vom guten Ton im Wandel der Jahrhunderte. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong u. Co. Kart. M. 3.—

Das neueste im Rahmen von Bongs Schön-Bücherei herausgekommene, mit einer Kostümtafel geschmückte Werk, schildert in unterhaltender Weise die Entwicklung der modischen Trachten von 1200 bis 1850. Die Romantik kommt darin leider zu kurz.


Morgenlied.

(Hofmann von Fallersleben.)
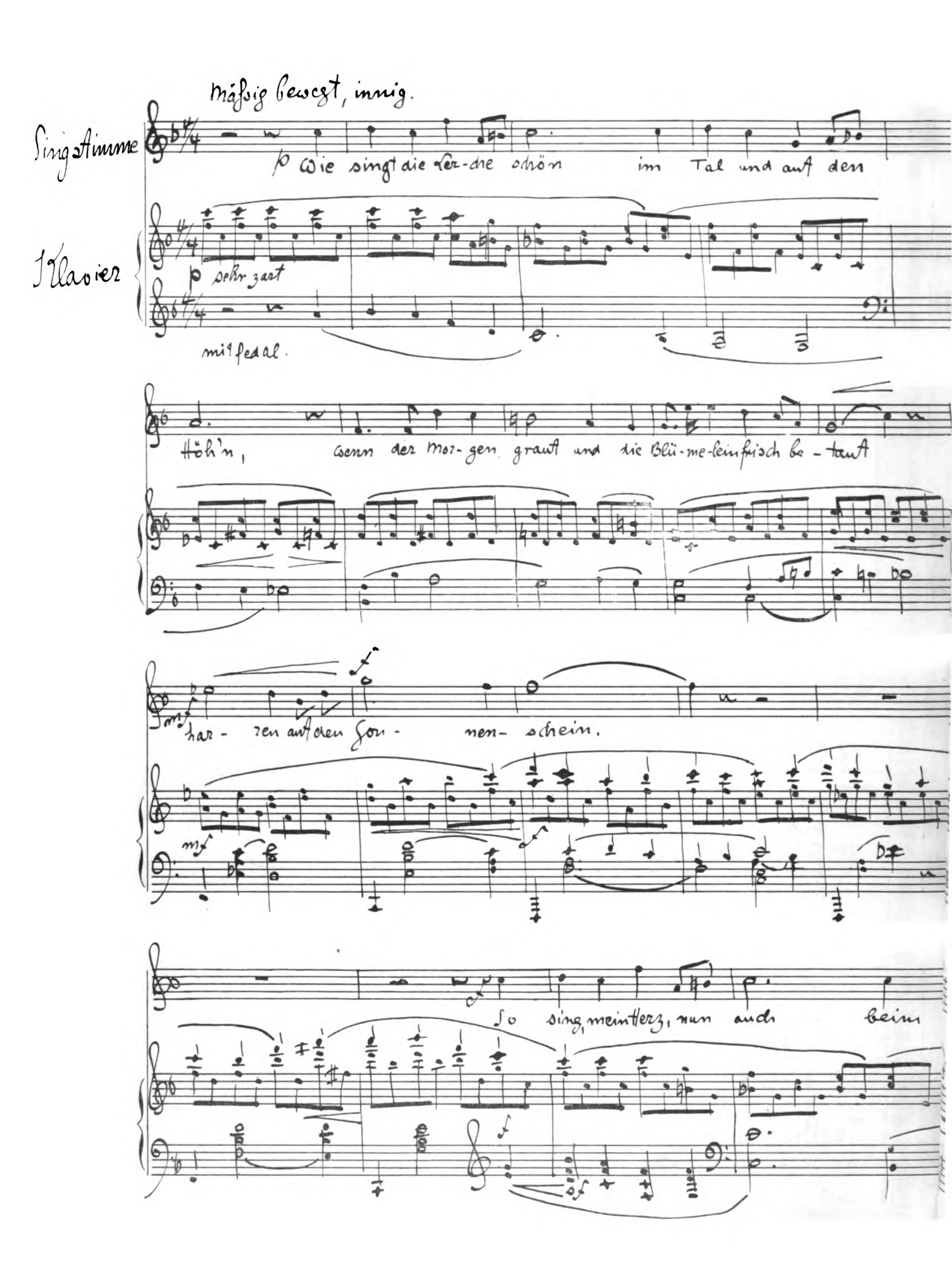
für ~~hohe~~ eine Sing-Stimme und Klavier
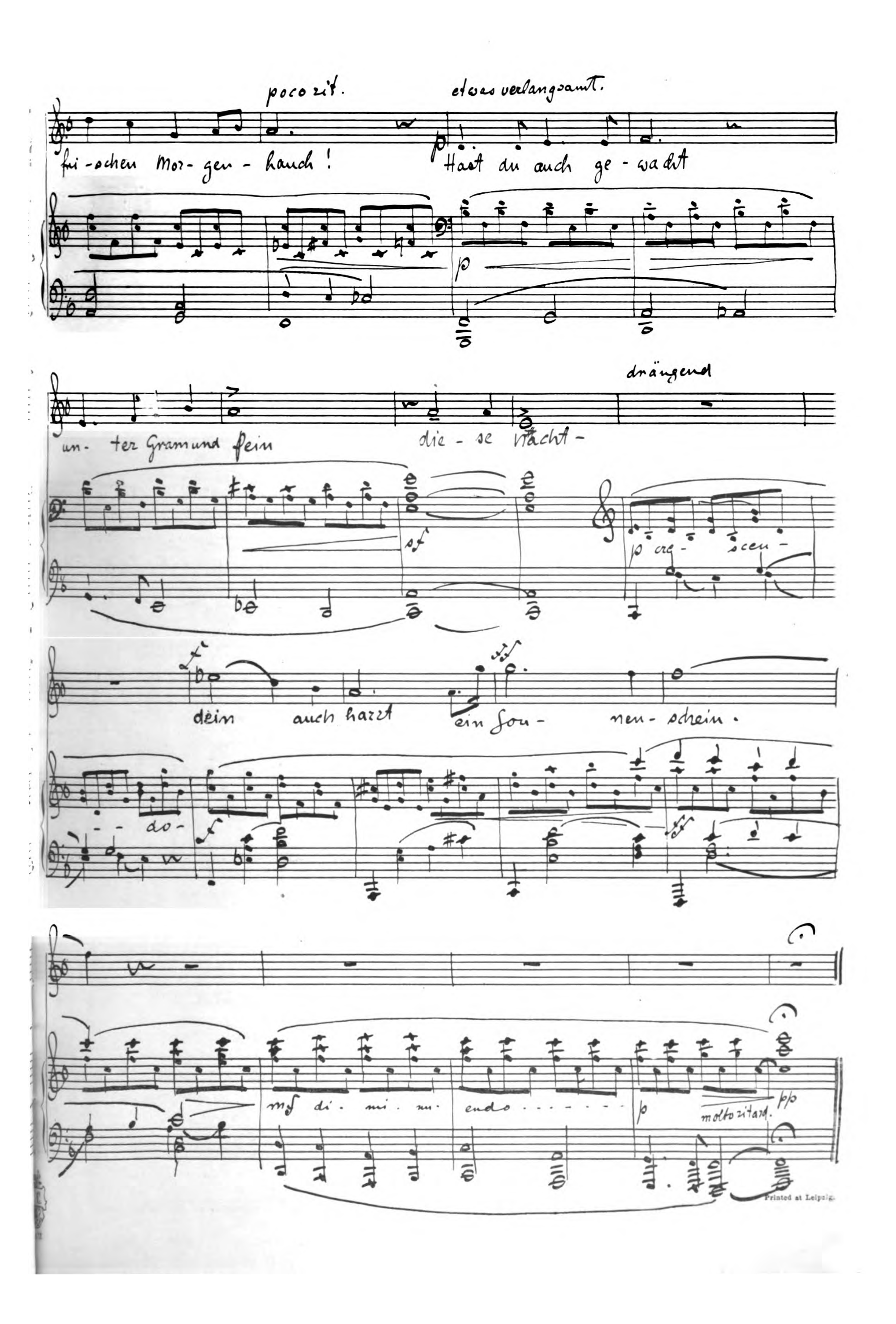
von

Armin Knab.

Wie singt die Lerche schön
Im Tal und auf den Höh'n,
Wenn der Morgen graut
Und die Blümelein
Frischbetaut
Harren auf den Sonnenschein.

So sing, mein Herz, nun auch
Beim frischen Morgenhauch!
Hast Du auch gewacht
Unter Gram und Pein
Diese Nacht —
Dein auch harrt ein Sonnenschein.


Mäßig bewegt, innig.
Singstimme
Klavier
p Wie singt die Ler-che schön im Tal und auf den
p sehr zart
mit Pedal.
Höh'n, wenn der Mor-gen graut und die Blü-me-lein frisch be-taut
mf har-ren auf den Son-nen-schein.
mf
So sing, mein Herz, nun auch beim
sf



Printed at Leipzig.


M. Schiestl
Der Wächter
Zeitschrift für alle Zweige der Kultur.
"Waldwärts durch die Einsamkeit
Hört' ich über Tal und Klüften
Glocken in den stillen Lüften,
Wie aus fernem Morgen weit –
An die Tore will ich schlagen,
An Palast und Hütten: Auf!
Flammend schon die Gipfel ragen,
Wachet auf, wacht auf, wacht auf!"
Eichendorff
München
Parcus Co
2. Heft 1918

Der Wächter

Zeitschrift für alle Zweige der Kultur

Herausgeber und Schriftleiter: Professor Dr. **Wilh. Kosch**, München, Herzogstraße 65

Beiräte der Schriftleitung:

Für bildende Kunst: Prof. Matth. Schiestl, München

Für Tonkunst: Dr. Armin Knab, Rothenburg

Für Anzeigen und Beilagen verantwortlich: Eugen Sibler, München

Verlag **Parcus & Co., München** Pilotystraße 7

Druck der Dr. Wildschen Buchdruckerei (Gebr. Parcus), München

Inhalt des Aprilheftes 1918:

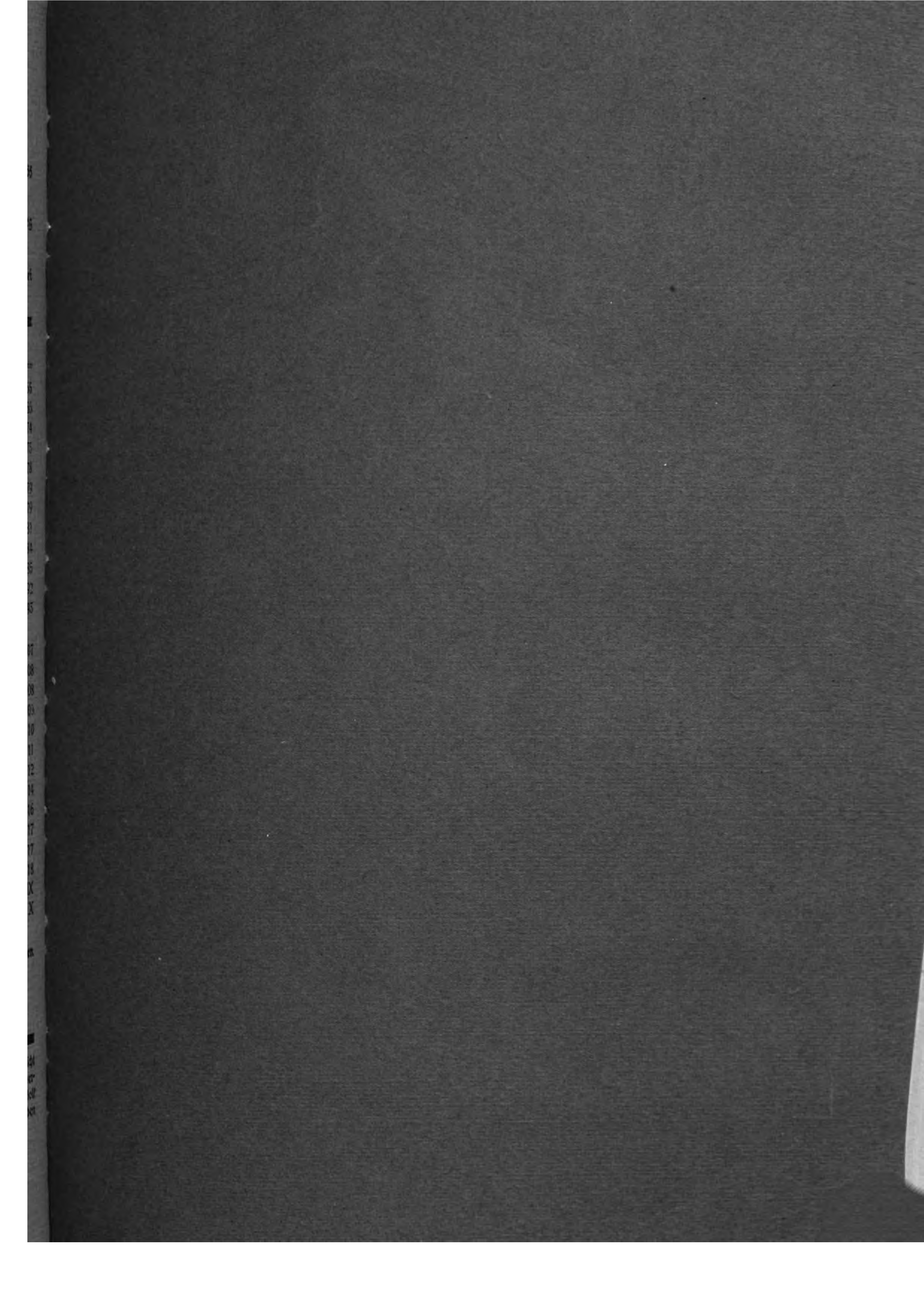
*

Bildbeilagen von Matthäus Schiestl, Maler Müller, Käthe Wolff, Moritz v. Schwind und den Brüdern Eichendorff

*

Notenbeilage von Hans Pfitzner

Die Umschlagzeichnung hat Matthäus Schiestl, die Randleisten Hans Volkert, das große Initial Franz Graf von Pocci gezeichnet





Matthäus Schiestl — Die blaue Blume

Der Wächter

Zeitschrift für alle Zweige der Kultur
in Verbindung mit dem Eichendorff-Bund
Begründet und herausgegeben von Wilhelm Kosch

1ter Jahrgang / 1918 / Oster April Heft / München

Die blaue Blume

Ich suche die blaue Blume,
Ich suche und finde sie nie,
Mir träumt, daß in der Blume
Mein gutes Glück mir blüh'.

Ich wandre mit meiner Harfe
Durch Länder, Städt' und Au'n,
Ob nirgends in der Runde
Die blaue Blume zu schau'n.

Ich wand're schon seit lange
Hab' lang' gehofft, vertraut,
Doch ach, noch nirgends hab' ich
Die blaue Blum' geschaut.

Joseph Freiherr von Eichendorff

*

Die blaue Blume / Von Franz Wugt

Zur Ergänzung des Aufsatzes „Die deutsche Romantik“ von Christoph Flaskamp, dem westfälischen Katholiken, veröffentlichen wir hiemit Ausführungen eines protestantischen Eichendorffbündlers, gleichfalls norddeutscher Herkunft. Im dritten Heft wird sich Hans Thoma zum vielumstrittenen Gegenstand äußern. Der Wächter.

1. Neue und alte Romantik.

Uns soll eine neue Romantik beschieden sein; so wird hier und da behauptet, und wenn wir uns heute auf das Eigenste, Innerste, Innigste unseres Wesens zurückziehen und uns an den Urquellen deutscher Kraft und deutschen Fühlens gegen eine verständnislose, feindliche Welt zu erlaben suchen, sind wir tatsächlich ja schon wieder auf dem Wege zur blauen Blume. Freilich kann sich unter Romantik jeder denken, was er will, und die zünftige Wissenschaft bietet uns Dutzende von Auslegungen des Wortes. Die deutschen und französischen Romantiker selbst dachten an Befreiung vom Klassizismus und seinen strengen Gesetzen, Erlösung des Ich, an „jacobinisme sentimental“, an „souveraineté de la passion“, an poetische Verklärung des gesamten Einzel- und Volkslebens, an Ironie, an fernste Fernen und nächste Nähen, an Krieg gegen Philister und Aufklärer. Der alte Goethe setzte ganz einfach romantisch für krank und mußte doch zugeben, daß Schiller ihm nachgewiesen habe, wie Goethe selbst „wider Willen romantisch sei“. Am heftigsten zog Schopenhauer gegen die Romantik zu Felde. Während die klassische Kunst — meinte er — nur „rein menschliche, wirkliche, natürliche Motive“ sucht, sucht die romantische Kunst „erkünstelte, konventionelle, imaginäre Motive“; die „aus den christlichen Mythen stammenden“, die des „ritterlichen Ehrprinzips“, die der „abgeschmackten, lächerlichen, christlich-germanischen Weiberverehrung“, die der „faselnden, mondsüchtigen, hyperphysischen Verliebtheit“. Indes schätzte Schopenhauer doch die Romantik als „Reaktion des christlichen Pessimismus gegen den optimistisch-materialistischen Humanismus“. Man hat die Romantik — insbesondere die Frühromantik — mit dem Sturm und Drang verglichen, und die französische Romantik hat unstreitig etwas Revolutionäres — trotz Chateaubriand, der übrigens sowieso mit den eigentlichen französischen Romantikern nur eine oberflächliche Weltanschauungsverwandtschaft hatte. Unsere Romantiker waren meist nur in der Emanzipierung des Ich von der platten Spießbürgermoral umstürzlerisch. Aus dem roten Görres wurde bald der Verfechter der absoluten Autorität, und wenn unsere Romantiker das Geheimste zu erhellen, die innersten Zusammenhänge des All zu ergründen trachteten, ins Unbewußte eindrangen, so landeten sie mit Vorliebe doch nach faustischen Irrfahrten im Hafen der Kirche oder doch der christlichen Religion und wurden Ritter des Thron- und Altarideals, des Metternichismus und der Demagogenriecherei. Haller, Adam Müller, Gentz, Friedrich Schlegel wandeln ganz in den Bahnen Bonalds und de Maistres. Weltliche und religiöse Macht sind aufs engste verbunden. Die Gesellschaft ist von Gott geschaffen, und im Herrscher spricht sich Gottes Wille aus; der Bürger schuldet unbedingten Gehorsam. Alle die unendlichen Leiden der Menschheit sind von der regierenden Vorsehung als Strafe für unsere Sünden und die großen Verfehlungen der Völker gedacht. „Die ganze Erde, die unaufhörlich mit Blut durchtränkt wird, ist nur ein riesenhafter Altar, auf dem alles, was lebt, ohne Ende geopfert werden muß, ohne Maß, ohne Unterbrechung — bis zur letzten Erfüllung aller Dinge, bis zur Auslöschung des Bösen, bis zum Tode des Todes“. Auch die Kriege sind eine göttliche Einrichtung, und wenn der gegenwärtige Weltkrieg der grauenhafteste von allen Kriegen ist, müssen die Romantiker der Richtung Joseph de Maistres sich heute dem Walten ihres Gottes ganz besonders nahe und durch Trommelfeuer- und Giftgasmassenmord überschwenglich erbaut fühlen.

Aber von dieser „Romantik“ der dunkelsten Dunkelmännerei und der modrigsten Rückwärtserei wollen wir doch heute nichts wissen — und ebensowenig freilich auch von der Romantik jener spielerischen Art, von der Musset sagt, sie sei nichts, was man wirklich anfassen könnte —, so etwas wie den Farbenstaub auf dem Schmetterlingsflügel. „Die Romantik ist der weinende Stern, der heulende Wind, die schauernde Nacht — sie ist gleichzeitig das Volle und Runde, das Diametrale, das Pyramidale, das Orientale“. Sie ist eben immer der Gegensatz zum Klassischen und zur Vernunft; und als höchstes Recht und reinstes Glück erscheint dem Romantiker das „déraisonner“. Der romantische Ichkultus, der vor hundert Jahren in Frankreich zur individualistischen Weltschmerzelei führte, hat die heutigen französischen Romantiker über Nietzsche hinweg zum „Traditionalismus“, zum Anti-Intellektualismus, zur Bergsonschen Intuitionsmystik, zum Pragmatismus und zum Schwelgen in denkbar größter staatlicher, gesellschaftlicher und religiöser Gebundenheit geführt. Die Barrès, Bourget, Lavedan, Bazin, Peguy, Claudel, Jammes, Psichari verkörpern abermals eine Romantik, von der wir für uns kein Heil erwarten können und die wir ganz gewiß nicht nachahmen wollen.

Ja, soll denn unsere Neuromantik nichts anderes sein als Deutschtümelei? als aufgeschminkter Archaismus, Rittersporengeklirr, Butzenscheibenlyrik? „Kluge Rosse — prächt'ge Decken, Händel, Kruzifixe, Recken . . .“ „Diese Ritter — gute Leute, ehrlich, tapfer, brave Reiter — Gegen uns doch Bärenhäuter!“ Nein, dieses Hervorsuchen mittelalterlichen Ausstattungsplunders — im Fouquéschen „Gardeleutnants“-Stil — ohne die mittelalterliche Gesinnung, die uns nun doch einmal verloren gegangen ist, wäre nur ein Possenspiel und in ihrer Art ebenso bar jeder gesunden und natürlichen volkstümlichen Entwicklungs- und Wurzelechtheit wie die Weltbürgerei, die wir uns nun wohl glücklich abzugewöhnen beginnen. Auch mit romantischen Versen und romantischen Erzählungen allein wäre uns noch nicht gedient. Die echte Romantik soll ja nicht nur die Dichtung durchdringen, sondern das ganze Leben aus dem grauen Werktags-Einerlei in den farbigen Duft der Poesie erheben. Eine im guten Sinne romantische Weltanschauung brauchen wir. Das ganze Volk in seinem Denken und Fühlen soll wieder von der Sehnsucht nach der blauen Blume ergriffen werden. „Die ungenannte blaue Wunderblume, die dem Hirten, wenn er sie unversehens aufgesteckt hat, plötzlich seine Augen öffnet und den bisher verborgenen Eingang zum Schatz entdeckt, erscheint desto geheimnisvoller, weil sie gar nicht angegeben werden kann.“ Heinrich von Ofterdingen träumt wachend auf seinem Lager von ihr:

Nicht die Schätze sind es, die ein so unaussprechliches Verlangen in mir geweckt haben — aber die blaue Blume sehn' ich mich zu erblicken. Sie liegt mir unaufhörlich im Sinn, und ich kann nichts anderes dichten und denken. So ist mir noch nie zumute gewesen: es ist, als hätt' ich vorhin geträumt oder ich wäre in eine andere Welt hinübergeschlummert, denn in der Welt, in der ich sonst lebte, wer hätte da sich um Blumen bekümmert, und gar von einer so seltsamen Leidenschaft für eine Blume hab' ich damals nie gehört. . . . Daß ich auch nicht einmal von meinem wunderlichen Zustand reden kann! Es ist mir so entzückend wohl, und nur dann, wenn ich die Blume nicht recht gegenwärtig habe, befällt mich so ein tiefes, inniges Treiben. . . . Ich glaubte, ich wäre wahnsinnig, wenn ich nicht so klar und hell sähe und dächte — mir ist seitdem alles viel bekannter. Ich hörte einst von alten Zeiten reden, wie da die Tiere und Bäume und Felsen mit den Menschen gesprochen hätten. Mir ist gerade so, als wollten sie allaugenblicklich anfangen, und als könnte ich es ihnen ansehen, was sie mir sagen wollten. Es muß noch viele Worte geben, die ich nicht weiß: wüßte ich mehr, so könnte ich viel besser alles begreifen. Sonst tanzte ich gern, jetzt denke ich lieber nach der Musik. . . .

Ja, da haben wir die echte Romantik, die gar nicht die Wunder der Kreuzzugzeit oder die Fata Morgana des sinnentrunkenen, farbenglühenden Morgenlandes braucht, um in unaussprechlichen, süßen, schmerzlich-wonnigen Träumen, in unendlicher Sehnsucht entrückt zu werden. Die Sehnsucht wonach? Die Sehnsucht an sich, auf einen bestimmten Gegenstand gerichtet, kann auch vom klassischen und jedem nicht-romantischen Dichter besungen werden. Die romantische Sehnsucht ist die absolute Sehnsucht, die nicht weiß, was es bedeuten soll, daß sie so traurig ist. Das uralte Märchenlied mit der wundersamen, gewaltigen Melodei ergreift jeden Deutschen mit unendlichem Weh — es braucht ja nicht gleich das „wilde Weh" der Heineschen Schifferknaben zu sein; aber wer den Gesang der romantischen Lorelei überhaupt nicht hört, der ist sicher kein Deutscher. Die älteren Romantiker suchten jene Sehnsucht zu analysieren, wie sie ja überhaupt von der Leidenschaft der Selbstbeobachtung und der Gefühlszersetzung besessen waren. Wir wollen uns lieber dem Sehnsuchtszauber fraglos hingeben. Da hören die strengen Begriffsbildungen auf, und der „gefällige Wahnsinn" beginnt; auch die Worte fehlen und schließlich bleibt nur die Musik als die Kunstsprache, die nicht von dieser Welt ist; die Musik als der Ausdruck des sonst Unausdrückbaren ist immer romantisch. Das geheimnisvolle wunderbare Lied, das verborgen in allen Dingen schlummert, klingt und singt auch in Mozart, und Eichendorff hat schließlich ganz recht, wenn er neben Beethoven und Weber auch Mozart einen echten Romantiker nennt. Nicht nur der G-moll-Mozart, der ganze Mozart verkörpert ja auch für den Vollblutromantiker Schwind die Musik.

Eine restlose und alle Welt befriedigende Bestimmung des Begriffes Romantik wird kaum zu finden sein; und doch können wir mit voller Sicherheit im einzelnen Fall sagen, dies hier ist romantisch, jenes nicht. Der alte gute Schwind, dem die Entgleisungen der Romantiker ein Greuel waren, sagte beim Besuch Ludwig Richters: „Ich höre jetzt so viel von Romantik, daß ich nicht mehr genau weiß, was die Leute damit meinen. Für mich ist die romantische Welt die, wo man seine Feinde niederhaut, für seine Freunde durchs Feuer geht und einer angebeteten Frau die Füße küßt. Das ist meine Romantik, so hat sie auch der Karl Maria Weber verstanden und der Eichendorff. Mit Politik laßt mich aus! Basta!" Gewiß, auch wir sagen: mit Politik laßt uns und unsere Romantik „aus" — nur ist es fraglich, ob Eichendorff mit der eigenartigen Schwindschen Auslegung der Romantik ganz einverstanden gewesen wäre.

Eichendorff ist der reinste Vertreter der Romantik. Die blaue Blume, die Novalis suchte und die er in seinem pantheistisch aufgelösten Christentum hier und da auch wirklich zu finden glaubte; die blaue Blume, die der andere große Lyriker der älteren Romantik, Brentano, in unheimlichem, lauischem Geniespiel zerpflückte, Eichendorff hatte sich diese Blume zu eigen gemacht. Aber wodurch? Dadurch, daß er sie ganz aus dieser Welt fortverpflanzte in ein Jenseits, das unseren Sinnen nicht erreichbar, dennoch die Heimat unserer Seele ist. Und die in Unendlichkeit und Ewigkeit entfernte blaue Blume blüht nun gerade in Eichendorffs, in unserem eigenen innersten Ich am herrlichsten auf — als wahre Tröst-Einsamkeit.

Eichendorff ist sich immer gleich geblieben in seiner von Anfang an klar und sicher erfaßten Romantik, die alles Irdische auf ein Höheres, das Diesseits auf ein größeres Jenseits beziehen sollte; die an die Stelle der „Verherrlichung des Endlichen die Verherrlichung des Unendlichen" zu setzen hatte. Die alte Poesie ist, wie Eichendorff sagt, im Homer und den alten deutschen Heldenliedern sinnlich, klar, rein-menschlich. Als aber das Christentum das irdische Dasein in geheimnisvolle Verbindung mit dem Jenseits gesetzt und jene zerstreuten Ahnungen in einen leuchtenden Brennpunkt zusammengefaßt hatte, entstand auch sofort eine entsprechende Poesie des Unendlichen, die das Irdische nur als Vorbereitung und Symbol des Ewigen darzustellen suchte. „Die christliche Poesie

ist daher übersinnlich wunderbar, mystisch, symbolisch — und das ist eben der unterscheidende Charakter des Romantischen." Weiter sagt Eichendorff, das eigentliche Wesen aller romantischen Kunst sei das tiefe Gefühl der Wehmut über die Unzulänglichkeit und Vergänglichkeit der irdischen Schönheit und daher eine stets unbefriedigte, ahnungsreiche Sehnsucht. Eichendorff wendet sich auch gegen die Versuche, das Romantische mit dem Romanischen in Zusammenhang zu bringen. Romanisch könne die christliche Romantik schon deshalb nicht genannt werden, weil gerade die Franzosen und Italiener sich am wenigsten an ihr beteiligt hätten, während sie überall durch die germanischen Völker ins Leben gerufen sei.

Bei solcher Auffassung des Romantischen hätte der Dichter Eichendorff leicht in eine zelotische Bekenntnis-Gebundenheit geraten können, die ihm die Zuneigung aller religiös Unbefangenen oder gar Unkirchlichen und Unchristlichen hätte kosten können. Aber wir sehen, daß eben dieser Fehler von Eichendorff glücklich vermieden ist. Ein solcher „Heide" wie Theodor Storm war ein begeisterter Eichendorff-Schwärmer. Storm erkannte, daß Eichendorffs Romantik weder mit mittelalterlicher Vermummung, noch mit Elfenspuk etwas zu tun hat. „Das Romantische in ihm liegt in der Stimmung — in der Stimmung der Vergänglichkeit, der Einsamkeit, wo die Dinge eine stumme Sprache führen." Am schönsten scheint Storm diese Stimmung in Schumanns „Aus der Heimat hinter den Wolken rot" wiedergegeben. Ein Eichendorff-Verehrer war auch Paul Heyse, der gewiß nicht in den Verdacht christ-katholischer Voreingenommenheit kommen wird. So erinnert einmal Heyse seinen Freund Jakob Burckhardt daran, wie sie sich aus den Orangenhainen des Südens nach dem deutschen Walde zurückgesehnt, und wie Kugler die schönen Eichendorffschen Lieder sang, „in denen des Knaben Wunderhorn von neuem erwacht zu sein scheint".

2. Eichendorff als Dichter.

Eichendorff ist der Sänger des deutschen Waldes und wird es auch immer bleiben. Ein Irrtum ist es nur, in Eichendorff nichts sonst als den Wandervogel zu sehen und ihm die Beschränkung auf ein kleines, allzu enges Gebiet vorzuwerfen. Wer solche Anklagen erhebt, der kennt Eichendorff eben gar nicht. Gewiß, wenn wir heute von irgendeinem Landschaftsbild oder einem Kunstwerk sagen „echt Eichendorff", so weiß jedermann, was wir meinen; jene unvergleichliche Mischung von Klängen und Farben, von Mondschein und Nachtigallenschluchzen, von Waldesrauschen, Quellengeriesel, Hörnerrufen, von Ständchen fahrender Gesellen und Liebesgeflüster verkleideter Holden, von verträumten Schlössern und fernen Einsiedlerglöcklein. Nicht um alles andere in der Welt wollen wir Deutschen dieses Reich Eichendorffs verlieren. Falsch ist es aber, über den Wanderliedern den anderen Eichendorff zu übersehen. Wenn Wolfgang Müller erzählt, daß er mit seinen Düsseldorfer Künstlerfreunden in Bonn Schlegel, Tieck, Kleist, Brentano gelesen, den „lieben Eichendorff" aber gesungen habe, so bedeutet das gewiß für Eichendorff schon einen frischen, grünen Ruhmeskranz, um den ihn so mancher andere Dichter von Weltgeltung beneiden muß; und wenn Ferdinand Freiligrath über die rechte „Strolcherei" im „Taugenichts" und über die „feierlichste Heiterkeit" und das „nobelste Lachen" jubelt, in die man beim Lesen der Müllersohns-Abenteuer gerate, so werden wir alle die Freiligrathsche Entzückung bei jedem neuen Durchlesen des Büchleins auch von neuem teilen. Und wenn wir die edelste Volkstümlichkeit der Eichendorffschen Lieder in einem schönen Gleichnis darstellen wollen, werden wir an Justinus Kerner denken, der von Eichendorff einen kleinen Beitrag zum

„Deutschen Dichterwald“ erhalten und das Blatt auf seinem Schreibtisch am offenen Fenster gelegt hatte. Ein Windstoß entführte die Eichendorffschen Verse, und lange suchte Kerner draußen weit und breit alles ab, um das Manuskript wiederzufinden. Endlich kam eines Tages ein herumziehender Tiroler in den Kernerschen Hof; unter dem Kleinkram, den der Fremde feilhielt, war auch ein Fingerring, und dieser Fingerring war in das Papier eingewickelt, auf dem Eichendorff geschrieben und das der Tiroler fern von Welzheim im blühenden Felde aufgelesen hatte. Ist diese kleine Geschichte nicht ein Symbol der treuherzigsten Zusammengehörigkeit von Eichendorffscher Lyrik und deutscher Volksseele?

Aber sollen und dürfen wir denn den anderen Eichendorff vergessen, den Eichendorff von Dichtungen wie „Julian“, von Erzählungen wie das „Marmorbild“, von Dramen wie dem „Letzten Held von Marienburg“, den Eichendorff von „Ahnung und Gegenwart“, den Eichendorff kecken Humors und schärfster Satire, den Eichendorff der „Calderon“-Übersetzungen, den Eichendorff, der uns in seiner „Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands“ eine einzigartig schöne Literaturgeschichte und in seiner Arbeit über die Wiederherstellung des Marienburger Ordensschlosses ein Stück Geschichtsschreibung geschenkt hat, wie sie eben nur ein echter Poet verfassen konnte? Und wo bleibt, wenn wir nur den Mondscheinbummler betrachten, der glühende Patriot Eichendorff, der vorbildliche Beamte, der unerschrocken und opferfreudig für seine Überzeugungen eintretende Denker, der treue, im Kriege bewährte Sohn seines Volkes?

Aber betrachten wir einmal nur den Lyriker Eichendorff (so unrecht man daran tut, den Epiker und Dramatiker zurückzusetzen), so finden wir auf jeder Seite da den Sänger einer großen Weltanschauung, und auf diese Eichendorffsche Weltanschauung — mag man sie nun romantisch oder sonst wie nennen — kommt es uns heute an. Schon in den „Wanderliedern“ und in „Frühling und Liebe“ werden wir bei aufmerksamem Hinhören etwas Esoterisches hinter dem exoterischen ersten Eindruck heraushören. Das Wandern ist da immer gleichzeitig ein Hinstreben nach der fernen Heimat und die Schauer der Nacht bedeuten immer das Grauen der in der unendlichen Welt verlorenen Menschenseele. Der wandernde Musikant, der von allen als „armer Lump“ angesehen wird, möchte mit dem Reichen nicht tauschen; möchte auch nicht mit dem Liebchen gutbürgerlich Haus und Hof verwalten — da würde ihm „das Singen vergehen“. Da haben wir sofort den echt Eichendorffschen Kampf gegen das satte, behagliche, hochmütige Philistertum. Der wahre Sänger bleibt draußen im Walde, wo „alle falsche Pracht so weit“ liegt. „Die Wolken ziehen hernieder, das Vöglein senkt sich gleich — Gedanken geh'n und Lieder — Fort bis ins Himmelreich!“ Der „Arme“ sucht sich in der Stadt seinen Schlafplatz an der Kirchhofsschwelle. „Wolle Gott die Stadt bewahren, mild behüten Hof und Haus! — Die da tanzen, die da fahren, Hier doch ruhen alle aus!“

Und so mögen wir ein Gedicht nach dem andern betrachten: immer sind diese Vaganten von der Sehnsucht nach dem Jenseits geleitet, immer blicken uns auch aus den lebenfrohesten Wanderliedern ernste, große Augen an. „Auf einer Burg“ befallen uns die schwermütigen, bedrückenden Zauber der Waldeinsamkeit, in dem „Abschied“ vom „schönen, grünen Wald“ — seinem geliebten Lubowitz — wird dieser Wald gar zum Inbegriff der Religion. Die „lustigen Musikanten“ sehen jenseits des Waldes eine goldene Stadt — „und wir ziehen heim, schöner Wald, gute Nacht!“ Der „irre Spielmann“ ruft zum Schluß: „Ich möcht' in den tiefsten Wald wohl hinein, recht aus der Brust den Jammer zu schrei'n, ich möchte reiten ans Ende der Welt, wo der Mond und die Sonne hinunterfällt. Wo schwindelnd beginnt die Ewigkeit, wie ein Meer, so erschrecklich still und weit, da sinken all Ström' und Segel hinein. Da wird es wohl endlich auch ruhig sein.“ Und in der so tief ergreifenden „Letzten Heimkehr“ sagt der Wanderer:

„Ich kann nicht mehr. — Ist's Morgen, der so blendet? Was leuchten dort für Länder her?“ Sein Freund die Fackel wendet: „Nun ruh zum letzten Male aus, Wenn du erwachst, sind wir zu Haus!“

Wir sehen: diese Wanderlieder begnügen sich keineswegs immer mit dem Schwelgen in naivem Naturgenuß. Ihnen wird die Welt, die schöne Welt, immer nur ein Gleichnis der geahnten andern Welt.

Wenn wir die Lieder von „Frühling und Liebe“ durchblättern, werden wir abermals finden, daß diese Verse sich nur selten mit der Wiedergabe eines ersten poetischen Eindrucks begnügen, sondern immer einen Blick in das weite, stille Reich von Eichendorffs Sinnen, Träumen, Streben, Hoffen tun lassen. Bei kaum einem andern Dichter haben wir dabei so sehr das Bewußtsein der Ehrlichkeit: „Was mir das Herz bewogen, Das sagte treu mein Mund, Und das ist nicht erlogen, Was kommt aus Herzensgrund.“ Im Frühling sehnt sich der Sänger über die Schmerzen des unvermeidlichen Verblühens hinweg nach einem „Lenz, der nimmer endet“, und selbst in seine Ständchen verwebt er Ewigkeitsgedanken.

Eichendorff hat in seinen Erzählungen uns ja viel verliebte Leute vorgeführt und ist der Darstellung leidenschaftlicher Sinnlichkeit keineswegs ausgewichen. Er selbst aber fand bereits in jungen Jahren die Geliebte, von der ihn erst der Tod scheiden konnte. Eichendorff als Bräutigam, als überseliger junger Ehemann — weshalb beachtet man ihn so wenig neben dem herumstrolchenden Vagabunden? „Ach, wen Gott lieb hat, gab er solche Fraue“, „Das Kindlein auf dem Arme, im blauen Auge Treu' und Frieden ohne Ende“. — Wie sollte diese Frau ihn nicht von der „Unruhe“ und „Verworrenheit“ seines Lebens heilen können? Und wie er die Gattin besang („Du bist mein Morgen, meine Sonne — Meine liebe, verschlafene Frau“), so scherzt oder trauert er als zärtlichster Vater mit seinen Kindern. Wir können natürlich Storm nicht folgen, wenn er Eichendorff einmal über Goethe stellen will. Was sollen auch solche Vergleiche? Aber richtig ist, daß Eichendorff im weiten Dichterreich in gewissen Provinzen zu Hause ist, die sich Goethes Universalherrschaft entzogen haben. Gedichte, wie die „auf meines Kindes Tod“, finden sich bei Goethe nicht, sie stehen freilich wohl überhaupt in ihrer rührenden Schlichtheit und ihrem erhabenen Trost einzig da in der gesamten Literatur. Nie hat ein Dichter das Heimatgefühl, die Liebe zum Vaterhaus und der Kindheit-Landschaft so verherrlicht wie Eichendorff; und der tief-deutsche Familiensinn bewährt sich auch in der dichterisch verklärten Bruderliebe.

Der „weiblich-weichliche“ Eichendorff, wie ihn viele — z. B. auch Hebbel — nach ungenügender Bekanntschaft einschätzen, war ein tapferer Soldat und kann sich auch als Dichter der Freiheitskriege getrost neben den anderen patriotischen Sängern der Zeit sehen lassen; man gebe sich nur zunächst die Mühe, die Gedichte aus den Jahren 1813 bis 1815 überhaupt einmal kennen zu lernen. Für Freiheit und Vaterland glühte das Herz unseres Dichters. Robert Schumann, der doch ein guter Kenner war, schrieb einmal: „Wem hätten nicht die Siege der alten, freien Schweiz das Herz gerührt? In den Eichendorffschen Gedichten fand ich nun eines, wie es auf die augenblicklichen Zustände nicht schöner passen könnte, und dazu höchst poetisch.“ Da ist die „Tiroler Nachtwache“ gemeint, aber Eichendorff hat auch noch andere Lieder von gleicher Kraft und gleichem Schwung verfaßt. — Im „Preußenschiff“ bekannte sich der Dichter (dem hier und da unpreußisch-österreichische Neigungen nachgesagt wurden) stolz wenig beachteten politischen Schriften den Ruhm und die Verdienste Preußens um den wahren Fortschritt verkündete.

Von Eichendorffs parteipolitischem Standpunkt an sich kann man natürlich denken, was man will; die männliche Entschlossenheit, die Überzeugungstreue und den Mut, sich ganz und gar für die als gut erkannte Sache einzusetzen, wird man dem „weiblichen“

Eichendorff auch auf diesem Gebiet nicht absprechen dürfen, selbst dann nicht, wenn man seine Ansichten nicht billigt. Und wo ist die traumselige Verschwommenheit in Versen, wie „Schlag mit den flamm'gen Flügeln! Wenn Blitz aus Blitz sich reißt: Steht wie in Rossesbügeln so ritterlich mein Geist. Waldesrauschen, Wetterblicken — macht recht die Seele los, da grüßt sie mit Entzücken, was wahrhaft ernst und groß!" Und wo bleibt anderseits die mönchische Lebensabgewandtheit, wenn wir lesen: „Ein wildes Roß ist's Leben. Die Hufe Funken geben, wer's ehrlich wagt, bezwingt es, und wo es tritt, da klingt es!" In so trüben, dumpfen Zeiten, wie er sie uns in „Ahnung und Gegenwart" vorgeführt, konnte wohl manch einer müde werden, aber Eichendorff gab die Hoffnung nicht auf, daß „wie die Erze vom Hammer, so wird das locre Geschlecht — gehau'n sein von Not und Jammer — zu festem Eisen recht". Von der Aufgabe der Poeten hatte er, wie seine Verse „an die Dichter" zeigen, eine sehr hohe Meinung; aber sie müssen es selbst treu und recht meinen: „Was wahr in dir, wird sich gestalten, das andre ist erbärmlich Ding!" Aber er überschätzt auch das, was der Dichter vermag, nicht. „Wer in der Not nichts mag, als Laute rühren — des Hand dereinst wächst mahnend aus dem Grabe!" Mehr als einmal — auch in seinen Erzählungen — hat sich Eichendorff gegen jene falschen Romantiker gewandt, die nur in unwiederbringlich verflossenen Zeiten Lebensschönheit und Ideale zu finden vermögen, für die zu kämpfen es sich lohnt. In seiner „Mahnung" erzählt er, wie er, angewidert vom „erbärmlichen Volk um falscher Götzen Thronen", hinaus und hinauf in die Berge und Wälder, zu den alten Burgen und Sagen fliehen wollte. „Da hört' ich Strom und Wald dort so mich tadeln: was willst, Lebend'ger du, hier überm Leben, einsam verwildernd in den eignen Tönen? Es soll im Kampf der rechte Schmerz sich adeln, den deutschen Ruhm aus der Verwüstung heben, das will der alte Gott von seinen Söhnen!"

3. Eichendorffs Weltanschauung und unsere Zeit.

Von der Freiheit freilich hatte Eichendorff eine andere Meinung, als die meisten seiner Zeitgenossen, wie er z. B. in seiner „Libertas"-Satire und „Auch ich war in Arkadien" gezeigt hat. Darum wurde er aber doch kein philosophischer oder politischer Reaktionär, wie die Mystiker im Wiener Vormärz. Er war ein Verehrer Fichtes und hielt nichts von der gewaltsamen Bekämpfung des Liberalismus: „Es nützt gar nichts, mit den Revolutionen zu brechen, sondern mit dem, was die Revolutionen erzeugt, und gegen unsichtbare Gedanken mit Bajonetten fechten, ist allezeit eine Donquichotterie; sie gehen wie ein Miasma durch die Luft über die Bajonette aller Sanitätskordons hinweg und lassen sich nieder, wo und wann eben die Atmosphäre ihnen zusagt." Und im „Letzten Held von Marienburg" spricht Günther von Schwarzburg Eichendorffs eigene Meinung aus, wenn er sagt: „Wer darf je sagen von sich selbst, er habe — recht gegen seine Zeit? Was ist die Meinung — des einzelnen im Sturm der Weltgeschichte — die über uns ein höh'rer Meister dichtet — uns unverständlich und nach anderen Regeln."

Ein ganz unbekannter Eichendorff ist den meisten Lesern der Eichendorff eines echten, oft geradezu übermütigen Humors, der sich wunderbar gegen den tiefen Ernst der Eichendorffschen Lebensanschauung abhebt. Schon aus dem „Taugenichts" könnte man diesen Humor kennenlernen, aber in allen Erzählungen blitzt er uns gelegentlich entgegen; man denke nur an die „Glücksritter", an „Viel Lärmen um nichts", an Faber und Dryander und die vielen anderen wunderlichen Gesellen in den beiden Romanen und an die humoristischen Szenen in den dramatischen Werken, insbesondere natürlich auch an das Lustspiel „Die Freier". Der von manchen Zünftigen der Wissenschaft als

halber Naturbursche angesehene Eichendorff war ein Mann, der auf der Höhe der Bildung seiner Zeit stand und in den Schriften zur Literaturgeschichte hier und da wahre Gelehrsamkeit zeigt. Gerade in diesen Werken sprüht es hier und da von witzigen, geistvollen und auch drastischen Bemerkungen, die einen Mann oder eine künstlerische Moderichtung aufs glücklichste charakterisieren. Auch eine Fülle von packenden Bildern und überraschenden Vergleichen wird den Leser fesseln. In der Sammlung der Gedichte sind humoristische und satirische Proben, besonders im „Sängerleben" und in den „Zeitliedern", zahlreich. Auch hier wollte Eichendorff immer er selbst sein, und bei aller Verehrung für Goethe trank unser Dichter doch „auf das Wohlsein der Poeten, die nicht schillern und nicht goethen, durch die Welt in Lust und Nöten segeln frisch auf eignen Böten". Ein Poet bleibt Eichendorff natürlich auch in seinen geschichtlichen Studien, und seine Übersetzung Calderonscher „Autos" und des „Grafen Lucanor" zeigen ihn als Sprachkundigen, ebenso wie als den spanischen Vorbildern „kongenialen" Dichter und Schriftsteller.

Eichendorff, der sich mit Goethe, Uhland, Mörike in den Ruhm teilt, uns wahrhafte Volkslieder geschenkt zu haben, ist auch neben Goethe zu nennen in seiner Neigung und Kraft, die ganze Natur zu beseelen. Was ihn von Goethe unterscheidet, ist das, was den Theismus vom Pantheismus trennt. Goethe sieht in der Natur die wirkende Gottheit selbst — natura naturans und natura naturata. Eichendorff sieht in der Natur immer nur die Schöpfung, die sich vor dem Schöpfer beugt („die Wälder nur sich leise neigen, als ging der Herr durchs stille Feld"). Auch die Herrlichkeit des geliebten Waldes und der ganzen weiten schönen Welt können ihn nicht von der Sehnsucht nach einem noch viel herrlicheren und unvergänglichen Reich heilen. Alles Vergängliche ist ihm nur ein Gleichnis, und wenn wir dies in allen seinen Dichtungen — auch seinen sich der Ballade oder Romanze nähernden — feststellen können, so erreichen wir die eigentliche Höhe Eichendorffs in seinen „geistlichen Gedichten". Wir wissen kaum etwas von großen Kämpfen in Eichendorffs Seelenleben, und auch von einer großen Entwicklung kann bei ihm nicht gesprochen werden. So wie er als „Florens" gesungen, dachte und fühlte auch der Greis, der in St. Rochus bei Neiße auf sein Leben zurückblickte. Und dennoch spricht er oft vom Zwiespalt in seinem Innern. „Die Felsen möcht' ich packen — Vor Zorn und Wehe und Lust, — Und unter den brechenden Zacken — Begraben die wilde Brust." In jedem Fall aber hat Eichendorff früh schon seinen Frieden gefunden — und auch Trauer, Schmerzen, Leiden machen ihn nicht wankend. „Du bist's der, was wir bauen, — mild über uns zerbricht — daß wir den Himmel schauen, — darum so klag' ich nicht." Und als er „von dem Leben sterbensmatt" wie ein „todeswunder Streiter schwankt", „nichts mehr wünscht und hofft", wendet sich die Seele nur noch inbrünstiger dem zu, in dem sie immer schon Ruhe und Heim gefunden hat. Erst wenn wir sie im Kreis dieser „geistlichen Gedichte" betrachten, verstehen wir ganz Lieder wie die „Mondnacht", das „Weit tiefe, bleiche, stille Felder", das „Nachtlied" (Vergangen ist der lichte Tag).

In seinen Prosaschriften ist Eichendorff gelegentlich nicht frei geblieben von kirchlicher Voreingenommenheit; in seinen Gedichten, dagegen selbst seinen Marienliedern, ist kaum etwas zu finden, was einen Protestanten befremden und sicher nichts, was ihn verletzen könnte. Diese tiefinnige Gottgläubigkeit und Gottergebenheit Eichendorffs kann jeder religiös empfindende Leser verstehen, und das Morgengebet (O wunderbares, tiefes Schweigen) können wir alle mitsprechen, ganz wie das Abendlied (Der Mond ist aufgegangen) unseres Matthias Claudius, den Eichendorff so sehr geliebt hat. Nein, Eichendorff kann und darf weder von der einen noch von der andern Seite als „Ultramontaner" betrachtet werden, dieser so burgfriedliche, wenn auch unerschütterlich treue Sohn seiner Kirche, der mit Männern aller anderen Bekenntnisse und auch mit Kantianern

und Hegelianern und Freidenkern in herzlichster Freundschaft lebte, der einen protestantischen Schwiegersohn und eine protestantische Schwiegertochter hatte, der seine letzte Liebesspende dem evangelischen Friedhof in Graz zuwendete *).

Dieser Mann, der wie wenige andere in der wirklichen Welt arbeiten und in der idealen Welt leben konnte, dieser beste Vertreter einer gesunden deutschen Romantik, verdient es heute ganz besonders, als lieber Freund in jedem deutschen Hause zu wohnen.

*) Vgl. das Vorwort zum 12. Bande der Sämtlichen Werke.

Am Morgen / Von Oskar Lang

Der Morgen reckt sich bang und schwer,
Dumpf zuckt's um unsre Grabenwehr.

Wie kämpft in Nebeln blutig rot
Die Sonne heut, als künd' sie Tod!

Ist's nicht, als triefe sie von Blut
Und riefe: Seid auf eurer Hut!

So mag's vielleicht beschlossen sein
Daß ich heut leide letzte Pein;

Es steht wohl offen manches Grab,
Wer muß, mein Kamerad, hinab?

Wem es nun gelt, dir oder mir,
Wir nehmen's hin — Gott seis Panier —

Ein Kreuz und einen Helm zur Zier:
„Ein tapf'rer Bayer liegt allhier".

Flandern, Dezember 1916.

*

Der Gesandte von Bismarck / Von Leo Sternberg

ie ein Blitz war dem jugendlichen Deichhauptmann von Schönhausen das blanke „Ja“ von den stolzen Lippen gefahren, mit dem er sich verband, am Frankfurter Bundesratstische den Sitz eines preußischen Gesandten einzunehmen. Ein sechsunddreißigjähriger Gutsherr von Gardemaß, der nie ein diplomatisches Schriftstück gelesen! In militärischer Haltung hatte er seinem König, der diese Kühnheit bewunderte, entgegnet: „Der Mut ist ganz auf seiten Eurer Majestät!“

Welche Stimme hatte aus ihm geredet? Verbrennt uns zuweilen ein übernatürlicher Augenblick zur gewaltigen Flamme, die geheimnisvoll ins All hinausschlägt, und entläßt uns sofort wieder als irdische Schlacke, wenn die Flamme uns entfloh'n?

In der Tat — kaum daß der freie Landjunker in der geschäftigen Mainstadt, wo der ältliche General von Rochow einstweilen noch das Gesandtschaftssiegel führte, hinter hohen Aktenstößen saß, von früh bis spät eingekerkert in dem Salongefängnis des Bundestagshotels, so schlug er wild die Faust auf den Rokokotisch und fragte sich, welche Teufelsgewalten das schicksalsvolle Wort aus ihm emporgeworfen, und warum er nicht lieber bei Weib und Kind geblieben und Roggen auf Schönhausen gebaut, statt hier Ballen Papier zu verschmieren, in Kommissions- und Plenarsitzungen, die bis in die Nächte dauern, leeres Stroh zu dreschen und zwischen Tür und Angel die Zeit heranzuwarten, wo er selbst das Steuerrad ergriffe! Rochow zeigte verdammt mehr Lust, sich an der rheinischen Sonne bräunen zu lassen, als ihm das Feld zu räumen.... Der Teufel sollte diesen Zustand länger ertragen.

Er dampfte vor Tatkraft, und manche schlaflose Nacht hallten seine Reiterstiefel bis zum grauenden Morgen durch die dunklen Frankfurter Gassen. Wie Rübezahl streifte er durch die Wälder des Taunus, des Spessarts, des Odenwalds; fuhr mit der Wasserdiligence den Main hinab, um sich auf der Mainzer Schiffbrücke in die Stunden zu verlieren, als Johanna in ihrem flatternden Genfer Mäntelchen dort neben ihm stand; und dreimal schon hatte er das Telegramm an den Minister bereit in der Tasche, in dem er binnen vierundzwanzig Stunden in sein Amt eingesetzt zu werden verlangte oder seine sofortige Entlassung forderte ...

An einem herrlichen Julitage, als selbst in dem muffigen Legationsbureau der Aktenstaub regenbogenfarben auf schrägen Sonnenstrahlen schwebte, schien die angesammelte Elektrizität ihre höchste Spannung erreicht zu haben. Er schritt im Zimmer auf und ab und tobte: „Galeerenarbeit .... bestes Feuer verrauchen lassen .... Fiduz zu sich selbst zum Teufel .... sein gutes Heim aufgegeben ...“

Sein Attaché, der schüchterne Lynar, sah ihn an wie einen leidenden Titanen.

„Das ist zu viel, sage ich!“ — schrie er und riß das Fenster auf. Lynars weißer Pudel, der auf dem Teppiche lag, winselte mit, wie leises Weinen ...

Da erhob sich Lynar vom Schreibsessel, stellte sich zu ihm an das geöffnete Fenster, wendete seinen Blick fragend hinaus in den kornblumenblauen Sommertag und erinnerte ihn sanft, wie man zu einem Schwerkranken spricht, an den Besuch in Johannisberg, zu dem der greise Fürst Metternich schon wiederholt seine Einladung geschickt hatte.

Fürst Metternich! Der unlängst aus der englischen Verbannung Heimgekehrte! ... Der als erste Stätte auf dem wiedergewonnenen Heimatboden sein altes Geburtshaus am Rhein aufsuchte! ... Der Treue, der auch in den Tagen seines höchsten Glanzes nicht

an Koblenz vorübergefahren, ohne sich den Metternicher Hof bis zum letzten Dachwinkel aufschließen zu lassen — das Boudoir seiner Mutter . . . die kleinen Stuben, wo er mit dem Hofmeister gehaust . . .

Er mußte an Schönhausen denken . . . .

Das war sein Mann! Keine von jenen verknöcherten Exzellenzen, die hier ordenbehangen um ihn herumstelzten . . . Ein Romantiker war er — auf seinem Schloß, das von dem sonnigsten Rebenhang des Rheins herabglühte . . .

Auf! Fort von Bureaukratie und Aktenstaub — zur Urmutter Natur, wo wilde Sonne brennt und die Woge das Ufer peitscht . . .

Der Pudel sprang auf und wedelte, und merkte, daß es ging.

Es war eine eigentümliche Fahrt. Das zarte Delfter Blau, in dem sich die Sättel der waldigen Taunuskette neben dem Reisewagen mitwiegten, verwischte sich bald hinter der Weißglut geladener Dünste. Aschenschwarze Wolken schoben sich scharfgerändert aus der Wetterecke des Gebirges vor und verschatteten die hohen, goldenen Ährenfelder, in denen ein schlaffer Wind wühlte. Stickige Schwüle stieg aus dem Staub, nur selten von einer fernen Welle des trockenen Heues durchduftet, das die Bäuerinnen überall noch eilig auf die Leiterwagen gabelten. Dicht über dem Wasserspiegel jagten die Schwalben und netzten sich die weiße Brust in der Flut. Und General von Rochow, der sich der Fahrt ebenfalls angeschlossen, hatte abwechselnd das schwimmende Mützenleder zu wischen und gegen die Schnaken zu fechten. Doch das Gewitter entlud sich nicht.

Einsilbig saß der feurige Legationssekretär im Wagen und schaute wie Wotan unter dem großen, breitkrämpigen Strohhut in die Ferne . . . „Schönhausen, ganz wie Schönhausen!" rief er versunken, als sie an den ersten rheingauischen Herrensitzen vorüberrasselten. „Meine liebe Zampel" — als das Gefährt den plätschernden Kiedricher Bach überschritt. „Der Kniephof!" seufzte er leise und sog den Duft einer mächtigen Linde ein, die am mohnroten Feldrain in der grellen Sonne stand . . .

Der verstehende Lynar, um ihn mit seinen Gedanken allein zu lassen, hielt Rochow im Gespräch, aus dem Bismarck manchmal nur dunkel ein Wort aufgriff . . . „Rheinische Backofenglut" . . . „Wie es reift!" war das geheimnisvolle Echo. „Wie es reift" — wiederholte er im unverwandten Anblick der reichbehangenen Rebgärten und pfirsichglühenden Spaliere, die sein Auge angestrengt im Vorüberfahren abwanderte. Solchermaßen arbeitete es in ihm . . .

Unterdessen waren sie in Winkel angekommen, wo der Weg zum Johannisberg abzweigt. Da aber zeigte es sich, daß das, weswegen er die Reise unternommen, innerlich schon überlebt und ihm zuteil geworden war, und der Seitenpfad zu dem Schlosse hinauf jetzt nur ein lästiger Abweg gewesen wäre von der Hauptstraße seines Drangs, der ihn dem Strom entlang vorwärtstrieb. Konnte es im Grunde größere Gegensätze geben, als ihn, den Diplomaten in Holzschuhen, und den ministre papillon! Und was sollte er jetzt auf zierlich gepflegter Schloßterrasse zwischen Semperflorenzrosen und einer in Töpfen gezogenen Orangerie anfangen!

Rochow, wegen seiner heimlichen Mitbewerbung um den Frankfurter Gesandtschaftsposten befangen, ließ sich ohne Widerspruch den edlen Tropfen aus den fürstlichen Weinkellern von den Lippen reißen, und schickte nur einen verlechzten Blick nach dem entschwindenden Schlosse auf die Höhe hinauf — ohne zu ahnen, daß seine Gegenwart mit die Ursache war, warum es den andern vom Menschen fortdrängte ins Grenzenlose der Natur, bei der wir uns allein von unserer letzten Einsamkeit befreien, weil wir im tiefsten mit ihr zusammenklingen.

Und wie jeder redliche Entschluß erfrischt, so begann auch der junge Diplomat, nachdem er sich den Weg freigemacht in eine unbestimmte Weite, seine Verschlossenheit

mit dem beginnenden Abend abzuwerfen, sich den Traum von seiner pommerischen Heimat aus den Augen zu wischen und mit erhöhtem Pulsschlag zu fühlen, daß er nicht mehr an den Wiesenbächlein der heimatlichen Scholle, sondern am Rheine war — dem deutschen Strom! So lebhaft zeigte er jetzt nach der dunkelnden Giebelfront der Hallgarter Zange, jetzt nach den heidnischen Walddolmen der Rabenköpfe, jetzt nach den goldgelben Sanden und Pappelauen mitten in den Fluten, daß Lynars Pudel den deutenden Händen bald herüber, bald hinüber, die Vorderpfoten über den Wagenschlag gelegt, nachsprang, um zu ergründen, was es da draußen zu apportieren gebe . . . Als sie aber neben der reichgezackten Silhouette des Adlerturms mit seinem Birkenbäumchen in der Zinnenkrone in Rüdesheim einfuhren, drüben auf dem Rochusberg die Kapelle im Mondschein aufragen sahen, das dunkle Felsentor, das der Strom durchbricht, mächtig vor ihren Blicken lag, und rings um die Ufer die abendlichen Lichter an den Berglehnen sich entzündeten, als sei Vineta heraufgestiegen — da wußte er, daß ein höher gewolltes Ziel ihn richtig geführt hatte . . .

Und während der Engelwirt seine Begleiter von dem Wagenschlag durch den vornehmen Treppenpavillon in den Gasthof komplimentierte, stand er just, wie er aus dem Reisewagen gesprungen, schon am grasigen Ufer drunten, an dem muschelknirschenden vordersten Kiesrand — allein mit dem erdgeisthaften Rauschen der nächtlichen Brandung . .

Das Gewitter hatte sich jenseits der Berge entladen und gereinigte Lüfte herübergesandt. Der Wisperwind kam aus den Felsentoren und kräuselte Schaumkämme über die Wasserfläche, die im Mondschein spiegelte, als glühte das Nibelungengold aus der Tiefe herauf . . . Er stand mit seherischem Sinnen, und setzte sich allmählich, dem Stromlauf folgend, in Bewegung wie ein Nachen auf den Wellen treibt, immer von dem Verlangen gequält, dem Strome näher zu kommen, anstatt verurteilt zu sein, auf dem Leinpfad nebenherzuschreiten — bis er an die Klippe gelangte, darin der Lehrer Metternichs sein Herz hatte begraben lassen, daß es dort ewig umwiegt sei von den heiligen Wogen, über denen der Geist des Vaterlandes schwebt. Da riß es ihn plötzlich hin, all das Licht der Wasser in die Arme zu fassen und, dem verankerten Dreibord seine Kleider hinterlassend, warf er sich in die Flut, und tauchte bald wie ein Rheingott in der Ferne auf, wo die Mäuseturminsel mit ihrem Pappelhain traumhaft aus der Tiefe steigt . . .

Und während er sich auf den Wellen dahinwiegte, von der riesigen Stufenpyramide der Weinberge und mondduftigen Waldhöhen eingeschlossen, überglitzert von Sternen, die durch die Fensterhöhlen der getürmten Burgruine schauten, und der schäumende Wogenfall des Bingerloches durch die Stille donnerte, da fühlte er, wie er dem ganzen Lande angehörte; wie seine Arme erstarkten, in dem er spielend die Flut bezwang an einer Stelle, wo die Strömung reißend den gefährlichen Felsenbänken entgegenschießt; und wie in seine Schultern die Kraft strömte, das Schicksal des geliebten Landes zu tragen . .

Aber nur die murmelnden Wogen, die der Wiegengesang des Lebens singt, vernahmen, wie es ihn, reingebadet von Druck und Zweifel, betend erfüllte: In sein Wirken hineinzutragen und nie zu verlieren, was er, in der lichten Dunkelheit schwimmend, in weiten Armen hielt! Mit den Füßen im Bodenlosen schwebend auch am Tische des Rates! Aus der Urtiefe des Elementes das Wort hinaufzurufen und die Tat zu schwingen — die wilde Woge im Blut und Sternengüte, Ruinenschweigen und Donner der Gegenwart, Felsenfinster und streichelnden Wind! Und das Segel des Staatsschiffes zu bewegen mit dem Sturmodem des ganzen Weltzaubers, der allein an die Küsten des Lebens bläst . . .

Als er ans Ufer stieg, saß der weiße Pudel, der den Weg zu dem leeren Nachen gefunden, auf seinen Kleidern, und erkannte ihn erst, als der Riese sich wieder in der Maske des bürgerlichen Rockes verborgen hatte und, während das Flämmchen der fernen Lichtboje auf den Wassern tanzte, schweigend im Dunkel neben ihm schritt.

Kalvarienberg / Von Max Pulver

1.

Voll Liebe gehe ich den Weg der Pein
Von Kreuz zu Kreuz, von Schmerz zur Schädelstätte.
Das neue Leben gährt in mir wie Wein;
Ich bin befreit, ein Sklave eigener Kette.
Doch ob die Trauer, die Verwirrung tobt,
So fühl ich doch die Kraft, die in mir hämmert.
Du schwermutsvoller Rausch seist mir gelobt,
Du Nacht, die ihrem Licht entgegendämmert.
Ein Werdender, und doch des Ziels gewiß,
Wie will ich dankbar sein für all dies Drängen. —
Ihr armen Toten, die der Haß zerriß,
Welch ungelöschter Schmerz muß euch versengen.
Kaum daß die Blüte späte Frucht versprach,
Hat euch ein sinnlos böser Sturm zerschlagen.
Und was ihr sätet, liegt für immer brach,
Erfüllung labt euch nicht in fernen Tagen.
Ihr bleibet schmerzvoll stumm und ohne Trost;
Ein trüber Schatten leuchtendem Gefilde.
Ihr bleichen Opfer, wahllos ausgelost,
Der dunkle Leidensgrund im hellsten Bilde.

2.

In steiler Stufen treppenförmigem Baue
Steigt hier der Leidensweg emporgeschichtet;
Im Fernen haben Schnee und Wolkengaue
Sich zart durchdrungen-wundervoll geschichtet.
Ein mattes Leuchten von versenkter Wärme
Rinnt durch die Landschaft, Lenz und Winter kämpfen.
Das Föhrenwäldchen bebt im Amsellärme,
Beschneite Wiesen decken sich mit Dämpfen.
Die Kirche strahlt in weißgetünchter Frische
Verborgene Sonnengluten auf den Hügel.
Zwei Kinder balgen sich im Schnee der Büsche;
Der sturmgetrübte Fluß klärt sich zum Spiegel.
Ein einziges mattes Abendleuchten sprühte
Für Augenblicke nur auf seiner Schwärze.
Du Gruß des Werdens, Vorglanz jeder Blüte,
Du Maiversprechen tief im kahlen Märze.

Auferstehung / Von Paul Thun

Die Orgel schweigt. Noch klingt der Schlußakkord
Mir brausend erst, dann sanft ersterbend wieder.
Vor meines Gottes Leibe sank ich nieder
Und fleh' um Gnade aus der Gnaden Hort.

Die Beter gehn, bald ist der letzte fort;
Und immer noch durch die geschloss'nen Lider
Strahlt mir die Glorie des Erstand'nen wider
Und bannt die Kniee mir am heiligen Ort. —

Doch draußen blüht's, ein Vogel singt im Baum,
Den Fuhrmann hör' ich mit der Peitsche knallen,
Und Menschenstimmen dringen bis zum Raum,

In dem ein lichter Auferstehungstraum
Die Seele, die an Schwerem trug, befallen . . .
Und leise schritt ich aus den dunklen Hallen.

Eichendorff und die Danziger Liedertafel

Von Hermann Mankowski

Viel Boten geh'n und gingen
Zwischen Erd- und Himmelsluft.
Solchen Geist kann keiner bringen
Als ein Lied aus frischer Brust.

War Eichendorff musikalisch?

Die Frage stellen, heißt sie gleichzeitig beantworten. Eichendorffs dichterische Gaben sind eine sanfte Symphonie, welche von schwellenden Akkorden begleitet wird. Eichendorff war aber auch im wirklichen Sinne des Wortes musikalisch. Im St. Josephskonvikt zu Breslau waren die Brüder Wilhelm und Joseph Eichendorff in die Musik und in Theaterstücke eingeführt worden. Musikalisch veranlagt waren beide — Wilhelm reicher als Joseph, der sich nur auf die romantische Gitarre recht verstand, wie Ludwig Krähe im Lebensbilde des Dichters bemerkt (Eichendorffs Werke, Goldene Klassikerbibliothek Berlin, Bong u. Co.).

Des Dichters Liebe zur Musik spiegelt sich auch in seinem Romane, Ahnung und Gegenwart wieder, in welchem er bald nach Beginn einen der auf dem Schiffe befindlichen Studenten seine Gitarre ergreifen und der Schönen auf dem andern Schiffe ein lustiges Lied zusingen läßt.

Romantik und Laute gehören in der Tat zusammen. Dem Dichter ertönten beim Niederschreiben seiner Verse halb unbewußte Melodien, und wenn er später eins seiner vielen ins Volk gedrungenen Lieder singen hörte, so mag ihn ob der fremden Melodie eine eigene Empfindung beseelt haben. Ob sie immer seinem Geschmack entsprochen hat?

Im Jahre 1821 kam unser Dichter als Konsistorial- und Schulrat nach Danzig. Die altertümliche Hansa mit ihren Gräben, Wällen und engen Toren machte auf das empfängliche Gemüt einen lebhaften Eindruck. Seine vor den Toren gelegene Wohnung in der Sandgrube erfreute sich einer schönen Aussicht. Vom nahen Bischofsberge konnte das Auge über die am Fuße hingestreckte Stadt und das Meer schweifen. Wirklichkeit und Dichtung flossen ineinander.

Von Danzigs Musikleben in jener Zeit läßt sich nichts besonderes hervorheben. Eichendorff war bald mit dem musikkundigen Fürstbischof von Ermland Joseph von Hohenzollern, der als letzter nomineller Abt in Oliva bei Danzig residierte, in Verbindung getreten. Aus dieser Zeit stammt auch das bekannte Muttergotteslied „O Maria, meine Liebe", dessen Melodie den Bischof mächtig ergriff.

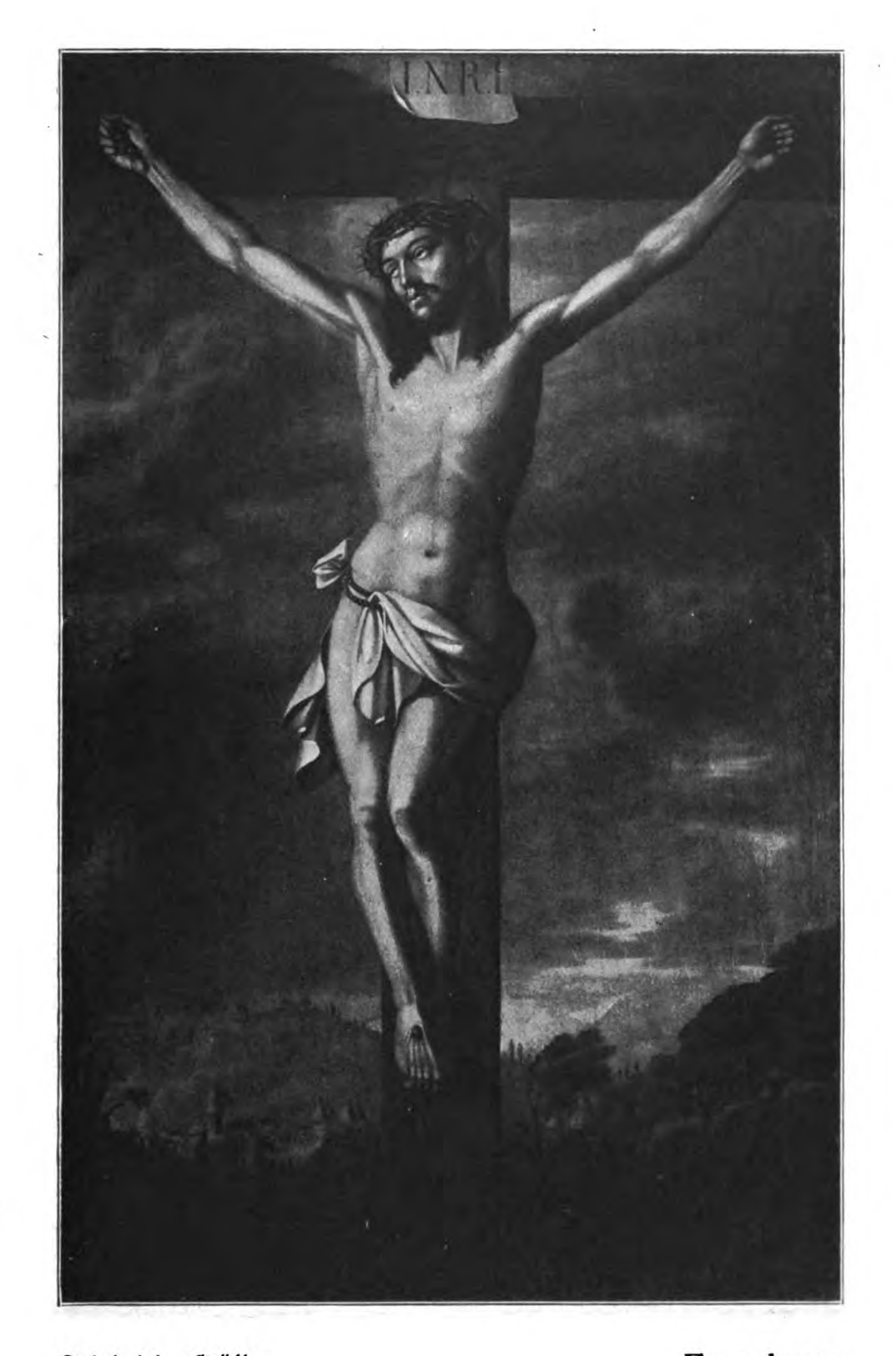
Auch mit dem Archidiakonus D. Kniewel an der St. Marienkirche in Danzig hatte der Dichter Bekanntschaft gemacht. Kniewel rief 1823 neben einem schon bestehenden Gesangverein eine Liedertafel ins Leben, welcher Eichendorff vorerst nicht nähertrat, zumal er in der ersten Zeit mit seinem Amte reichlich genug zu tun hatte. Die Liedertafel wurde von Kniewel mehrere Jahre geleitet.

Schon 1824 erfolgte Eichendorffs Versetzung als Oberpräsidialrat nach Königsberg und später seine Berufung als Geheimer Regierungsrat in das Ministerium nach Berlin. In der ersten Maihälfte 1843 traf Eichendorff zu einem längern Urlaub in Danzig ein, um ein Werk über die Marienburg zu schreiben. Er bezog seine Wohnung in der Brotbänkengasse, wo der Blick auf die rückwärtige Fassade des Artushofes fällt und der Orgelklang der Marienkirche ins Ohr dringt.

Nun fand der Dichter Muße, der Liedertafel näherzutreten, nachdem sie in demselben Jahre vom Gerichtsassessor Labes in neue Formen gekleidet worden. Sie zählte nur 16 Mitglieder, denen sich bald mehr Herren zugesellten. Diese neue Liedertafel entfaltete sich günstig, und es traten ihr viele angesehene Männer als Gäste bei, so auch unser Eichendorff, der Sänger Mantius, der Maler und Dichter Reinick u. a. Gäste und Ehrenmitglieder widmeten ihr Lieder; Eichendorff blieb natürlich nicht zurück und schrieb u. a. „Gleich wie Echo frohen Liedern — Trinken und Singen — Horcht, die Stunde hat geschlagen!"

Die Danziger Liedertafel war eine Nachbildung der im Jahre 1809 in Berlin gegründeten Zelterschen Liedertafel, d. h. ein Gesangverein, der bei einer geselligen Abendtafel Lieder singt. In „Trinken und Singen" haben Wein, Weib und Gesang ein Lob erhalten, das im Kehrreime des Chores in die bezeichnenden Worte ausklingt: „Das geht gleich in die Höh'!" Der Sänger ahnt sein baldiges Scheiden. Er widmet daher seinen Freunden den letzten Becher „Und den letzten Klang der Lieder auf ein freudig Wiedersehn!"

Die sinnig-heitern Weisen der Eichendorffschen Muse haben sich noch lange in Danzig erhalten. Auch des Dichters Aufenthalt ist unvergessen geblieben. Als die Liedertafel im Dezember 1917 ihr 75 jähriges Bestehen feiern konnte, fehlte bei dem geschichtlichen Rückblick der Name „Eichendorff" nicht.



Friedrich Müller Ecce homo

(Aus „Maler Müllers Werken“, Pfälzer Verlag, Neustadt a. d. H.)

Ungedruckte Briefe Eichendorffs / Neue Folge

Mitgeteilt von Karl Freiherrn von Eichendorff

Wiederum bin ich in der Lage, eine Anzahl ungedruckter Eichendorffscher Briefe der Öffentlichkeit zu übergeben. Die K. Hof- und Staatsbibliothek in München besitzt solche vom 11. Juni 1829 und 9. März 1854. Für welchen Verlag das ersterwähnte Schreiben bestimmt war, ließ sich, da jegliche Angabe fehlt, nicht feststellen. Empfänger des zweiten Briefes war Dr Ludwig Lang (1827—1895), der in der Zeit von 1853 bis 1863 das 12 Bände umfassende „Hausbuch für christliche Unterhaltung" herausgab. — Zwei weitere noch unveröffentlichte Briefe enthält die Stadtbibliothek in Hamburg. Adressat der Verlagsangelegenheiten behandelnden Zuschrift ist der Leipziger Buchhändler Brockhaus, während das Schreiben vom 28. November 1853 an Dr. Nikolaus Heinrich Julius* (1783—1862) gerichtet war, der gemeinsam mit Eichendorff die Universität Heidelberg besuchte und mit diesem auch in späteren Jahren persönliche und literarische Beziehungen unterhalten hat. Julius war ein vielseitiger Gelehrter, ausgezeichnet als Arzt und Humanist und ein begeisterter Kenner des deutschen Volksliedes, sowie der spanischen Literatur. Durch Übersetzung des im Jahre 1849 zugleich in New-York und London erschienenen mustergültigen Werkes „History of Spanish Literature", dem er durch eigene reiche Zusätze einen erhöhten Wert verlieh, hat er sich um die Verbreitung der Kenntnis der spanischen Nationalliteratur in Deutschland große Verdienste erworben. — Das mir nur in Abschrift mitgeteilte Schreiben vom 18. Februar 1845 an Eduard Boas (1815—1853) befindet sich im Besitz des Oberlehrers Dr. Eugen Wolbe in Berlin. — Der an den Popularphilosophen Bogumil Goltz (1801—1870) gerichtete Brief vom 21. April 1845 wurde mir von Herrn Dr. Theodor Kuttenkeuler in dankenswerter Weise zur Verfügung gestellt.

Hochwohlgeborener
Verehrtester Herr!

Euer Hochwohlgeboren rege und erleuchtete Teilnahme an den Erzeugnissen der neueren deutschen Literatur erregte in mir schon längst den Wunsch mit Denselben in nähere freundliche Verbindung treten zu dürfen. ich erlaube mir daher — da ich hoffe, Ew. Hochwohlgeb. wenigstens dem Namen nach nicht ganz unbekannt zu sein — Denselben zwei meiner Manuskripte mit dem ergebensten Anheimstellen anzubieten, ob Sie vielleicht geneigt wären, dieselben mit Ihrem Verlage zu beehren. Es ist:

1. Der letzte Held von Marienburg, ein Trauerspiel in 5 Aufzügen u.
2. Die Freier, ein Lustspiel in 3 Akten.

Beide Stücke überschreiten ihrer Ausdehnung nach nicht das gewöhnliche Theatermaß u. sind auch sonst, soviel ich davon verstehe, vollkommen spielbar; das erstere, welches in Preußen spielt u. die Geschichte des großen, unglücklichen Hochmeisters Heinrich v. Plauen behandelt, dürfte außerdem auch ein besonderes nationales Interesse haben. Für den Fall der Annahme erlaube ich mir ein Honorar von zehn Talern für den Druckbogen /: zu 16 Seiten u. 20 bis 30 Zeilen die Seite :/ mit dem Wunsche ergebenst in Vorschlag zu bringen, daß jedes Stück besonders für sich gedruckt werde.

Von Ihrem Entschluß oder sonst etwa zu machenden anderweiten Bedingungen bitte ich ganz ergebenst mich gütigst benachrichtigen zu wollen, u. würde im Genehmigungsfalle die Zusendung der Manuskripte sofort erfolgen können.[1])

* Vgl.: Hamb. Schriftsteller-Lexikon III 513—517. — F. L. Hoffmann, Zur Erinnerung an N. H. Julius als Bücherfreund und literarhist.-bibl. Schriftsteller, Hamburg 1864. — Rosenthal, Konvertitenbilder I 139—144.

[1]) Das Trauerspiel „Der letzte Held von Marienburg" erschien 1830 bei Gebr. Bornträger in Königsberg, das Lustspiel „Die Freier" 1833 in Stuttgart bei Fr. Brodhag.

Genehmigen Dieselben die Versicherung der vorzüglichsten Hochachtung, womit ich die Ehre habe mich zu zeichnen

Ew. Hochwohlgeboren

ganz ergebenster

Joseph Baron v. Eichendorff

Regierungsrat.

Königsberg in Preußen
d. 11t. Juni 1829.

*

Hochgeehrtester Herr!

Das ehrende Vertrauen und die freundliche Gesinnung, womit Ew. Hochwohlgeboren mich zur Mitwirkung an Ihren „Stammverwandten" aufgefordert haben, hat mich innigst erfreut. Um so schmerzlicher aber muß ich es nun bedauern, daß Kränklichkeit und ältere größere Arbeiten es mir leider unmöglich machen, an einem so schönen Werke selbsttätigen Anteil zu nehmen, und dem zeitgemäßen Unternehmen nur meine herzlichsten Wünsche für dessen Gedeihen widmen zu können. Ihr geehrtes Schreiben v: 22t. Dezember v: J: habe ich durch die Simionsche Buchhandlung erst jetzt hier erhalten, und bitte daher, meine späte Erwiderung gütigst zu entschuldigen. Mich Ihrem ferneren freundlichen Andenken empfehlend, mit aufrichtigster Hochachtung

Ew: Hochwohlgeboren

Danzig, d. 18t. Februar 1845.

ergebenster

v. Eichendorff.

*

Ew. Hochwohlgeboren

geehrte Zuschrift v: 8t. d. M:, worin Sie die Güte haben mich zur Teilnahme an der Urania[2]) pro 1849 aufzufordern, ist mir erst heute über Berlin in Danzig zugekommen, wo ich bereits seit einigen Jahren wohne. Zu meinem großen Bedauern sehe ich mich außer stande, der mir sehr ehrenvollen Aufforderung zu entsprechen, da ich leider keine geeignete Dichtung vorrätig habe, und anderweite Arbeiten mir in diesem Augenblick eine tätige Mitwirkung an dem schönen Unternehmen unmöglich machen.

Mich Ihrem ferneren wohlwollenden Andenken empfehlend, mit ausgezeichneter Hochachtung

Ew. Hochwohlgeboren

Danzig, d: 13t. Dezember 1847.

ganz ergebenster

Baron von Eichendorff.

*

Lieber verehrter Freund!

Unser gemeinsamer Freund Dreves[3]) erwartet, wie Du wohl schon wissen wirst, zu Weihnacht oder Neujahr sein erstes Kindchen.[4]) Er hat die Güte gehabt, mich dazu

---

[2]) In der Urania war im Jahre 1837 die Eichendorffsche Novelle „Das Schloß Dürande" und 1839 „Die Entführung" erschienen.

[3]) Lebrecht Dreves (1816—1870) von 1847 bis 1861 Notar in Hamburg. Vgl. Wilhelm Kreiten, Lebrecht Dreves, ein Lebensbild, Freiburg 1897.

[4]) Guido Maria Dreves (1854—1909), Gelehrter und Lyriker, Ehrendoktor der Universität München, zuletzt Schloßkaplan zu Mitwitz in Oberfranken.

als Paten per procura einzuladen, u. mir dabei geschrieben, daß Du diese Procura zu übernehmen bereit seiest. Ich bitte Dich daher hierdurch, bei dem zu verhoffenden Kindchen des Herrn Dr: Dreves in meinem Namen die Patenstelle vertreten zu wollen.

Zugleich benutze ich die Gelegenheit, Dir den zweiten Band meiner Calderonschen geistlichen Schauspiele zu übersenden, der erst vor kurzem endlich ausgegeben worden ist. Diese Autos sehen freilich alle einander ähnlich, aber es hat doch jedes seine eigentümliche Schönheit.

Mit großer Freude habe ich in ländlicher Abgeschiedenheit in Mähren, wo ich den Sommer zugebracht,[5]) Deinen Ticknor[6]) studiert, u. danke Dir für die Freundlichkeit, womit Du dort zuweilen auch meiner gedacht hast.[7]) Sehr interessant waren mir Deine sehr treffenden u. belehrenden Zusätze, sowie auch die Biographie Faber's.[8])

Unserer Kirche droht leider wieder ein neuer Verlust. Radowitz[9]) ist so bedenklich u. so anhaltend krank, daß ich sehr für sein Leben fürchte.

Sehen wir uns denn nicht bald einmal hier wieder? Das wünscht recht von Herzen Dein Dir mit unwandelbarer Treue

ergebener Freund

Berlin, d: 28ten November 1853 Eichendorff.
Neue Friedrichstr: 13.

*

Euer Hochwohlgeboren

gütige Aufforderung v. 23t. v. M. zur Mitarbeit an dem „Hausbuch für christl. Unterhaltung" hat mich sehr erfreut, indem ich ein solches Buch für überaus zeitgemäß halte.

Um desto schmerzlicher aber ist es mir, Ihrer freundlichen Einladung nicht Folge leisten zu können, da ich durchaus nichts dafür Geeignetes im Vorrat besitze, und, bei meinem vorgerückten Alter, der eigentlich poetischen Produktion überhaupt fast gänzlich entsagt habe.

Mit den herzlichsten Wünschen für den Erfolg Ihres schönen Unternehmens, hochachtungsvollst

Euer Hochwohlgeboren

ergebenster

Berlin d. 9t. März 54. Jos. v. Eichendorff.

---

[5]) Der Dichter pflegte die Sommermonate auf dem bei Freiberg in Mähren gelegenen Eichendorffschen Lehengute Sedlnitz zu verbringen.

[6]) Geschichte der schönen Literatur in Spanien von Georg Ticknor. Deutsch mit Zusätzen herausgegeben von Nikolaus Heinrich Julius, Leipzig, F. A. Brockhaus 1852. Neue Ausgabe, Leipzig 1867.

[7]) Im 1. Bande (S. 64) wird Eichendorff als Übersetzer des „Graf Lucanor" nur kurz erwähnt. An anderer Stelle (Bd. 2, S. 682) sagt Julius, daß Eichendorff eine treffliche, wenn auch am Schluß unvollständige Übersetzung der schönen Romanze auf den Untergang Spaniens oder König Roderich (Duran, Romancero general Madrid 1840—51, Bd. 1, S. 400, Nr. 583) unter der Überschrift „Herkules Haus" geliefert habe. Das betreffende Gedicht wird im Anschluß hieran vollständig mitgeteilt.

[8]) 11. Beilage: Lebensnachricht über Joh. Nik. Böhl von Faber, dem lange in Spanien lebenden erstem Mahner und weckenden Urheber des dortigen neuesten Wiederauflebens volkstümlicher Dichtungen (1770—1836).

[9]) Josef Maria von Radowitz, preuß. General und Staatsmann (1797—1853).

Verehrtester Herr![10])

Vor allem anderen eine Rechtfertigung, daß ich Ihren herzlichen Gruß v. 10. Februar, der mich sehr erfreut hat, erst heute erwidere. Ich habe ihn aber erst vor etwa 14 Tagen erhalten, und zwar gerade in einem Zustande, wo mir eine hartnäckige Erkältung weder Muße noch rechte Teilnahme vergönnte. Sodann hat Ihrem Schreiben die darin erwähnte Broschüre gegen Ronge[11]) nicht beigelegen. Dagegen habe ich die mitgekommene Urgroßtante[12]) nebst Sofa[13]) mit vieler Freude gelesen und teile, besonders in betreff der ersteren, ganz die Ansicht unseres Freundes Lucas[14]). Es ist eine Frische und Unmittelbarkeit der Darstellung darin, die den Dichter bekundet. Umso mehr bedauere ich, daß ich mich bei dem besten Willen außerstande sehe, dieser Novellette einen Platz in einer renomierten Zeitschrift zu verschaffen, da ich weder mit Tieck noch mit irgend einer Redaktion in Verbindung stehe. Auch bedarf es dessen gewiß nicht. Wenn das von Theile verlegte Buch den mitgeteilten Proben gleicht, wird es sich schon selber Bahn brechen durch allen Thorner Pfefferkuchenverstand, der ja, wenn auch in mannigfach wechselnder Gestaltung, nicht nur in Gollub, sondern überall die Poeten verfolgt.

Und nun, verehrter Herr, nehmen Sie meinen innigen Dank für Ihr, mich sehr erfreuendes Vertrauen u. die Versicherung meiner herzlichsten Teilnahme.

Mit aufrichtiger Verehrung

Ihr

Danzig, den 21t. April 45. ergebener

Eichendorff.

---

[10]) Vgl. Dr. Theodor Kuttenkeuler, Bogumil Goltz Leben und Werke. A. W. Katemann, Danzig 1913.

[11]) „Der heilige Rock und der Brief des Herrn Johannes Ronge". Leipzig 1845 anonym (Verfasser: Bog. Goltz). Vgl. Kuttenkeuler, Bog. Goltz, S. 37.

[12]) [13]) Kapitel aus Goltz' „Buch der Kindheit", das ursprünglich bei Theile in Königsberg i. Pr. erscheinen sollte. Die „Urgroßtante" und das „Sofa" waren bereits vorher im „Thorner Echo" veröffentlicht worden.

[14]) Schulrat Lucas in Königsberg i. Pr.

Welke Veilchen / Von Anna Nicolai

Erste helle Lerchenlieder
Jubeln auf zum Ätherblau,
Blüh'nden Weißdorn trägt die Au
Und die Veilchen duften wieder!

Doch ihr, ohne Duft und Schimmer,
Welke Veilchen, kündet hier
Jenen schön'ren Frühling mir
Längst verweht, vergessen nimmer!

Wieder blüht im tiefsten Innern
Mir empor sein lichtes Bild,
Grüßt ein trautes Lenzgefild
Und mich bannt ein süß Erinnern.

Erinnerungen aus Berlins romantischer Zeit

Von Karoline Bauer

Im Jahre 1871 erschien, wie der jüngste Herausgeber von Karoline Bauers Memoirenwerk „Aus meinem Bühnenleben" (Weimar, Gustav Kiepenheuer 1917) bemerkt, zuerst eine einbändige Ausgabe desselben, zusammengestellt von Arnold Wellmer, dem damaligen Redakteur von „Über Land und Meer". Der Erfolg war derart, daß die Verfasserin immer neue Erinnerungen hervorholte und die anfänglich nur lose nebeneinander gestellten Kapitel für die zweite Auflage zu einer zusammenhängenden Biographie erweitern wollte, in die Wellmer mit vielem Fleiß allerlei Studien über Theatergeschichte einfügte. So entstand eine erweiterte, auf drei Bände berechnete Ausgabe des „Bühnenlebens". Der Name Karoline Bauer, so lesen wir in dem schönen Vorwort Karl von Hollanders zum eingangs erwähnten Neudruck, ist heute vergessen, der Ruhm der Bühnenkünstlerin ist verblaßt, die eigenartigen Schicksale der Frau, deren Selbstbiographie vor Jahren Aufsehen erregte, sind nur noch wenigen bekannt. Trotzdem ist es ein reiches und ungewöhnliches Leben, das sich aus den hinterlassenen Papieren vor uns auftut, reich an Erfolgen und Enttäuschungen; eine überquellende Jugend und ein einsames, trauriges Alter.

In den letzten Lebensjahren wird in der alten Schauspielerin die Erinnerung an die glückliche Jugendzeit übermächtig, sie wird Schriftstellerin und erzählt mit erstaunlicher Lebendigkeit und Frische die Geschichte ihrer Bühnenlaufbahn. In langem Zuge läßt sie alle die Künstler und Schauspieler, die Freunde und Verwandten, mit denen das Leben sie zusammenführte, an sich vorüberziehen, und es gibt kaum einen bekannten oder berühmten Menschen jener Zeit, von dem sie nicht persönliche Erinnerungen oder wenigstens kleine Anekdoten mitzuteilen wüßte. Inmitten dieser Menschen sieht sie sich selbst und erlebt im Geist noch einmal alle Freuden und Triumphe, die Aufregungen und Kämpfe, die ein fast zwanzigjähriges Wirken an der Bühne ihr bringt. Als Tochter eines in den napoleonischen Kriegen gefallenen Rittmeisters betritt sie, gegen die Wünsche ihrer Familie, schon als halbes Kind die Karlsruher Bühne. Mit siebzehn Jahren ist sie königliche Hofschauspielerin in Berlin, geht dann eine unglückliche morganatische Ehe mit dem Prinzen von Koburg ein, nach deren Auflösung sie noch viele Jahre als gefeierte Schauspielerin an den größten Bühnen Deutschlands wirkt, bis sie 1843 aus Überdruß am Bühnenleben zum zweiten Male einen ungeliebten Mann, den Grafen Broël-Plater, heiratet. Damit schließen ihre Memoiren.

Aus der reizvollen Sammlung heben wir ein paar Blätter der Erinnerung an Karoline Bauers Berliner Zeit heraus:

Meine geniale Kollegin und badische Landsmännin, die jugendliche Tragödin des Wiener Burgtheaters, Sophie Müller, war 1827 zum Gastspiel nach Berlin gekommen. Als ich ihr meinen Gegenbesuch machte, fand ich neben ihr auf dem Sofa ein altes bewegliches Herrchen, geputzt wie ein Pfingstochse, geziert und affektiert, mit blonder Lockenperücke und geschminkten Lippen und Wänglein, nach neuester Mode und mit auffallender Eleganz stutzerhaft-jugendlich gekleidet, mit den buntesten Orden behängt, zwischen den funkelnd beringten, zärtlich gepflegten Fingern eine große goldene Tabatiere mit dem beturbanten Bilde der Frau von Staël drehend und wohlgefällige Blicke in den im Deckel der Dose angebrachten Spiegel werfend.

Sophie Müller saß blaß und abgespannt, wie traumbefangen neben diesem seltsamen Verehrer. Wie elektrisiert flog sie mir entgegen und flüsterte mir bei der Umarmung zu:

„Dank, daß Sie kommen! Aber nun müssen Sie mir auch das Opfer bringen und mich ein wenig von den albernen Schmeicheleien dieses alten berühmten Gecken erlösen.

Meine Kraft ist erschöpft und ich fühle schon den schrecklichen Augenblick herannahen, wo ich ihm in tödlicher Nervenabspannung laut ins Gesicht gähnen muß . . .“

Dann stellte Sophie vor: „Herr Professor August Wilhelm von Schlegel“ — und schob mich ganz verdutzt an die Seite des süß Lächelnden, der nun sofort einen Wasserfall von faden Schmeicheleien über mich ergoß, dabei aber natürlich das liebe Ich durchaus nicht vergessend.

Während ich das kokette Herrchen neugierig betrachtete, mußte ich mir immerfort sagen: Wie ist's nur möglich, daß dieser alte Geck — Schlegel zählte sechzig Jahre — daß diese Parodie auf einen Mann Friedrike Bethmann als „Feenkind“ so reizend besingen, eine Frau von Staël so lange fesseln und Shakespeare so herrlich übersetzen konnte?

Dabei fiel mir die oft gehörte und nie für möglich gehaltene Geschichte ein, daß der Dichter einst ein kleines Mädchen umarmte und dabei sagte: „Liebes Kind, vergiß nie diese weihevolle Stunde, in der August Wilhelm von Schlegel — dich — küßte!“ — und ich glaubte sie jetzt.

Daß ich in dieser Eitelkeitsschilderung des verdienstvollen Gelehrten und Shakespeare-Übersetzers durchaus nicht übertrieben habe, beweist das seltsame Sonett, das der Dichter nicht nur selber auf sich sang, sondern auch im starken Selbstgefühl auf sich drucken ließ und das wörtlich lautet:

„August Wilhelm Schlegel.

Der Völkersitten, mancher fremden Stätte
Und ihrer Sprache frühe schon erfahren,
Was alte Zeit, was neue Zeit gebaren
Vereinigend in eines Wissens Kette,

Im Stehn, im Gehn, im Wachen und im Bette,
Auf Reisen selbst, wie unterm Schutz der Laren
Stets dichtend, aller, die es sind und waren,
Besieger, Muster, Meister im Sonette,

Der Erste, der's gewagt auf deutscher Erde
Mit Shakespeares Geist zu ringen und mit Dante,
Zugleich der Schöpfer und das Bild der Regel:
Wie ihn der Mund der Zukunft nennen werde,
Ist unbekannt, doch dies Geschlecht erkannte
Ihn bei den Namen: August Wilhelm Schlegel!“

Von diesem „Besieger aller, Muster, Meister im Sonette“ erzählte man damals auch dieselbe Anekdote, wie vom Grafen Rossi, dem Gemahl Henriette Sonntags, und später vom Diamantenherzog Karl von Braunschweig: daß Schlegel eine ganze Garnitur von blonden Lockenperücken besitze, die er der Reihe nach aufsetze, um das Wachstum seines üppigen Haares augenscheinlich zu machen — und um dann bei der langhaarigsten Perücke mit Nonchalance sagen zu können:

„Es ist erstaunlich, wie schnell mein Haar wächst — ich muß es wirklich schon wieder schneiden lassen!“

Schlegel hielt damals — im Mai 1827 in Berlin öffentliche Vorlesungen über Kunstgeschichte. Aber er fand mehr Lacher, als Bewunderer. —

* * *

Unter den dramatischen Dichtern des damaligen Berlin beherrschte Ernst Raupach als unumschränkter — Tyrann die Bühne. Und wie habe ich diesen barschen, finsteren, häßlichen Tyrannen gehaßt! — weil er für mich kein freundlich Wort, keinen anerkennenden Blick und — keine gute Rolle in seinen Stücken zu haben schien!

Wie vom Himmel herabgeschneit tauchte Raupach im Herbst 1824 plötzlich in Berlin auf — und alle Welt sprach sogleich von ihm, der sich auf der Berliner Bühne bereits

durch seine Trauerspiele „Die Fürstin Chawanski“ und „Die Erdennacht“ vorteilhaft bekannt gemacht hatte — und nun persönlich in abschreckender Häßlichkeit und abstoßender Rauheit vor die Berliner trat.

Raupach war erst vierzig Jahre alt, als ich ihn zuerst sah, hatte aber schon ein bewegtes Leben hinter sich. Als Sohn eines Landgeistlichen studierte er in Halle Theologie, und schon damals, bei dem neunzehnjährigen Jüngling, hatte sich sein Charakter in voller Schroffheit und Bitterkeit fest ausgebildet — fürs Leben. Mit rührender Offenheit schreibt der junge Student — im herben Bewußtsein seiner persönlichen Häßlichkeit und Unliebenswürdigkeit — an seinen älteren Bruder, Erzieher in Petersburg:

„Als ich aus den Knabenjahren trat, fehlte mir nichts als ein Lehrer und Freund, der sich mein völliges Zutrauen hätte zu erwerben gewußt; so wäre aus mir gewiß ein wahrhaftiger und tätiger Menschenfreund geworden.“

Mit zwanzig Jahren ging Ernst Raupach auch als Hauslehrer nach Rußland. Er lebte in Moskau und Petersburg. Zu seiner Erholung dichtete er. — „Ich dichte“ — schrieb er damals — „weil ich mein Leben genießen will“.

Im vollen Dichter-Selbstbewußtsein wollte Raupach sich in Weimar niederlassen, um dort n e b e n Goethe auf dem Parnaß zu — herrschen. Der greise Dichterfürst empfing den eckigen, unschönen, unmanierlichen, auf sein poetisches Können trotzig pochenden Hirsemenzel-Raupach aber so zugeknöpft vornehm und kühl ablehnend — daß dieser der stolzen Ilm-Musenstadt grollend den Rücken wies.

So war Raupach im Herbst 1824 noch ingrimmiger, finsterer und bitterer von Weimar nach Berlin gekommen. Hier fand er mehr Anerkennung; bald hatte er sich zum Alleinherrscher auf der Bühne emporgearbeitet und tyrannisierte alle Welt: den König und den Hof, den Theaterintendanten, Regisseure, Schauspieler und Publikum. Diese unheimliche Machtstellung — wie sie wohl noch kein Dramatiker an einer Bühne gehabt hat — gewann Raupach auf einen Streich: durch sein erschütterndes Trauerspiel „Isidor und Olga“, das im März 1825 ganz Berlin im Sturm mit fortriß und unzählige Male gegeben werden mußte! Das allgemeine Interesse an diesem Stück wuchs noch durch das schnell verbreitete Gerücht: der Dichter hat „Isidor und Olga“ nach einer in Rußland von ihm miterlebten traurigen Tatsache geschrieben! — Es war ein schneidiges Tendenzstück gegen die fluchwürdige Leibeigenschaft in dem „heiligen Rußland“.

Raupach hat noch viele, viele Stücke für die Bühne geschrieben — im ganzen 117, also 19 mehr als der fruchtbare Kotzebue — die meistens über die Berliner Bretter gegangen sind; darunter allein 14 Hohenstaufen-Dramen, die der Intendant Graf Redern auf königlichen Befehl im Jahre 1837 den geduldigen Berlinern en suite in chronologischer Ordnung vorführte. — Der Dichter erhielt für jeden Akt in Prosa 40 Taler, in Versen 50 Taler Honorar.

Als sich mit der Zeit gegen den ewigen Raupach und die ewigen Hohenstaufen in der Kritik und im Berliner Publikum immer mehr murrende Stimmen erhoben, schrieb der Dichter unter dem Namen „Leutner“ ein bürgerliches Schauspiel: „Die Geschwister“ — um seinen Feinden zu zeigen, daß er nicht nur ein Protektionskind des Hofes und der Intendanz sei und seinen Erfolg nicht allein seinem Namen verdanke . . . Und er zeigte es, denn die „Geschwister, von Leutner“ hatten einen volleren Erfolg, als die letzten Stücke von Raupach.

Drei Jahre nach diesem glücklichen Experiment — 1840 — wurde Raupachs Possenspiel: „1740, oder die Eroberung von Grüneberg“ aber so furchtbar ausgepocht, daß der Dichter mißmutig für immer die Feder fortwarf.

Bei Hofe blieb er in der alten Gunst. Dem Prinzen und der Prinzessin von Preußen durfte Raupach Vorträge über Geschichte halten. An den literarischen Teeabenden König Friedrich Wilhelms IV. hatte er seinen Platz neben Alexander von Humboldt.

Auf einer Abendgesellschaft bei dem Hofschauspieler Krüger lernte ich den vielgefürchteten Kritiker Saphir kennen, der damals günstig für die königliche Bühne schrieb, weil seine Feder von dieser — besoldet wurde.

Saphir war bald nach mir — im Herbst 1824 in Berlin eingetroffen — wegen seiner Federtaten auf Befehl Metternichs von dem Wiener Polizei- und Zensur-Chef Sedlnitzky aus Österreich ausgewiesen. Zu seinen Federsünden gehörte auch der Witz: „Gestern ist vom Dach der Hofburg ein Dachdecker heruntergefallen. So schnell ist noch nie von den Kanzleien der Hofburg etwas heruntergekommen!"

Er war, als er nach Berlin kam, noch fast namenlos. Denn kurz vorher schrieb das Stuttgarter „Morgenblatt" bei Besprechung der „Poetischen Erstlinge. Von M. G. Saphir": — „Saphir? Nun, der Name mag wahr sein oder erdichtet, er paßt zum Manne. Wenn auch noch ungeschliffen und ungefaßt und wenn auch eben kein hellstrahlender Diamant und kein dunkelflammender Rubin — ein Edelstein ist's immer . . ."

Saphir war zum Rabbiner bestimmt. Er trieb bis zu seinem neunzehnten Jahre in Prag talmudische Studien — bis ein katholischer Pater auf den geistsprühenden Jüngling aufmerksam wurde und ihm weltliche Bücher und literarischen Unterricht gab . . .

„Von dieser Stunde an" — schreibt Saphir später selbst — „verließ ich nach und nach das Studium des Talmud . . . Die Synagoge sah mich seltener, die Disputationen fanden einen lauen Teilnehmer an mir. Ich hatte von dem Baume der Erkenntnis das erste Äpfelchen gepflückt, — das Paradies des Lebens schlug seine Tür hinter mir zu, — eine Stimme aus dem Paradiese rief mir nach: Du sollst Schriftsteller werden, mit Schmerzen sollst du Kinder gebären! . . ."

Dieser junge namenlose Schriftsteller von 29 Jahren kam also nach Berlin, mit der Feder sein Glück zu machen. Zuerst stellte er diese Feder der Königstädter Theaterdirektion zur Verfügung — und verlangte dafür als Gegenleistung die Mittel zur Gründung eines kritischen Journals. Man lehnte dies Anerbieten stolz ab — um es später bitter zu bereuen. Flugs ging Saphir ins feindliche — ins königliche Lager über — und ich, die beliebteste Königstädterin, wurde das erste Opfer seiner spitzen bösen Feder.

Bei Gelegenheit meines Wiener Gastspiels im Mai 1839 erzählte Saphir diese erste Berliner Federtat in seinem „Humoristen" mit der ihm eigenen — Offenheit und mit den Worten:

. . . „Um diese Zeit des allgemeinen Theaterkultus kam ich nach Berlin und hatte gleich die große Wahrheit inne: rede vom Theater, schreibe vom Theater, gleichviel, ob dumm oder klug, wenn du gehört sein willst. Ich war dazumal noch fremd und fast unbekannt in Berlin, ein Neuling in dieser großen Theaterepidemie; kein Blatt stand mir zum Rezensieren offen, und doch war es nur eine Theaterkritik, die mir den Weg zur öffentlichen Beachtung bahnen konnte.

Ich besuchte also das königliche und Königstädter Theater und schrieb eine Kritik über Madame Stich (jetzt Krelinger) und Demoiselle Bauer. Diese Kritik trug ich in das Bureau der ‚Spenerschen Zeitung' und fragte, ob sie aufgenommen werden könnte. Der Mann, der da saß, nahm mir die Kritik ab und zählte die Zeilen. Ich stand ganz verwundert da, denn ich glaubte, er zählte an den Zeilen den Wert des Inhalts ab. Allein bald wurde ich eines anderen, wenn auch keines besseren belehrt. Der Mann wendete sich phlegmatisch zu mir: ‚Acht Taler und fünfzehn Silbergroschen!'

Ich glaubte nun, ich bekäme diese Summe als Honorar: allein ich sollte sie als Insertionsgebühren bezahlen! Furchtbarer Moment! Nie werde ich dich vergessen! Acht Taler überstiegen die Hälfte meines dazumaligen Vermögens, mitsamt meinen Gütern in der Provence!' Und dennoch hing an dieser Kritik das Wohl Deutschlands, wie ich wähnte.

Ich lächelte und bezahlte. — Was ich dabei empfunden, mehr beim Bezahlen, als beim Lächeln, — das, lieber Leser, bist du nicht fähig, mitzuempfinden, wenn du nicht in der Lage warst, ausschließlicher Besitzer von dreizehn Talern zu sein und acht davon für einen Kritikdruck auszugeben.

Die Kritik erschien in der ‚Spenerschen Zeitung', in der sogenannten Löschpapiernen, mit der blassesten Tinte auf dem schwärzesten Papier, und gleich hinter ihr stand, wie das bei allen Kunst- und Literaturkritiken jener Zeiten der Fall war, die Ankündigung: daß bei Wisotzky guter Entenbraten und dabei Erpelgreifen stattfinden werde. Ich las diese Kritik mit großem Vergnügen, nicht ohne dennoch im Geiste zu berechnen: wie viel ich von der unterstehenden Ankündigung hätte genießen können, wenn ich die obenstehende Kritik nicht verfaßt hätte!

Als die Kritik erschien, war es in Berlin, als ob ein Erdbeben gewesen wäre; alles war in Bewegung. Der Leser wird und kann es nicht glauben, und nur wer die damalige, an Phrenesie grenzende Theatersucht der Berliner kannte, wird es nicht übertrieben finden. Ich ging zu Stehely (Konditorei am Gendarmenmarkte), um zu hören, was darüber gesprochen würde, fand alles in Gärung, und ein Referendar sagte zu seinem Nachbar: ‚Det muß ein janzer Racker sind!' — worauf jener lächelte und sprach: ‚Nicht nur sind, sondern auch seind!'

Wer die Blume des Berliner Referendaren-Witzes kennt, der weiß, daß obige Phrasen so viel heißen, als: das muß ein verdammter gesalzener, gewaschener, geriebener, dickhinterdenohrenhabender, hutantreibender, nierenjuckender, haut- und seelbeizender Gottseibeiuns sein!

Ich hatte nämlich in dieser Kritik mein auf zwei Seiten aufzumachendes Talent entwickelt: die zerrinnende, himmelbläuliche, duftschwüle und blumengestickte Kunst des Lobens, und auch die wortspielvolle, witzüberladene, antithesenspickte, abspringende, bunte und scheckige Kunst des Tadelns. Ich stellte den kritischen Jean qui rit und Jean qui pleure auf einmal aus, die Jakobsstimme mit den Esauhänden! — Das Weitere gehört nicht hierher; es ist also Demoiselle Bauer, die mich, sozusagen, zuerst in die nordisch-kritische Schule einführte . . ."

Natürlich hatte Saphir damals die „zweite Seite" seines „aufzumachenden Talents" an mir entwickelt. — Später, als ich erst der königlichen Bühne angehörte, machte er auch „die erste Seite" für mich auf und wir wurden mit der Zeit ganz gute Freunde.

So schrieb er schon Anfang 1826 über meine Pauline von Thalheim im „Testament des Onkels" — die einzige Kritik, die ich von Saphir aufbewahrt habe und die ich als Stilprobe des kritischen Wortwitzlers folgen lasse, in seine kurz vorher erschienene „Schnellpost":

„. . . Ich kann nicht umhin, Demoiselle Bauer recht viel Lob über ihre Darstellung der Pauline zu erteilen; es war so viel natürliche Wahrheit mit wahrer Natur, so viel Innigkeit und so viel Anmut in ihrem Spiel, daß sie allgemein rührte und zum Beifall hinriß. Demoiselle Bauer möge sich auch die Lehre ziehen, wie viel sie durch besonnene Mäßigung ihrer natürlichen Lebhaftigkeit gewinnt. Viel hat unstreitig der Hut dazu beigetragen, der sozusagen Händespiel etwas in Fesseln schlug. Gewiß wird sie durch Behutsamkeit immer mehr von jenem geregelten Leben erringen, welches das Wahre der Kunst ist. Gewiß steht sie heute als Pauline der ausgeposaunten, kopfverrückenden Pauline nicht weit nach . . ."

Ich sah den seltsamen Mann und Poeten zuerst — und später noch oft bei meinen Kollegen Wolffs, die viel zu klug waren, um mit dieser gefährlichen Feder nicht in geselligem Frieden zu leben.

Saphir hatte vielleicht das häßlichste Gesicht, das ich jemals gesehen habe. Mit seiner eingedrückten langen Nase, seinem vorstehenden Kiefer, seinem sinnlichen Mund,

den fast immer ein diabolisches Lächeln umspielte, und den funkelnden Brillengläsern sah er aus wie ein Faun.

Andere haben ihn den „Mensch-Affen" genannt.

* * *

Nach dem theatralischen — darf ich auch wohl das musikalische Berlin meiner Zeit in Kürze zu schildern versuchen, — jenes Berlin, das der damals weltberühmte Geigenvirtuos Boucher, Kammermusikus des Königs von Spanien, dankbar nannte: la capitale de la musique!

Boucher, der sich selber den Titel beilegte: „Sokrates der Violinisten", beschäftigte Berlin fast ebensosehr — wie einige Jahre später Paganini. Bouchers Anziehungskraft bestand nicht nur in seiner Geige; vielleicht sogar noch mehr in seiner überraschenden Ähnlichkeit mit Napoleon, die der Virtuos auch reichlich auszunutzen verstand. Wenn in den Konzerten seine Geige ruhte, nahm Boucher geschwind eine von jenen Situationen an, die durch Bilder bekannt sind, mit der Unterschrift: Napoleon nach der Schlacht von Marengo — Austerlitz — Waterloo — Napoleon auf Helena usw. Und die Berliner jubelten diesen Kulissenstückchen immer aufs neue zu.

Als Prinz August dem Künstler einst seine Bewunderung über diese Ähnlichkeit aussprach, sagte Boucher ungeniert: „Nur bin ich hübscher, mein Prinz, als der Kaiser Napoleon!"

Auch andere Kunststückchen verschmähte der Geiger nicht, um immer wieder von sich reden zu machen und immer neue Konzerte zu seinem Besten zu füllen. So geigte er einzelne Stücke, während er die Violine auf dem Kopf — oder hinter seinem Rücken hielt.

Bei einem Wohltätigkeits-Konzert, das er mit Karl Maria von Weber in Berlin gemeinschaftlich gab, hatte der Pianist Weber einige Sekunden zu pausieren, während eines kleinen Violinsolos. Das dehnte Boucher aber zu einer freien Fantasie über die beliebtesten Freischütz-Fantasien aus. Das Publikum lauscht atemlos. Der verlegene Weber bittet den Spieler flüsternd, doch endlich aufzuhören, er fährt mit einem donnernden Klavier-Akkord dazwischen . . . umsonst! Boucher fantasiert weiter über den Freischütz — zuletzt über den hinter der Szene leise und immer leiser verklingenden Walzer . . . Endlich wirft er die Geige fort und fällt Weber stürmisch um den Hals . . . Das Publikum rast vor Entzücken.

Eines Tages geht Boucher im Tiergarten spazieren. In der Nähe der „Zelte" sieht er einen blinden Geiger am Baum lehnen — aber die geputzten Leute gehen vorüber, ohne eine Gabe in den Hut zu den Füßen des Spielers zu werfen. Da schüttet Boucher seine Börse in den Hut des Geigers, nimmt ihm die armselige Geige aus der Hand, stellt sich à la Napoleon neben den Blinden — und spielt stundenlang zum Entzücken der immer dichter herbeiströmenden Spaziergänger — bis des Blinden Hut gefüllt ist . . . Natürlich sind Bouchers nächste Konzerte noch voller als sonst.

Und vierzig Jahre später! Da las ich in einer Pariser Zeitung:

„Ein Greis, von allem entblößt, bittet edle Menschen, ihm seine Geige abzukaufen!
Boucher,
ci-devant Violinspieler des Königs von Spanien."

Bald darauf ist er, der einst im Golde wühlte, im tiefsten Elende gestorben.

Dem berühmtesten Geiger jener Tage: Nicolo Paganini! bin ich in Berlin persönlich nähergetreten.

Eines Tages tauchte er in Berlin auf, — und die wunderbarsten Gerüchte durchschwirrten die Stadt, noch ehe ihn jemand gesehen oder gehört hatte. Man nannte ihn

einen Dämon — einen Zauberer — einen Hexenmeister, der mit dem Satan im Bunde stehe, sich ihm durch einen Mord auf ewig zu eigen gegeben — und dafür die Wundergeige erhalten habe, aus welcher der Zauberbogen Töne hervorlocke, wie noch keine ehrliche Menschenhand sie gegeigt.

Andere wollten gar wissen: die Ermordete ist sein eigen Weib gewesen — und ihre Seufzer und Klagen tönen nun zu seiner Erdenstrafe immer und immerfort aus seiner Geige ihm ins Ohr! Das ist seine Buße.

Noch andere wußten aus Wiener Zeitungen und Briefen ganz sicher: Gemordet hat er, das steht fest, — aber nicht sein Weib, denn er ist — nie verheiratet gewesen, sondern einen von seiner Geliebten begünstigten Nebenbuhler — und dafür hat er sechs Jahre in einem finsteren unterirdischen Kerker zu Genua schmachten müssen, ohne in dieser ganzen Zeit einen Menschen zu sehen oder zu hören. Auf seine flehentlichen Bitten ließ man ihm seine geliebte Geige, und ihr vertraute er sein Leiden an. Aber es sprang eine Saite nach der andern, ohne daß er sie zu ergänzen vermochte — und zuletzt blieb ihm nur die G-Saite. Und so lernte er auf dieser einen Saite geigen und die wunderbarsten Töne hervorbringen . . . Auf der G-Saite könne er miauen wie eine Katze — kreischen wie ein keifendes altes böses Weib — aber auch singen wie ein Vogel, klingen wie eine silberne Glocke — und weinen wie ein Menschenherz, daß selbst dem kältesten Hörer die Träne innigen Mitgefühls quelle . . .

Genug! Berlin war in fieberhafter Spannung auf Nicolo Paganini, dessen bizarre Bilder an den Schaufenstern hingen, mit der stolzen Unterschrift: Der Unerreichbare!

Aber selbst die Konzertproben vermochten nicht einmal die Neugier der mitwirkenden Musiker zu stillen — denn Paganini geigte nicht in den Proben, er markierte nur!

Endlich, am 4. März 1829, kam der Abend seines ersten Konzerts — und das ganze reiche Berlin, das die dreifach erhöhten Preise zahlen konnte, strömte in den Konzertsaal des Schauspielhauses . . . und ich mußte in denselben Stunden und in demselben Hause die Irene in Becks altem, polemisch-satirischen Lustspiel „Das Chamäleon“ spielen — natürlich vor halbleeren Bänken.

Nach dem ersten Akt standen wir Mitspielenden: Ludwig Devrient als Cavalier du vieux régime in Allongenperücke und gesticktem Samtkleide, mit Degen und Schnallenschuhen, Amalie Wolff als alte Kokette in himmelblauer Seide mit knallroten Rosen, Wauer als Landedelmann, Krüger als Militär und ich als heitere Liebhaberin mißmutig beieinander und sprachen natürlich von dem Zauberer Paganini, der uns alle Zuschauer fortgenommen, und wie interessant es jetzt im Konzertsaal sein müsse . . . Da kam Dekorationsmaler Gropius in höchster Aufregung und mit glühendem, strahlenden Gesicht angestürzt und rief: „Kinder! Ich hab' ihn gehört! Er geigt wie ein Gott — und wie ein Dämon! Unsere Berliner sind rein weg. Solch ein rasender Applaus ist noch nicht dagewesen . . .“

„Sie? — Paganini — Wo? — Wie? —“ riefen wir durcheinander.

„Dort hinten rechts am Ende des Ganges ist eine kleine Tür für die Orchestermitglieder, damit sie direkt aus dem Theater in den Konzertsaal gelangen können. Dort kann man den Wundermann durchs Schlüsselloch hören . . .“

Wie der Wind fliege ich hin und lausche — und staune: Waren das wirklich die Töne einer Geige? So etwas hatte ich nie gehört. Die Kollegen folgten mir — bis uns das Kling! Kling! für den zweiten Akt hinter die Kulissen zurückrief. Aber jede Minute, die wir nicht auf der Szene zu tun hatten, waren wir an das wundertönige Schlüsselloch gebannt. Ich höre noch Ludwig Devrient sagen: „Das ist keine hölzerne Geige! Das ist ein Klagen und Weinen aus zerrissener Menschenbrust — ich wollt', daß mir als König Lear solche Töne zu Gebote ständen!“

So hatte ich denn Paganini gehört — ohne ihn gesehen zu haben.

In viam Konrad Weiß / Von Christoph Flaskamp

Unsre Erde arm und klein,
fremde Welten rings umbauen
sie; wir wissen nicht von ihnen,
wohl vom Schein, doch nicht vom Sein.

Trau den Sinnen, trau dem Geiste.

Aber sag, was hülf es uns,
könnten wir die Welt auch fassen,
diese enge, jene weite?
füllen niemals unser Herz.
Ewig endlos so zu fliegen
durch die Räume, durch die Zeiten:
Murmelsang der Wellen gleitet
spukhaft ab Erinnerung.

Lassen wir die großen Worte,
jedes Ding an seinem Orte;
menschliche Vermessenheit
tappt ins Dunkle, stürzt ins Leere:
unser ist die eigne Schwere,
bleiben wir der Erde treu,
unserm Schoß, und der gebiert,
der sie schuf, und unsern Ahnen,
des Geschickes wundersamen Bahnen,
die er, in Versuchung, uns geführt.

Siehst Dus nun? Das Ziel? Von weitem
siehs! Und laß uns rüstig schreiten
ihm entgegen.

Toren narrt
Welt und Wissen. Doch den Armen
Gottes ward es offenbart:

unsre Erde arm und klein
wird der Schöpfung Krönung sein.

Das Ende vom Lied / Schauspiel von Rudolf Holzer

Das ganze Stück ist der traurige Aufschrei des innerlich großen genialen Menschen, der am Leben leidet, sich verliert und schließlich mit all seiner Begabung armselig zugrunde geht; es ist nicht die Tragödie des verkannten Genies, sondern des moralisch-zwiespältigen, welches durch seine Hemmungslosigkeit im voraus bestimmt ist, niederzubrechen. Holzer macht zum Typus eines solchen Schicksals den Dichter Ferdinand Sauter. Dieser wurde 1804 in Werfen nächst Salzburg geboren, verbrachte den größten Teil seines Lebens in Wien, das er leidenschaftlich liebte, und das ihm zum Verhängnis wurde. Ferdinand Sauter wurzelte als Dichter noch im österreichischen Vormärz, schlägt aber in seinen besten Gedichten bereits Töne und Gedanken der Zeit nach dem Jahre 1848 an; er ist eine Art österreichischer Verlaine. Holzer hat die schönsten Verse Sauters wirksam in die Handlung verflochten und um die markante Gestalt des Dichters die sinnlich-schwüle, genußfroh-resignierende Stimmung der damaligen Gesellschaft gewunden.

Der erste Akt spielt im Hof eines Wiener Heurigen. Sauter wird im Kreise der jungen Wiener Literaten Halm, Frankl, Kürnberger und behäbiger Wiener Bürger gezeigt. Nach einem Auftritte mit seinem älteren Bruder Anton, der als Kreisphysikus und Botaniker sich hohen Ansehens erfreute, und der Ferdinand wieder zurück in die Heimat bringen will, macht dieser die Bekanntschaft Blanche Wolmuts, einer verführerischen blendenden Schauspielerin des Burgtheaters. — Im zweiten Akte sehen wir Ferdinand durch Blanches Einfluß gesellschaftlich kultiviert im Hause einer schöngeistigen Dame Wiens. Er fühlt sich in dieser ihm fremden Umgebung unbehaglich; es kommt zwischen Blanche und Sauter zu Auseinandersetzungen und im weiteren Verlaufe zum Bruche der Beziehungen. — Der dritte Akt, eineinhalb Jahre später, zeigt Sauter wieder im Kreise der Wiener Wirtshausstimmung, bringt seinen Zusammenbruch.

Rudolf Holzer hat uns die bisher unveröffentlichte Umarbeitung dieses letzten Aufzugs zur Verfügung gestellt. Das Stück selbst ist 1917 in Wien wiederholt mit größtem Erfolg aufgeführt worden.

Der Wächter.

*

Dritter Aufzug.

Das Extrazimmer beim Gschwandtner; ein nicht zu großer Raum nicht gerade sehr reinlich, sehr primitiv, verraucht. Die Rückwand bildet teilweise eine Glaswand. Ein langer Tisch und mehrere kleine Tische, besetzt von Kleinbürgern und typischen Gestalten. Alles raucht, Zigarren oder auch Pfeife. In der Mitte der Tisch der Musiker und Sauters. Der Raum ist durch offenes Gaslicht beleuchtet. Der Aufzug spielt einundeinhalb Jahre nach dem zweiten. Noch bevor der Vorhang ganz aufgeht, hört man im Chor:

1. Szene.

„Die Stiefel sind z'rissen,
Der Strumpf hat ein Loch,
Es kommt jetzt der Schuster
Gar nomal so hoch!

's G'wand, das ist schleissig,
Was liegt denn da dran?
Wenn man beim Gschwandtner
Nur umschmeißen kann."

(Tusch des Quartetts, dann ein vulgäres Stimmengewirr. Männer und Weiber durcheinander.)

Raschbach (50er, verdrossen, knurrig, cholerisch; immer gereizt, nicht roh oder laut polternd): Uje, schon wieder ein neuer Kellner! Schon wieder ein neues G'sicht! Frühere Zeiten hat ein Wirt seine Leut' dreißig, vierzig Jahr' lang g'habt.

Niedermayer (dicker, gutmütiger Asthmatiker): No, was willst, heutzutag', mußt' Dir ja auch die Augen anstrengen, und eine Speiskarten lesen, bevorst was zu essen kriegst.

Krack: Ja, überall das verfluchte Lesen!

Lehner (jüngerer, wohlhabender Geschäftsmann immer lustig ironisch): Neulich hat ein' der Schlag 'troffen beim Speiszettellesen.

Niedermayer: Wieso?

Lehner: Wie er eine Portion Lungenbratel mit 40 Kreuzer angeschrieben sieht, da hat's ihn zum Reißen ang'fangen; wie er aufs „kälberne Schnitzel mit Salat" um 60 Kreuzer kommen ist, is er schon unterm Tisch g'legen.

Flinserl (mager, dürr, überlebendig, nervös): Er is aber doch wieder zu sich kommen?

Lehner: Hätt' er vielleicht zu ihnen kommen sollen?
Niedermayer: No, i werd' mich vorm Speiszettellesen kurios hüten!
Krack (behäbig, bieder, reich, selbstbewußt, autoritär): Was glaubt's, was mich heut' ins Wirtshaus 'trieben hat?
Lehner: No was? Was uns Familienväter allerweil in die Arme des Lasters treibt —
Frau Nesparda: Die Lumperei —
Lehner: Die Verzweiflung!
Kudlicek (böhmischer Schustermeister, rundes, rotes, vulgäres, albernes Gesicht, weißblond): Familienkonflikt!
Niedermayer: In ganzen Tag plagt man sich im G'schäft und daham dann Gift und Gall!
Raschbach: Nixnutz — die ganze Welt!
Krack: Bringt der Bua heute ein rot's Schurnal z'haus'!
Niedermayer (trocken, mit elementarer Verachtung): Pfuiteufel!
Krack: Die Mali, die sich nicht genug Romane lesen kann, stürzt natürlich gleich drauf.
Frau Lehner: Mein Gott und Herr, so ein jung's G'schöpf berauscht sich halt gern an die Freuden der Welt!
Niedermayer: Die Gäns' sollen sich lieber an zerrissene Söckeln vom Vattern und die Brüder berauschen!
Krack: Sagt's: — „Ohje, die bringen net amal einen Roman!" Sagt der Bua drauf: „Die Zeitung wirkt für die Aufklärung des Volkes!"
Flinserl: Da hat er recht! Wo er recht hat, hat er recht!
Niedermayer: Ah, so was!
Raschbach: Das hab' i gar gern!
Frau Lehner: So sind die Redensarten!
Krack: Ich reiß' dem Madel natürlich das Blattl aus der Hand. „Verderbt's mirs Madl nicht mit solchen Sachen"! sag' ich. Sagt er: „Die Politik verdirbt die Mali nicht, die Roman' in der blöden ‚Vorstadtzeitung' verderben sie ehender und dem Herrn Vattern tät's überhaupt auch nichts schaden, wenn er sich um das öffentliche Leben kümmern möcht'".
Kudlicek: Das ise Revoolunzion!
Niedermayer: Ah, so was!
Frau Lehner: Na, so eine Keckheit!
Krack: Z'erst hab' ich ihm vor allem eine Tachtel geb'n, dann hab' ich ihm meine Meinung gesagt.
Niedermayer: Verbrennen sollt' man die ganzen Schurnal.
Krack: Was tun s'? Unfrieden selbst in die Familie hineintragen!
Frau Lehner: Überall kommt was vor. (Rufend) Schani, ein G'spritzten!
Flinserl: Bitt'schön, Herr von Gschwandtner, ich möcht' ein feines, ausg'sucht's Salongullasch.
Frau Nesparda (dem Kellner ein leeres Glas reichend): Aber voll g'spritzt!

2. Szene.

Der Kellnerbub (aufgeregt hereingestürmt): Die Veilchengräfin mit ihrem neuchen G'schwufen ist vorg'fahren! Zwei Fiaker sind draußt!
Gschwandtner: Mistbua, graupeter! (gibt ihm ein beides Kopfstück.) Red' man so von feine Gäst'?
(Finerl, die Veilchengräfin, ein Kavalier, gleich darauf noch eine Dame der Halbwelt und zwei Herren von Welt.)
Finerl: Servus, Herrschaften! (hat im Kleid Veilchen, wirft sie auf den Tisch des Gruber Franz.) Servus Franz! (halb singend im Ton des bekannten Volksliedes.) „G'schwind noch an Tanz" . . .! Grataliert's mir! I bin angaschiert! . . . Gschwandtner an Schampus! Heut' muß was springen! Mein Graf zahlt alles!

Der Herr (hat bestellt. Der Kellner unter vielen Verbeugungen ab; Gschwandtner nimmt noch Aufträge entgegen.) Finerl wurde namentlich von den Frauen umringt, in ein lebhaftes Ausfragen verwickelt. Die Männer verhalten sich, angesichts der Begleiter, reserviert. Das Quartett hat Finerls Worte mit einem Tusch quittiert. Dann Ovationen, Händeschütteln, Beglückwünschungen): Ein Hoch der Veilchengräfin! Reiß Dich los vom begeisterten Volk von Wien!

Finerl: Na hörst, das sind lauter meinige Bekännte! (Setzt sich zu ihrer Gesellschaft. Der Kellner trägt auf; Sektstöpsel knallen; Gläser klingen. Diese Gruppe stets belebt, in heiterster Bewegung. Finerl und die andere Dame in gewisser ungezwungener Nonchalance; dementsprechend freier auch das Benehmen der Verehrer.)

Frau Nesparda: Wird heut' nichts vortragen?

Lehner: Gruber Franzl, laß winseln Dein picksüß' Hölzel!

Kudlicek: Mariedl, na fixt de net? Hab' ich kan' Wein!

Gschwandtner: Kannst D' es nicht erwarten? 's Madl kann sich ja nicht zerreißen.

Lehner (über den Tisch): Alte, sauf' nicht wieder in der Still so viel. Heut' schlepp ich Dich net wieder z'hauf', heut' lahn' ich Dich an die Friedhofsmauer und laß Dich eing'frieren.

Frau Nesparda: Sie Schnipfer, das passet Ihnen! Man weiß schon warum!

Einige (singend): „Das macht die Liebe ganz allein . . ."

Lehner: Reden S' net so blöd!

Frau Lehner (weinerlich): Jesus Maria, wann mich nur schon der liebe Gott zu sich nehmet! Der Mann kann's ja schon nimmer erwarten!

Krack: Glaubst sie macht ihm den G'falln?

Flinserl: Ja, Schnecken!

Niedermayer: Die zwei Häuser von der Alten schmecketen ihm!

Raschbach (zum Wirtsjungen): Raubersbua, ein Wein will ich endlich!

Der Bub: Gleich, gleich!

Gruber Franzl (bei der Kavaliersgesellschaft, bekommt Geld, wofür er sehr devot dankt): Finerl, jetzt bringen wir Dein Lied. Bist bereit!

Finerl (mit Volkssängergebaren, in die Mitte tretend): Jetzt paßt's auf — jetzt kommt wer!

Gruber Franzl: Ja paßt's auf — jetzt kommt was von mir gedichtet und komponiert. Was ganz Feines! Für die Veilchengräfin!

(Applaus, Ovationen, Zurufe.)

Finerl (mehr schreiend als singend, mehr mit Sprechstimme als Gesang vorgetragen, aber mit starker „reißerischer" Absicht):

„Um die Leut', die vom Solidsein leb'n
Darfst mi' net frag'n,
Denn die können mi' — wenn's Lust hab'n —
Bucklkrax'n trag'n.
Ja, i bin ja ka' Klosterfrau,
Hollodera! Millionen, Kruzineser,
Heut' setzt's was a!

Gruaber Franz, leg' Di' 'nein,
Speanz'l net so mitn Wein —
Laß' die Danz nur alle außa;
Ja, so muaß sein!

(Refrain:)

:/: Daß mir nur Keiner jetzt ins Börs'l schaut,
Denn 's Geld wird heut am Schäd'l g'haut,
Heut sieht uns d' Bettstatt nimmermehr,
Uj — das Malheur! :/:

I bin nur für d' Hetz gebor'n
Und fürn Bahöll
Und der Leichtsinn halt' mi z'samma,
Ja, meiner Seel'.

Wenns Gerstel a tschali geht
Und mir san quitt;
Gelt Du liaba Vater Gschwandtner
Mir hab'n Kredit.

Tuats um an Wein Euch scher'n,
Heut' muaß's a Gaude wer'n,
Und wann alle unterm Tisch lieg'n
So hab' ich's gern.

:/: Daß mir nur keiner jetzt ins Börs'l schaut,
Denn 's Geld wird heut' am Schäd'l g'haut.
Heut' sieht uns d' Bettstatt nimmermehr,
Uj — das Malheur! :/:

Gruber Franzl: Meiner six, das ganze Lied g'freut mi' net, weil's der Sauter net g'hört hat! Was versteht's Ihr, Wilden!

Gschwandtner: Die Melodie is net übel, aber der Text ist blöd!

Gruber Franzl: Du hast alleweil was auszusetzen. Es kann net alles von Schiller oder Sauter sein.

Kudlicek: Wo ise denn heit der Herr von Sauter?

Frau Nesparda: Wo bleibt er denn so lang?

Gruber Franz (Die Musik präludiert das Gassenlied; nach und nach fallen die Stimmen ein. Ankündigend): Das Nationallied von der „Blauen Flasch'n!"

(Beifall, Jubel, Paschen. Dann im Chor.)

„Auf der Gasse waltet Gleichheit
Zwischen Armut, zwischen Reichheit.
Arme betteln, Reiche prassen,
Auf der Gassen, auf der Gassen!"

Ferdinand schleicht herein; gealtert, herabgekommen, gebrochen; ein Proletarier. Bekleidet mit langem, schäbigem, unreinem, stellenweise aufgerissenem Salonrock, einen zerdrückten Halskragen zweifelhafter Farbe, umgewunden ein loses, schwarzes Halstuch. Der Schädel ganz kahl, nur tief im Nacken und an den Schläfen ergraute, strähnenartige Locken; einen ruppigen ungepflegten, langen Schnurrbart. Schwarzes, schäbiges, enganliegendes Beinkleid, das ihn noch hagerer und dürrer aussehen läßt. Ein verfallener, von Todesschatten Gezeichneter:

Auf der Gassen schaut der Dichter
Gern die wechselnden Gesichter.
Bringt in Reimen die Grimassen,
Auf der Gassen, auf der Gassen!

Gschwandtner: Servus! (die anderen) Habe die Ehre, Herr von Sauter! Servus Ferdl!



Käthe Wolff — Hänsel und Gretel

(Aus der Mappe „Es war einmal", Verlag Ludwig Möller in Lübeck)

3. Szene.

(Mit Ferdinand ist Dr. Ambros gekommen.)

Ferdinand: Nehmen S' Platz, Herr Doktor. (Vorstellend.) Das sind meine Freunde mit ihren geschätzten Frau Gemahlinnen, oder auch nicht. Das ist der Herr Dr. Ambros; er hat Euch Wirtshausbrüder einmal kennenlernen wollen. G'schwind einen Trunk!

Raschbach: Uj je, das ist heut' ein Humor!

Einige (bieten an): Da, aber bitte! Bedienen S' Ihnen.

Kudlicek: Mariedl, g'schwind, g'schwind, für Herr von Sauter!

Gschwandtner: Mariedl, in' Sauter seinem Glas!

Niedermayer: Wo war er denn?

Gschwandtner: Einer von der Zeitung ist g'storben; er war bei seiner Leich'.

Dr. Ambros: Ich hab' ihn hergeführt, weil — — er soll so bald als möglich nach Hause gehen. Er hat plötzlich Schüttelfrost bekommen. Er ist krank; er fiebert.

Ferdinand (stürzt indes ein gereichtes Glas Bier hinunter): Mich fröstelt durch und durch! Diebswetter aber auch! Auf dem Friedhof war ein Wind! (Es schüttelt ihn vor Frost.) Aah! Ich werd' vielleicht zuerst ...

Finerl: Ein' Schampus! (Springt ihm auf den Schoß, nachdem sie ihm ein perlendes Glas gereicht, welches er rasch austrinkt.) Ich bin schon angaschiert, Ferdl! So was, wie mein' Stimm', hat er noch nicht g'sehn, hat der Direktor g'sagt!

Ferdinand: So!? ... Tu's ihm aber zu Fleiß, sing' nicht vielleicht, wie die andern ordinären Künstler allein! Dazu brauchst Du Dich nicht hergeben, als alleinstehende Person für soviel Menschen im Theater zu singen! Das ist Deiner nicht würdig! Du singst immer nur im großen Chor, zum großen Finale ein paar Takt'! Was wirst Du Dich anstrengen, ob sich die Sängerin und der Tenor kriegen, oder in die Haar fahren! ...

Finerl: Geh, Du — mit Deine Witz!

Ferdinand: Brr! Die Kälten!

(Die Kavaliergesellschaft begleicht.)

Ein Gottscheer ist ins Lokal gekommen, geht indessen bei beiden Tischen der Kleinbürger hausieren und spielt seine Waren aus.

(Die Gruppen müssen fortwährend belebt sein und wenn auch nicht gerade in den Dialog verknüpft, Anteil zeigen.)

Finerl: Wir fahren noch ins Elysium! Habe die Ehre!

Ferdinand: Finerl, ich weiß eine Verwendung für Deine Millionen in der Kehle.

Finerl: Frozzel wen andern!

Ferdinand: Mach' eine Stiftung für zugrundg'richte Hausherrensöhne! Der Standhartner wird der erste Pensionär! (Lachen.) Z'erst habt's die Noten miteinander herausg'schmissen; dann hast Du ihn ohne Noten nausg'schmissen; jetzt singst d' nach Noten und er schreibt bei ein' Advokaten Noten.

Finerl: Wer kein' Geld hat, braucht auch ka' Freundin!

Gruber Franzl: Wirst Dich doch nicht ärgern, Gräfin!

(Finerl und Gesellschaft ab.)

4. Szene.

Kubliczek: Herr von Sauterr, an' Glannigkeit essen sullten S'!

Ferdinand: Ich kann nicht. Hunger hab' ich gar keinen. Ein' Heurigen möcht' ich jetzt, Gschwandtner — aber den besten! Mein lieber — heut' hab' ich schon ein Studium hinter mir! Was Herr Doktor? (Gießt in einen Weinstutzen ein Medikament.)

Dr. Ambros: Was treiben Sie denn Sauter?

Ferdinand: No, Ihr Chinin nimm ich ein! Ich folg' ja, wenn man mir ratet!

Dr. Ambros: Ich sehe es! Mensch, Sie sind wahnsinnig.

Ferdinand: Chinin soll ich einnehmen; Heurigen will ich einnehmen; Heurigen soll ich nicht einnehmen, Chinin mag ich nicht einnehmen; misch' ich das, weil sich da die Vorteile verdoppeln und die Übel gegenseitig aufheben. (Mit einem Ruck sich selber in Stimmung bringend.) Was ist denn das für eine Stimmung? Was laßt's denn die Köpf' hängen, als dürft's den Nipf haben?

Lehner: Wenn Sie nicht aufmischen, heißt's halt nichts!

Ferdinand: Vor der Auswahl, mich entweder auch gleich im Friedhof oder in einem Keller begraben zu lassen, hab' ich mich fürn letzteren entschieden und zwar in dem vom Grinzinger Bürgermeister.

(Lustig, immer mehr in Stimmung, alte durchtriebene Lustigkeit.)

Krack: Ah! — waren die Herren auf einer Weinprob' nach der Leich'?

Ferdinand: Wann die Gelegenheit da is', muß man s' benutzen; wer weiß, wann der wieder stirbt?

Dr. Ambros: Sauter, Sie improvisieren ja! Meine Herrschaften — es ist ja kein Wort wahr! Sie kompromittieren mich ja! Weil die Sonne so schön warm war, sind wir auf eine halbe Stunde eingekehrt und er hat das Gedicht (zieht ein Blatt hervor) gemacht.

Ferdinand: No sagen Sie's gleich, daß ich zum Röhren ang'fangt hab' wie ein alter Röhrbrunnen; wie ich an Zeiten gedacht hab', die vorüber sind!

Frau Lehner: Lesen Sie's vor, Herr Doktor!

Niedermayer: Bitt' schön!

Dr. Ambros:

Die Jugend floh vorüber,
Freuen hab' ich verlernt,
Mein Tag wird trüb und trüber,
Das Glück liegt weit entfernt.

Genuß und Lust entschwanden,
Frost hüllt mein Leben ein,
Seine Abende fanden
Mich immer noch allein.

So welk' ich ohne Früchte,
Ein Epheu ohne Stab,
Und stirb zuletzt und flüchte
Mich einsam in das Grab.

5. Szene.

(An dem Tisch in der Ecke links sitzt allein und unbeachtet eine dunkelgekleidete, verschleierte Frau.)

Gschwandtner (ist bei ihrem Tisch gestanden; er tritt an Sauter heran): Ferdl, eine Dame wartet schon langmächtig auf Dich, ich hab' vergessen, Dir's z'sagen; sie will mit Dir sprechen.

Gruber Franz: Mein Mali wird auf der Harfen vortragen.

(Ein junges Mädchen spielt ein balladenartiges Lied.)

Ferdinand (tritt an den Tisch): Ich bin in der nächsten Zeit für Damen nicht zu haben! — (überrascht) Marie!

Marie (schwarz, einfach gekleidet, schlägt erst vor Sauter den Schleier zurück): Ja. — Gott zum Gruß!

Ferdinand (betreten): Grüß Dich auch Gott! (In der Verlegenheit.) Bist schon lang da? Ich will sagen, ist der Anton auch da?... Schön, daß Euch doch noch an mich erinnert!

Marie: Ferdinand, kannst's halt nicht glauben, daß ich's wirklich bin, die jetzt vor Dir steht?... Ich habe länger Zeit gehabt, mich in den Augenblick hineinzudenken, mir alles zu überlegen; drum, glaube mir, ich hab' nicht mehr anders können...

Ferdinand (verlegen, fast hilflos): Na ja, wahrscheinlich. Sicher. Eine so g'scheite Frau wie Du?!

Marie: — Und so schlechte!

Ferdinand (unbehaglich): Ha! Du und eine schlechte Frau! Geh!

Marie (verhalten): Ich bin dem Anton davongegangen!

Ferdinand (erschrocken): Marie! — Was redest daher!

Marie: Er hat vorgestern eine Kommission in Hallein g'habt; eine Stund' nach ihm bin ich auf und davon. Vor einer Stund' bin ich beim „Goldenen Lamm" abgestiegen. — Ich kehre nicht mehr wieder in Antons Haus zurück!

Ferdinand: Marie — um Himmelswillen, was ist denn g'scheh'n?

Marie: „Geschehen" — nichts?! — Er hat mich gequält und getreten, gehöhnt und brutalisiert, bis mir das Herz gebrochen! Vom ersten Tag an! Je mehr er erfahren hat, wem meine Liebe gehört, desto gemeiner ist er von Tag zu Tag geworden!

Ferdinand: Das kann er! Wie nur die „anständigen", die honetten Menschen das können!

Marie: Was liegt hinter mir? — Aber Gott sei Dank, ich hab' das hingeworfen und mich befreit! Was weißt Du von einem solchen Kampf! Auf Tod und Leben ist's zwischen mir und Anton gegangen — aber jetzt bin ich die Stärkere!

Ferdinand: Was g'schieht denn mit Dein' Dirndl? Die wird ohne Mutter aufwachsen? Durch ein Haus gehen, in dem keine Mutter ist? In einem Betterl liegen, beten, träumen, sich fürchten — an dem keine Mutter sitzt?? Ohne meine Marie als ihre Mutter? —— Ja? Glaubst Du das? Ich nicht!!

Marie: Ferdinand — lieber in den Tod als zurück zu ihm! Eher tot sein als mit dem Mann weiterleben!

Ferdinand: Das glaub' ich Dir. Das Totsein ist die leichteste Kunst, das Leben zu ertragen. Das kann ein jeder!

Marie (tonlos, leise): Er hat mich — schlagen wollen...

Ferdinand: Das sieht dem Kerl ähnlich!

Marie: Das Leben ist ein finsterer Brunnen. Es kann eine Eisquelle, es kann eine Lacken drunten sein? Du solltest ihn mit seinen Blumen hantieren sehen! Keinem Blatterl, keinem Stengerl, keinem Stäuberl tut er weh.

Ferdinand: Eitelkeit! Aus Eitelkeit! Weil's sein Narrenfrack ausmacht, als ein Gelehrter zu gelten!

Marie: Und neulich hat er das Kind blau g'schlagen, weil's im Unverstand ein paar Blumen zerrissen hat!

Ferdinand: Ja, siehst, so gut sind die Braven, Rechtlichen, Angesehenen! Aber es ist einmal unsere Bestimmung, die auf unserm Buckel durchs Leben zu tragen! Dazu sind wir da; die mehr oder weniger großen „Lumpen“. Das ist so die Einteilung, — und Marie, es ist wider Lumpenehre, sich aufzulehnen, — Du mußt wieder zum Anton zurück.

Marie: Ferdinand! Das kann ich nicht! Du verlangst das von mir? Du??...

Ferdinand: Ja, Marie! — einmal im Leben behalt' ich meinen klaren Kopf! Du bist heut' die Frau von meinem Bruder. Eine anständige Frau, eine gute Mutter. — Dich zu verlocken, zu versuchen? Nein, Marie, das mag ich nicht auf mich nehmen! Verstehst! (Falsche Kälte anschlagend.) Damit Dir auch nicht schwerer ums Herz ist, als ich's verdien': — es ist aus. Wie Du damals gegangen bist, war's für mich vorüber.

Marie: Ferdinand!

Ferdinand: Du wirst Dich doch nicht kränken? Ich verdien's wirklich nicht! Um mich braucht Dir nicht leid sein! Dagegen hast beim Anton noch immer den Himmel auf Erden! Morgen fahrst wieder auf der Stell' nach Salzburg zurück.

Marie (tonlos): Jetzt ist mein ganzes Leben ausgelöscht! Ferdinand. Was hast Du getan?

Ferdinand: Dir und mir — unsere Achtung, unsere reine Erinnerung bewahrt! Ich hab' mir den einzigen Altar in einem Menschenherzen rein bewahrt. Du wirst einst an die Stunde denken, und es wird mich dann wenigstens ein Mensch segnen. Gott führ' Dich! Halt' Dich an Dein Kind. Es ist ein zehnmal stärkerer, besserer Stern als ich es sein kann. Behüt' Dich Gott!

(Er führt Marie bis zur Türe. Marie ab. — Ferdinand bleibt einige Augenblicke in Gedanken versunken, stehen. Die Harfenspielerin beendigt ihr Stück. Beifall.)

Ferdinand: Was ist das für ein Tag heut'? Es geistert... (Zur Gesellschaft, die sich indes um einen Gottscheer gruppierte und loste). Wer glaubt's, wer auch am Friedhof war? Die Selige!

Frau Lehner: A so was!

Gschwandtner: Hat s' Dich g'seh'n?

Ferdinand: „G'sehn!“ — Durch alle Leut' ist sie auf mich zukommen, hat mich begrüßt und mit mir diskuriert — wir waren auf einmal wieder die besten Freund!

Frau Nesparda: A so eine Falschheit!

Ferdinand: Wie s' so mit mir g'red't hat — war mir, als ob eigentlich gar nichts g'scheh'n wär', und sie hat auch gar nicht bemerkt, daß ich halbert schon umg'standen bin!

Krack: So eine Kanaille!

Ferdinand (scharf, abstellend, nachdrücklichst): Sie — geschätzter Spießer — b'halten Sie Ihre kostbare Meinung! Ich danke Ihnen für Ihre verständnisvolle Beurteilung. (Lächelnd.) Zum Schluß hat s' mich dringend eingeladen; ich muß bestimmt zu ihr kommen!... Mir scheint, so hat s' auch ang'fangen?

Frau Nesparda: Ah, da schaut's man her!

Kublicek: Die hatte Absichten, Herr von Sauter! Hitten S' Ihne!

Frau Lehner: Messalina!

Ferdinand: Gut möchte ich mich im Salon von der Blanche ausnehmen? Was?... Ich hab' auf mich selber ein Lied g'macht. Eine Melodie brauch' ich Franzl.

(Tritt zu Gruber. Sie probieren und suchen eine Melodie. Gruber geigt ihm leise ins Ohr.)

Ich möcht' nur wissen, was ich dem Schicksal getan haben muß, daß gar so eine grimmige Pikanterie auf mich hat? Wann ich mich auf d' Nacht im Bett auf die Seite leg', denk' ich mir: „Jetzt hab' ich's Schicksal hinter mir" — wie ich in der Früh munter werd', steht's vor meiner, lacht und druckt mich wieder nieder, eh' wenn ich noch aufg'standen bin.

Gruber Franzl: Herr von Sauter, wir haben's!

(Nach einer kurzen Introduktion singt er.)

Ferdinand:

Immer lustig lebt der Sauter,
Treu ist sein Gemüt und lauter
Aber —
Alles was er hat verhaut er,
Immer mehr und mehr — versaut er!

Tausend Hirngespinnste baut er
Und sich selber nicht vertraut er,
Aber —
Leider auch schon ergraut er,
Immer mehr und mehr — versaut er ...

(Wüstes Lachen, Getröhl voll Behagen und Beifall. Im Chorus wird nach jeder Strophe wiederholt)

„Alles was er hat verhaut er,
Immer mehr und mehr — versaut er!"

Eine Bandelkramerin (bietet in einem Korb ihre Waren feil): Für die Frau Gemahlin ein Paar Strumpfbandeln? Schöne Seidenbandeln! Miederschnürln?

Ferdinand: Meine Gemahlinnen sind versorgt! (Er wird von Frost geschüttelt.)

Frau Lehner: Marand Joseph — Was haben S' denn, Herr von Sauter?

Niedermayer: Wie er ausschaut!

Krack: Der Mensch g'hört ja ins Bett!

Ferdinand: Durch und durch g'froren bin ich!

Frau Nesparda: Ein' Glühwein, ein Glühwein! Herr von Sauter!

Gruber Franzl: Ein' Schluck Rum nehmen S'!

Ferdinand: Ja, ein' Rum gebt's mir! G'weht hat's auf dem Friedhof! Schön hat er g'red't, der Friedrich Kaiser. Schad', daß man's selber nimmer hören kann? Wann man tot ist ...

Dr. Ambros: Herr Sauter, Sie sollten nach Hause gehen.

Ferdinand: Aber Doktor — heut' und z'Haus' gehen! — Herrgott, Frauenzimmer ist halt die Wohlmut ein's! Herrgott, Doktor ... so schauen ... so gehen ... die Stimm'!! ... Himmel und Höll' sind bei der beieinand'!

Dr. Ambros: Lieber Sauter, Sie wissen, die Rezidiven sind gefährlicher als die Krankheiten ...

Ferdinand: Woran man stirbt, ist doch ganz egal. — Jetzt hat sie den Baron Szarvassi. (Mit seinen Gedanken abirrend.) Pfui Teufel — das ganze Leben! Knechten und frohnen für das bissel Essen und Schlafen, Jagen und Sorgen, um am Ende in der Totentruh' zu liegen ... Schenk' mir das Notenblattl. (Schreibt und spricht.)

„Leb' wohl, Du holdes, liebes Menschenkind,
O Welt! Du siehst wie Dichter närrisch sind,
Ob meine Wunden bluten, ob vernarben,
Dir reicht das Leben straflos gold'ne Garben!"

(Das Lokal wird leerer. Die Gäste zahlen nach und nach und gehen ab.)

Dr. Ambros: Herr Sauter, ich verlasse Sie jetzt, gehen Sie beizeiten ins Bett. Gute Nacht!

Ferdinand: Ich dank' schön. Herr Doktor, ins Bett? Freunderln ich muß mir jetzt g'schwind noch eine Wohnung suchen, ich bin heute nämlich ausgezogen und hab' noch kein Quartier. Da schaut's her, meine Effekten (er knöpft sich den Rock auf, zieht aus den inneren Taschen eine Meerschaumpfeife): meine Studierzimmer-Einrichtung (zieht einen Halskragen hervor), meine Wäsch'. (Aus der rückwärtigen Tasche einen Stiefelknecht) Möbelwagen brauch' ich keinen! (Ernste Stille.)

(Die Gäste flüstern und suchen den mitleidvollen Eindruck zu unterdrücken.)

Ferdinand: „Es ist ein bitteres Gefühl, wenn man so hungrig ist, daß man vor Durst nicht weiß, wo man die Nacht schlafen soll" — sagt der Nestroy.

Kubicek: Ja, bitt' scheen, Herr von Sauterr, ise schon bald zwelfe, werden S' Prifates nix mehr kriegen!

Lehner: Wann S' wollen, können S' die eine Nacht bei uns auf einer Sofa schlafen.

Ferdinand: Ein Wein Mariedl.

Gruber Franzl: Wo haben S' denn Ihre Gedicht'?

Ferdinand: Bei meinem Stück.

Krack: Wo haben S' denn 's Stück?

Ferdinand: Bei die Mohnbeugeln.

Frau Lehner: Wo??

Ferdinand: Jetzt werden Stück und Gedichte schon in Preßburg sein. Der Direktor hat mir das Stück zurückgeschickt; ich hab's mit sammt meine Gedicht bei der Ferdinandsbrücken ins Wasser g'schmissen!

Kubicek: Jeschusch!

Ferdinand: Was macht's denn für Spitalg'sichter?

Gruber Franzl: Wann Sie's so weiter treiben, bringen wir Sie noch ins Brünnlfeld!

Krack: Ja, aber Herr Sauter, das ist doch a Narrheit!

Sauter: Ich brauch s' nicht und die Leute wollen sie nicht, also was soll ich's denn mitschleppen? (Schüttelfrost.) Ich bring' die Kälte heut' nicht mehr an. (Zu Gschwandtner.) Gib mir noch einen Rum!

Gschwandtner: Du bist komplett verrückt!

Krack: Da hat die Lintscherl auf die Art eine G'sellschaft kriegt!

Kubicek: San die Gedichte ihr richtig nachg'schwumma auf die Donau.

Frau Lehner: Geht 's das ist unheimlich.

Ferdinand: Was ist's denn?

Niedermayer: Ja, Sie wissen ja noch gar nichts!

Kaschbach: Ein armes Ding!

Ferdinand: Was ist's denn?

Gschwandtner: D' Lintscherl mit samt ihrem kleinen Kind hat 's bei Hainburg ang'schwemmt.

Flinserl: No weiß man wenigstens, wo s' hinkommen ist.

Krack: I' hab' mir ja gleich denkt, daß 's so was sein wird.

Ferdinand (sinnend): Ist die richtig meinen Gedichten nach? Oder meine Gedichte ihr? Armes Ding. Selber noch ein Kind. An den armen Ludern übt sich halt die höhere Gerechtigkeit. O ja, es gibt eine Heimsuchuug und Vergeltung, aber nur für solche, wie ich, wie die Lintscherl. Wir armen Ludern dürfen nur einmal im Leben eine Gemeinheit begangen haben — Krach — hat uns die Fügung beim G'nick, druckt uns z'samm! Es ist überall das nämliche: ob einer im Großen oder im Kleinen stiehlt, ob die große Welt ehrlich ist, oder ob ein armes Mädel mit einem Kind sitzen bleibt! Ein Luder kriegt nach dem fünfundzwanzigsten verabschiedeten Amanten geschwind zwei andere: eine Lintscherl muß in die Donau. — — Lintscherl, daß Du fort hast müssen, ich bekomm's zu spüren! Einer reißt dem andern das Herz aus dem Leib! Das verfluchte Gefühl! Ich wollt', ich hätt' einen Brocken Blei statt dem viel zu viel Gefühl! Ein Fluch ist über uns armen Ludern!

Gruber Franzl: Herr von Sauter, dafür sind S' ein Dichter.

Ferdinand: Ich wollt', ich wär' der Meister Kudlicek und machte Schuh' und Stiefel.

Gschwandtner: Was philosophierst jetzt, versoffen hättest Dich ja doch!

Ferdinand: Nein, ich hätt' ja nicht notwendig g'habt, den Brand meines Genies zu löschen.

6. Szene.

Vier fast gleichgekleidete Männer in schwarzen Gottvaterröcken und hohen, unförmigen Zylindern schieben sich fast unbemerkt, gedeckt von den letzten, nun gehenden Gästen, herein. Nehmen fast scheu an dem Tisch rechts rückwärts Platz. Bestellen.

Lehner: Also kommen S' mit, Herr von Sauter?

Frau Lehner: Wir werden's Ihnen schon bequem machen.

Ferdinand: Jetzt schon? So zeitlich?

Gschwandtner: Na, es wär' für Dich heut' höchste Zeit. Lang laß' ich nimmer offen. Die Zeiten sind wirklich nicht darnach. Vierunddreißig Tote waren heut' am Hernalser Friedhof alleinig.

Gruber Franzl: Herr von Sauter, vergessen S' nicht auf die Vierzeiligen; zehn Stück mindestens brauch' ich; morgen muß ich sie haben.

Ferdinand: Wenn Du einen kleinen Vorschuß springen ließest? Es dichtet sich leichter und in die Unsterblichkeit werde ich Dir bis morgen ja nicht entspringen!

Gruber Franzl: Ein' Gulden derweil halt! Adjes! Geh' jetzt schlafen!

Stimmen (in- und durcheinander): Gute Nacht! Habe die Ehre! Dobrou noc!

(Von außen gedämpft)

„Auf der Gassen, auf der Gassen ...“

Gschwandtner: Bis die Herren ausgetrunken haben, mußt dann aber auch Du gehen. Servas! Ich geh' schlafen! (Dreht die Hälfte der Flammen ab.)

Ferdinand: Na ja, also — nacher geh' ich halt auch, wann man schon durchaus nicht gemütlich ein' Abend verbringen kann. Jetzt ist mir erst ein bissel besser.

Der erste der Männer (zu Gschwandtner): Der Herr hat wohl schon ein bissel was auf?

Gschwandtner (schon bei der Türe): Na, das alltägliche halt. Das ist der schon g'wöhnt.

Mariedl: Drum wird ihm ja jetzt langsam besser.

Gschwandtner (schon bei der Türe): Wo wirst denn eigentlich schlafen? (Sarkastisch.) Die Lintscherl ist auch nimmer da!

Mariedl: Und die Mariedl legt sich mit Hund nicht nieder, um mit Flöh' aufzustehen!

Gschwandtner: Servus! (Ab.)

7. Szene.

Ferdinand (steht langsam auf, schwankt, verglaste Augen, erloschener Blick): Mariedl, ich hab' Geld (zeigt ihr den Papiergulden). Siehst ihn? Ich kann's zahlen: zwei Liter Wein — — für die Herren (schwankt wieder zum Tisch).

Einer der Männer: Aber nein, danke, wir möchten schon gehen.

Ferdinand (energisch, bestimmt): Das gibt's nicht! Vom Z'hausgehen wird nicht g'redt. Wie ich sehe, hab' ich's mit Herren von Welt zu tun? Fein sind Sie beinand'.

(Der Ton der vier Männer ist ohne Mystik oder Symbolik; trocken, müd', stumpf, abgetrieben.)

Der Zweite: Das ist nicht unser G'wand; das ist das G'wand des Herrn.

Ferdinand: Sehr richtig, wir tragen alle nur das „G'wand des Herrn", dem einen seines schaut fein her, dem andern sein's schäbig. Aber es ist nur die Maskerad' vor der Seele, die im G'wand steckt. Meine Herren, ich weiß nämlich ganz bestimmt; unser Herrgott unterhalt sich fabelhaft über die Blödheit der Menschenwürmer, wie sie nämlich alle nur der Maskerad' aufsitzen, der Maskerade nachrennen!

Der Dritte (schenkt ein): Der edle Spender soll leben!

Alle: Dreimal hoch!

Ferdinand: Mariedl, geh' schlafen. Die Herren brauchen nichts mehr.

(Die Kellnerin dreht die letzten Flammen ab; zündet eine auf der Anrichte stehende Kerze an.)

Mariedl (wegwerfend): Zur Sicherheit! Die werden S' ja doch noch ausblasen können? (Ab.)

Ferdinand (plötzlich unvermittelt heftig, schreckhaft): Geb'n S' die Kerzen weg! Geb' S' die Kerzen weg! Ich mag keine Kerzen. (Fast krankhaft, heftig.) Da ist kein Toter. Ich hab' mir heute genug Kerzen g'seh'n! Noch sehe ich s' vor mir!

Der Erste: Aber — lassen S' es gut sein.

Der Zweite: Wir sind d'ran g'wöhnt.

Der Vierte: Mancher wär' froh, er könnt' sein Toten eine einzige Kerzen anzünden.

Ferdinand: Ich hab' mich gar nicht bekannt gemacht mit den Herren: Sauter. Ferdinand Sauter ist mein Name, er heißt aber nichts. Und seit heut' Nachmittag (weint lautlos) ist er für die Nachwelt auf der Donau in die ewige Vergessenheit hinabgeronnen. Nichts, nichts, gar nichts bleibt übrig.

Der Erste: Von keinem eigentlich.

Der Zweite: Das wissen wir zu gut!

Der Dritte: In ein kleines Kisterl geht, was nach 20 Jahren von jedem übrig ist!

Ferdinand (übertrieben lustig): Einschenken, einschenken, meine Herren! Das Leben soll leben! (Stoßen an.) Auf eine Art handel' ich nämlich mit Leben und Tod. Ich schreib' den Leuten, die sich das leisten können, auf ein schönes Papier, wie viel sie nach dem Tod ihren Erben wert sind. Ich „versicher'" den Leuten, daß ihr Tod nicht umsonst war. Ich schreibe Versicherungspolizzen. Ich bin aber auch ein höherer Schreiber; ich schreib' auch Gedichte.

Der Zweite: Wie's in die Bücheln stehen?

Der Dritte (grob, kurz angebunden): Wenn S' auch b'soffen sind, anlügen lassen wir uns nicht.

Ferdinand: Wer ist b'soffen? Wer hat den Sauter jemals b'soffen g'sehn, wer? Aber, meine Herren, das ist eine Frage von höchster Tragweite, die Sie mir lösen müssen: Kennen Sie den Wert eines Bettes? Können Sie mir ein Bett geben? Wer gibt mir ein Bett? Das ist die Frage.

Der Erste (verschmitzt lächelnd): Wir können's schon.

Der Zweite: Nur warm ist's halt nicht!

Der Dritte: Und dann sind Sie noch nicht so weit.
Der Vierte: Aber wann S' soweit sind...
Der Erste: ...werden wir schon auf Sie schauen...
Der Zweite: Als gelt's Gott fürn Wein!
Ferdinand (von einem plötzlichen Grauen erfaßt): Wer seid's Ihr denn eigentlich??
Zwei von ihnen: Wir sind vom Spital.
Ferdinand: Von welchem Spital?
Der Dritte: No, von drent...
Ferdinand (tödlich erschrocken): Vom Choleraspital? Was, was, was macht's denn dort??
Der Vierte: No, am Friedhof bringen wir s'...
Der Zweite: Heute waren 's achtundfünfzig...
Ferdinand (mit allen Zeichen des Grauens von ihnen abgewendet): Und jetzt kommt's Ihr von dem sympathischen G'schäft?
Der Erste (ganz unpathetisch): Jeder will leben.
Der Zweite: Wir haben nichts zum Beißen.
Der Dritte (selbstverständlich): Wenn ich nur ein ganzes Hemd am Leib hätte!

(Ferdinand geht nicht mehr in ihre Nähe, bebt und fiebert in Angst und Erregung, er ist nach dem Hintergrund getreten, nimmt ein in Zeitungspapier gewickeltes Paket an sich, öffnet es. Es befindet sich darin ein Hemd, ein Buch, ein Paar Socken, ein Halsbindel; reicht dem letzten Sprecher ängstlich das Hemd.)

Ferdinand: Nehmen Sie es. (Bittend, weinend wie ein Kind.) Wann ich Euch unter die Händ' komm', tut's mir nicht weh. — Sterben jetzt viel' Leut'?
Der Erste: Viel.
Ferdinand: Wenn es sein sollte, daß ich...? Sagt dem Gschwandtner, das soll auf dem Grab steh'n. (Er sucht aus einer alten abgegriffenen Brieftasche ein Briefblatt. Wirft sich gebrochen und fassungslos auf einen Stuhl, gießt rasch nacheinander zwei Gläser voll, die er jedesmal rasch hinuntertrinkt.)

(Einer der Männer versucht, indes ein anderer die Kerze hält, alle vier dicht beisammenstehend, das Blatt zu lesen.)

Der Erste: Ich kann nicht lesen; ich hab' so schlechte Augen.
Der Zweite: Gib her. (Nach einem Augenblick.) Ich kann' nur 'Druckt's lesen.
Der Dritte: Ich hab's nie g'lernt.
Der Vierte (zu Ferdinand): Sind S' so gut...
Alle Vier: ...lesen Sie es.
Ferdinand (umgeben von den vier Männern, einer hält die Kerze):

„Viel genossen, viel gelitten,
Und das Glück lag in der Mitten;
Viel empfunden, nichts erworben,
Froh gelebt und leicht gestorben.

Fragt nicht nach der Zahl der Jahre —
Kein Kalender ist die Bahre,
Und der Mensch im Leichentuch
Bleibt ein zugeklapptes Buch.

Deshalb, Wandrer, zieh' doch weiter,
Denn Verwesung stimmt nicht heiter."

Der Dritte (nach einer Pause): Er ist wirklich einer, der Bücheln schreibt.

Der Vierte: Schön ist das.

Der Erste: Weil's wahr ist.

Ferdinand (wie aus einer Starrheit erwachend): Kommt's her! Ihr seid's ja ganz rare Leut'.
(Wie unter einem momentanen Einfall bedeutungsvoll.) Der Tod — soll leben! (Langt nach nach der Gitarre und singt)

„Immer lustig lebt der Sauter
Treu ist sein Gemüt und lauter
Alles was er hat, verhaut er,
Immer mehr und mehr — versaut er!"

(Pascht in die Hände, tanzt mit einem Juchezer, die Gitarre im Arm, ein paar Schritte)
Verkauft's mein G'wand, ich fahr' in' Himmel! In den Himmel voller Geigen!
(Er wankt zum Stuhl, fällt dann auf den Sitz, schlägt mit dem Sessel hinten um und stürzt der Länge nach auf den Boden, bleibt regungslos liegen.)

Der Erste: Den hat's ordentlich!

Der Dritte: Schauen wir, daß wir weiter kommen.

Der Vierte: Da können wir ihn doch nicht liegen lassen.

Der Erste: So ein versoffener Kerl!
(Sie heben Ferdinand auf einen Stuhl beim Tisch, dabei fallen Gläser um, rinnt Bier und Wein auf den Boden; ein Glas stürzt hinab, zerbricht.)

Der Zweite: Scherben!

Der Dritte: G'hören zu ihm.
(Stellen die Kerzen zu Ferdinand, dann lautlos ab.)

8. Szene.

(Ohne daß die Türe sich öffnet oder sich wieder schließt, schweben von rückwärts nach vorne rechts: eine wachsbleiche, ernste Frau, nicht alt — gegen fünfzig — ein Gebetbuch und Rosenkranz in den Fingern: Sauters Mutter.)

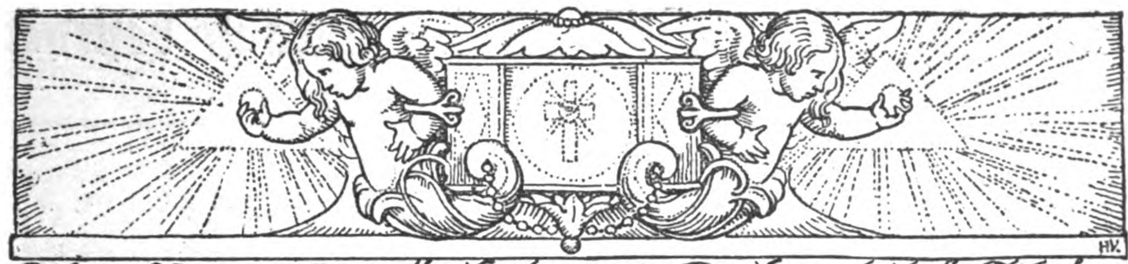
Ferdinand (stöhnt gequält und bang auf): Mutter, Mutter, Mutter — kommst' endlich?
(Marie in der Kleidung des letzten Aktes, ein kleines Kind an der Hand führend, mit Wiesenblumen in den Händchen, gegen Ferdinand winkend;
Lintscherl, ein Wickelkind an sich gepreßt, mit geschlossenen Augen, gelösten Haaren, zerfetzten Kleidern, unsäglich elend, schleichend wie ein Schatten;
Blanche in großer Toilette, schön, strahlend, lebhaft, am Arm zweier eleganter Kavaliere, indem sie einem dritten, rückwärts folgenden, zunickt, zuwinkt, zulacht.
Alle Erscheinenden richten ihre Blicke und ihr Spiel auf Ferdinand.)

9. Szene.

Ferdinand (zur Besinnung zurückkehrend, erhebt sich langsam. Alle Zeichen panischen Schreckens):
Leb' wohl, bitter, süßes Menschenleben!
Aus der Narrenwahn! Das falsche Lied zu End'!

(Eilt auf das Fenster rückwärts zu, reißt die Schnur der Jalousie mit einem Ruck ab, wirft sie über das Fensterkreuz, macht eine Schlinge, trifft Anstalten, sie um den Hals zu werfen. Indes fällt sehr rasch der Vorhang.)

*



Aus des Wächters Schatzkästlein

Ein oberschlesisches Stammbuch mit Eintragungen der Brüder Joseph und Wilhelm von Eichendorff

Von Alfons Nowack

In den Tagebüchern Joseph von Eichendorffs begegnet uns häufig Pfarrer Johann Wodars von Slawikau. Er stammte aus Oppeln, wurde 1790 zum Priester geweiht, amtierte als Kaplan in Kosel und Dittmerau, sodann als Pfarrverweser in Rzetzitz und kam 1802 als Administrator nach Slawikau, wo er bis zu seinem am 10. Februar 1827 erfolgten Tode wirkte. Schon aus seiner Rzetzitzer Zeit datieren seine Beziehungen zur Familie des Freiherrn Adolf von Eichendorff in Lubowitz, der er in treuer Freundschaft ergeben blieb. Die jungen Barone Joseph und Wilhelm waren dem jovialen Pfarrherrn, der wie der Lubowitzer „Herr Kaplan", P. Ciupke, die harmlosen Erlustigungen seiner jungen Freunde gern mitmachte, sehr zugetan, und gar oft wanderten sie von Lubowitz auf dem prächtigen Höhenwege, der wahrhaft romantische Blicke auf das tiefliegende grüne Odertal, dunkle Nadelwälder und die blauen Beskiden eröffnet, zu dem gastlichen Pfarrhof neben der hochgelegenen Kirche im nahen Slawikau. Aus dem Nachlaß des Pfarrers Wodars hat sich nun ein in Leder gebundenes Stammbuch erhalten, das mir durch die Liebenswürdigkeit eines Confraters zugänglich gemacht wurde. Es enthält unter den vielen Freundschaftsbeteuerungen in Poesie und Prosa aus der Zeit zwischen 1789 und 1808 auch mehrere Eintragungen, die als ein Niederschlag seiner Beziehungen zu Lubowitz zu bezeichnen sind. Besonders interessieren uns die hier wiedergegebenen Eintragungen der Brüder Wilhelm und Joseph von Eichendorff.

Blättern wir in dem Stammbuche weiter, so fesselt uns bald ein weißes eingeheftetes Seidenblatt mit folgenden von einem Blumenkranz umschlossenen Versen:

Freund!
Hast du Einen Freund
Bist du in wahrheit
Reich.
Hast du derselben Zwey
Ist dir kein König gleich.
Von mehreren sage nicht,
Dergleichen ist zu rar.
Daß Freunde so gemein,
ist in der That nicht wahr.

hiemit Empfehlet sich Ihre Freundin
die Aufrichtige M. H.

Die Buchstaben M. H. bedeuten vielleicht: Madame Hahmann. Diese Dame war bekanntlich die Gemahlin des Justitiars Hochmann in Ratibor, für die nach Ausweis der Eichendorffschen Tagebücher die Brüder Eichendorff als Studenten eine schwärmerische Verehrung hegten.

Einige Seiten später begegnet uns noch eine aus den Tagebüchern wohlbekannte Persönlichkeit, die der junge Eichendorff als seinen „Genius von 1806" bezeichnet, und deren Abreise aus Ganjowitz für ihn das „Ende des goldenen Zeitalters von 1806" bedeutete. Eichendorff nennt sie nur „Philippinchen". Aus dem Stammbuch erfahren wir auch ihren Familiennamen Böhm. Sie empfiehlt sich dem Pfarrer Wodars, in dessen Parochie sie als Gast der ihr verwandten oder befreundeten Familie Adametz weilte, mit folgenden sympathischen Versen:

Viel Wesens mach ich nicht,
der Falschheit binn ich Feindt.
Doch der es redlich meindt
Das ist mein wahrer Freind.

Ganjowitz den 18ten Novemb. 1805.
Philippine Böhm.

Die übrigen Eintragungen Lubowitzer Persönlichkeiten sind bedeutungslos.

Wie die sieben Schwaben den Strauß bestehen

Von Ludwig Aurbacher

Da es nun aber an dem ist, daß ich dir, günstiger Leser, das größte und gefährlichste Abenteuer erzählen soll, welches die sieben Schwaben bestanden: so befinde ich mich in keiner kleinen Verlegenheit, wie ich die Sache der Wahrheit gemäß darstellen soll. Denn weil ich die Tat, leider! nicht selbst mitgetan, so mußte ich sie eben von jenen vernehmen, die, wie verlautet, dabei gewesen; absonderlich von dem Seehasen, dem Anführer der Helden und dem Verkündiger ihres Heldentums. Der aber, wie du weißt, ist ein Erzlügner gewesen, ein Windbeutel, ein Ploderer (Schwäter), ein Märensager von Haus aus. Und die übrigen, mit Respekt zu melden, verdienen wohl ebensowenig Glauben; denn jeder, wie leicht zu vermuten, wird nur zu eignen Gunsten erzählet und seinen Part am Abenteuer herausgestrichen haben. In solcher Not, was soll der Geschichtsschreiber tun? Ohne Zweifel das Beste. Und so will ich denn die Historie also nehmen und geben, wie sie mir als die natürlichste und wahrhaftigste erscheint. Andere machen es auch nicht anders im andern. — Es sei also kund und zu wissen, wie daß die sieben Schwaben in den Strauß zogen, hübsch langsam voran gegen den Bach zu, wo, wie der Seehas sagte, der Drach sein Nest hatte. Als sie schon ganz nahe waren, sagte der Spiegelschwab: „Mich grimmt's im Bauch, und ich muß abseiten". Das wollte der Allgäuer nicht leiden, und er sagte: Er sollte mit den andern mitmachen und nicht apart tun. Der Spiegelschwab versetzte: Er wolle ja nur spionieren gehen, wo das Tier stecke. „Laß es stecken", sagte der Allgäuer, „wo es steckt, und bleib, sag ich". — „Jetzt seid stät (still) und haltet's Maul", rief der Seehas, „und lugt und los't". Und wie sie nun gegen den Busch weiter vordringen und lugen und losen, siehe, da liegt ein Has im Busch, der lugt und los't auch und macht ein Männle und erschrickt und lauft davon. Die sieben Schwaben aber blieben stehen ganz erstaunt und erstarrt. „Hast's geseh'n? hast's geseh'n?" rief einer um den andern; „und es war so groß wie ein Pudelhund — wie ein Mastochs — wie ein Trampeltier", sagte einer um den andern. „Bygost!" sagte zuletzt der Allgäuer, „wenn das kein Has gewesen, so weiß ich den Grindten von keinem Büchel (Anhöhe) zu unterscheiden". — „Nun ja, Has hin, Has her!" sagte der Seehas, „ein Seehas ist halt größer und grimmiger als alle Hasen im heiligen deutschen Reich". Und das hat er gut gemacht.

*

Ludwig Aurbacher, geboren am 26. August 1784 zu Türkheim, gestorben am 25. Mai 1847 zu München, von 1809 bis 1834 Professor am Kadettenkorps daselbst, veröffentlichte 1827 im ersten Teil seines Volksbüchleins „Die Abentheuer von den Sieben Schwaben", die 1832 mit Lithographien Schwinds nach Zeichnungen von Fellner in einer köstlichen Ausgabe gesondert erschienen.

Der Verlag Parcus u. Co. in München, Pilotystraße 7, veranstaltet nun einen Luxusdruck dieses außerordentlich seltenen Werkes, der nach Ostern zur Ausgabe gelangen soll (für die Mitglieder des „Eichendorff-Bundes" zum halben Preise). Dieser diplomatisch getreue Nachdruck (Ausgabe A und B), von dem wir ein Probebild in bescheidener Ausführung unsern Lesern vorlegen, ist nahezu vergriffen. Über die wenigen noch vorhandenen Stücke erteilt der Verlag bereitwilligst Auskunft. Eine billige moderne Ausgabe des Textes ohne die wertvollen Bilder des Originals verdanken wir Heinrich Mohr, der die Abenteuer unter dem Titel „Der Kriegszug der Sieben Schwaben" (bei Herder in Freiburg) kürzlich neuerdings herausgebracht hat.

Spruchweisheit

Aus dem kleinsten Kammerfenster
Kannst du in den Himmel sehn.
In dem engsten Vaterlande
Lernt der Mensch die Welt verstehn.

Lerne groß erst sein im Kleinen,
Aber dann im Großen klein,
Und im Großen wie im Kleinen
Wird dein Maß das rechte sein.

Friedrich Rückert



Volk und Staat

Gedanken aus Fichtes „Reden an die deutsche Nation"

Die Zeit erscheint mir wie ein Schatten, der über seinem Leichnam, aus dem soeben ein Heer von Krankheiten ihn herausgetrieben, steht und jammert, und seinen Blick nicht loszureißen vermag von der ehedem so geliebten Hülle und verzweifelnd alle Mittel versucht, um wieder hineinzukommen in die Behausung der Seuchen. Zwar haben schon die belebenden Lüfte der andern Welt, in die die abgeschiedene eingetreten, sie aufgenommen in sich, und umgeben sie mit warmem Liebeshauche, zwar begrüßen sie schon freudig heimliche Stimmen der Schwestern, und heißen sie willkommen, zwar regt es sich schon und dehnt sich in ihrem Innern nach allen Richtungen hin, um die herrlichere Gestalt, zu der sie erwachsen soll, zu entwickeln; aber noch hat sie kein Gefühl für diese Lüfte, oder Gehör für diese Stimmen, oder wenn sie es hätte, so ist sie aufgegangen in Schmerz über ihren Verlust, mit welchem sie zugleich sich selbst verloren zu haben glaubt. Was ist mit ihr zu tun? Auch die Morgenröte der neuen Welt ist schon angebrochen, und vergoldet schon die Spitzen der Berge, und bildet vor den Tag, der da kommen soll.

* * *

Die bisherige Staatskunst, als die Erziehung des gesellschaftlichen Menschen, setzte als sichere und ohne Ausnahme geltende Regel voraus, daß jedermann sein eigenes sinnliches Wohlsein liebe und wolle, und sie knüpfte an diese natürliche Liebe durch Furcht und Hoffnung künstlich den guten Willen, den sie wollte, das Interesse für das gemeine Wesen. Abgerechnet, daß bei dieser Erziehungsweise der äußerlich zum unschädlichen oder brauchbaren Bürger gewordene dennoch innerlich ein schlechter Mensch bleibt, denn darin eben besteht die Schlechtigkeit, daß man nur sein sinnliches Wohlsein liebe, und nur durch Furcht oder Hoffnung für dieses, sei es nun im gegenwärtigen, oder in einem künftigen Leben bewegt werden könne; — dieses abgerechnet, haben wir schon oben ersehen, daß diese Maßregel für uns nicht mehr anwendbar ist, indem Furcht und Hoffnung nicht mehr für uns, sondern gegen uns dienen, und die sinnliche Selbstliebe auf keine Weise in unsern Vorteil gezogen werden kann. Wir sind daher sogar durch die Not gedrungen, innerlich und im Grunde gute Menschen bilden zu wollen, indem nur in solchen die deutsche Nation noch fortdauern kann, durch schlechte aber notwendig mit dem Auslande zusammenfließt. Wir müssen darum an die Stelle jener Selbstliebe, an welche nichts Gutes für uns sich länger knüpfen läßt, eine andere Liebe, die unmittelbar auf das Gute, schlechtweg als solches, und um sein selbst willen gehe, in den Gemütern aller, die wir zu unsrer Nation rechnen, setzen und begründen.

* * *

Man hat erlebt, daß Nationen ins Angesicht gesagt worden, sie bedürften nicht so vieler Freiheit als etwa manche andre Nation. Diese Rede kann sogar eine Schonung und Milderung enthalten, indem man eigentlich sagen wollte, sie könnte so viele Freiheit gar nicht ertragen, und nur eine hohe Strenge könne verhindern, daß sie sich nicht untereinander selber aufrieben. Wenn aber die Worte also genommen werden, wie sie gesagt sind, so sind sie wahr unter der Voraussetzung, daß eine solche Nation des ursprünglichen Lebens und des Triebes nach solchem durchaus unfähig sei. Eine solche Nation, falls eine solche, in der auch nicht wenige Edlere eine Ausnahme von der allgemeinen Regel machten, möglich sein sollte, bedürfte in der Tat gar keiner Freiheit, denn diese ist nur für die höhern, über den Staat hinausliegenden Zwecke; sie bedarf bloß der Bezähmung und Abrichtung, damit die einzelnen friedlich nebeneinander bestehen, und damit dies Ganze zu einem tüchtigen Mittel für willkürlich zusetzende außer ihr liegende Zwecke zubereitet werde. Wir können unentschieden lassen, ob man von irgendeiner Nation dies mit Wahrheit sagen

könne; so viel ist klar, daß ein ursprüngliches Volk der Freiheit bedarf, daß diese das Unterpfand ist seines Beharrens als ursprünglich und daß es in seiner Fortdauer einen immer höher steigenden Grad derselben ohne alle Gefahr erträgt. Und dies ist das erste Stück, in Rücksicht dessen die Vaterlandsliebe den Staat selbst regieren muß.

* * *

Die ersten, ursprünglichen und wahrhaft natürlichen Grenzen der Staaten sind ohne Zweifel ihre innern Grenzen. Was dieselbe Sprache redet, das ist schon vor aller menschlichen Kunst vorher durch die bloße Natur mit einer Menge von unsichtbaren Banden aneinandergeknüpft; es versteht sich untereinander und ist fähig, sich immerfort klarer zu verständigen, es gehört zusammen und ist natürlich eins und ein unzertrennliches Ganzes. Ein solches kann kein Volk anderer Abkunft und Sprache in sich aufnehmen und mit sich vermischen wollen, ohne wenigstens fürs erste sich zu verwirren und den gleichmäßigen Fortgang seiner Bildung mächtig zu stören. Aus dieser innern, durch die geistige Natur des Menschen selbst gezogenen Grenze ergibt sich erst die äußere Begrenzung der Wohnsitze, als die Folge von jener, und in der natürlichen Ansicht der Dinge sind keineswegs die Menschen, welche innerhalb gewisser Berge und Flüsse wohnen, um deswillen ein Volk, sondern umgekehrt wohnen die Menschen beisammen, und wenn ihr Glück es so gefügt hat, durch Flüsse und Berge gedeckt, weil sie schon früher durch ein weit höheres Naturgesetz ein Volk waren.

* * *

Unter den einzelnen und besondern Mitteln, den deutschen Geist wieder zu heben, würde es ein sehr kräftiges sein, wenn wir eine begeisternde Geschichte der Deutschen aus diesem Zeitraum (der Hochblüte der städtischen Gemeinwesen in Deutschland. D. W.) hätten, die da National- und Volksbuch würde, so wie Bibel oder Gesangbuch es sind, so lange, bis wir selbst wiederum etwas des Aufzeichnens Wertes hervorbrächten. Nur müßte eine solche Geschichte nicht etwa chronikenmäßig die Taten und Ereignisse aufzählen, sondern sie müßte uns, wunderbar ergreifend und ohne unser eignes Zutun oder klares Bewußtsein, mitten hinein versetzen in das Leben jener Zeit, so daß wir selbst mit ihnen zu gehen, zu stehen, zu beschließen, zu handeln schienen, und dies nicht durch kindische und tändelnde Erdichtung, wie es so viele historische Romane getan haben, sondern durch Wahrheit; und aus diesem ihrem Leben müßte sie die Taten und Ereignisse, als Belege desselben, hervorblicken lassen. Ein solches Werk könnte zwar nur die Frucht von ausgebreiteten Kenntnissen sein, und von Forschungen, die vielleicht noch niemals angestellt sind, aber die Ausstellung dieser Kenntnisse und Forschungen müßte uns der Verfasser ersparen und nur lediglich die gereifte Frucht uns vorlegen in der gegenwärtigen Sprache, auf eine jedwedem Deutschen ohne Ausnahme verständliche Weise. Außer jenen historischen Kenntnissen würde ein solches Werk auch noch ein hohes Maß philosophischen Geistes erfordern, der ebensowenig sich zur Schau ausstellte; und vor allem ein treues und liebendes Gemüt.

Deutschland / Von Daniel Jacoby

1.

Die Deutschen liebt' ich stets und lieb sie jetzt erst recht,
Trotz manchen Fehlern doch ein adliges Geschlecht!
Prüf alle Völker rings, und du wirst gern gestehn:
Auf dieser Erde hab ich bessre nicht gesehn.

2.

Wollt ihr den Frieden, so kämpfet für ihn, doch meidet die Zwietracht,
Jedes gehässige Wort bringt nur den Feinden Gewinn.
Fort mit den alten Gebrechen! Wir waren der Spielball der Fremden,
Wenn statt Brudergefühl Deutsche beherrschte der Haß.



Briefe Friedrich Ludwig Jahns

Kürzlich ist bei Erich Matthes in Leipzig der erste Band einer Sammlung von Briefen des Turnvaters Jahn erschienen, die für die Kenntnis nicht nur des Begründers der deutschen Turnerei, sondern auch für die Geschichte des Turnwesens von Bedeutung ist. Ein Urenkel Jahns, Friedrich Quehl, teilt darin bisher unveröffentlichte Briefe mit und erläutert sie. Im Mittelpunkt des Briefwechsels stehen neben Jahn Fr. W. Schwabe und Wilhelm Lübeck, beide lange Jahre hindurch Träger der Jahnschen Gedanken nach außen hin; die an sie gerichteten Briefe geben Zeugnis von Freud und Leid, von deutscher Art und deutscher Treue". Jahns Eigenart tritt vielleicht am reinsten in dem folgenden Briefe an Lübeck vom 12. Oktober 1842 hervor. Jahn schreibt:

„Nach dem großen Brande, wo ich Bücher und Handschriften und sämtliche Habe verlor, ohne nur etwas versichert zu haben, mußte ich mit den Meinigen, in mehreren Häusern zerstreut wohnen. Eine wohnliche Miethe war nicht zu bekommen. Anders wo sich nieder zu lassen, hätte viel Umstände gemacht. Dazu war die Einwilligung mehrerer Behörden erst einzuholen, auch fehlten die Mittel zum Umzug, und dann war es auch mit einer 70jährigen Schwiegermutter und einer 80jährigen Muhme nicht räthlich.

Nothgedrungen entschloß ich mich zur Erwerbung eines Grundstückes, und zum Bau eines eigenen Hauses. Die Gegend von Freiburg, die bald Dresden, bald Andern noch ähnelt, hatte immer viel Reiz für mich gehabt, und war mir als Grabstätte zeitlichen Glückes noch lieber. Durchzogen von einem zauberischen Faden der älteren, mittleren, neueren und neuesten Geschichte, kann die Mündung der goldenen Aue, niemals in Vergessenheit sinken, wenn selbst die Sage verstummte, so das ehrwürdige Landgrafenschloß mit Sinngrün bekränzt hat. Aus meinem Fenster erblicke ich die Fluchtstraße der von Leipzig Entronnenen, mit den Stätten der Nothbrücken, und aus meiner Hausthüre den Wald, der den Anmarsch von York deckte, als er mit schwacher Mannschaft, die Fliehenden in eine Heereszeile drängte.

So wird meine Besitzung immer Werth behalten, der sich noch mehren muß, wenn erst eine Eisenbahn Thüringen wegsamer macht. Der Minister Graf von Stollberg kennt die Lage, und nahm sie noch während meines Baues in Augenschein. Dennoch möchte sich auch hier das Sprichwort bewahren: „Thoren bauen Häuser, Kluge bewohnen sie."

Wohl habe ich die Mühseligkeit geahnet als ich den Bau begann, aber ich konnte vogelfreies Insteln nicht länger ertragen, auch mußte ich Beschäftigung suchen, und mein Werkzeug war vernichtet. Ich machte mich ansäßig, um nicht mit Heimathlosen und Besitzlosen vermengt zu werden. Mein eigener Herd sollte für meine Gesinnung Geißel sein, und für meine Grundsätze Bürgeschaft leisten. Ich wählte die Neupreußische Landschaft, so noch immer einer ihren Schlabberndorf erwartet. Dadurch bewieß ich der Menge Vertrauen zur jetzigen Ordnung; und Glauben an die Festigkeit des gegenwärtigen Besitzstandes, weil nach dem Volksglauben kein Storch nistet, wo Unheil und Umkehr bevorsteht. Zwar ist die alte Gewohnheit im Erlöschen, aber die wahre Zuneigung muß erst erzeugt und geboren werden. Und dazu gehören Vorsteher an den Bildungsanstalten für Lehrer, so die Inschrift des Landwehrkreuzes im Herzen tragen, und beherzigen, daß der Buchstabe tödtet, der Geist aber lebendig macht. Um so mehr habe ich in der Wahl meines Wohnsitzes vaterländischen Beruf gefunden, und in der Geltung als „Stockpreuße" ruhmvollen Lohn. Ich habe ihn ehrlich, aber ehrenvoll verdient. Denn nie habe ich auf die früheren Herscher geschmählt; was sie begonnen, nicht lieblos gerügt; was sie unterlassen, nicht hart bekrittelt. Noch meinem Glauben, daß Vergangenes der Nothwendigkeit verfallen, wie die Zukunft der Freiheit gehört, und die Zukunft eben so gut unter dem Walten der Vorsehung steht, als das Zugelassene des Geschehenen. — Habe ich das Aufkommen des Hauses Zollern betrachtet, und sein beinahe halbtausendjähriges Steigen.

Das begreifen auch die Thüringer, wie ihre Landschaft, die Inhaberinn der Pässe und Thore,

sonst nur der franzenvolle Saum des Staates, jetzt erst wieder hier unter gemäße Bedeutung erlangt, wo sie den Osten und Westen des größten Deutsch redenden Reiches vermittelt.

Und so hat mich mein Gewissen, bei Kummer und Sorgen getröstet, daß ich auch in meiner Zurückgezogenheit, immerdar des Vaterlandes freiwilliger Anwalt geblieben. Ich hoffe aber auch noch Besseres und Größeres zu leisten, wenn mir die Ausführung einer wissenschaftlichen Reise durch Deutschland, zur Erforschung unseres Alterthumes gelingt. Das ist Ehrensache für mich, weil ich mich zur Herausgabe eines solchen Werkes zu vorschnell verpflichtet. Nun bin ich aber ein höriger Mann meiner Schulden, Leibeigener meiner Gläubiger, die mich drücken und drängen. Es sind darunter viele Kleine und Geringe, so das ihrige nöthig gebrauchen. Da möchte ich lieber Einem schulden, als Vielen, besser einem Großen, als einer Menge, der es an unmündigen Reden nicht fehlt. Wiederum möchte ich nicht gern, daß meine Gläubiger von Gerichtswegen aufgerufen würden, zur Feststellung der gesetzlichen Abzüge. Das würde unnöthigen Lärm machen.

Mein einziges Bestreben geht dahin, auf eine anständige Art auszuleben, ohne der werdenden Zeit lästig zu werden. Freunde wollten sich immer öffentlich annehmen. Das habe ich verbeten und verboten.

Es wiedert mich an ein Schriftsteller von Handwerk zu sein, und ein täglicher Ausrufer in öffentlichen Blättern. Glaube ich, eines zeitgemäßen Wertes mächtig zu sein; so rede und schreibe ich, wie in dem gedruckten Brief, der an den ausübenden Arzt Dr. Lortet zu Lyon den französischen Uebersetzer meiner Schriften gerichtet, in der Leipziger Deutschen Allgemeinen Zeitung erschienen ist. Fr. L. J."

Briefe an Friedrich Schlegel / Von Ewald Reinhard

Der bekannte Freiburger Historiker, Hofrat Finke, dem wir kenntnisreiche Biographien über die Düsseldorfer Maler Carl Müller und Ittenbach verdanken (ebenfalls als Vereinsgaben der Görres-Gesellschaft erschienen), liefert mit dem vorliegenden Bande*) auch einen wichtigen Beitrag zur Schlegelforschung. Die Briefe stammen aus dem Nachlaß der Familie von Philipp Veit, dem treuen Freunde Eichendorffs; sie werden von Finke mit einer gründlichen Einleitung versehen, aus der uns die Feststellung der Tatsache am wichtigsten dünkt, daß nach brieflichen Äußerungen Dorotheas auf weitere Brieffunde, d. h. von Briefen, an Schlegel gerichtet, nicht zu rechnen ist. Dorothea läßt nämlich durchblicken, daß, wie die Briefe August Wilhelms vernichtet worden, auch die übrigen Korrespondenzen verbrannt worden sind. Finke meint mit Recht, daß nach diesen Feststellungen die Sammlung der Briefe an Schlegel an Wert gewinnt.

Finke teilt die Briefe ein in Gelehrtenbriefe — unter den Adressenten erscheinen Namen wie Creuzer, Schleiermacher, Baader und Adam Müller —, in Briefe zur Kunst — von Interesse sind Briefschreiber wie Sulpiz Boisserée, Maler Müller, Overbeck und Philipp Veit —, in kirchenpolitische Briefe und Briefe zu Schlegels Nachlaß. Den Briefen ist jedesmal eine Charakteristik des Briefschreibers vorangeschickt, mitunter sind auch Schreiben an Dorothea Schlegel angezogen. Es ist selbstredend unmöglich, den Inhalt der Briefe hier zu skizzieren; man wird es im allgemeinen bedauern, daß es sich meist nur um Einzelbriefe handelt; mit den meisten Briefen ist Baader vertreten; aber immerhin mag das manchen anregen, hie und da zu nippen. Es wird das in jedem Leser ein Staunen hervorrufen über die umfassenden Interessen, welche Schlegel vertrat. Wir aber sehen mit Spannung den weiteren Veröffentlichungen Finkes über Friedrich von Schlegel entgegen. Er verspricht uns zunächst Briefe aus den Jahren 1818 bis 1820; sie würden in dankenswerter Weise Stoff zur Beurteilung des späteren Schlegel bieten, dem nach dem Vorgange von Muckermann eine gesteigertere Aufmerksamkeit zugewendet werden möge.

Aus der reichen Fülle des bisher dargebotenen Materials seien hier Äußerungen Schleiermachers hervorgehoben, die der berühmte protestantische Theologe seinem Jugendfreund Friedrich Schlegel nach dessen Übertritt zur katholischen Kirche brieflich übermittelt hat. Sie bilden eine Antwort auf ein Schreiben desselben vom 9. Juni 1808 und einige Dedikationsexemplare. Schleiermacher ist ihm diese Antwort über ein Jahr lang schuldig geblieben. Denn die von Finke mitgeteilte Epistel trägt das Datum: Berlin, den 18. Julius 09.

*) Professor Dr. Heinrich Finke: Briefe an Friedrich Schlegel. Köln 1917. Kommissionsverlag und Druck von J. P. Bachem. (2. Vereinsschrift der Görres-Gesellschaft.)



Zu Aurbachers „Abenteuer von den sieben Schwaben“

„Lieber Freund", beginnt Schleiermacher. „Nur weil ich Dir recht ausführlich schreiben wollte, ist es immer nicht geschehen. Ob ich heute zur Ausführlichkeit kommen werde, weiß ich freilich auch noch nicht, aber ich schreibe doch wenigstens und habe, um es gewiß nicht wieder zu unterlassen, einem sehr lieben Freunde das Versprechen gegeben, ihn nicht ohne einen Brief reisen zu lassen. Du wirst an ihm, wenn er Dich, wie ich hoffe, selbst sieht, einen Mann finden, wie jetzt alle sein sollten, ganz der Sache des gemeinen deutschen Vaterlandes ergeben, ohne alle kleinliche Nebenansichten, Absichten oder Rücksichten und Frau und Kinder dahinter lassend, um dem Rufe der Ehre und der Pflicht zu folgen. Er ist übrigens nicht mehr unbekannt bei Euch, und ich wollte nur sagen, daß er mein sehr lieber Freund ist, und Dich in Absicht auf alles, was mein Leben betrifft, wenn Du davon wissen willst, an ihn verweisen.

Wenn ich es wirklich auf die Ausführlichkeit anlegen will, muß ich ziemlich hoch herauf anfangen, denn ich habe noch über mehrere Deiner Produktionen mit Dir zu reden; nur leider weiß ich Dir nicht anders zu sagen, als daß sie mir sehr mißfallen haben, sowohl das Buch über Indien als auch Deine Recension über Fichte und Stolberg, kurz alles, was in dieser Gattung seit Deinem Übertritt zum Katholizismus von Dir ausgegangen ist. Das Buch über Indien hat mich philosophisch gar nicht befriedigt und ich glaubte nach Deinem langen und ernsten Studium etwas gründlicheres und belehrenderes von Dir erwarten zu können. Die tieferen Winke, die sich hier und da zerstreut finden, sind doch so, wie man sie auch a priori hätte geben können. Daß Du mich besonders auf die philosophischen Capitel verwiesen, hast Du wohl auch mehr gethan, um mir den Stoff zur Verwunderung nicht vorzuenthalten, als daß Du hättest glauben können, sie würden mir einleuchten.

In Deiner Recension über den Fichte habe ich Deine große kritische Virtuosität nicht wieder erkannt. Eine Dir sonst unnatürliche Milde und Breite löset das Salz der Kritik ziemlich unschmackhaft auf, und Deine Recension über Stolberg habe ich verabscheut wegen eines treulosen jesuitischen Verfahrens gegen den Protestantismus, welches freilich nur diejenigen finden können, die so gründlich lesen wie ich. Ich finde übrigens dies alles nicht überraschend oder wunderbar, sondern mit Deinem Katholizismus ganz natürlich zusammenhängend, aber weil dieser selbst uns so ziemlich schroff und unvorbereitet ist vom Himmel gefallen gekommen, so wünschte ich nichts sehnlicher, als daß Du uns andern die Brükken bautest von Deinen ehemaligen Ansichten zu den gegenwärtigen, sei es nun, wie Du erst versprachst, indem Du uns Deine Philosophie und Theologie systematisch vorlegst, oder wie Du hernach zu wollen scheinst, indem Du dich selbst historisch darstellst. Eigentlich hätte ich wol gar nicht nöthig, Dir das alles zu sagen, weil Du es ja wissen mußt auch ungesagt, wie mir aus Deinem Standpunkte Deine jetzigen Bestrebungen auf diesem Felde erscheinen müssen.

Vielleicht aber weißt Du nicht eben so ganz, welch große und innige Freude ich an Deinen Gedichten habe, nicht nur etwa an den älteren, die ich mit neuer Lust und Liebe wieder gelesen, sondern auch an den neueren ganz vorzüglich, die den tiefsten deutschen Sinn so athmen, wie wenig anderes. Hier finde ich Dich auch fortgeschritten in der Kunst. Du bewegst Dich weit leichter in den poetischen Formen als sonst, und Ton und Gedanken sind fast überall zu einem so reinen und durchsichtigen Ganzen verschmolzen, daß ich Dich neben der Freude und Liebe auch gar viel bewundert habe. So daß ich Dir, um dieser Lieder willen, auch gern verzeihe, daß Du jede Spur von mir aus Deinen Gedichten vertilgt hast, das Sonnet über die Reden gestrichen, und die Verse im Musageten gelöscht. Du weißt, ich kann mich nur darüber freuen, wenn jemand mir seine Überzeugung ausspricht, also auch Du Deine so; und ich sehe wol ein, daß Dir in meinen Reden die Religion fast ganz muß verschwunden sein und nur die Irreligion herausgetreten. Nur thut es mir leid, daß Du damit zugleich ein Stück Deiner eigenen Lebensgeschichte aus Deinen Werken gestrichen hast. Wie wir nun auch auf dieser Seite immer mehr voneinander abweichen — ich kann Dich nur in der größten Kürze auf die Zugabe in der 2. Auflage der Reden verweisen — und wie es immerfort mein ganzes Bestreben sein wird, die Christlichkeit und die historische Gültigkeit des Protestantismus in Wort und Werk auf das lauteste zu verkündigen, so werden wir doch immer Eins sein in deutschem Sinn und in der Liebe zu allem, was deutsch ist. Ich freue mich daher auch gar sehr über die Lebensbahn, die Du eingeschlagen hast. Da, wo Du stehst, wird wahrhaft für die deutsche Sache gefochten, wo ich stehe, wird sie vernachlässigt und verrathen, aber freilich auch nur von der Regierung, oder auch nicht von der eigentlich, sondern nur von der Person des Königs. Wenn diese nicht so schwer auf uns drückte, so würdet auch ihr dort weiter gekommen sein, als wider jetzt. Fahrt Ihr indeß nur fort so herrlich und tapfer siegen oder sterben zu wollen und nicht den Frieden zu suchen, so gebe ich die Hoffnung zur Befreiung nicht auf, und auch von hier aus werden so viel Kräfte für die gemeine Sache in Thätigkeit gesezt werden, als nur ohne die Regierung möglich ist . . . . ."

Mit einem herzlichen Gruß an Dorothea und einem echt vaterländischen Appell schließt Schleiermacher sein Schreiben.

Stegreifmusik / Von Johann Rueß

Wir stehen wieder mitten in der Zeit eines vielgestaltigen Konzertlebens. Deshalb soll an eine altmodische, fast vergessene musikalische Kunst erinnert werden, die musikalische Improvisation. Leider ist sie nach häufiger deutscher Sitte mit einem Fremdwort benannt, das sich nicht wohl knapp in ein deutsches Wort kleiden läßt, doch kann man dafür von Stegreifmusik reden, wenn man das Wort „Improvisation" nicht als Fachausdruck entschuldigen will. Die Stegreifmusik ist mit dem Strahlenkranz der Romantik umwoben, jener Zeit, „in der die deutsche Kultur ihren Gipfel erklommen hat", einer Zeit, deren Wiederkehr ein deutsches Herz um so mehr herbeiwünschen möchte, je länger der Krieg tobt. Die Kunst der musikalischen Improvisation, jenes aus der Stimmung des Augenblicks entsprungene Erzeugnis einer fruchtbaren Phantasie, hat in der Öffentlichkeit jetzt leider wenig Ansehen mehr, sie ist als selbständige Kunst verdrängt, doch stand sie noch zu Zeiten unserer Großväter in Blüte. Die freie Phantasie der älteren Zeit war, wie auch Paul Bekker urteilt, eine sorgsam gepflegte, hochbewertete künstlerische Disziplin, ja noch mehr, sie war die ursprüngliche Form virtuoser Leistungen und gerade von den bedeutenden Meistern erwartete man freie Improvisation als wichtigste Probe ihrer Kunst. Als in unsere Zeit noch hereinragende Überreste gewesener Zeiten sind uns solche freie musikalische Einfälle nur noch in den mehr oder weniger freirythmischen Kadenzen der Virtuosenkonzerte erhalten geblieben, in besonders herrlicher Art etwa im Allegro des Beethovenschen Violinkonzertes (Werk 61 in D-dur).

Der neunjährige Mozart improvisierte und phantasierte und zeigte damit, daß er Musik in sich selbst hatte und nicht nur für Konzertaufführungen „hergerichtet" war. Er begleitete jede Kammermusik am Klavier und das war im 18. Jahrhundert, wo dem Spieler nur der bezifferte Baß aufs Pult gelegt wurde, damit er die Begleitung dazu frei erfinde. Der gewaltige und unbestrittene Herrscher im Reiche der musikalischen Improvisation ist Beethoven. Die Kühnheit und Originalität seiner freien Phantasie muß nach dem allgemeinen Urteil der Zeitgenossen hinreißend gewesen sein, sie nahm in allen seinen öffentlichen Konzerten einen wichtigen Platz ein. Schon in Bonn hatte diese Kunst des jungen Meisters allgemeines Aufsehen erregt. Als der zwölfjährige Bonner Hoforganist 1782 in Wien zum erstenmal Mozart auf dem Klaviere vorspielte, nahm Mozart das Vorgetragene, das er für ein eingelerntes Paradestück hielt, kühl auf. Als aber Beethoven über ein gegebenes Thema phantasierte, rief Mozart lebhaft aus: „Auf den gebt acht, der wird einmal in der Welt von sich reden machen". Beethoven war sich der Eindruckskraft seiner unbegreiflichen Improvisationskunst wohl bewußt. In seinen Konzerten wollte er nur dirigieren und phantasieren, das „Klavierspielen" überließ er den anderen. Sein erster Biograph Schindler spricht bedauernd von den wunderbaren Melodien, die leider kein Zaubermittel festhalten konnte. Unter anderem phantasierte Beethoven 1795 in Berlin im Kreise der Singakademie und gelegentlich einer Aufführung seines Quintetts (Werk 16) begann er bei einer Fermate plötzlich mit einer kühnen Improvisation, zum freudigen Staunen der Zuhörer, zum Mißvergnügen seiner übrigen Mitwirkenden, die ängstlich des kommenden Einsatzes harrten.

Ein unerreichbarer Meister der freien musikalischen Erfindung am Klavier war auch Friedrich Chopin. Das Wiener Publikum war entzückt, als er in seiner jedes Herkömmliche übertreffenden Art der musikalischen Gestaltung über polnische Nationalweisen improvisierte und in St. Cloud huldigte die königliche Familie Ludwig Philipps dem über alles bewunderten Meister, nachdem er in freier Behandlung von Grisars Romanze „La Folle" Geist und Seele der Hörer gebannt hatte. Gerade die Gabe der Improvisation hat vieles zu Chopins Verherrlichung beigetragen. „Seine schönsten Kompositionen sind nur Reflexe und Echos seiner Improvisationen", erzählt Karasowsky. Den deutschen Barbaren gilt folgendes Lob aus einem seiner Briefe (1829): „Ich bin bei der freien Phantasie darum besser weggekommen, weil die Deutschen solche zu schätzen verstehen". Auch von Liszt ging als Meister unserer freien musikalischen Kunst bauende Kraft aus, ja der Geist, der seine Kompositionen durchtränkt, das Kennzeichen, das seine musikalischen Werke wie ein roter Faden durchzieht, ist „Die Improvisation als Form".

Wie steht es heute mit der Stegreifmusik? Man sagt, der Volkscharakter in Deutschland ist dieser freien, beweglichen Kunst nicht so günstig wie etwa der der südländischen Völker. Mag sein, aber einerseits lehrt die Vergangenheit, daß die Kunst der freien Phantasie gerade ihre besten Vertreter in deutschen Landen fand, man denke nur auch an Bach und Händel, die sich mit Vorliebe dieser Kunst hingaben, anderseits ist der Deutsche besonders befähigt, durch sein Herz und seine Überlegung überall das Gute und Wertvolle einer Sache herauszufinden und zu schätzen. Doch seit Beethovens gewaltiger Geist in seinen Werken den improvisierenden Ausdruck mit der strengen Form vermählt hat, wurde der improvisierende Künstler allmählich verdrängt. Joseph Pembaur kleidet das in das richtige Wort: „An die Stelle des Erfindens eigener Gedanken ist heute das Auswendiglernen der Gedanken anderer

getreten". Dann und wann vernimmt man in einem Konzert wohl Zwischenspiel oder freie Kadenz. Wenn die Kritik solche Einsätze nicht immer für zweckmäßig hält, so geschieht das aus dem berechtigten Grunde, daß in Programmen geschlossener Art fremde Einlagen als Fremdkörper wirken können. Auch die freie Improvisation dürfte nicht als Anhängsel, sondern müßte selbständig auftreten. Gründe für das Verschwinden genannter Kunst gibt es noch andere. Vor allem haben besonders unsre deutschen Meister einen überreichen Schatz wertvollster Musik hinterlassen, den Künstler zur Wiedergabe lockend. Außerdem ist tiefe musikalische Bildung, geistige Beweglichkeit und Kraft der Erfindung nötig, um in der Zeit unserer musikalischen Hochkultur zu befriedigen. Wer nichts zu sagen hat, der schweige im Reden und Musizieren. Wir sind durch die Klassiker der Musik ernstlich erzogen worden, daß wir den Gefühlswert eines Musikstücks erst dann ganz und rein empfinden, wenn ein streng logischer Aufbau, ja vielfach eine mathematisch genaue Fügung auch die Einheit der Form klar erkennen läßt. Diese Strenge des Aufbaus läßt sich im freien Spiel der musikalischen Phantasie wohl nicht immer ganz erreichen, dafür erleben wir den ungemein reizvollen Vorgang, die Gestaltungskraft des Geistes im Künstler in statu nascendi, wie es in der Chemie heißt, zu erfassen und zu empfinden, wie ein beweglicher Geist schöpferisch neue musikalische Gebilde und Farben vor unsern Sinnen hervorruft, erzeugend und darstellend zugleich. Die hehre Orgel der Kirche ist noch das einzige Instrument, auf dem öffentlich improvisiert wird. Leider aber leidet die „Königin der Instrumente" unter der Übermenge von Unberufenen und Unfähigen, die hier ihren „Zwirn" verspinnen, so daß die Orgel vielfach ein Tummelplatz ausgeprägter Stümperei und Ablagestelle schrecklicher Geschmacklosigkeiten wird. Deshalb lautet die eindringliche kirchliche Vorschrift: „Das Improvisieren auf der Orgel ist jedem verboten, der es nicht in der Weise versteht, daß sowohl die Regeln der musikalischen Kunst als auch die Andacht und Sammlung der Gläubigen Berücksichtigung finden". Diese Rücksicht hat auch für die andächtige Gemeinde des weltlichen Konzertsaals in gleicher Weise Geltung. Der Meister des Orgelspiels aber, der unsere Seele in die freien Rhythmen seiner Phantasie taucht, ergreift unser Innerstes mit Allgewalt.

Unserer musikalischen Bildung fehlt die Schulung für die hohe Kunst der Stegreifmusik. Allerdings werden auch hier nur außerordentliche Künstler uns durch Außerordentliches beglücken können, doch steht der Wiedererweckung dieser Kunst weiter wohl nichts Unüberschreitbares im Wege. Was einmal durch die Schöpferkraft eines Beethoven und Chopin Wirklichkeit und Berechtigung gewann, das dürfte als Form ernster Kunstübung für Gegenwart und Zukunft Weihe und Bedeutung wohl behalten können. Es ist mit Pembaur zu beklagen, daß die Wertung der Symbolik der Musik heute viel zu sehr in den Hintergrund getreten ist, obwohl sie sich jedem poetischen Musiker von selbst aufdrängt. Auch damit erlosch ein Flämmchen Romantik. Jeder Künstler baue sich aus den Gliedern eines musikalischen Kunstwerkes nach eigener Eingebung und Empfindung sein eigenes geistiges Haus, das er bei seiner Wiedergabe des Kunstwerks jedesmal durchwandere. Wie beim Kind, in dem gefühlvoller Gesang lebend werden soll, durch poetische Deutung des Liedinhaltes der Erfolg zu erreichen ist, so möge der Künstler durch poetische Gleichnisse und sinnvolle subjektive Vorstellungen den Inhalt eines Musikstücks in eine Art mnemotechnische Gedanken- und Gefühlsreihe bringen, auf deren Bahn die Wiedergabe des Kunstwerks für ihn unverrückbare Führung und Halt findet. Wer gewohnt ist, alle Musik mit Gedanken und Gefühlen zu füllen, wird auch den Pfad der Stegreifmusik mit Erfolg zu wandeln versuchen dürfen. In der freien, musikalischen Umdeutung und Umkleidung eines Gedichts in melodramatischer Form, in der Pflege der Variationenform und der sog. Transskription liegen weitere Erziehungsmittel zum freien, musikalischen, poetischen Entwurf verborgen. Gerade die überlebte Variationen- und Transskriptionenform könnten wieder mit lebendem Inhalt erfüllt werden, wenn ein musikalischer Geist „Funken aus dem Stein" zu schlagen verstände in freier Improvisation.

Schön und geistreich frei phantasieren zu hören ist ein großer Genuß. Es ist keine Alltagskunst und keine Kunst für alle. Erlesener musikalischer Geschmack von Künstler und Hörer müssen sich zur Wirkung vereinen. Das unsichtbare Leitungsnetz des geistigen und seelenvollen Verständnisses bindet beide eng zusammen, erhebt den spendenden Künstler zu Aufschwung und Inspiration und reißt den Hörer zur Begeisterung fort.

Wer von unsern musikalischen Größen im Konzertsaal sattelt sein Roß zum Ritt in das romantische Land? Es wäre des Versuches wert. Wer's kann, der mach's, der schreite in die Schranken!

Bernhard Baumeister zum Gedächtnis

Ende Oktober 1917 verschied das berühmteste und älteste Ehrenmitglied des Wiener Burgtheaters Bernhard Baumeister in seinem Tuskulum zu Baden bei Wien. Die „Ostdeutsche Rundschau" widmete dem großen Toten folgenden Nachruf, den wir wörtlich unterschreiben: An Altersschwäche, heißt es, sei der Künstler gestorben, den man vor sechs Jahren zum letzten Male auf der Bühne sah. Durch fünfundsechzig Jahre gehörte Baumeister dem Verband des Burgtheaters an, als dessen Altmeister er ein schier mythisches Dasein führte. Fürwahr ein ungewöhnlich langer Zeitraum, reich an ungewöhnlichen Erfolgen. Jeder Kenner der „Burg", des alten und des neuen Hauses, weiß, wer Baumeister war, weiß, was die Hofbühne an ihm besaß: ein kunstgewordenes Natürlichkeitsideal. Nichts Gekünsteltes, nichts Gemachtes, keine Mätzchen und keine Virtuosenstückchen hafteten an den von seiner hervorragenden Gestaltungskraft geschaffenen Charakteren; alles an ihnen war menschlich und wahr, und ob sie nun, je nach ihrer Eigentümlichkeit, schalkhaft, humorvoll, polternd oder ernst und rührend, schlicht oder gewaltig, schüchtern oder voll köstlicher Laune vor uns hintraten, immer ergriff uns der zwingende Glaube an ein Wirkliches, an ein vollsaftiges Leben.

Und die echte Bescheidenheit des großen Künstlers, wie machte sie ihn uns lieb und wert!

Baumeister hat es stets verschmäht, für seine Leistungen die Reklametrommel zu rühren. Darum brauchte er lange, bis sein Ruf über die Grenzen der Inneren Stadt hinausdrang. Fünfzig Jahre alt mußte der unverwüstliche Mann werden, bis die Schätzung seiner künstlerischen Eigenart so weit gediehen war, daß man für sie die richtige Verwendung fand. Was wir an reinem ungetrübten Genuß seiner Kunst verdanken, ist so unendlich viel, daß es jetzt, wo wir davon Abschied nehmen müssen, schnöder Undank wäre, über vorenthaltene Gaben zu hadern. Allein manches Große und Größte mußte er uns schuldig bleiben, weil man ihn während der besten Jahre seines Lebens nicht richtig zu verwenden verstand. Welch ein König Lear z. B. wäre er geworden, hätte man nicht Sonnenthal, sondern ihn zu seiner Darstellung berufen.

Wer Baumeister aus persönlichem Verkehr kannte, der wußte, ob er wollte oder nicht, die geradmichlige Eigenart des Künstlers, seine von unverwüstlichem Humor getragene Lebensauffassung ebenso lieben und schätzen, wie er in der Treue und Biederkeit seines Wesens immer neue Ursache zur Verehrung des trefflichen Menschen fand. Was uns Baumeister aber besonders teuer machte, war seine kerndeutsche Art. Heute, wo der Künstler der Gunst und Ungunst der Parteien entrückt ist, darf man es offen aussprechen. Baumeister war der deutscheste Schauspieler, der in unser Jahrhundert wie ein zweiter Bismarck herrüberragte, ein Darsteller, der in allen seinen künstlerischen Darbietungen jene uns so wohltuend berührenden Züge aufwies, die ihn zum vollendetsten Träger deutschen Wesens machten. Man braucht von den fünfhundert Rollen, in denen er am Burgtheater aufgetreten ist, ihn nur einmal als Falstaff oder als Richter von Zalamea, als Erbförster oder als Götz von Berlichingen, als Musikus Miller oder als Wachtmeister Werner gesehen zu haben, und man wird sich des Unterschiedes zwischen seiner Kunst und den vielbewunderten Künsten welscher Wandervirtuosen bewußt werden.

Baumeister brauchte nur auf der Bühne zu stehen und den Mund aufzumachen, und es wurde einem warm ums Herz. Hätte man ihm alle technische Fertigkeit genommen, er wäre doch ein großer Schauspieler geblieben, wie Raphael nach Lessings Ansicht ein großer Maler geworden wäre, auch wenn er ohne Hände zur Welt gekommen sein würde. Baumeister konnte nicht anders sein, als er war, denn seine Kunst war kein Produkt der Umwandlungsfähigkeit oder der Verstellung, wie bei den welschen Wandervirtuosen, die erst mit tausend technischen Hilfsmitteln eine Gemütsbewegung vortäuschen müssen, um die Gemüter zu sich heranzuzwingen. Und darin liegt der wesentliche Unterschied zwischen deutscher und welscher Schauspielkunst. Novelli z. B. hat das Handwerk zur Kunst erhoben, und zwar zu einer persönlichen Kunst, wie sie auf dem Wege der Technik vielleicht nur dem romanischen Menschen erreichbar ist. Der Deutsche mußte seiner Individualität entsagen, wollte er es zu einer ähnlichen Fertigkeit bringen. Darum gibt es bei uns zumeist nur größte Schauspieler und mittelmäßige Handwerker, während in Italien fast alle Handwerker gute Schauspieler sind. Wohlan, Baumeister war vielleicht der größte Schauspieler, den die deutsche Bühne je besessen hat, er war uns ein Ideal, wie aufgestellt zu dem Zwecke, damit wir erkennen, was in uns und an uns wahrhaft deutsch ist.

Nun ist uns auch dieses Ideal verloren gegangen, und uns bleibt nichts übrig, als dem, der es in reinster Klarheit und Wahrheit verkörperte, ein dankbares Gedenken zu bewahren.

Ibsen-Dämmerung / Von Ernst Wachler

Es geschehen Zeichen und Wunder. In der „Vossischen Zeitung" findet (1917) Karl Scheffler, die Wahrheiten, die Ibsen in seinen Dramen verkündet habe, seien schon recht gealtert. Einige werden wohl demnächst ganz eingehen. Sie seien sterblich, weil ihnen das Elementare fehlt, weil sie absichtsvoll gedacht, überhaupt zu sehr gedacht sind: nicht so sehr allgemein menschliche, als vielmehr soziale Wahrheiten. Gewisse Züge dieser Dramen, die früher quälend und beunruhigend gewirkt haben, wirken heute satirisch, ja komisch. Ibsen hat sich grundsätzlich in seinen bürgerlichen Dramen im Stil vergriffen; die Gegenstände, woran er seine ungewöhnliche Bildkraft gewandt hat, sind eigentlich Lustspielstoffe, seine Gestalten Komödienfiguren: eine Ansicht, zuerst von Paul Ernst ausgesprochen. Warum aber ist Ibsen nicht zur reinen Komödie gelangt? Es ist auf einen Mangel an menschlicher Souveränität zurückzuführen. Er und sein Publikum haben nicht über dem Zeitproblem gestanden, sondern mitten darin. Er hat offenbare Lustspielstoffe ins Tragische gezwungen, Widerstreitendes tragikomisch zusammengebracht, aufs schwerste gegen das künstlerische Stilgefühl gesündigt. Die große Ökonomie der Klassiker fehlte ihm, weil seiner Begabung nicht der Wert der Persönlichkeit entsprach. Seine Zeit hatte ein schlechtes Gewissen. Sie war erfüllt von dunklen Gefühlen der Sündhaftigkeit, es fehlte ihr an Unbescholtenheit des Instinkts. Dies hat Ibsens Werke nicht frei werden lassen. Er ist ein Forscher mit kleinstädtischen Gewohnheiten; er blieb stets in einer Atmosphäre philiströser Enge; es gebricht seinen Dichtungen an Weltstadtgefühl, an Souveränität. Die Skepsis hat ihn klug und kritisch gemacht; aber der Skeptiker kann Humorist und Komödiendichter werden, nicht Tragiker. Der Tragiker bedarf des Pathos, das dem Skeptiker von vornherein verdächtig ist. Ibsen hat die allgemeine Tristheit des Lebens für tragisch gehalten. Er fand das befreiende Gelächter nicht, und kam so zu einer Art von Tendenz- und Gedankendichtung. Er blieb unfrei. Jetzt aber scheint es an der Zeit, aus der Bezauberung aufzuwachen. —

Man traut seinen Augen nicht, wenn man dies liest und sich gegenwärtig hält, mit welchem Eifer eine gewisse literarische Partei uns seit 30 Jahren Ibsen den Sittenschilderer als großen Dichter aufzudrängen suchte, der auf derselben Stufe wie Sophokles, Shakespeare und Goethe stünde! Vor einem Menschenalter, als Ibsen in die Mode kam, hat schon Heinrich von Treitschke die Gesellschaftsstücke des grämlichen Norwegers als eine „überbildete Verwesungsliteratur" bezeichnet; und Friedrich Nietzsche hat ihn, vor 1888, eine „typische alte Jungfer" genannt, deren Werke einem gänzlich verbitterten Gemüt entsprungen seien: wer aber hat auf diese treffenden Urteile geachtet, wer hat etwas darauf gegeben? Es bedurfte anscheinend des Weltkrieges, um manch einem die Augen zu öffnen. Gegenwärtig ist man statt dessen bemüht, uns einen anderen Götzen aufzudrängen, der ebensowenig wie Ibsen ein Anrecht darauf hat, uns Führer zu sein: Strindberg. Aber unseren eigenen bodenständigen Dramatikern, die sich vor dem Auslande keineswegs zu verstecken brauchen, sperrt man noch immer — wie Kleist und Grabbe — Licht und Luft ab. Wie lange soll dies unwürdige und wahrhaft beschämende Schauspiel noch dauern? Wollen wir denn immer ein Volk von Bedienten, immer, nach Luthers derbem Wort, die Esel der Fremden bleiben — statt uns, wie im Mittelalter, auf unsere angestammten Herrenrechte zu besinnen?

Der letzte Nachfahr der alten Romantik

Am Dreikönigstag 1918 schied ein Altersgenosse und Gesinnungsverwandter Bernhard Baumeisters, der Münchener Professor Hyazinth Holland aus dieser Zeitlichkeit. Er gehörte noch zu denen, die mit Eichendorff in Briefwechsel gestanden hatten. In der historisch-kritischen Eichendorff-Ausgabe (Regensburg J. Habbel 12. und 13. Bd.) findet sich wiederholt der Name Hollands. Und im Eichendorff-Kalender für 1917 kann man aus der Feder des Herausgebers einen dem neunzigjährigen Veteran der alten Romantik gewidmeten Jubelaufsatz lesen. In der „München-Augsburger Abendzeitung" aber schrieb Alois Dreyer über den Unvergeßlichen:

„Ihr uralter Holländer" — so pflegte sich der nun heimgegangene Altmünchener Gelehrte in Briefen an seine Freunde scherzhaft zu bezeichnen. Ein köstliches Gut war ihm nach des Dichters Worten beschieden: ein kräftiges Alter mit Kopfeshelle und Gewissensruhe. Die Schar derer, die ihn am 16. August vor. Jrs. zu seinem 90. Geburtstage persönlich beglückwünschte, staunte über seine geistige Regsamkeit und besonders über seine Gedächtnisfrische. Welch ein unvergeßlicher Genuß,

wenn er, sich in alte Zeiten zurückträumend, mit jugendlicher Lebhaftigkeit erzählte von den großen Künstlern, Gelehrten und Dichtern unter Ludwig I. und Max II., von denen ihn nicht wenige ihres freundschaftlichen Umgangs würdigten! Von seinem Ehrentage an ging es leider rasch abwärts mit seiner körperlichen Rüstigkeit. Heftige Schmerzen peinigten ihn. Doch den sonnigen Humor, seinen treuen Lebensgefährten, vermochten sie ihm nicht ganz zu rauben. Manch frohlauniges Wort entschlüpfte ihm auch noch in den Leidenstagen. Freilich empfand er es zeitweise recht bitter, daß er nicht mehr wie früher zur Feder greifen konnte. „Was nütze ich noch der Welt!" rief er aus. Emsige Tätigkeit war ihm Lebensbedürfnis.

Sein arbeitsreiches Dasein spielte sich unter 5 bayerischen Königen ab. Nach dem frühen Tode seines Vaters (eines Münchener Stadtgerichtsdirektors) nahm sich sein Oheim Benedikt, der Gründer des „Hollandeums" (jetzt „Albertinums") des mittellosen Jünglings an. Die Hochschullaufbahn blieb ihm leider verschlossen. Schließlich mußte er sich mit einer Lehrstelle im Ascherschen Erziehungsinstitut und am Max Josephstift begnügen.

Für den künftigen Historiographen der Münchener Kunst und Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts sammelte Holland in jahrzehntelangem bienenemsigen Schaffen eine unglaubliche Menge wertvoller Bausteine. Die „Allgemeine Zeitung" bezeichnete ihn (ihren vieljährigen Mitarbeiter) als den berufensten Nekrologisten der Münchener Kunst.

In mühsamer wissenschaftlicher Kleinarbeit (hauptsächlich in der Biographie) leistete Holland höchst Ersprießliches. Wer die 54 Bände der „Allgemeinen Deutschen Biographie" und die 18 Bände des Biographischen Jahrbuches durchblättert, begegnet keinem Verfassernamen so oft wie dem seinen. Bei der verständnis- und gemütvollen Würdigung bedeutender Männer des geistigen München schöpfte er zunächst aus persönlichen Erinnerungen, dann aber auch aus Quellen, die sein unermüdlicher Sammelfleiß sich schon lange zurechtgelegt hatte. 600 dichtgefüllte Zettelkästen sind die Frucht desselben. Sie gehen — gleich dem größten Teil seiner umfänglichen Bücherei und der Sammlung von Briefen und Bildnissen namhafter Zeitgenossen — in den Besitz der Münchener Hof- und Staatsbibliothek über.

Manche seiner wirklichkeitstreuen Lebensskizzen wuchs zur eingehenden Monographie empor. Geradezu köstlich wußte er Meister der Farbe, wie Albrecht Adam, Lebschée, Horschelt, Schwind, Spitzweg u. a. in ihrer oft wunderlichen Eigenart abzukonterfeien, und dem ihm gesinnungsverwandten Pocci setzte er ein leuchtendes literarisches Denkmal.

Von seinen übrigen Werken bedeutet seine im Auftrag des Königs Max II. geschriebene „Geschichte der altdeutschen Dichtkunst in Bayern" den löblichen Versuch einer bayerischen Literaturgeschichte des Mittelalters.

König Ludwig II. betraute ihn mit der nicht leichten Aufgabe, ihm Vorschläge über die Ausschmückung der Gemächer in Neuschwanstein zu unterbreiten.

Seit 1865 war er mit Marie Schmidt von Kochheim vermählt, die ihm leider im Tode voranging. Ein großer Freundeskreis umgab ihn auch im Alter. In seinem schlichten Heim an der Arcostraße kehrten nicht nur angehende Jünger der Wissenschaft und zünftige Gelehrte, sondern auch fürstliche Persönlichkeiten ein, vor allem Prinz Johann Georg von Sachsen, der für den jugendfrischen Alten eine besondere Verehrung hegte.

Von allen Seiten wurde er gedrängt, seine Altmünchener Erinnerungen aufzuzeichnen. Nie konnte er sich dazu entschließen; erst vor Jahresfrist diktierte er sie einem vertrauten Freunde, dem Verfasser des Nachrufs Alois Dreyer in die Feder. — Wir erwarten mit Spannung die Veröffentlichung dieses Memoirenwerks.

Buch und Bild

Der „Eichendorff-Bund" ist ein Bund der Jugend. Und es bedeutet daher sicher nur etwas Gutes, Hoffnungerweckendes für seine ganze Zukunft, daß fast ausschließlich die Jüngeren und Jüngsten des heutigen Dichtergeschlechts sich um sein Banner scharen. Wir haben im ersten Heft auf Hammerstein und Geißler hingewiesen — Zerkaulen bleibe einer späteren Würdigung vorbehalten, bis erst sein nächstes größeres Werk erschienen ist —. Diesmal nenen wir zwei weitere Mitglieder als Mitarbeiter am „Wächter": Den einem alten protestantischen Schweizergeschlecht entstammenden Max Pulver (geboren 1889 in Bern) und den Westerwälder Amtsrichter Leo Sternberg (geboren 1876 im urkatholischen Limburg an der kirchen-, kloster- und ruinenreichen Lahn). Beide sind universelle, philosophische Naturen. **Pulver**, der mit

einer Dissertation zur Romantik den Doktorhut erworben hat, fühlt sich den Anschauungen eines Baader nahe verwandt und bringt seine Ideen in formvollendeter Weise seit Jahr und Tag auch dichterisch zum Ausdruck. Er ist vor allem Lyriker. Seine hervorragende Gedichtsammlung „Selbstbegegnung" (Leipzig, Kurt Wolff 1916) stellte ihn sofort in die erste Reihe der gegenwärtig wirkenden Poeten. Sonnigste Rokokokultur und herbstes christliches Ethos eint sich in seiner Seele zu klingendster Harmonie. Pulvers Dramen „Alexander der Große" und „Robert der Teufel" (Leipzig, Kurt Wolff 1917), ebenso sein Kammerspiel „Igernes Schuld" (Leipzig, Inselverlag 1918) müssen auf jedes unbefangene, für reine Schönheit empfängliche Gemüt sowohl beim Lesen wie auf der Bühne einen nachhaltigen Eindruck erzielen. Das reizende Novellenbändchen „Odil" (Frauenfeld, Huber u. Co. 1917) führt uns zwei Mädchenschicksale vor, deren tiefe Seelenanalyse überrascht. Vollends der epische Zyklus „Merlin" (Leipzig, Inselverlag 1918) zeigt den Verfasser auf dem ersten Gipfel seiner künstlerischen Entwicklung, die wir mit diesen wenigen Zeilen nicht abtun können. Wir werden im Gegenteil — hoffentlich recht bald — eingehend und möglichst erschöpfend auf sie zurückzukommen haben.

Eine andere persönliche Eigenart offenbart Leo S t e r n b e r g. Sternbergs kosmisches Weltgefühl ermöglicht dem Dichter, indem wir im folgenden Ausführungen des Freiherrn W. v. Schröder wiedergeben, den Rückweg von der Fülle der mannigfaltigen Dinge zu dem Zentrum seines Ichs, von der Weltschau zur Selbstschau; aller von außen assimilierte Stoff wird hier zum geistigen heraufgeläutert, und wie in seiner Dichtung Mensch und Natur in harmonischer Wechselwirkung stehen, sich angleichend und ausgleichend, so findet der Dichter auch eine Versöhnung der beiden großen Kulturmächte des Griechentums und des Christentums, ein Thema, dem Beethoven die zehnte seiner Symphonien hatte widmen wollen. Wohl tönt auch einmal bei Sternberg die sentimentalische Klage und Anklage der Götter Griechenlands an, daß, Einen zu bereichern die Götterwelt vergehen mußte und die Natur von holden Fabelwesen entvölkert wurde. In seinem dialogischen Epos „Venus und Christus" aber findet er die Lösung.

Besondere Erwähnung verdienen die Balladen Sternbergs, die man in dem Gedichtbuch „Der Heldenring" (Berlin, B. Behr 1914) vereint findet. Sie behandeln in erster Linie Begebnisse aus der wildbewegten und an dramatischen Momenten überreichen Geschichte Schottlands und Englands. Sternberg gelingt es, die Form der Ballade mit neuem eigenen Leben zu erfüllen. In diesen Balladen steigt vor unserem Auge die alte Welt glanzvollen Rittertums auf, als die Hallen vom Gesang der Barden ertönten. Auch hier zeigt sich Sternberg als feinfühlender Nachempfinder landschaftlicher Stimmungswerte, welche gelegentlich in wirksame Beziehung treten zu den jeweiligen Schicksalen der beteiligten Personen. Die feuchtkalte Nebelatmosphäre und die Weite der von unheimlichen Irrlichtern umgaukelten Heidesumpfflächen stehen in wesentlichem Zusammenhang mit der bedrohlich alphaft lastenden Schwermut und dem düsteren Ernst, beide verbunden mit dem verzehrenden Sehnen nach Sonne und Glück. Balladen wie „Der Teppich des Bayen", „Wilhelm der Löwe", „Baston der Barde", „Andreas Moray", „Das Ende der Douglas" erinnern an Herder, den einzigen, welcher als Vorläufer der Sternbergschen Balladenkunst in Betracht käme. Es besteht zwischen Herder und Sternberg eine gewisse Gleichheit der seelischen Grundstruktur. Ich wüßte kaum, welcher von den Balladen die Palme zuzuerkennen wäre. Soll eine der schönsten genannt sein, so muß in diese Reihe der „König der Schmerzen" unbedingt gehören. Da schildert der Dichter mit der ganzen Entfaltung seiner reichen Mittel das Reich des sagenhaften Königs Arthur und des Wundermannes Merlin, welche in Wales ihre Tafelrunde abhielten, in jener märchenhaften Umgebung, wo wundersame Zauberharfen an den Felsen erklingen und die Täler erfüllt sind von dem Saitenspiel der Barden. Wir denken da an jene schönen Sagen des „Mort d'Arthur" mit den einzigartigen Illustrationen Aubrey Beardsleys. Und in diesem Milieu lebt der Jüngling aus königlichem Stamm, der Nachfahre und Enkel großer Ahnen. Nicht Familie und Freund bekümmern ihn. Dem Schrein des mächtig verschlossenen, sehnsuchtverzehrten Herzens entringt sich nur ein Wunsch: alle Sänger des Landes zu überflügeln, den goldenen Meisterring sich zu erringen und seinen Namen eingeprägt zu sehen . . . „im goldenen Buche des Ruhms".

Nur einigen Richtungen der Sternbergschen Dichtung konnten wir folgen, nur wenige von den vielen Wegen verfolgen, die zum Zentrum der schöpferischen Mitte führen. Wir müssen verzichten auf eine Auswertung des Feingehalts seiner unter dem Titel „Der Venusberg" (Berlin, B. Behr 1916) erschienenen köstlichen von enthobenem Humor sprudelnden Erzählungen. Diese sind zu wertvoll, um nur annexhaft abgetan zu werden; sie stammen aus den gleichen Breiten, aus denen Gottfried Kellers „Sieben Legenden" hervorgegangen sind, und sie bieten derart viel neue Gesichtspunkte, daß ihre Würdigung einer besonderen Arbeit vorbehalten bleiben muß.

Wer sich mit den Dichtungen Sternbergs oberflächlich vertraut machen will, der lasse sich

verweisen auf die unter dem Titel „Du schöner Lärm des Lebens!“ erschienene Auswahl aus seinen Werken (Berlin, B. Behr, 1916). Wer tiefer zu schürfen willens ist, sei verwiesen auf die zum Teil schon erwähnten Bände „Der Heldenring“, „Im Weltgesang“, „Gott hämmert ein Volk“, „Der Venusberg“. Sternberg als Kunstforscher und feinsinnigen Kunstfreund lernt man kennen aus seinem Buche „Limburg als Kunststätte“ und aus dem schönen Sammelwerk „Der Westerwald“ (beide bei Bagel in Düsseldorf 1911).

* * *

Mit gütiger Erlaubnis des Schiller-Verlags (Hermann Karl Dietrich) in Neustadt an der Haardt veröffentlichen wir eine wertvolle Darstellung des „Malers Müller“ („Ecce homo“), die auch der Volks- und Jubiläumsausgabe von „Maler Müllers Werken“ (im obigen Verlag erscheinend: ungefähr 20 Lieferungen zu je 35 Pf.) zur besonderen Zierde gereicht. Der Herausgeber des sehr empfehlenswerten Unternehmens Professor Max Oeser stellt eine Lebensgeschichte dieses bedeutenden Vorromantikers in Aussicht. Vorläufig mag uns Bernhard Seufferts Werk über den „Maler Müller“ (Berlin 1877) immer noch genügen.

Unter den zahlreichen Müllern unserer Geistesgeschichte ist, um mit Michael Georg Conrad, gleichfalls Mitglied des „Eichendorff-Bundes, zu sprechen, dieser Maler Müller einer der fesselndsten und wirkungskräftigsten. Aber man muß ihn immer wieder von neuem kennenlernen und darf die alte Liebe, von unsern Vätern zu seinem Poetenwerk uns vererbt, nicht einschlafen lassen. Auf den Spielplan unserer Theater seine „Genoveva“! Galt sie nicht von je neben Goethes „Götz“ und Schillers „Räubern“ als das wertvollste dramatische Werk der ewig zu rühmenden Sturm- und Drangperiode unserer nationalen Kunst? Wer zwang unsere Theaterleiter, jahrein, jahraus das Fremdland, das uns haßt, abzufechten, und dafür einheimisches Gut ungenützt liegen zu lassen? Gewiß, wir singen heute noch seinen Soldatenabschied „Heute scheid' ich, morgen wandr' ich“ — aber sind wir nicht lässig geworden, außer der „Schafschur“ in den Anthologien auch unsere Schul- und Volkslesebücher mit dem blühenden Reichtum seiner dichterischen Eingebungen zu schmücken? Sieh da, ein echter Deutscher, der ohne Falsch ist — warum setzen wir uns nicht zu ihm, daß er unsere Jugend stärke, unser Alter erquicke? Keine Quelle unserer nationalen Gesundheit und Schönheit soll fortan versiegen dürfen, das hat uns dieser schwere Krieg hell und heilig zum Bewußtsein gebracht! Maler Müller mahnt!

* * *

Zu den im ersten Wächterheft wiedergegebenen Bildern „Sulamith und Maria“ (auch als „Germania und Italia“ bekannt) schreibt uns Herr Kunstmaler Moriz Veit in dankenswerter Weise: „Die beiden dargestellten Frauenfiguren waren idealisierte Bildnisse meiner Großmutter Carolina Veit und deren Schwester Adelheid Pulini. Erstere war blond, letztere dunkel mit ausgesprochen italienischem Typus. Overbeck hat in Rom jahrelang bei der Familie Pulini gewohnt und durch ihn fand mein Großvater Philipp Veit auch in dieser Familie seine Wohnung, als er 1815 nach Rom kam. Es ist also sehr natürlich, daß die beiden Schwestern Pulini Overbeck zu dem Bilde gesessen. Es ist auch die Entstehung eines Bildes — selbst eines ideenreichen — aus dem Anblick von ein paar schönen Mädchen natürlicher, als aus einer verstiegenen Schwärmerei; die doch nur höchst selten ernste Arbeit leistet.“

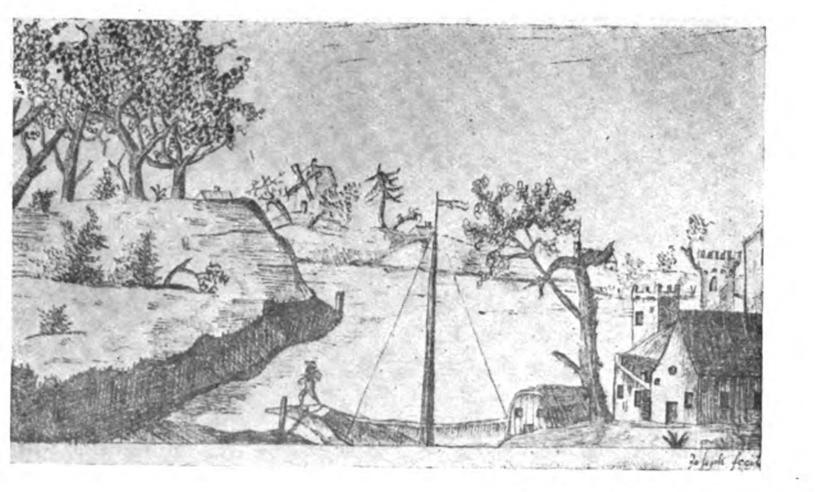
* * *

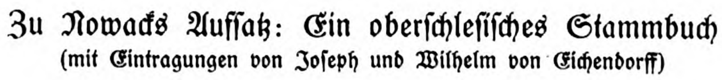
Als Notenbeilage können wir heute eine bei Brockhaus in Leipzig erschienene Eichendorff-Vertonung „Neue Liebe“ von Pfitzner bringen, die der Meister romantischer Musik „dem Wächter„ in dankenswerter Weise zum Abdruck überlassen hat. Wer diese Musik recht verstehen will, braucht nur das reizend natürliche Gedicht ganz in sich aufzunehmen. Die frohe Unrast, das selige Drängen, das naive Glücksgefühl eines in neuer Liebe erwachenden Herzens ist in den Tönen trefflich ausgedrückt. Gewandte Klavierauszugspieler werden der Begleitung ohne Schwierigkeit Herr werden. Entwicklungsgeschichtlich bedeutet die Musik eine Verschmelzung von Wagner und Brahms, die sich in den Meistersingern und den Klaviersonaten gar nicht so fern stehen, in Pfitznerscher Eigenart. Das Besondere des Tondichters zeigt sich in der jugendlich hellen Färbung, der Neigung zu charakteristischen Härten, die aber im Flusse des Ganzen rasch vorübereilen, den schalkhaften Tonmalereien (z. B. die Vorschläge bei „Schreiben“, die bezeichnenden Rhythmen bei „schlendr' ich“). Pfitzner hat schon eine Reihe Eichendorffscher Gedichte vertont, die zu seinen glücklichsten Eingebungen gehören und Schumanns und Wolfs Zyklen erfreulich ergänzen.

(Armin Knab.)

* * *

Notiz. Im nächsten Heft wird „Der Wächter“ mit regelmäßigen Theater-, Kunst- und Konzertberichten aus München und Wien beginnen.





Zu Nowacks Aufsatz: Ein oberschlesisches Stammbuch
(mit Eintragungen von Joseph und Wilhelm von Eichendorff)

Hinaus, o Mensch, weit in die Welt,
Bangt dir das Herz in krankem Muth;
Nichts ist so trüb in Nacht gestellt,
Der Morgen leicht macht's wieder gut.

Joseph Freiherr v. Eichendorff.

Viele Boten gehn und gingen
Zwischen Erd und Himmelsluft,
Solchen Gruß kann Keiner bringen,
Als ein Lied aus frischer Brust.

Neisse, d. 26t August 1856.

Joseph Freiherr v. Eichendorff.

Zwei Sprüche Eichendorffs in der Handschrift des Dichters



Eine Ferienwanderung nach Lubowitz

Von Willibald Schnürer / Abiturienten des Matthias-Gymnasiums in Breslau

Wieder einmal waren die Ferien gekommen, die wunderbare Zeit! Die Gitarre wurde hinterm Schranke hervorgeholt, der Ruckfack gepackt und fort ging's. Das Herz wäre mir fast vor Freude zersprungen, wie ich so im Schillerkragen, ohne Hut zur Stadt hinausziehen konnte. Mochten auch einige große Gesichter schneiden, Gassenbuben uns höhnend nachrufen, ich wußte nur um so mehr, daß wir tausendmal glücklicher waren als alle, die in den öden Straßen und Gassen der modernen Großstadt ihr Leben fristen. Abend war es, bald wurde es dunkel und schweigend schritten wir in der herrlichen Vollmondnacht dahin. Die Wiesen glitzerten und flimmerten, als wären Millionen Edelsteine über sie gegossen, und die zerstreuten Häuser schienen mir in dieser Traumstimmung Feengelüste zu sein. Unwillkürlich griff mein Wanderkamerad ein paar Akkorde auf der Gitarre und sang ein Lied dazu, aber die Elfen und Nixen dieser geheimnisvollen Nacht hatten wohl jedem so den Kopf verwirrt, daß er nicht recht mitsingen mochte. Ich wenigstens kam mich dieser unendlichen Natur gegenüber so klein vor, daß ich nur schweigen, sinnen und beten konnte. Zwischenhinein betrachtete ich auch meine Fahrtgenossen etwas näher. Volle Harmonie bestand zwischen uns fünf nicht, aber deshalb sind wir uns nie in die Haare gefahren. Einer war dichterisch angehaucht, lief in Bärenschritten neben mir her, hatte eine schön gescheitelte Mähne und brummte auch ab und zu, war aber sonst herzensgut, weshalb ich ihn am meisten von allen ins Herz schloß. Wir nannten ihn auch immer bloß „Bär". Die anderen Gefährten waren nüchterner und steckten noch ziemlich in den Kinderschuhen, so daß wir recht eigentlich als „Dichter und Gesellen" wanderten.

In dieser Gesellschaft war ich schon ein paar Tage durch finstere Wälder und weite Ebenen gezogen, und je weiter wir uns der Heimat entfernten, je mehr wir uns unserer neuen Lebensweise anpaßten, desto schöner wurde die Fahrt. Es war wieder Abend, wie damals, als wir fortgezogen waren, ein wunderbar klarer Himmel blaute hernieder. Wir lagen oben am Waldesrand auf einem Hügel. Eine leichte Brise durchfuhr die Haare, die flatternden Bänder der Gitarre, und selbst die Saiten tönten leise, ganz leise wie Engelsstimmen aus einer anderen Welt herüber. „Bär" lag vor mir auf dem Rücken im Grase und träumte in den Himmel hinein, ich las aus dem „Taugenichts" vor und trank in vollen Zügen seine unerschöpfliche Poesie.

Die Abenddämmerung war angebrochen, hell tönte das einzig übriggebliebene Glöcklein vom nahen Kirchtum zum Angelus, und seine zarten Klänge führten meine Gedanken fort ins Himmelreich zum Dichter des „Taugenichts", denn die Kirche und das Dorf, das vor mir lag, war sein Geburtsort Lubowitz. Als immer mehr Sterne aufflackerten, auch der Mond sich emporhob und mich Spinner ordentlich auszulachen schien, was ich ihm übrigens nicht übelnehme, zogen wir im Marschschritt in Lubowitz ein. Beim Pfarrer fanden wir eine äußerst gütige Aufnahme, und unser Körper erhielt neben allen geistigen Genüssen auch einmal seinen Tribut in einem frugalen Abendmahl. Geschlafen habe ich wie meistens zu oberst in der Scheune. Trotz allem Girren der Tauben waren mir schließlich die Augen doch zugefallen, und als das Sandmännlein kam, träumte ich schon, wie einst Eichendorff in stattlicher Kutsche unter Raketengeprassel und Böllerschüssen im väterlichen Schloß eingefahren sein mag. Doch mitten aus den schönen Träumen riß mich schon am frühen Morgen das unermüdliche Kikeriki des Haushahns, und das Blöcken und Brüllen der Rinder unter mir. Ich kroch flink aus meinem Neste heraus und machte einen Morgenspaziergang zum Ganjowitzer Buchenwald. Der junge Tag kündigte sich eben im Osten an. Kein Laut war zu hören, nur das eine oder andere Vögelein, dem der erste Sonnenstrahl den Mund geküßt, trillerte fröhlich sein Morgenlied.

> „Wenn's kaum im Osten glühte,
> Die Welt noch still und weit,
> Dann zieht recht durchs Gemüte
> Die schöne Blütenzeit." —

Die Sterne erloschen immer mehr, und wie die Sonne Wald und Feld mit ihren Goldfäden umwob, lenkte ich in den Park des ehemaligen Eichendorffschen Schlosses ein. Umgeben von rauschenden Wipfeln träumt es schweigend und still der Zukunft entgegen. Zwar ist auch über es der Sturm der Zeit gefahren, denn in höchst

geschmackloser Weise wurde ihm das Aussehen eines Normannenschlosses gegeben, und sein Äußeres mit einer abstoßenden gelben Farbe beleckert, aber bezaubernd wirkt es immer noch. Verstohlen blickte ich durch ein efeuumranktes Fenster in den Tanzsaal hinein, und als ich statt wogender Paare und schöner Tafeln nur Bettstellen, Kisten und leere Weinflaschen erblickte, da hätte mich fast eine solche Wehmut erfaßt, daß ich am liebsten davongelaufen wäre von diesem ungastlichen Orte. Doch da jubilierten die Vögel so fröhlich in den Morgen hinein, die Sonne erfüllte die bunten Blätter der Bäume mit solcher Farbenglut, daß mir es wieder leicht um die Seele wurde. Ich schritt tiefer in den Park hinein, umwandelte voll Gedanken die alten Lindenbäume und gelangte unvermutet zur Schloßterrasse. Unter mir lag das dampfende Odertal, in dem der Strom blitzend ab und zu hervorleuchtete, in der Ferne zeichneten sich die im Dunst schwebenden Beskiden ab, und zu meinen Füßen lispelten die wogenden, herbstlich angehauchten Baumkronen. In ihrem Schatten und ihrer Obhut träumt der alte „Hasengarten" einen schweren Traum. Die Wege sind verwachsen und unkenntlich, in den alten Teich sind die am Rande stehenden Bäume hineingefallen und statt der stolzen Schwäne ziehen Enten in seinen Wassern ihre Kreise. Im Schlosse selbst herrscht anscheinend eine verwunschene Prinzessin, denn als ich bescheiden bat, ob uns Tanzsaal und Turm gezeigt werden könne, wies mich das „Schloßfräulein" mit einer Handbewegung von der Seite ab. Als leisen Trost bestiegen wir den Kirchturm und genossen von dort die Aussicht über die herrliche Gegend. Dem Lubowitzer Pächter, der nicht versteht, welche Weihe auf seinem Hause ruht, werde ich immer ein gutes Angedenken bewahren. Wer sich in Lubowitz um Eichendorff kümmert, ist der Pfarrer allein. An des Dichters Namen erinnern bloß zwei alte Grabtafeln seiner beiden früh verstorbenen Geschwister, die auf dem alten Kirchhof, an einen Steinhaufen angelehnt, uns die Vergänglichkeit alles Irdischen nur allzusehr lehren.

Trotz allen Mißgeschicks zogen wir frohen Mutes von dannen, hinab ins Wygontal. Es war wieder ein wunderschöner Herbsttag, keine Wolke war zu sehen, nur das Rauchen der Kartoffelfeuer auf allen Feldern. Wir waren schon den halben Tag unterwegs, aber noch nicht viel gelaufen, als auf einmal hinter uns her ein Wagen angefahren kam. Wir sprangen natürlich sofort hinten auf und fuhren nun weiter in die weite Welt hinein. So streiften wir auch Ratibor, von wo ich eines Morgens nach Ostrog ging, um das Grab des Kaplans Ciupke zu besuchen. Das konnte ich indessen nicht ausfindig machen, da kein Mensch etwas davon wußte.

Der Himmel, der bis dahin immer so blau gewesen war, begann sich an jenem Tage mit Wolken zu überziehen. Mir machte das wenig Kummer, ich freute mich fast, denn die Poesie des Regens wollte ich auch wieder einmal genießen. Der Regenmantel wurde umgehangen, ein alter Hut tief ins Gesicht gedrückt, die Gitarre in die Zeltbahn gehüllt, und die Abwechslung tat recht innig wohl. Ob uns die Leute jetzt noch mehr anstierten als früher, weiß ich nicht recht, denn großes Erstaunen und Recht zum Lachen haben wir ihnen immer gegeben. Jedenfalls schlugen die Kinder, wenn wir durch ein Dorf zogen, immer die Hände über dem Kopf zusammen, und wenn sie erst unsern lieben Kochtopf sahen, schrien sie wie elektrisiert aus vereinten Kräften „Jeses, een Pot". Doch das störte uns recht wenig, wir verziehen unserer materiellen Zeit gutmütig manches Unverständnis, und so stand ich eines Morgens früh um sechs Uhr bei dem Eichendorffdenkstein in Neustadt. Der Wind pfiff kalt ums Gesicht und fegte die Wolken über das Altvatergebirge hin, daß es bald leuchtend hervortrat, bald im Nebel verschwand. Ein majestätisches Schauspiel! Das Denkmal ist das herrlichste, das ich je gesehen habe. Der schlichte Stein aus einem gewaltigen Block, vorne mit dem schönen Eichendorffbildnis, hinten mit dem tiefergreifenden Gedicht „O Täler weit, o Höhen" macht einen erhebenden Eindruck. Unter dem Bild steht nur das Wort „Eichendorff" in goldenen Lettern und leuchtet hinein in die dunkeln Berge des Altvatergebirges. Ein des Dichters würdigeres Denkmal gibt es nicht, denn keine Natur vermag den Dichter so zum Ausdruck zu bringen, wie dieser Denkstein in der romantischen Bergpoesie. —

Am Abend dieses Tages, als die Sonne eben am westlichen Horizont ihren Tageslauf beendet, stand ich auf der Terrasse im Parke der Rochusvilla in Neiße und schaute lange traumhaft über das im Abendgold glänzende, turmreiche „schlesische Rom", das in Gebetsstimmung vor mir lag. Andern Tags früh besuchte ich das Grab Eichendorffs. Es war ein weihevoller Augenblick, wie ich bedachte, daß er da vor mir läge der „Letzte Ritter der Romantik", der Dichter des „Taugenichts" und so vieler wunderbarer Lieder! Als Zeichen meiner Verehrung legte ich einen farbenprächtigen Dahlienstrauß auf das Grab des geliebten Sängers, betete ein „Pater noster" und „Ave Maria" und beschlossen war meine Ferienwanderung.

Bundesversammlung

Donnerstag, den 21. Februar 1918 8 Uhr abends im Café „Glasl". Der Vorstand Dr. Freiherr von Aretin begrüßt die anwesenden Mitglieder.

Tagesordnung:

1. Revision der Satzungen:

Dr. Neuberger stellt folgende Anträge:

Zwei neue Vorstandsstellen werden geschaffen, die eines Archivars und die eines Bundeswarts und Schriftführers (Änderung des § 8 der Satzungen),

ferner die Einladungen zu den Mitgliederversammlungen sollen nicht durch besondere

Benachrichtigung, sondern durch Veröffentlichung in den „Mitteilungen des Eichendorff-Bundes“ erfolgen. (Änderung des § 9, 1 der Satzungen.)

Beide Anträge werden nach Begründung durch Dr. Kosch einstimmig angenommen.

2. Zum Bundeswart und Schriftführer wird Walther Guradze in München einstimmig gewählt, der die Wahl annimmt.
3. Zum Archivar wird Major Karl Freiherr von Eichendorff, z. Zt. in Krefeld, einstimmig gewählt, der die Wahl annimmt.
4. Auf den Antrag des Dr. Kosch wird dem Vorstand die Vollmacht zur Errichtung einer „Hans-Thoma-Stiftung“ einstimmig erteilt. Dieselbe soll mit einer Spende Hans Thomas als Grundstock zur Unterstützung wissenschaftlicher und künstlerischer Unternehmungen auf dem Gebiete der Romantik ins Leben gerufen werden.
5. Auf Antrag des Vorstandes werden Exzellenz Professor Dr. Hans Thoma und Major Karl Freiherr von Eichendorff zu Ehrenmitgliedern ernannt.
6. Nach Bericht des Dr. Kosch über die historisch-kritische Eichendorff-Ausgabe (Regensburg, Verlag Jos. Habbel) wird dessen Antrag angenommen, eine laufende Anzeige dieses Unternehmens im „Wächter“ (in Größe einer Einviertelseite) auf Kosten des „Eichendorff-Bundes“ zu veranlassen.

Mitgliederstand am 20. März 1918: 1540.

Weitere Anmeldungen für den Bund nimmt entgegen: Professor Dr. Wilhelm Kosch, München, Herzogstraße 65.

Aus dem Leben der Ortsgruppen

Aachen. Anmeldungen zwecks Gründung einer Ortsgruppe nimmt entgegen: Herr Major Karl Freiherr von Eichendorff, Krefeld, Krefelderstraße 30.

Berlin. Die Gründung der Ortsgruppe Groß-Berlin findet demnächst statt. Einberufer ist Herr Dr. Kurt Bock, Berlin NW 87, Elberfelderstraße 24a.

Bottrop. Die Gründung der Ortsgruppe Bottrop fand am 15. März statt. Mitgliederzahl: 46. Weitere Anmeldungen nimmt entgegen Herr Buchhändler Joseph Görner (in Firma Postberg), Gladbeckerstraße 5.

Breslau. In Breslau allein gehören bisher 20 Mitglieder dem Eichendorff-Bund an. Herr Gymnasiallehrer Dr. M. Göbel, Mussenburgerplatz 8, beabsichtigt hier eine Ortsgruppe zu gründen.

Brünn. Am 24. Februar 1918 waren die Vorarbeiten unter der Leitung des Literarhistorikers Schulrat Professor Emil Soffé soweit gediehen, um im Heime des Deutschen Journalisten- und Schriftstellervereins für Mähren und Schlesien in Brünn eine kleine, aber auserlesene Schar heimischer Schriftsteller, Künstler und Kunstfreunde zur Gründung des Brünner Eichendorff-Bundes zu versammeln. Der Einberufer, Schulrat Professor Emil Soffé, begrüßte herzlichst die Anwesenden und legte sodann in großen Strichen die Ziele des „Eichendorff-Bundes“ dar, die ja der Brünner Eichendorff-Bund aufnimmt. Die Ortsgruppe Brünn desselben („Brünner Eichendorff-Bund“) will auf der Grundlage ernster und bodenständiger Kunst und Kultur ein Sammelpunkt von heimischen Künstlern und Kunstfreunden sein; das alte Schöne soll gepflegt, neues Schöne gefördert und jungen Talenten freie Bahn geschaffen werden. Der Brünner Eichendorff-Bund will bestrebt sein, ein Gegengewicht gegen den allzu überwuchernden Naturalismus zu suchen und schließt an die dichterische Kunstauffassung Eichendorffs als liebwertes Vorbild an. — Die Wahl des Vorstandes hatte folgendes Ergebnis: Schulrat Professor Emil Soffé (Vorsitzender), Musikschriftsteller Carl L. Heidenreich (Vorsitzender-Stellvertreter), Schriftsteller Karl Norbert Mrasek (Schriftführer), Kassier Edmund Humburg (Schatzmeister), Schriftstellerin Elisabeth Soffé, Professor Dr. Artur Mayer, Schriftsteller Karl Vallazza, Rechtsanwalt Dr. Jakob Ekstein als Beiräte. — Der Mitgliedsbeitrag für das Jahr 1918 wurde mit 4 Kronen festgesetzt. — Der „Brünner Eichendorff-Bund“, welcher mit 22 Mitgliedern ins Leben getreten ist, wird die Reihe seiner Veranstaltungen zunächst mit einem Vortrage des Schulrates Professor Emil Soffé über „Eichendorff“ im Saale des mährischen Gewerbevereins eröffnen. — Mitgliedsanmeldungen aus Mähren nehmen entgegen: Schulrat Professor Emil Soffé, Brünn, Hötzendorfstraße 20, und Schriftsteller Karl Norbert Mrasek, Brünn, Hötzendorfstraße 129.

Essen. Die Gründungsversammlung der hiesigen Ortsgruppe fand am 15. März unter dem Vorsitz von Gymnasialoberlehrer Dr. Franz Faßbinder im weißen Saale des Städt. Saalbaues statt. Bis zur Abfassung dieses Vorberichts lagen 72 Anmeldungen vor. Dem künstlerischen Beirat des Vorstandes, der in der nächsten Nummer bekanntgegeben wird, gehören an: Justizrat Wilhelm Altenberg, Verlagsbuchhändler Hugo Koenen, Dr. Johannes Maurach, Intendant des Essener Stadttheaters, und Otto Albert Schneider, Feuilletonredakteur der „Rhein. Westf. Ztg.“. Für Ende April ist als erste Veranstaltung der hiesigen Ortsgruppe ein Eichendorff-Vormittag im Stadttheater geplant. Weitere Anmeldungen nimmt der erste Schriftführer Heinrich Zerkaulen, Essen, Dreilindenstraße 65/I, entgegen.

Karlsruhe. Anmeldungen zwecks Gründung einer Ortsgruppe nimmt Herr Amtsrichter Dr. Leo Sternberg, Sophienstraße 13, entgegen.

Kassel. Herr Lehramts-Referendar Ludwig Kleeberg, Bruderstraße 15, nimmt Anmeldungen für eine Ortsgruppe Kassel entgegen.

Krefeld. Die Gründung einer Ortsgruppe beabsichtigt Herr Major Karl Freiherr von Eichendorff, Krefelderstraße 30.

Liegnitz. Wegen Begründung einer Ortsgruppe Liegnitz erbittet Mitteilungen Herr Rektor Bruno Clemenz, Gutenbergstraße 26.

Luzern. Anmeldungen zur Gründung einer Ortsgruppe der Vier Waldstätte nehmen entgegen: Herr Verlagsbuchhändler E. Haag, Kapellplatz 9, und Herr Schriftsteller Fridolin Hofer in Römerswyl bei Luzern.

München. Die erste Veranstaltung, zu der die Ortsgruppe ihre Mitglieder und Gäste auf den 28. Januar 1918 in den Konzertsaal Alfred Schmid lud, war eine der Erinnerung an den 50. Todestag des Dichters geweihte Adalbert-Stifter-Feier. Professor Dr. Kosch feierte den Meister der Darstellung köstlicher Landschafts- und Seelengemälde, die den tiefen Zusammenhang zwischen Gemütswelt und Natur erst so recht erschlössen, und würdigte die verwandten Züge in dem künstlerischen Schaffen Stifters und Eichendorffs. Dr. Günther Stark leitete seine Vorträge mit einem formvollendeten, dem Andenken des Verfassers der „Studien“ gewidmeten Gedicht Richard Schaukals ein, um in weiterer Folge noch eine Stifter-Elegie von Ferdinand von Saar einzustreuen und so gleichsam die äußere Umrahmung zu schaffen für die Vermittlung der Stifterschen Meisterschöpfungen. Die Vortragsordnung wies „Aus dem alten Wien“, „Aus den Feldblumen“ und „Brigitta“ auf. Dr. Stark, ein Schüler

Wüllners, durchtränkte die allerdings nur dem flüchtigen und stoffhungrigen Genießer spröd anmutende Sprache Stifters durch hervorragende Wiedergabe mit Wohllaut und dramatischem Leben und erweckte restlos die schlummernden Schönheiten der Stifterschen Prosa. Dem kundigen Hörer bot sich ein besonderer Genuß insofern, als Dr. Stark nicht nur etwa rein rhetorisch höchsten Ansprüchen genügte, sondern auch den in Stifters Dichtungen verborgenen besonderen Geist mit bestem Gelingen zu verlebendigen versuchte. Der Vortrag des „Ausblick und Betrachtungen vom Stephansturm" geriet in diesem doppelten Betracht zu einem rechten Meisterstück. Das ausverkaufte Haus dankte dem Vortragenden durch lebhaften Beifall für den hohen künstlerischen Genuß. — Die Ortsgruppe München aber konnte von ihrem ersten Schritt in die Öffentlichkeit einen in jeder Hinsicht vollbefriedigenden Erfolg nach Hause bringen.

Der 14. Februar schon brachte mit einem Musikalisch-Literarischen Tee im Palmengarten des Hotel Reichsadler die 2. Veranstaltung der Ortsgruppe, die einem wohltätigen Zweck, der Hinterbliebenenfürsorge des K. B. 7. Feld-Art.-Regts. „Prinz-Regent Luitpold" diente und einen durchwegs stimmungsvollen Verlauf nahm. Bei der Knappheit des verfügbaren Raumes muß sich Berichterstatter begnügen, dafür Zeugnis zu geben, daß sich sämtliche Mitwirkende durch künstlerisch reife Darbietungen den Dank der sehr zahlreich erschienenen Mitglieder und Freunde der Ortsgruppe verdienten. Hier die Vortragsfolge: Louis Graf von Courten, Lieder von Eichendorff, vertont von R. Strauß und Hugo Wolf — Frl. Ila Parcus, Vortrag Eichendorffscher Gedichte — Frl. Leni Winterer, Konzertsängerin, Lieder von Eichendorff, vertont von Schumann und Pfitzner — Dr. Horst Wolfram Geißler, eigene Dichtung „Das Märchen von der Prinzessin und dem Puppenspieler" — Dr. Günther Stark, Melodram „Das klagende Lied" von Martin Greif, vertont von Gustav Lewin, am Klavier: Walter Guradze — Herr Michael Raucheisen begleitete die Lieder mit gewohnter Meisterschaft.

Weitere Anmeldungen für die Allgemeine Ortsgruppe München nimmt deren Geschäftsführer Joseph Warmuth, München, Bismarckstraße 4/III, entgegen.

Neisse. Anmeldungen zwecks Gründung einer Ortsgruppe nimmt entgegen Herr Landtagsabgeordneter Stull, Direktor der „Neisser Zeitung".

Plön bei Kiel. Die Mitglieder des Eichendorff-Bundes aus Schleswig-Holstein will Herr Buchhändler Artur Lüdtke in Plön zu einer Ortsgruppe vereinigen.

Recklinghausen. Von mehreren Freunden deutscher Kunst wurde Ende 1917 die Anregung gegeben, durch Zusammenschluß der um das Literatur- und Kunstleben unserer Stadt besorgten Kräfte den Boden für einen geschlossenen Kreis deutscher Kunstfreunde zu bereiten. Die Anregung fand dankbare Aufnahme. In der ersten Zusammenkunft, die auf Einladung des Schriftleiters W. Lindner stattfand, wurde unter lebhaftem Beifall aller Erschienenen einstimmig beschlossen, eine Vereinigung von Kunstfreunden zu gründen und sie als selbständige Ortsgruppe dem „Eichendorff-Bund" in München anzuschließen. In zwanglosem Meinungsaustausch wurden sodann die Richtlinien für die örtliche Betätigung der Vereinigung festgelegt. Ausgehend von dem Gedanken, daß unserer Stadt leider der Anschluß mangelt an einen Kreis, der andererorts die guten Kräfte sammelt, setzte sich die Ortsgruppe zum schönsten Ziele, inmitten der Hochburg deutscher Arbeit, in der die deutsche Seele leicht zu versanden droht, einen stillfriedlichen Heimgarten deutscher Gegenwartskunst aufzuschlagen. Von ihm aus soll versucht werden, im Sinne echter deutscher Kunst und Dichtung auf die Massen einzuwirken. Durch geselligen Verkehr, durch Austausch der Gedanken, durch wechselseitige Beziehungen der Freunde aller schönen Künste unter-, für- und miteinander soll sodann erstrebt werden, die Liebe zu den Künsten wieder wirksam zu befruchten, die Schaffenslust des einzelnen aber anzuregen, zu heben und zu vertiefen. Die eigentliche Gründungsversammlung fand mit der Annahme der Satzungen am 30. Januar 1918 statt. 20 Herren und Damen traten der Vereinigung bei. Allwöchentlich finden im Vereinshaus, Hotel Kaiserhof, Zusammenkünfte statt. Die Mitgliederzahl ist mittlerweile auf über 30 angewachsen. Die erste öffentliche Veranstaltung soll im April stattfinden. Es ist beabsichtigt, Kräfte des Düsseldorfer Schauspielhauses für einen Dichterabend zu verpflichten. — Anmeldungen für die Ortsgruppe werden auch weiterhin beim 1. Vorsitzenden, Schriftleiter W. Lindner, Kurfürstenwall 16, und im Vereinshaus entgegengenommen.

Remagen am Rhein. Herr Dr. Franz X. Barth, Pensionat Hohenlinden, bereitet die Gründung einer Ortsgruppe vor.

Regensburg. Die Ortsgruppe Regensburg, deren Mitgliederzahl nun bereits 40 überschritten hat, beging am 9. Februar im Saale des Park-Hotels „Maximilian" die 50. Wiederkehr des Todestages Adalbert Stifters (28. Januar 1918) mit einer besonderen Feier, mit der sie gleichzeitig erstmals an die Öffentlichkeit trat. Für die Ortsgruppe war es außerordentlich erfreulich, in Regensburg so großes Interesse für Adalbert Stifter zu finden: Der geräumige Saal des Park-Hotels war bis auf den letzten Platz von Besuchern besetzt, die sich vornehmlich aus den ersten Gesellschaftskreisen der Kreishauptstadt rekrutierten. Als Gast für den glänzend verlaufenen Abend hatte die Ortsgruppe Herrn Dr. Günther Stark vom Münchener Schauspielhaus gewonnen, der Richard Schaukals „Stifter", die „Stifter-Elegie" von Ferdinand von Saar, den „Rundblick vom Stephansturm" aus der Sammlung „Aus dem alten Wien", „Nachtviole" aus den „Feldblumen" und „Brigitta" vortrug. Der Künstler hatte einen vollen Erfolg, der sich einerseits in dem lauten Beifall kundgab, der jedem einzelnen der Vorträge folgte, anderseits durch die Aufmerksamkeit gekennzeichnet wurde, mit der die Hörer Herrn Dr. Stark trotz der bedeutenden Länge des Abends bis zum letzten Worte folgten. Die Herren Dr. Nikolaus Schmidt (1. Violine), Joseph Artmann (2. Violine), Karl Weickert (Bratsche) und Wilhelm Schmitt (Cello) entzückten durch prächtige Wiedergabe des Streichquartetts in B-dur op. 168 von Franz Schubert. Herr Hauptschriftleiter Dr. Wetzel, der Vorsitzende der Ortsgruppe, hatte den Abend durch einige Worte eingeleitet, in denen er die Seelenlosigkeit der mammonistischen Kultur dartat und für eine neue kulturelle Blüte unseres Volkes voraussetzte, daß dessen geistige Entwicklung dort angeknüpft werde, wo sie mit Beginn des kapitalistischen Zeitalters abgerissen ist, bei der Romantik. Eine kurze Schilderung des Lebensganges und der dichterischen Eigenart Stifters schloß die Worte des Redners, dem zustimmender Beifall dankte.

Der zweite am 12. März im Bischofshof (Großes Zimmer) abgehaltene Bundesabend ließ erneut die Feststellung zu, daß seine Bestrebungen in Regensburg in weiten Kreisen der Bevölkerung das größte Interesse finden. Man mußte erheblich nahe zusammenrücken, um die große Zahl von Interessenten in dem verhältnismäßig doch großen Raum unterbringen zu können. Der Vorsitzende der Ortsgruppe, Herr Hauptschriftleiter Dr. Wetzel, der über das Thema des Abends „Novalis (Friedrich von Hardenberg) und die Überwindung des Gegensatzes zwischen Mensch und Universum" sprach, begrüßte die zahlreich Erschienenen herzlichst, und gab dann das Wort dem Schriftführer der Ortsgruppe, der kurz über deren bisherige Tätigkeit berichtete und den Mitgliedern Vorschläge für die Statuten der Ortsgruppe unterbreitete, die einstimmige Annahme fanden. Alsdann würdigte Herr Hauptschriftleiter Dr. Franz Wetzel in eingehender Darstellung den dichterischen Werdegang des mystischsten aller Romantiker, Friedrich von Hardenberg (Novalis). Sinndeutend, wie auch mit des Dichters eigenen Worten führte er die ergriffenen Zuhörer in die unergründliche und geheimnisvolle Welt ein, die Novalis um sich schuf, die Welt, in der Ich und All, Mensch und Gott in seliger Liebesnacht sich vereinigt fühlen. Die in erhabenen Gesichten schwelgenden „Hymnen an die Nacht", in denen der Mystiker den Tod überwindet, die gottrunkenen „Geistlichen Lieder" und der in reine musikalische Stimmung aufgelöste Roman „Heinrich von Ofterdingen", in ihrer Aufeinanderfolge

das Bild der zur Vollendung hinschreitenden künstlerischen Entwicklung des größten Dichters der Frühromantik, wurden durch den Vortragenden zu neuem Leben erweckt; sie ließen die große Bedeutung Novalis als Dichter und Seher erneut zum Bewußtsein kommen. Freudiger Beifall dankte für den dargebotenen Genuß. Nach einer kurzen Pause ließ Herr Dr. Wetzel die Anwesenden einen Blick in die Dichterwerkstatt der sog. Neuromantik tun, indem er die erschütternde Romanze „Der Todspieler" von Börries Frhr. von Münchhausen und die romantische Prosaskizze „Eine kleine Nachtmusik" von Ferdinand Künzelmann wirkungsvoll zu Gehör brachte. Damit auch die Musik, die der Eichendorff-Bund in ihren schönsten Formen pflegen will, nicht fehle, hatten sich liebe Freunde der Ortsgruppe zu einem Quartett zusammengefunden. Frau Rechtspraktikant Eppelein (1. Violine), Frl. Feuchtinger (Klavier), Herr Hauptlehrer Weickart (Bratsche) und Herr Amtsrichter Schmitt (Cello) warteten mit dem Ersten Klavierquartett von W. A. Mozart auf und eröffneten den entzückten Hörern durch die bedeutende Größe ihres Könnens in Technik und belebendem Vortrag einen Einblick in die Wunderwelt Mozartscher genialer Erfindungskunst. Reicher Beifall dankte nach jedem der drei Sätze für den Genuß, der in dieser Form den Regensburgern so selten zuteil wird. Herr Dr. Wetzel konnte den schönen Abend um ½11 Uhr mit herzlichen Dankesworten an die genannten Damen und Herren und alle übrigen Erschienenen schließen. Zuvor wies er noch auf die nächste Veranstaltung der Ortsgruppe hin, die in größerem Rahmen stattfinden und Herrn Dr. Günther Stark-München als Gast bringen wird.

Straßburg im Elsaß. Die Mitglieder aus dem Elsaß wollen sich bei Herrn Verlagsbuchhändler Karl Bongard, Zimmerleutgasse 11 melden.

Wiesbaden. Auf Anregung mehrerer Mitglieder soll auch hier in nächster Zeit eine Ortsgruppe ins Leben gerufen werden. Wir bitten die Mitglieder, an der Gründung nach Möglichkeit mitzuwirken und in ihrem Bekanntenkreise eifrig zu werben. Um das Zustandekommen der Ortsgruppe bemüht sich: Studienassessor Dr. A. E. Kalischek, Moritzstraße 50.

Totentafel

Leider hat unser junger Bund bereits zwei Verluste zu beklagen. Im neuen Jahre starben zwei seiner Mitglieder: der Geheime Oberjustizrat a. D. Ferdinand Graf von Schmising in Münster (Westfalen) und Professor Dr. Daniel Jacoby in Berlin.

Daniel Jacoby wurde am 22. Jan. 1844 zu Johannisburg in Ostpreußen geboren. Nach bestandenem preußischen Staatsexamen ging er nach Wien und wirkte als angestellter Professor für deutsche Literatur ein Jahr an der dortigen Handelsakademie, bis er 1873 an die Kantonschule in Aarau berufen wurde. Dort blieb er vier Jahre, während des letzten zugleich in Zürich Privatdozent für deutsche Literatur. 1877 an das neugegründete Königstädtische Gymnasium in Berlin gewählt, lehrte er daselbst 33 Jahre, bis er 1910 seine Entlassung nahm. Werke: 1874 erschien zu Basel „Friedrich der Große und die deutsche Literatur". Zahlreiche Aufsätze, deutsche Literatur betreffend, im „Archiv für Literaturgeschichte", im „Goethe-Jahrbuch", im „Euphorion" u. a. Zeitschriften. J. war langjähriger Mitarbeiter an der „Allgemeinen Deutschen Biographie". 1886 veröffentlichte er

in Berlin seine Abhandlung über den Dramatiker des 16. Jahrhunderts Marcopedius. 1905 gab er „Xenien zu Schillers Todestag", 1916 „Kriegsxenien und andere Gedichte zum Völkerkampf", schließlich mit August Sauer Weißes „Richard III." heraus.

Neuerscheinungen:

Unger, Artur W., Wie ein Buch entsteht. 4. Aufl. (Aus Natur und Geisteswelt 175. Bdchen.) Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner. Geb. M 1.50

Ungers ausgezeichnete Arbeit gehört zu den besten, schönsten und empfehlenswertesten der ganzen Teubner-Sammlung. Jeder Schriftsteller, vor allem die Mitarbeiter von Zeitschriften sollten das lehrreiche und dabei leicht faßliche Buch als Vademekum besitzen.

Waldmann, Emil, Menzel: Werke und Dokumente. München, Delphin-Verlag. Kart. M —.80

Weese, Artur, Aus der Welt Ferdinands Hodlers. Sein Werdegang auf Grund der Sommerausstellung im Zürcher Kunsthaus 1917. Mit 17 Abbildungen. Bern, A. Francke. Geb. M 6.50

Weise, O., Die deutschen Volksstämme und Landschaften. 5. Aufl. (Aus Natur und Geisteswelt 16. Bdchn.) Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner. Geb. M 1.50

Die bekannte Heimatkunde Weises enthält außer einem Literaturverzeichnis und einer Landkarte im Anhang eine Reihe charakteristischer Bilder, u. a. von Dürer, Richter, Schwind, Spitzweg und unserm Mitglied Hans Thoma (Großmutter und Enkelin).

Wibbelt, Augustin, Ein Spruchbuch. Warendorf, J. Schnell (C. Leopold). Geb. M 3.40

Ein weiser Mann und ein Dichter zugleich schenkt uns hier aus kristallener Schale die Perlen seiner Lebenserfahrung, und keine unter ihnen erweist sich als unecht oder falsch. Vor allem die Erzieher der Jugend sollten es nicht verabsäumen, das schöne Buch dieser immer und immer wieder zum Lesen zu geben.

Wichtl, Friedrich, Kramarsch, der wahre Anstifter des Weltkriegs. München, J. F. Lehmann — Wien VIII/2 Hamerlingplatz 2 (Wichtls Selbstverlag).

Unter den Dokumenten zur Geschichte des großen Völkerzusammenbruchs behauptet Wichtls Monographie über den Wortführer der tschechischen Irredenta einen ersten Platz; sie verdient vor allem in Deutschland besondere Beachtung.

Wiedemann, Otto, Berühmte Musiker. Sechs Schattenrisse. Lübeck, Ludwig Möller. In Mappe M 8.—

Wiedemanns Silhouetten reihen sich würdig den im gleichen Verlag erschienenen Meisterzeichnungen Käte Wolffs an. Die Sammlung umfaßt nebst einer Einführung aus der Feder des Künstlers die charakteristischen Gestalten von Eugen d'Albert, Hugo Becker, Karl Flesch, Artur Nikisch, Richard Strauß, Felix v. Weingartner.

Wildgans, Anton, Mittag, Neue Gedichte. Leipzig, L. Staackmann. Geb. M 4.—

Wolff, Käte, Kleine Schatten. Zwölf Scherenbilder. Lübeck, Ludwig Möller. In Mappe M 8.—

Wolff, Käte, Es war einmal. Sechs Scherenbilder. Edda. In Mappe M 8.—

Wolff, Käte, Sechs Schattenbilder. Edda. In Mappe M 8.—

Diese entzückenden kleinen Kunstwerke, von denen wir an anderer Stelle eine Probe geben, sind geschmackvoll eingeleitet und vorzüglich ausgestattet; jedes Geschlecht, Jung und Alt, mag an ihnen seine Freude haben. Am schönsten dünken uns „Es war einmal" und „Kleine Schatten".

Wundt, Theodor, Ich und die Berge. Ein Wanderleben. Mit zahlreichen photographischen Aufnahmen der Verfassers und Zeichnungen zumeist nach solchen von A. Heim. Berlin, Rich. Bong. Geh. M 6.—

Andersens Märchen. Eine Auswahl mit Scherenbildern von H. v. Gumppenberg. Dachau bei München, Gelber Verlag.

Die einladende Aufmachung aller Bücher des Gelben Verlags ist zu bekannt, um noch besonders gerühmt werden zu müssen. Gleichwohl verdienen Gumppenbergs Silhouetten, die der Künstler in übermütiger Fülle durch das ganze Buch verstreut hatte, besondere Empfehlung nicht nur in den Kreisen des Publikums, sondern auch in denen schwer zu befriedigender Kunstkenner.

Behne, Adolf, Oranienburg, als Beispiel für Stadtbetrachtungen dargestellt. (171. Flugschrift des Dürerbundes.) München, Georg D. W. Callwey. Geh. M —.75

Die lehrreiche kleine Schrift ist als „ein Kranz auf Fontanes Hügel" gedacht und will uns an der Hand eines reichen Bildermaterials in vorbildlicher Weise zeigen, wie man eine schöne Stadt betrachten soll.

Bernreiter, Rudolf, Die lebendige Seele. Gedichte. Graz, Deutsche Vereinsdruckerei und Verlagsgesellschaft. Geh. M 2.—

Das Vorwort des hübsch ausgestatteten, mit dem Bildnis des fürs Vaterland im Tod dahingegangenen Dichterhelden geschmückten Büchleins nennt Bernreiter einen steirischen Jung-Körner. Bei einer zweiten Auflage wird der Herausgeber Willibald Frankl hoffentlich kritischer verfahren und aus dem beachtenswerten Nachlaß nur das Beste und Schönste bringen.

Betsch, Roland, Benedikt Patzenberger. Aus der Komödie seines Lebens. Ein Roman in drei Büchern. Breslau, Bergstadtverlag W. G. Korn. Geb. M 6.—

Ein ursprünglicher sonniger Humor durchleuchtet den fesselnden Entwicklungsroman, in dem der

junge schlesische Dichter eine erfreuliche Probe seines gesteigerten Könnens ablegt. „Benedikt Patzenberger" ist zuerst in Paul Kellers „Bergstadt" erschienen und wird jetzt in der geschmackvollen Buchausgabe erst recht weit und breit Freunde gewinnen.

Betsch, Roland, Flinz und Flügge, eine Aviatiade in acht Nummern. Breslau, Bergstadtverlag W. G. Korn.

Der Verfasser dieser drolligen Fliegergeschichte in Knittelreimen hat in Georg Schütz einen ebenbürtigen Illustrator gefunden. Wer in unsern Zeiten noch lachen kann, wird das hübsche Buch mit Freuden begrüßen, diejenigen aber, denen das lachen nottut, erst recht.

Bodenseebuch 1918. Ein Buch für Land und Leute. (5. Jhrg.) Konstanz, Reuß u. Itta. Geh. M 2.50

Das vornehme und dabei wohlfeile Jahrbuch ist längst über die Gaue des Bodensees hinaus bekannt geworden, und das mit Recht. Auch der neueste Band vereinigt eine Reihe auserlesener Künstler, Dichter und Gelehrter zu gemeinsamem Schaffen. So steuert Hägermann, unveröffentlichte Briefe Uhlands und Kerners bei, Cathiau berichtet vom Münster im altromantischen Überlingen usw. Die Kalenderbilder stammen von dem Tier- und Landschaftsmaler Hans Osthoff, einem hervorragenden zeichnerischen Talent.

Bojarzin, Otto, August von Goethes Heidelberger Studentenzeit. Wolfenbüttel, J. Zwißler. Geb. M 2.—

Das mit einem Schattenriß und einer Porträtzeichnung von Julie v. Egloffstein geschmückte Bändchen enthält eine auf Grund ernster wissenschaftlicher Studien abgefaßte Charakteristik von Goethes Sohn. Der Verfasser ist leider gefallen, und so hat seine Witwe das anziehend geschriebene Werk herausgegeben. Eine Reihe wichtiger Briefe aus der Klassikerzeit bilden den Beschluß.

Daumier, Honoré, herausgegeben von Eduard Fuchs. Erster Band: Holzschnitte (1833 bis 1870). München, A. Langen. Geb. M 25.—

Der glänzend ausgestattete Groß-Folio-Band stellt dem Kunstverlag Langen ein neues Ehrenzeugnis für die technisch hochentwickelte Leistungsfähigkeit dieses Hauses aus. Daumier bedeutet einen Gipfel der europäischen Kunst um die Mitte des 19. Jahrhunderts. Er bekämpft den zeitgenössischen Spießer und Philister mit Leidenschaft. Er ist bewußt Parteimann. Aber selbst dort, wo er über die Schnur haut und wir ihn ablehnen, zeigt er die Klaue des Löwen. Die ausführliche Einleitung des Herausgebers verdient besondere Hervorhebung.

Duve, Helmuth, Gestalt und Geschick Rüdegers von Bechlaren, ein Problem für die deutsche Dramatik. Gedruckt im Jahresbericht der höheren Lehranstalt zu Gumperda in Sachsen-Altenburg.

Die wertvolle Abhandlung stellt sich als Einführung zu einem von Duve geplanten Drama „Rüdeger von Bechlaren" dar, zu der wir dem Verfasser das schönste Gelingen wünschen.

Flaskamp, Christoph, Weltkrieg und Weltreligion. Warendorf in Westfalen, J. Schnell Geh. M —.50

Die jüngste Schrift des bekannten Gelehrten, von dem das erste Wächterheft einen wertvollen Beitrag über das Wesen der Romantik gebracht hat, knüpft an die letzten im gleichen Verlag erschienenen kleinen Werke an und führt deren Gedankengänge logisch weiter.

Flaskamp, Christoph, Von der Freiheit der Kinder Gottes. Weltliche und geistliche Gedichte. Warendorf in Westfalen, J. Schnell.

Flex, Walter, Sonne und Schild. Kriegsgesänge und Gedichte. Braunschweig, G. Westermann.

Franziskus. Den Akademikern im Felde gewidmet von deutschen Franziskanern. Herausgegeben durch das Sekretariat Sozialer Studentenarbeit. 11. bis 13. Tausend. M.-Gladbach, Volksvereinsverlag. Geb. M 1.80

Das mit Bildtafeln geschmückte Sammelwerk enthält zahlreiche Beiträge religiös-philosophischer Natur, aber auch der Kunsthistoriker und Nationalökonom kommt darin zu Wort. Am Schlusse steht der ergreifende Sonnengesang des hl. Franz nach der Übertragung von F. H. Schlosser.

Halbe, Max, Gesammelte Werke 1. Bd. (Verse und Erzählungen.) Umschlagzeichnung von Friedrich Felger. München, Albert Langen. Geh. ℳ 4.—

Halbe, Max, Schloß Zeitvorbei. Dramatische Legende. München, A. Langen. Geh. ℳ 2.50

Hase, Karl von, Ideale und Irrtümer. Jugenderinnerungen. Volksausgabe (7. Aufl.). Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Geh. ℳ 3.—
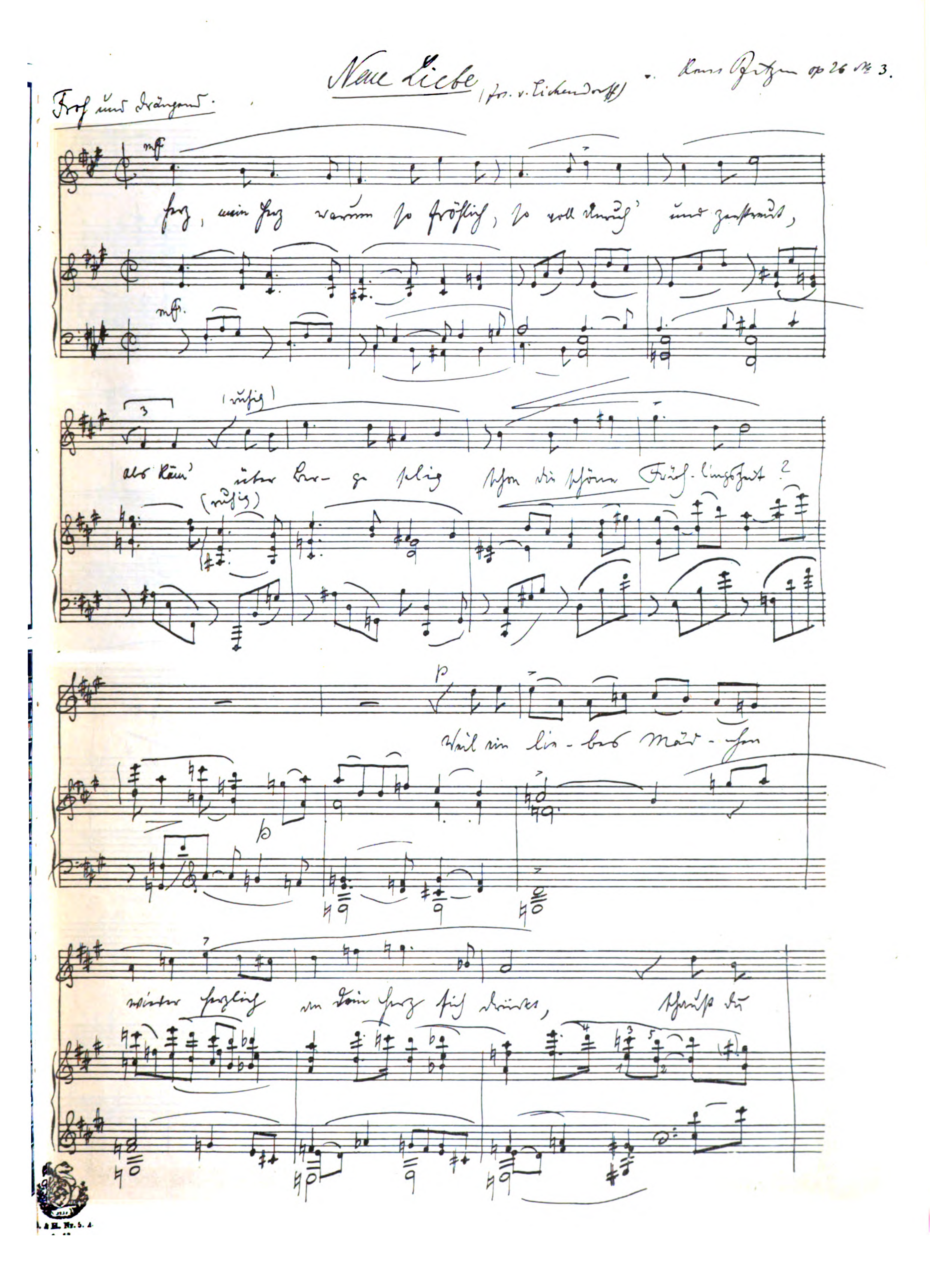
Koppin, R. O., Das Gesicht der Nacht. Neue Gedichte. Weimar, Weckruf-Verlag Wolf von Kornatzki.
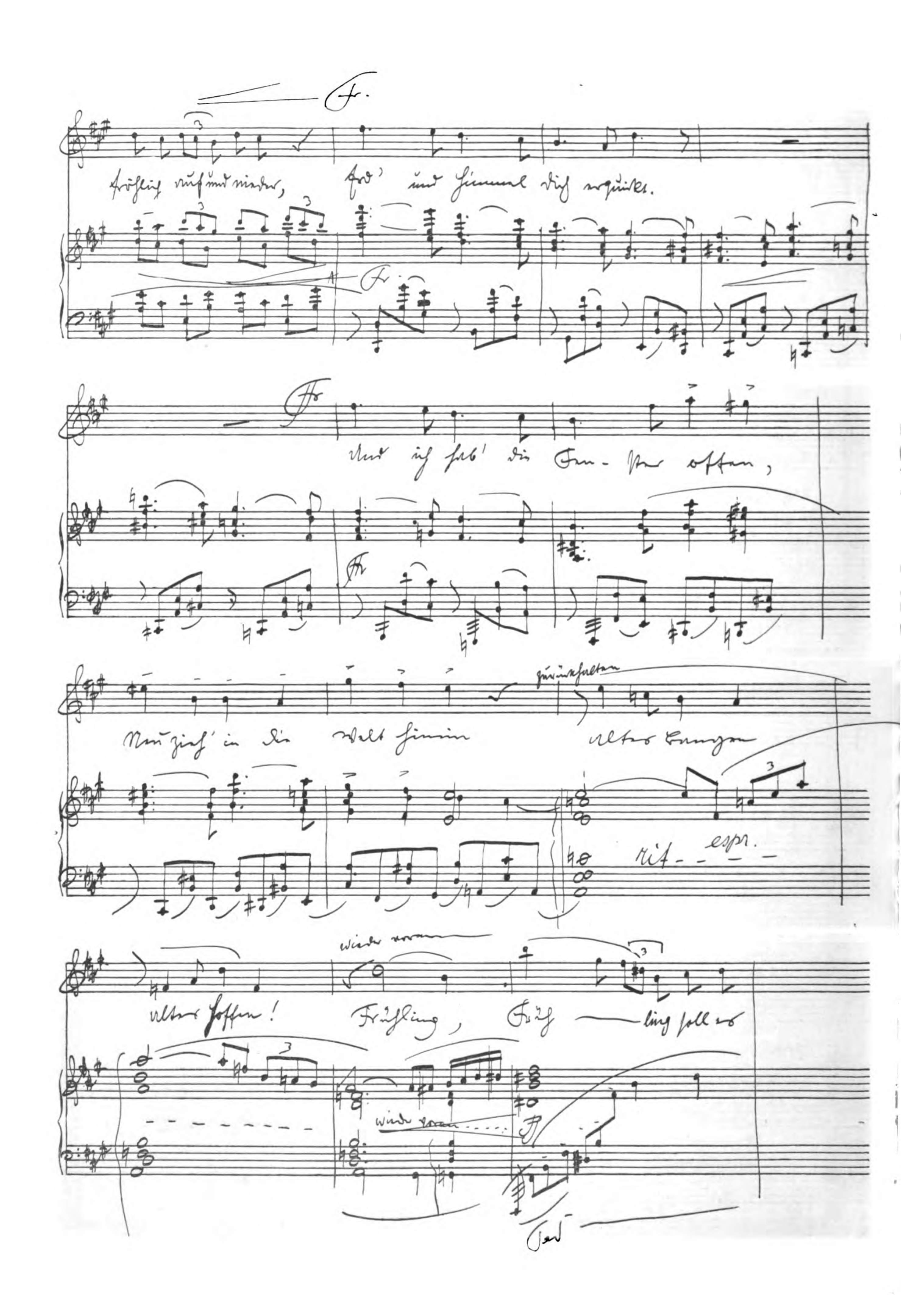
Kulturjahrbuch 1917, herausgegeben von der österr. Leo-Gesellschaft, geleitet von Franz Schnürer. Innsbruck, Tyrolia.
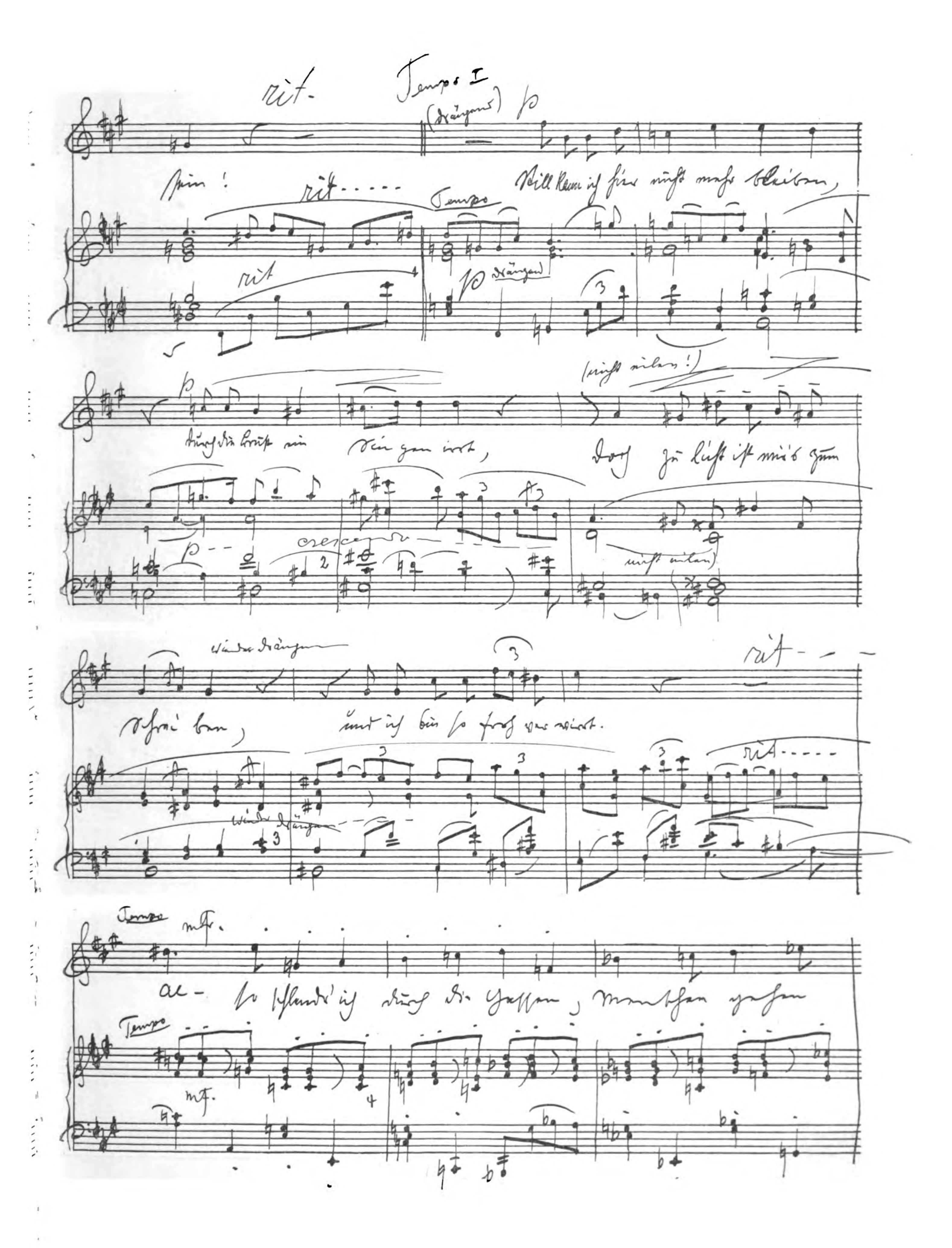
Aus dem reichen Inhalt des stattlichen Bandes seien folgende Beiträge genannt: Die Görres-Gesellschaft von H. Cardauns, Beda Weber und die deutsch-österr. Literaturgeschichte von J. E. Wackernell, König Johann von Sachsen im Verkehr mit Gelehrten von Johann Georg von Sachsen, unserm hochverehrten Bundesmitglied.

Labler, W., Kling-Klang-Gloria. Deutsche Volks- und Kinderlieder. Wien, F. Tempsky — Leipzig, G. Freytag. Geb. ℳ 4.80
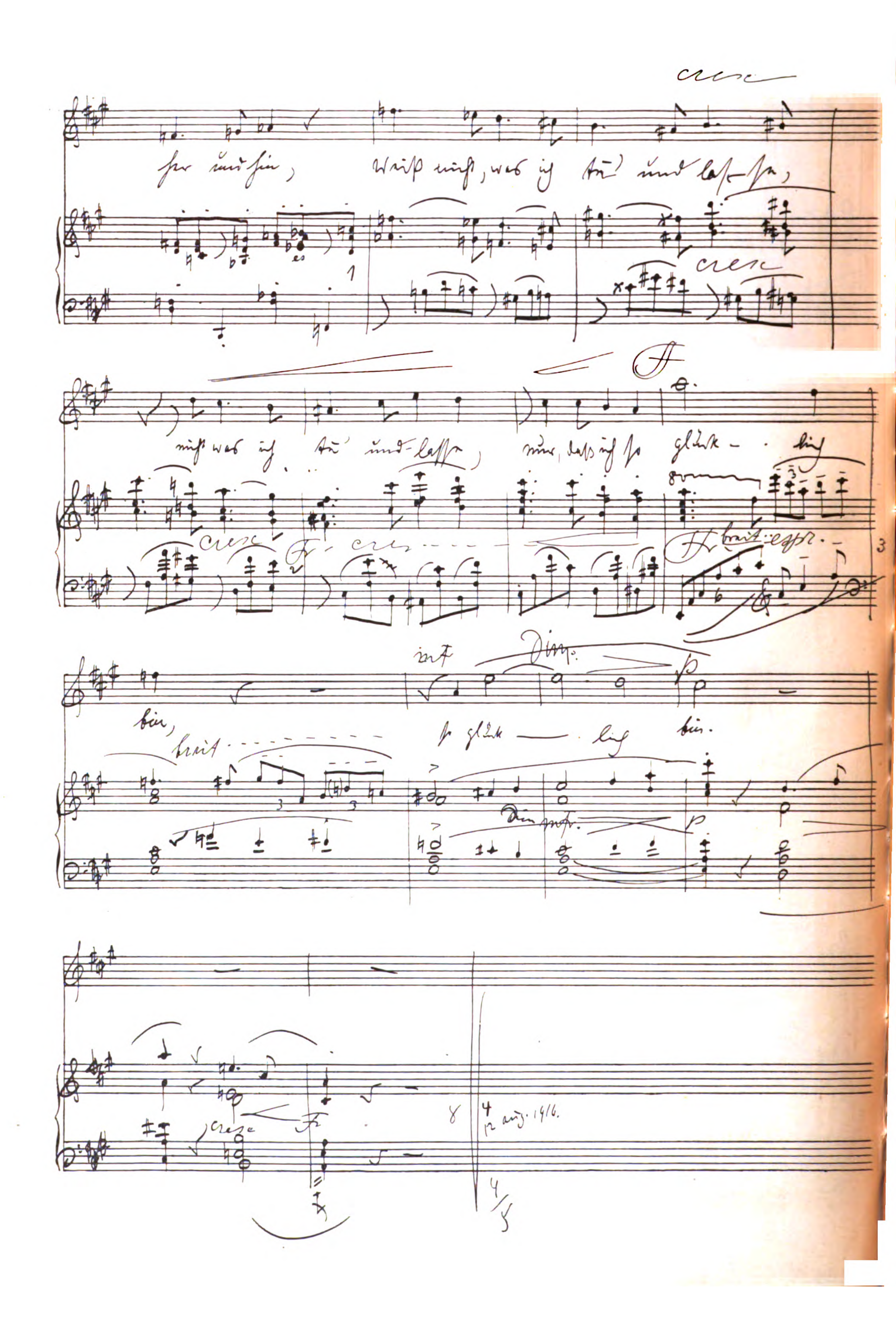
Dieses musikalische Prachtwerk überrascht vor allem durch den außerordentlich niedrigen Ladenpreis. Die farbigen Bildtafeln von H. Lefler und J. Urban illustrieren glücklich die gelungene Auslese, in der neben ausgesprochenen Volksliedern Verse von Uhland, Hoffmann von Fallersleben, Wilhelm Müller, Kerner, Hauff vereinigt erscheinen.


Neue Liebe (Ged. v. Eichendorff) - Hans Pfitzner op 26 Nr 3.
Froh und drängend.
mf
Herz, mein Herz warum so fröhlich, so voll Unruh' und zerstreut,
als käm' über Ber-ge selig schon die schöne Früh-lingszeit?
(ruhig)
p
Weil ein lie-bes Mäd-chen
wieder herzlich an dein Herz sich drückt, schaust du


rit. – – espr.
Frühling



rit.
Tempo I
p
rit.
Tempo
rit
crescendo
rit.
Tempo
mf.


cresc
breit
mf
Dim.
12 aug. 1916.


M. Schiestl
Der Wächter
Zeitschrift für alle
Zweige der Kultur.
"Waldwärts durch die Einsamkeit
Hört' ich über Tal und Klüften
Glocken in den stillen Lüften,
Wie aus fernem Morgen weit –
An die Tore will ich schlagen,
An Palast und Hütten: Auf!
Flammend schon die Gipfel ragen,
Wachet auf, wacht auf, wacht auf!"
Eichendorff.
München
Parcus & Co
3. Heft 1918

Der Wächter

Zeitschrift für alle Zweige der Kultur

Herausgeber und Schriftleiter: Professor Dr. Wilh. Kosch, München, Herzogstraße 65

Für Anzeigen und Beilagen verantwortlich: Eugen Sibler, München

Verlag Parcus & Co., München Pilotystraße 7

Druck der Dr. Wildschen Buchdruckerei (Gebr. Parcus), München

Inhalt des Juliheftes 1918:

*

Bildbeilagen von Raabe (Taufname unbekannt), Joseph Beckert-v. Frank, Rudolf Schiestl, August Trümper und Hans Thoma

*

Briefbeilage von Hans Thoma

Alle Einsendungen mit Ausnahme von musikalischen Beiträgen sind an die Schriftleitung Prof. Dr. W. Kosch in München zu richten; Notenbeilagen nimmt entgegen Dr. A. Knab in Rothenburg; für Handschriften, die nicht im ausdrücklichen Einvernehmen mit der Schriftleitung eingesandt werden, wird keine Haftung übernommen; für Rücksendungen ist stets das Porto beizulegen. — Beiträge dürfen nur aus den Abteilungen „Volk und Staat", „Bücher, Bilder, Musik, Theater" und zwar bei genauer Quellenangabe nachgedruckt werden

Die Umschlagzeichnung hat Matthäus Schiestl, die Randleisten Hans Volkert, die großen Initialen Franz Graf von Pocci gezeichnet



Joseph Freiherr von Eichendorff

Nach einer Kopie des 1809 in Breslau gemalten Miniaturporträts von Raabe

(Eine Kopie befindet sich im Besitz des Enkels Karl Freiherrn von Eichendorff)

Der Wächter

Zeitschrift für alle Zweige der Kultur
in Verbindung mit dem Eichendorff-Bund
Begründet und herausgegeben von Wilhelm Kosch

1ter Jahrgang / 1918 / Sommer/Juli-Heft / München

Eichendorff

Geheimnisvoller Wälder tiefes Blaun
lag spiegelnd in des Knaben Träumeraugen.
Die waren seltsam wach und weit im Schaun,
den reinen Glanz der Welt in sich zu saugen.

Oft wann der Schloßpark längst entschlafen war,
wob's um sein Haupt wie weichen Schleiers Wehen,
dann löste leis' die Nacht ihr Flimmerhaar
und ließ ihn segnend ihre Schönheit sehen.

Der Jüngling aber, heiliger Ehrfurcht voll,
versuchte schauernd, was sie sprach, zu deuten,
indes sein Herz schon überquellend schwoll
von Liedern, die wie Märchenglocken läuten.

Fridolin Hofer

*

Über Schiller und Romantik im Hinblick aufs Drama

Von Adolf Dyroff

Nachhaltige Umstimmungen eines unhaltbar gewordenen geistigen Zustandes werden, von den ursprünglichen Schöpfungen der Genies abgesehen, niemals durch vermeintlich vollen Bruch mit dem Alter erreicht, sondern nur durch organische Um- und Weiterbildung des Gewordenen. Das angeblich ganz Neue ist auch, soweit es nicht abnorm ist, nie vollständig unerhört, sondern verwendet stets irgendwelche Elemente des älteren. Das bekundet die Geschichte der Literatur und der Philosophie auf ihren Hauptblättern und entspricht allein den psychologischen Gesetzen.

Mit der heutigen Gesamtlage der Dichtung, vor allem der dramatischen, ist in Deutschland im Grunde kein Mensch zufrieden. Die Firmen und ganz bestimmte geistespolitische Richtungen undeutscher Art haben dem Publikum ihren „Geschmack", vielmehr ihre philosophischen und religiösen Tendenzen aufgezwungen. Die Blumen des deutschen Dichtergartens wachsen nicht mehr auf freier Aue; sie werden in Treibhäusern gezüchtet. Der Naturalismus, von dem man viel Gutes erhoffen durfte, war als allgemeine Methode falsch; er paßte nur für seinen Erfinder. So lähmte er die freien Schwingen der Phantasie. Der Symbolismus wird in der Neuzeit zu leicht pedantisiert und der richtig verstandene Expressionismus schlägt zu leicht über die Stränge der Gesetze des Seelenlebens.

Im Angesicht dieser Dinge kann ein ruhiger Wirklichkeitssinn das Heil nur von einer Weiterführung jener Grundrichtungen erwarten, die sich in der deutschen Dichtung als fruchtbar und dauernd anregend erwiesen haben. Das sind neben Goethes Ideen und Vorbild, das indes so wenig eine eigentliche Nachahmung verträgt wie aller Kern des Genialen, vor allem die Richtungen Schillers und der Romantik. Die gesamte deutsche Literaturgeschichte neuerer Zeit, von innen angesehen, zeugt dafür. Man lese etwa Hebbels, Grillparzers, von Bauernfelds Lebenserinnerungen. Man frage unsere deutsch fühlenden Künstler nach den besten und tiefsten Eindrücken ihrer Jugendjahre, die noch nicht von „Theorien" der Kaffeehausliteraten verschüttet waren. Gerhart Hauptmann, auf den wir einst Hoffnungen und mancher unter uns überschwengliche Erwartungen setzten, verfiel in seiner Entwicklung notwendig dem Druck der Überlieferung. Vielleicht wird's in zweihundert Jahren anders stehen — und aus gewissen wertvollen Rücksichten muß man's wünschen —, aber heute gilt es, statt aus einem Wolkenkuckucksheim herunterregieren zu wollen, aus dem Vorhandenen kraftvoll das nächste und mögliche Künftige zu formen.

Doch herrscht nicht ein starker Gegensatz zwischen Schiller und der Romantik?*) Ist nicht Schiller ein Klassiker und sind nicht die Romantiker eben Romantiker? Der Unterschied beider soll nicht geleugnet werden und ebensowenig, daß einzelne Romantiker an Schiller allerlei auszusetzen hatten. Der Literarhistoriker Vilmar[1]) hebt bereits hervor, daß, abgesehen von Novalis, die Häupter der romantischen Schule, August Wilh. von Schlegel an der Spitze, Schiller die Wahrheit seiner Darstellungen, die Realität seiner Figuren absprachen. Und ein anderer, Wilh. Scherer[2]), rügt die eifersüchtige Verkleinerung „Schillers" von seiten der Romantiker, die Feindseligkeit des oberflächlichen Tieck gegen Lessing und Schiller. Daran ist etwas Wahres. Caroline, die frühere Gattin A. W. Schlegels und nachmalige Gattin des Romantikerphilosophen Schelling, berichtet zweimal mit ausnehmender Freude in ihren Briefen, daß ihre Freunde bei der Lesung der ebenfalls 1799 erschienenen Schillerschen Glocke fast von den Stühlen gefallen seien vor Lachen; man

---

*) S. z. B. Ansgar Pöllmann, Was ist uns Schiller? Kempten 1905, S. 10, 12 und im Widerspruch damit S. 25.

[1]) 1881, S. 433.

[2]) S. 686.

fand das Gedicht „à la Voß, à la Tieck, à la Teufel, wenigstens um des Teufels zu werden“[3]. Also das Gedicht, an dem sich unsere Jugend und unser Volk labt, kommt der leichtfertigen Jenaer Gesellschaft zwar zu einem Teil romantisch oder im Ausdruck verfehlt, außerdem hingegen spießig plump vor. Frau von Schiller mied, als sie ihres Sohnes Ernst wegen nach Bonn gezogen war, die Begegnung des dort wohnenden A. W. Schlegel; sie wollte unter keinen Umständen den Mann sehen, der ihrem „armen Schiller“ gar[4]) zu viel Herzeleid bereitet hatte. „Wallensteins Lager“ war nach dem Geschmack der Romantiker, obwohl man's zuerst Goethe zuschrieb, zu mühevoll erarbeitet; Goethe würde so etwas aus den Ärmeln geschüttelt haben, meinte man.

Aber die Feindschaft gegen Schiller ist kein Spezifikum der Romantik. 1859 hielt Rudolf von Gottschall im Gewandhause zu Leipzig eine Festrede, mit dem Titel „Die Abwendung von Schiller in der Gegenwart“.[5]) Der Hinweis auf das Schillerjubiläum tauche wie eine Anomalie aus den oberen Strömungen der Gegenwart hervor, sagt der, nun auch ziemlich vergessene Spätdichter. Als Gründe für diesen Abfall führt von Gottschall den Fortschritt der Technik und der materiellen Interessen samt der witzhaschenden kritischen Nüchternheit und den utilitaristischen „Realismus“ seiner Zeit an; dabei hält er die ideelle Kluft für die größere. Niemand wird behaupten können, daß diese Merkmale auf die Romantik zutreffen. Vielmehr steht die Zeit von 1845—1890 in künstlerischer Kultur deshalb so tief, weil ein flacher Nationalismus und schwächlicher Pseudoidealismus in ihr das große Wort führten. Die vor wenigen Jahren durch Herbert Eulenberg ausgegangenen Angriffe gegen Schiller — nach den Zeitungen müssen sie maßlos gewesen sein — entsprangen gewiß nicht aus romantischem Boden, mag man auch Eulenberg einen Neuromantiker heißen.

Auch darf die tatsächliche Feindschaft älterer Romantiker gegen Tieck — Eichendorff teilt sie kaum — keineswegs übertrieben werden.

Tieck rühmt, wenn er auch den Schwaben gelegentlich, ohne böse Absicht[6]), im „Gestiefelten Kater“ verspottete, ihn dennoch als „großen Dichter und sehr merkwürdiges Talent für alle Zeiten“, erkennt seinen edlen Geist an und bespricht die „Jungfrau von Orleans“[7]) und den „Wallenstein“ mit hoher Achtung[8]). Im „Tell“ zeige sich Schiller als „Meister“, als ein „Virtuose“, den das Schwierigste nicht mehr in Verlegenheit setze, der vielmehr dieses, ja selbst das Unmögliche aufsuche, um die Sicherheit seiner Kunst zu beweisen. Die Szene des Apfelschusses bewundert Tieck geradezu[9]). Friedrich Schlegel stimmt mit Tieck darin überein, daß Schiller unser bester Dramatiker sei, der die der Bühne angemessene Form am glücklichsten getroffen habe[10]). Daß durch die Beschäftigung mit der Philosophie Schillers Muse nicht gelitten, sondern gewonnen habe, hebt er zweimal hervor[11]). Das schwierige eigenartige Schillersche Gedicht „Die Künstler“ hatte bei seinem Erscheinen sogar A. W. Schlegels Beifall gefunden. Schiller sei besser ins Innere der Sache gedrungen als mancher Philosoph[12]). Vor der philosophischen Kraft des Schwaben

---

[3]) Ricarda Huch, Carolinens Briefe. S. 185, 202.

[4]) Wilh. D o r o w, Erlebtes aus den Jahren 1790—1827. Leipzig, 1845, III, S. 283. Mitteilung v. Bezolds.

[5]) Anonymus, Schillerreden. Ulm 1905 (Kerler), S. 120 ff.

[6]) Kritische Schriften, IV, 1852, S. 377.

[7]) Ebd., IV, 169 ff.

[8]) Ebd., III, 37.

[9]) Ebd., IV, 267.

[10]) Gesch. der alten und neuen Literatur (1812), Berlin 1841. S. 472. Vgl. Sämtliche Werke X, 1825, S. 156.

[11]) Minor II 3.

[12]) Vgl. Düntzers Kommentar zu Schillers lyrischen Gedichten. 1864, IV, S. 67.

neigte sich auch Friedrich Schlegel, der überhaupt im Denken und Streben jenem am verwandtesten ist.

Was aber für uns das Entscheidende ist: Eine Feindschaft zwischen romantischer und Schillerschen Kunst besteht überhaupt nicht. Hermann Hettner, der feinnervige Literarhistoriker, hat schon 1850 darlegen können, daß die erste romantische Schule sich nicht im Gegensatze, sondern im inneren Zusammenhange, wie zu „Goethe", so auch zu „Schiller" entfaltet habe[13]). Und einer der besten Kenner Schillers und der Romantik, Oskar Walzel, liefert in jedem Kapitel seines Büchleins: „Deutsche Romantik" den Beleg, wie auf dem Gebiete des Romans, des Dramas und der philosophischen Kunstlehre die Romantiker von Schiller beeinflußt sind oder mit ihm zusammengehen[14]). Wir können diese geschichtliche Betrachtungsweise durch eine philosophische Analyse stützen.

Der Unterschied zwischen Schiller und der Romantik wird nämlich um ein Erhebliches geringer, wenn man sich klarmacht, daß uns, wie mir schon seit 1904 feststeht, im Laufe der Zeit die Begriffe „Klassisch" und „romantisch" aus geschichtlichen Bezeichnungen auch zu sachlichen geworden sind. Geschichtlich ist „Klassik", um das häßliche Wort zu gebrauchen, das Ganze der Bücher und Menschen von Klopstock und Lessing etwa bis Goethe und Schiller und Romantik die Reihe von Novalis und den beiden Schlegeln bis zu Eichendorff. Sachlich hingegen kann man z. B. den alten römischen Cäsaren Tiberius einen „Romantiker auf dem Kaiserthron" nennen, weil er sich wie ein Romantiker in die Felsen- und Meereinsamkeit der Insel Capri zurückzog und mit seinem mystisch denkenden Leibarzt geheimnisvolle Studien betrieb. Wie Archäologen bei der Antike von Barock sprechen, so fehlen in der griechischen Literatur romantische Einzelheiten keineswegs. Darum läßt sich sehr wohl irgend ein Stück Schillers, wie das tragikomische Märchen „Turandot, die Prinzessin von China", oder das Lustspiel „Der Neffe als Onkel" oder das Trauerspiel „Die Jungfrau von Orleans" mit der Etikette „Romantisch" versehen. „Turandot" ist in der Tat nach dem Vorbilde eines Romanen, dessen Einfluß auf die Entstehung des romantischen Geschmacks keineswegs unterschätzt werden darf, nach der „Turandotte" (1762) des italienischen Grafen Gozzi (1720—1806) gedichtet, der, wie bekannt ist, die Vorliebe der Italiener des 17. Jahrhunderts für die Spanier, besonders auch für Calderon teilte[15]) und mit seinen phantastischen Märchenkomödien großen Erfolg hatte. Das Lustspiel „Der Neffe als Onkel" ist nach dem Franzosen Picard gemacht, und ein, wenn auch etwas verwaschenes Beispiel der vielen Verkleidungsstücke, mit denen uns die spanische Literatur des 17. Jahrhunderts beschenkte. Die „Jungfrau von Orleans" nennt Schiller selbst eine „romantische Tragödie"; sie führt nach einem romanischen Land und hat romantische Züge wie die Liebe Johannas zu dem Engländer, und die mystischen Anwandlungen der Heldin; vor allem sind die Szenerien romantisch, das Kirchenportal der Kathedrale von Rheims nicht minder als die Heiligenkapelle mit Eiche zu Anfang und die Köhlerhütte mit dem wilden Wald im fünften Aufzug.

Nun ergibt sich das beinahe Sonderbare, daß die angeblich rein klassische „Braut von Messina" trotz ihrer antiken Chöre im Kerne romantisch ist: Die Heimlichkeiten Don Manuels und Don Cesars, die Entführung Beatricens, die Schauplätze der Handlung; selbst der romantische Klausner und die Korsaren fehlen nicht. Wenn man dagegen das Walten des unheimlichen Schicksals im Drama geltend machen wollte, würde ich erwidern, daß in Calderons „Tochter der Luft", die auch kleinere Ähnlichkeiten mit der „Braut von Messina" gemein hat, und in dem märchenähnlichen Stücke „Das Leben ein Traum" beinahe

---

13) Vgl. Max Koch in „Der Wächter". 1918, S. 57.

14) S. auch Rudolf Haym „Die romantische Schule". 2. (S. Nr. 2 derselben). Berlin, 1906, S. 150 ff. 212.

15) W. von Wurzbach, Calderons Werke. Leipzig, I, 205.

das gleiche Schicksal, von Orakelsprüchen umgeben, seine eherne Faust über die Menschen hält. Die ursprüngliche Poesie der Romanen hatte eben schon das Schicksalsmotiv der Griechen in sich aufgenommen und nach Anleitung der Scholastik des Hl. Thomas von Aquino verarbeitet.

So lassen sich nicht nur nach 1860, sondern auch vor 1788 allüberall bei den verschiedensten Völkern romantisch angehauchte Personen und romantisches Wesen entdecken. Dann muß es aber zugleich erlaubt sein, „klassisch“ nicht nur in dem ganz weiten Sinne von „vollendet“, „durchaus vollkommen in seiner Art“ zu gebrauchen, sondern auch in dem Sinne, wie wir Klopstock, Herder, Schiller, Goethe den Romantikern sachlich gegenüberstellen. Auf diese Bedeutungsentwicklung hat jedoch neben dem allgemeinen Unterschied zwischen der antiken griechisch-römischen Geistesart und dem eigentümlichen neuzeitlichen Charakter der romanischen Völker des 17. und 18. Jahrhunderts vornehmlich die besondere Kunstgattung des Romans bestimmend eingewirkt. „Romantisch“ ist bei deutschen Schriftstellern des 18. Jahrhunderts zuweilen so viel wie „romanhaft“. So bedeutet denn romantisch alles, was so verläuft wie in einem alten Romane, d. h. wie in einer Ritter- und Liebesgeschichte, die mit vielen Wanderungen, Abenteuern, Ereignissen ausgeschmückt ist und in bunten Bildern, farbigen Schilderungen, mannigfach verschränkten Geschichten sich nicht genug tun kann. Da der Roman, wie man weiß, bis auf Indien, Persien, Ägypten und Arabien zurückgeht, hat er gerade wieder in Spanien allerlei orientalische Züge aufgenommen, was der Schelmenroman zeigt, von dem in dem „Simplizissimus“ Grimmelshausens ein so leuchtendes Muster vor uns steht. Die klassische Kunst ist von diesem orientalischen Einschlag möglichst frei; die Griechen hatten ihrem stilisierenden, mathematischen, auf das Maßhalten gerichteten Geschmack zufolge alle Schößlinge üppisch-wuchernder Sinnlichkeit abgeschnitten und eine starke Formenkunst ausgebildet. So ergibt sich dann leicht eine Reihe von Merkmalen, durch die „Klassisch“ und „Romantisch“ für alle Zukunft getrennt sind. Die Worte gehören jetzt zu jenen Ausdrücken, mit denen wir die besonderen Ausprägungen („Modifikationen“) des Schönen überhaupt belegen. „Klassisch“ und „Romantisch“ sind ebensogut besondere Formen von „Schön“ wie „Erhaben“ und „niedlich“, „anmutig“ und „hübsch“. Ist das der Fall, dann sind ja „Klassisch“ und „Romantisch“ nicht mehr feindliche Brüder, sondern im Gegenteil in bester Harmonie miteinander. Sie sind nur verschiedene Anblicke einer und derselben Schönheit. Man braucht sie nicht erst zu versöhnen. Darum kann auch Schiller nicht gegen die Romantik, die Romantik nicht gegen Schiller ausgespielt werden. Nur Eines ist zuzugeben: Sie müssen sich ergänzen. Unserem Schiller fehlen Vorzüge, die der Romantik eignen, dieser wieder solche, die Schiller auszeichnen.

„Klassisch“ und „Romantisch“ sind im Gegensatz zu „Erhaben“ und „Niedlich“, die das Schöne nur einseitig unter dem Gesichtspunkte des Großen und des Kleinen auffassen — „Erhaben“, das gewaltige, mächtige, bedeutende Schöne und „Niedlich“ das Schöne im Kleinen und Unbedeutenden — Begriffe, die sowohl auf das Quantitative als auf das Qualitative achten. „Klassisch“ ist ein Kunstwerk, welches nicht auf eine Fülle oder gar Überfülle der Bilder und dargestellten Gegenstände ausgeht, sondern, ohne jedoch in volle Armut und Dürftigkeit zu verfallen, eine maßvolle Auswahl gibt. Das Beherrschte, das durch Maß und Ordnung Geformte, das weise Gegliederte — das ist klassisch. Übertreibt man diesen Zug über die Beschränkung hinaus, in der sich der Meister zeigt, so erhält man den Klassizismus, der folgerichtig in die gewollte und ungewollte Dürftigkeit des bequemen Biedermeiertums ausartet, das im Schlafrock zu gehen liebt. Man setze dagegen den Roman des Romantikers Tieck „Franz Sternbalds Wanderungen“ (1798), das Urbild für Eichendorffs „Ahnung und Gegenwart“ wie für die meisten romantischen Romane! Tieck findet kein Ende; der Roman ist trotz vielfacher Ansätze

nie vollendet worden. Welcher Wechsel der Schauplätze: Nach Nürnberg, Franken mit Taubertal und Spessart, Leyden, Rotterdam, Antwerpen, Elsaß, Pisa, Florenz, Rom, Olevani, in die Florentiner Berge, ja sogar nach Ägypten werden wir geführt. Städte, Wälder, Felder, Flüsse, Parke verschiedener Art, Burgen, Eisenhammer, Köhlerhütten, Nonnenklöster folgen in buntester Reihe aufeinander. Welche Mannigfaltigkeit der Lebenskreise und Lebensformen, der Verhältnisse zwischen Dingen und Menschen! Über alle Künste erhalten wir Aufschluß. Gemälde verschiedener Art, Musikinstrumente von allerlei Wesen und Gestalt, auch schon das romantische Waldhorn, Schmiede, Eremiten, Pilgrame, Ritter, rauschende Feste in Parken und in Städten, einsame Stunden voll stiller Betrachtung, Ausgelassenheit und ernste Einkehr — immer wieder von neuem neue Bilder.

Dem Reichtum der qualitativen Unterschiede entspricht in der Romantik quantitativ die starke Leuchtkraft, die außerordentliche Lebhaftigkeit der Bilder. Da ist keine Farbe zu intensiv, kein Ton zu laut, kein Bild zu phantastisch. Das „Klassische" meidet das Zuviel. Mäßig erhöhte Reize, sanftere Schwingungen, wie sie etwa Schiller im „Spaziergang" beben läßt. Endlich ist der Inhalt des Romantischen durch größte Beweglichkeit der Personen und Sachen, durch unruhiges Wogen und Wallen der Vorgänge charakterisiert. Das Getragene, das Gemessene liegt dem Romantiker nicht. Er drängt vorwärts, er hat ja noch so viel zu tun. Sein Ziel liegt in der Unendlichkeit. Oder er überstürzt sich und macht Kapriolen. Feierlich und ernst hingegen schreitet der Klassische dahin. Der Kothurn der griechischen Bühne zwingt seinen Gang zum ernsten und gemessenen Schritte. Soviel über das Gegenständliche in den beiden Formen der Schönheit.

Verwandt sind die Unterschiede zwischen „Klassisch" und „Romantisch" hinsichtlich des persönlichen Faktors, den jeder Künstler als Mensch zu seinem Stoffe und Gegenstand hinzubringt und in das Kunstwerk hineinversetzt. Von großer, fast leidenschaftlicher Stärke ist das Gefühl des Romantikers, gedämpfter nur in halbem Schwunge wallt das des Klassikers dahin. Eine nie ruhende geistige Beweglichkeit, bis zur Selbstzergliederung, zur Selbstironie und Persiflage fortgehend, alle Register des Witzes und der Geistesblitze ziehend, in allen Sätteln gerecht und sich auf allen Triften tummelnd — das ist das Stigma des Romantikers. Besonnene, abgeklärte Entwicklung der Gedanken, eine nie sich überstürzende Dialektik, die ruhevolle, vornehme Auseinandersetzung der Gedanken — das ist das Ideal des Klassikers. Der Märchenkönig Phantasus regiert jenen, die Königin Vernunft mit ihrem Minister Verstand diesen. Der Romantiker ist der Meister des Humors, der Satire und des Scherzes, der Klassiker der der Reflexion und der erhabenen Weisheit. Also dort starker Akzent auf der Form, auf dem Maße, auf der Disposition und Komposition des Stoffes, hier dagegen eine Neigung, ja ein Hang zur Ungebundenheit bis zur Fessellosigkeit.

Schon dieser Vergleich beider Weisen deutet uns an, daß jede künftige Kunst beider bedarf. Keine Fülle ohne Maß, kein Maß ohne Reichtum. Wir wollen Schiller verehren, ohne der Romantik zu entbehren. Doch wir erkennen, daß nicht ein scharfer Gegensatz in Frage steht, sondern nur ein etwas größerer gradueller Unterschied. Schillers jugendliche Leidenschaftlichkeit, die seine Dichtungen denen der Barockbaukunst gleichsetzt, ist von dem Sturm und Drang in den jungen Romantikern, trotz allem, was man gesagt hat, nicht so wesentlich verschieden. Blüht und funkelt auch Schillers Geist nicht wie der der Romantiker, so nennt er doch einen Schatz von Geist sein eigen, um den ihn mancher Heutige beneiden kann. In der Forderung einer philosophischen Verankerung der Kunstwerke kommen beide Richtungen weithin überein. Geistige Liebe und Unendlichkeit, Unsterblichkeit und Ewigkeit, Schönheit als höchste Form der uns erreichbaren Wahrheit, Freiheit der Genialität als Sieg über nüchternen Verstand und plumpe Sinnlichkeit, alles das sind Ideen, die den Württemberger ebenso wohl befeuern wie Friedrich

Schlegel, den führenden Kopf der Romantiker, so unklar und verschwommen das Jenseits bei Schiller ist, so wenig befriedigend die Unsterblichkeit der älteren Romantiker. Nicht bei allen gewinnt das Motiv des Übergangs so goldhelle Fassung wie in Eichendorffs öfter betonter Wendung, daß Gedanken und Lieder fort bis ins Himmelreich gehen. Doch selbst in diesem wunderschönen Satze steckt ein Kristallkörnchen der Schillerschen Kunstphilosophie: Das Lied gibt die Seligkeit.

So darf es uns nicht wundern, wenn wir sogar in Einzelheiten Schiller als Vorläufer oder Mitstrebenden der Romantiker erkennen.

Was die romantische Dramatik scheinbar Neues brachte, war das Märchendrama. „Der gestiefelte Kater" und „Das Leben und der Tod Rotkäppchens" von Tieck sind nur wie Vorversuche zu Ferdinand Raimunds (1790—1836) gemüt- und humorvollen Zauber- und Märchenpossen und zu Gerhart Hauptmanns „Versunkener Glocke". Ärmlich die Bühne, die sich, von den bösen Einflüsterungen eines nüchternen Rationalismus und mechanisierenden Naturalismus verführt, vom Märchendrama fernhält. Aber würde sich denn Schiller dagegen sträuben? Sahen wir nicht, wie er mit Prinzessin Turandotte dieses Zauberland schon mit e i n e m Fuße betrat? Singt er nicht in dem „Mädchen aus der Fremde" von einem geheimnisvollen Lande, aus dem es kam? Träumt er nicht von einem Wunderland, in das uns nur ein Wunder tragen könne?

Selbst die orientalische M a r i o n e t t e, die uns nach Tiecks Anregung[16]) in vervollkommneter Form aus dem Kreise der Spätromantik, durch den lustigen Münchener Grafen Pocci wiedergeschenkt werden sollte, aber auch bei Heinrich von Kleist, Justinus Kerner[17]) und Eichendorff Verständnis findet, ist Schillers Geiste nicht ganz fremd. In einem Jugendaufsatz von 1782 sieht er einen Vorzug des Puppentheaters vor dem lebendigen Schauspiel darin, daß dort der Agierende von der Gefahr befreit sei, aus Ruhmsucht dem Publikum unwürdig zu dienen oder der bloßen Lust zu fröhnen. So komisch uns dieser Gedanke berühren mag, e i n e Wahrheit steckt dennoch darin: Die Marionette hat etwas an sich, was den Hörer von allem Personenkultus gegenüber dem Schauspieler ablenkt und den inneren Gehalt einer Dichtung reiner und unverfälschter herauskommen läßt. Jedenfalls hatte Schiller ein gutes Auge für diese damals so sehr verachtete Kunstgattung und für die höheren Möglichkeiten, die in ihr liegen.

Die Romantiker haben ferner den D i l e t t a n t e n die Beteiligung am Schauspiel eröffnet. Beweis genug, daß seit ihrer Zeit Dilettantenaufführungen in der Mode waren. Wie hübsch nimmt es sich da aus, daß Schiller 1782 verkündet, eine frische und unbefangene Dilettantenkunst könne unter Umständen angenehmer und tiefer wirken als die des Berufsschauspielers, weil der Dilettant seine Rolle mehr aus dem Gefühle herauslebe, der Berufsschauspieler dagegen in Gebärde, Mimik und Stimmführung leicht mechanisch werde[18]).

Viel bemängelt sind die dramatischen Frauenfiguren Schillers. Ich weiß nicht, wer diesen Tadel zuerst ausgesprochen hat, daß sie fast alle, die Thekla im „Wallenstein" und die Berta im „Tell" ebensowohl wie Johanna in der „Jungfrau von Orleans", die Elisabeth in der „Maria Stuart", auch die Donna Isabella in der „Braut von Messina", mehr männlichen als weiblichen Charakter haben. Die Beobachtung ist gut, aber die Rüge nicht angebracht. Man fordere doch nicht vom Dramendichter, daß er alle Frauen nach dem gleichen Modell herstelle. In Goethes Schauspielen haben die Frauen fast nie eine führende Rolle. Das Gretchen im „Faust" ist zuerst nur Episode, zuletzt nur Symbol, doch keine Hauptheldin. Schiller hingegen macht seine Frauen vielfach zu Mitregenten der Handlung. Das ist ein romantischer Zug. Bauernfeld läßt in seinem Lust-

[16]) Vgl. auch Kritische Schriften, IV, S. 75 ff.
[17]) Kutscher, Schiller, S. 25.
[18]) Kutscher, S. 24 f.

spiel „Bürgerlich und Romantisch“ eine vornehme junge Dame selbständig und eigenmächtig auf Abenteuer ausziehen; die Dame nennt ihr Beginnen selbst romantisch. In Eichendorffs Romanen und Novellen treiben solch exzentrische Gestalten, zum Teil dämonisch-wild sich gebärdend, gerne ihr Wesen und die Lorelei, die der Männer Trug und List bekämpft, ist die volkstümlichste Ausprägung dieser Idee! Sieht man zu dem Spanier Calderon zurück, so fällt uns auf, daß dieser abenteuernde oder herrschsüchtige Frauen liebt. Die „Königin Zenobia“ ist hier vielleicht noch um etwas weniger belangreich als Semiramis in der „Tochter der Luft“. Dies wundersame Schauspiel, das leider auf der deutschen Bühne keine Heimstätte fand, weil Immermann nicht durchdrang, Freiherr von Vincke und Raupach das Ganze verballhornten, glänzt vor allem durch jene berühmte Szene, wo Semiramis, wie sie sich eben die Locken putzen läßt und in den Spiegel schaut, durch die ins Land hereingebrochenen Feinde jählings zur Schlacht gefordert wird, um nach rasch erstrittenem Sieg wieder ins Frauengemach zurückzukehren und den Lockenputz von neuem aufzunehmen, als wäre nichts geschehen.

Endlich noch eine immerhin bemerkenswerte Nebensache! In der romantischen Lebensanschauung liegt ein frisch-fröhlicher Kampf gegen das ärmlich Bürgerliche, gegen alles Pedantische und Philisterhafte einbeschlossen. Die romantische Ironie setzt sich über alle kleinlichen Schranken der Endlichkeit hinweg. Das romantische Genie spottet aller Spießbürgerlichkeit, weil es in seinem Drange nach Unendlichkeit über alle Enge und Selbstgenügsamkeit erhaben ist. Alle Romantiker sind erfüllt von dieser halb scherzhaften, halb ärgerlichen Stimmung oder sie lehnen den selbstgerechten Kleinstadtcharakter wenigstens sanft ab wie Novalis in seinem „Heinrich von Ofterdingen“. Clemens Brentano hat dem Erzphilister, als welcher in Heidelberg bald der hausbackene, däftige Voß erscheinen konnte, mit besonderer Wirkung zugesetzt und Eichendorff schrieb nicht nur das dramatisierte Märchen „Krieg den Philistern“, sondern hänselt auch in seinen Romanen, vor allem in dem späteren feinsinnigen Buch „Die Dichter und ihre Gesellen“ gerne die Leute, die erst als frische Burschen angefangen, dann aber in den grämlichen Sorgen ums Brot oder beim Kinderwiegen oder im Aktenstaube versauerten. Das zierlich-scherzhafte Gedicht von „Engeln und Bengeln“ gibt dem Gegensatz einen zarten Ausdruck. In den „Epigonen“ hat Immermann, in „Bürgerlich und Romantisch“ Bauernfeld (1836), in den „Meistersingern“ Rich. Wagner, dieser mächtige Romantiker, den gleichen Ton angeschlagen. Wer aber hat zum ersten Male mit durchschlagender Kraft das Motiv herausgebracht? Unser Schiller in seinen „Räubern“. Franz Moor, „der trockene Alltagsmensch, der kalte, hölzerne Franz“ und daneben der „feurige Geist“ Karl, dessen männlicher Mut ihn „auf den Wipfel hundertjähriger Eichen treibet und über Gräben und Pallisaden und reißende Flüsse jaget!“[19]) Des Dienstes ewig gleichgestellte Uhr empfindet der drängende Schwabe schon 1784 in der Abhandlung „Die Schaubühne als moralische Anstalt betrachtet“, lästig und er bezeugt dem ledernen Pedanten seine herzliche Verachtung. In „Wallensteins Lager“ schlägt auch bei dem reifen Schiller der alte Funke durch.

Wir dürfen demnach mit gutem Mute den Geist und die Art des Klassikers mit der der Romantiker verknüpfen. So lebhaft ich im wesentlichen mit Flaskamp übereinstimme, so sehr ich die geistige Kraft seiner Folgerungen anerkenne, ganz kann ich ihm nicht mich anschließen. Wir fanden Romantiker und Klassiker weitherzig genug. Selbst die Marionette mit dem Staberl und die Dilettantenkunst zogen sie in ihren Kreis. Darin werden wir ihnen folgen. Zeit meines Lebens werden mir die witzigen, schalk- und boshaften Marionettenspiele im Gedächtnis bleiben, die ein Verehrer Poccis, Wilhelm Zipperer, uns einst in Nachahmung an ihn vorführte. Nie werde ich vergessen die musterhafte Aufführung des „Wilhelm Tell“,

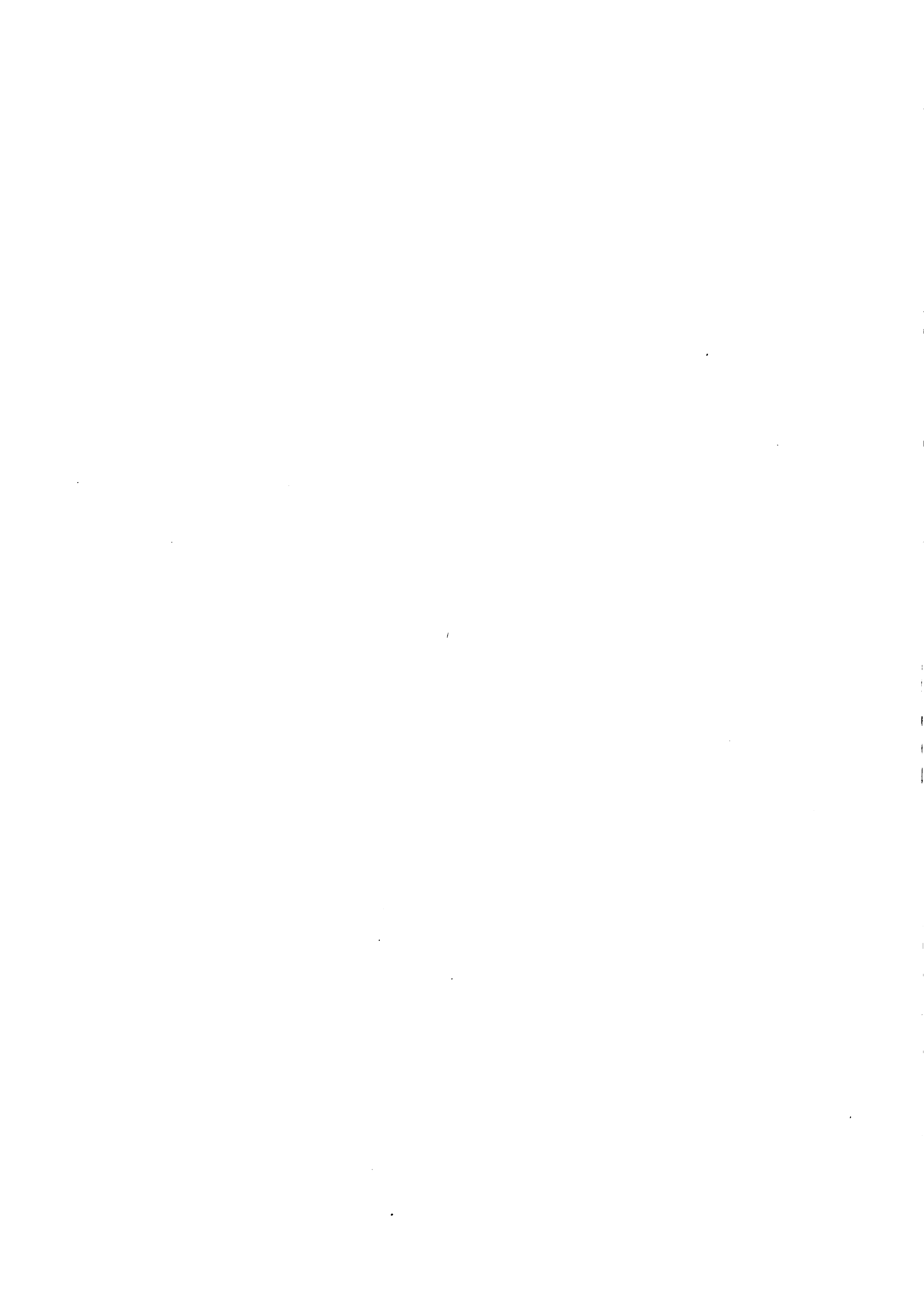
---

[19]) I. Aufzug, 1. Szene.



Hans Thoma Sommerszeit

(Mit Genehmigung der Verlagsanstalt Wüsten & Co., Frankfurt a. M.)



die im Bonner Stadttheater 1905 Studenten der Universität und Damen der Gesellschaft uns gaben. Sie war nach allgemeinem Urteil ergreifender und feuriger als manche abklappernde, leierhafte Darstellung durch Berufsschauspieler. Dem trefflichen Schauspielerstand soll durch Unterstützung des Liebhabertheaters kein Abtrag geschehen, und der bürgerliche Beruf der Dilettanten muß darunter nicht leiden, wie die biederen Oberammergauer Bildschnitzer und die alten Athener beweisen.

Wir wollen die geistige Freiheit und Beweglichkeit der Romantik nicht missen, die bekanntlich den Realismus Shakespeares durch A. W. Schlegels und Tiecks Anstrengungen erst der deutschen Bühne gewann. Doch die Romantik hat uns auch den ganz anders gearteten Spanier Calderon nahe gebracht — ein Beweis ihrer geistigen Größe. Schillers Frau ward durch sie eine begeisterte Leserin des Spaniers. Hier harrt der Zukunft eine schwere, aber lohnende Aufgabe! Ich hege nicht die Hoffnung, daß die stark dogmatischen „Geistlichen-Festspiele" Calderons allgemein der deutschen Bühne zugänglich gemacht werden können, obwohl z. B. Belsazars Gastmahl („Balthasars Nachtmahl") auch bei uns ganz vortrefflich wirken müßte. Aber weltliche Dramen wie „Herodes und Marianne" („Eifersucht, das größte Scheusal") und „Narziß" verdienten eine Bearbeitung in Jamben, um sie uns mundgerechter zu machen.

Wir wollen das Versdrama nicht verbannt sehen und uns wohlgebauter Verse mit hoher, klangvoller Diktion nach wie vor erfreuen. Freilich muß es in Zukunft dann zwei Klassen von Schauspielern geben: Versschauspieler und Prosaschauspieler, solche im Stile der Clara Ziegler oder Possarts und solche im Stile der Eleonore Duse. Beides zu vereinigen wird kaum einem Genie mehr gelingen.

Wir nehmen, wo wir Kraft und starke dramatische Form brauchen, Schiller als Vorbild; wo die Musik und weiche, weibliche Süße, die Romantik mit ihrem Goethe. Vor anderem aber wollen wir festhalten ihren hohen Ideenflug nach dem großen Ganzen. Die gesunde Realistik gibt sich von selbst und ist auch Schiller, Kleist, Hebbel nicht fremd. Wohl haben sich Schiller und die früheste Romantik darin getäuscht, daß sie die Kunst für die einzig wesentliche Lebensmacht ansahen. Wissenschaft und Sittlichkeit sind nicht Töchter der Schönheit, sind auch nicht dienende extreme Bauglieder, die erst von der Kunst zusammengejocht werden müßten. Familie, Politik, Recht und Religion sind viel wirksamere Gewalten als die Kunst. Geschichte, Seelenkunde und Lebenserfahrung legen gegen die Schiller-Romantische Lehre vom Schönen als der einzigen Quelle der Gemüts-Harmonie lautes Zeugnis ab. Und dennoch bleibt es richtig: Wahrheit, Sittlichkeit und Heiligkeit gewinnen, wenn sie ins Gewand der Schönheit gekleidet werden. Zwischen gesunder Sinnlichkeit und Vernunft, zwischen Natur und Geist, zwischen Notwendigkeit und Freiheit vermag gerade die Kunst geschickt zu vermitteln. Lautere Kunst ist eine erfolgreiche Feindin aller Roheit und Unsittlichkeit.

Auch der künstlerische Ehrbegriff Schillers und der Romantik ist ein dauerndes Kleinod. Eine Reihe von Schäden in unserem Kunstleben, auch von äußeren, wären mit einem Male behoben, wenn dieser Ehrbegriff allseitig zur Durchführung gebracht wäre, ich meine, über das Schaffen der Künstler hinaus in jene Bezirke, die nun einmal mit dem Künstlerdasein in Zusammenhang stehen.

Eine Ergänzung oder lieber Umformung durch romantisches Naturgefühl wird die Schillersche Auffassung von der äußeren Natur erfahren müssen. In „Wallenstein", im „Tell" und selbst im „Spaziergang", der anfangs so zarte und schöne Lichter aufsetzt und beinahe bis in Einzelheiten an Shaftsburys gefühlvolle Naturschilderungen gemahnt, wie auch in kulturgeschichtlicher Darlegung läßt Schiller durchblicken, daß ihm die menschenleere Natur wild, schauerlich, gewaltsam, schreckhaft vorkommt, während er in jugendlichen Gedichten und in den „Philosophischen Briefen", ähnlich denkend wie Thomas von

Aquino, das starre Gesetz der Notwendigkeit, das ihm mit Newtons Gravitationsgesetz zusammenfällt, als Ausdruck einer kosmischen Liebe deutet. Mag nun Kants Lehre vom Erhabenen, die das Menschenherz zu den Eindrücken von der unermeßlichen Natur in Gegensatz bringt, mag Montesquieus Ansicht von dem in der Natur schaudernden ersten Menschen, mag Schillers eigene Kränklichkeit für jene sonderbar betonte Auffassung ausschlaggebend gewesen sein, sicher ist, daß die romantische Naturbeseelung und Einfühlung künstlerisch weit höher steht. Die Romantik hat die Allbeseelungsidee des jugendkräftigeren Schiller so glänzend zur Wirklichkeit gebracht, wie das dem pathetischen Schiller nie gelungen wäre. Viele heutige Dichter haben ein herberes Verhältnis zur Natur als die Romantik; Otto Ludwig und Hebbel mögen als Vorläufer der Neuern erwähnt sein. Das Drama wird die romantische Stellung neben der heute beliebteren immer wieder in gegebenen Fällen einnehmen können und wenn auch von selbst da in Zukunft unerhörte Färbungen des Naturgefühls herauskommen werden, so haben doch Tieck, Eichendorff und Brentano Töne gefunden, die in Menschenherzen stets von neuem nachklingen müssen.

Die Fortschritte der poetischen Technik, die lebensstarken Gefühlsantriebe, die aus neueren Richtungen entsprangen, sollen nicht geleugnet werden. Ihre Wirkung darf man durch den Versuch eines Archaismus nicht hemmen wollen; sie ließe sich gar nicht hemmen. Aber unsere künftigen jungen Dichter und Schauspieler werden, damit wir aus der vorherrschenden Ohnmacht herauskommen, an gesünderen Quellen trinken müssen. Sie sollen weise sein wie der männliche Goethe. Doch auch jünglinghaft wie der schwungkräftige Schiller und große ewige Kinder wie die unvergänglichen Romantiker.

Jugenderinnerung / Gedanken von Wilhelm Müller-Rüdersdorf

Glücklich das Leben, das zu einem Ringe güldener Erinnerung sich schließt und in dem Jugend und Alter sich aneinander schmiegen.

*

Schimmernde Jugendträume huschen über den verdämmernden Pilgerpfad — und heller und wacher denn im Glanze reichsten Abendsegens wandern die müden Augen.

*

Wieder jung werden, heißt vor allem: Jugend verstehen lernen und nicht kurzsichtig durch die Brille der Reifejahre betrachten.

*

Die Glückseligkeiten eigener Kinder- und Werdezeit verdammt gar leicht, wer Jugend mit den Gesetzen des Alters wertet.

*

Vaterhaus, trautes Vaterhaus! Deine dämmerverborgenen Winkel und engsten, verstaubtesten Kammern sind dem traumfeiernden Kindergemüt die hellen Säle seiner reichsten Feste.

*

Dur und Moll klingen nirgends gegensätzlicher, reicher und dabei doch schöner zusammen als im Schicksalsfang der Jugend.

*

Keine Lebensfrühe bricht an, die da trost- und hoffnungslos dunkel wäre; auch ein schwarz umwölkter Kindheitsmorgen hat seine Sonne.

*

Zwei Briefe von Clemens Brentano

Mitgeteilt von Rosa Kaulitz-Niedeck

Mit dem Namen Clemens Brentano erwachen in uns Gestalten und Lieder der Romantik, nach denen in der gegenwärtig schweren, heilig großen Zeit viele unter uns ein unbewußt sehnendes Verlangen tragen. Als Sammler alter halbvergessener Volkslieder und Mitherausgeber des herrlichen Liederbuches: „Des Knaben Wunderhorn" hat sich Clemens Brentano Verdienste erworben, die von der Nachwelt höher gewertet werden, als von seinen Zeitgenossen. Gemeinsam mit ihm sammelte sein Freund Achim v. Arnim. Er durchzog die Schweiz und Italien, Frankreich und England, um den Spuren des vergessenen Volksliedes nachzuforschen, während Brentano, der einer der eigentümlichsten und schwärmerischen Anhänger der romantischen Schule war, die deutsche Heimat bereiste. Geistliche, Schullehrer und Literaturfreunde begeisterte er für seinen Plan und er lauschte in Dörfern und Städten, auf Landstraßen und Äckern den Liedern des einfachen Volkes.

Seine unermüdliche Sammeltätigkeit vermittelte auch die Bekanntschaft eines Mannes, der zu Beginn des 19. Jahrhunderts zahlreichen Literaturfreunden, Künstlern und Gelehrten ein eifriger Berater und Helfer wurde, der ihnen Material verschaffte und ihnen unbekannte reiche Quellen für ihre Forschungen erschloß. Dieser Mann war Johann Hugo Wyttenbach, der Leiter der Trierer Stadtbibliothek, der verdienstvolle Ordner der zahlreichen Bücher und Archivalien aus den aufgehobenen Klöstern, die „Seele aller auf Erforschungen der Trierschen Geschichte und Altertümer ausgehenden Bestrebungen", wie ihn ein Zeitgenosse genannt hat. Wyttenbach stand seit 1799 der schätzereichen Trierer Stadtbibliothek vor. Seiner Umsicht war es gelungen, die seltenen Handschriften, Bücher und Kunstschätze der aufgehobenen Klöster, Stifte und Abteien vor der Raub- und Zerstörungssucht der Franzosen zu bewahren. Seiner tatkräftigen Verwendung war es zu danken, daß der berühmte Codex aureus aus der Maximiner Abtei zu Trier, den die Franzosen nach Paris verschleppt hatten, im Jahre 1815 wieder nach Trier gelangte. In seiner Eigenschaft als Gymnasialdirektor und Jugenderzieher hatte er sich die gleichen Anerkennungen erworben, wie als Geschichtsforscher und Bibliothekar.

Auch zu Goethe ist Wyttenbach in nähere Beziehung getreten. Als der Dichter im Jahre 1792 in Trier weilte und sich in der kriegsbedrängten Stadt in verdrießlicher Stimmung befand, heiterte ihn der anregende Verkehr des liebenswürdigen Wyttenbachs auf. Der junge Gelehrte, damals Hauslehrer, führte Goethe durch das geschichtliche Trier, erklärte ihm alles und verstand, den Dichter für die römischen Ruinen zu begeistern. Seines jungen Trierer Freundes hat sich Goethe noch später mit Dankbarkeit erinnert. Hochbetagt starb er im Jahre 1848.

An Wyttenbach sind die beiden nachstehenden Briefe gerichtet. Beide Zuschriften enthalten in weitschweifiger Weise die Bitte um Beiträge für seine Liedersammlung, deren erster Band (1806) mit einer Widmung an Goethe erschienen war und dessen freundliche Beurteilung gefunden hatte.

Den Rat, sich an den Trierer Bibliothekar zu wenden, hatte ihm sein Jugendfreund, der hervorragende Rechtsgelehrte Friedrich Karl von Savigny gegeben, der wie Brentano rühmte, sich immer als helfend und wohltätig erweise. Auf die phantastische, unruhige Natur Brentanos wirkte der Umgang mit dem besonnenen stillen Freunde günstig. Freilich beklagte er sich häufig über die Verschlossenheit des lieben Freundes. Seit 1803 war Savigny mit Brentanos Schwester Kunigunde oder „Gundel" verheiratet. Sie hat ihren Gatten wacker auf seinen mehrjährigen Streifzügen durch die Bibliotheken fremder Städte begleitet.

Brentanos Frau, die er am Schlusse seines Briefes erwähnt und mit der er in erster Ehe vermählt war, starb schon wenige Monate darauf — am 31. Oktober 1806. Sie war die geschiedene Gattin des Jenaer Professors Mereau. Als lyrische Dichterin hatte sich Sophie Mereau die Anerkennung ihrer Zeitgenossen erworben.

Heidelberg, d. 12. Juli 1806.

Wohlgebohrner Herr!

Die viele Liebe, mit welcher mein Schwager H. v. Savigny immer von Ihrem liberalen Charakter in litterarischer sowohl als geselliger Hinsicht gegen mich gesprochen hat, macht mich so kühn, mich Ihnen mit einer Bitte zu nähern, deren Würde Ihnen ohnmöglich fremd sein kann, da Sie alles Große und Kleine der Vor- und Mitwelt, insofern es ein Gegenstand der Kunst und Kunstanschauung werden darf, gewiß ehren und gern unterstützen. Ich bin nehmlich seit längerer Zeit in Gesellschaft meines Freundes von Arnim bemüth, alle älteren deutschen Volkslieder theils aus dem Munde des Volks, theils aus Büchern, Chroniken, von 1500—1650 häufig gedruckten musikalischen weltlichen Liedersammlungen, oder Handschriftlichen Quellen, ausgeschlossen die Minne und Meistersänger, welche bereits ihre litterarische Würdigung genossen haben, nach allen Seiten hin zu sammeln, um sie vorerst in einer dem Geschmacke der Zeit gemäßen Auswahl bekannt zu machen, sodann aber auf den ganzen Vorrath eine aus den Produkten selbst hervorgehenden Geschichte des deutschen Volksliedes zu organisieren. Eine Sammlung haben wir bereits unter dem Titel des Knaben Wunderhorn bei Mohr und Zimmer hier in Heidelberg herausgegeben, und Sie kennen sie vielleicht aus unsers herrlichen Göthes herrlichen Rezension J. A. L. Z. Nr. 14/15 Jenner 1806. — Da wir nun ernstlicher und kritischer als vorher unser Sammeln zum zweiten Bande dieses Liederschatzes fortsetzen, aufgefordert durch alle Umstände sowohl, die unser Vorhaben begünstigen, als auch durch unsre eigne ernste Gesinnung für die Sache selbst, und durch die ganze Geschichte unserer Nation, die in diesen kritischen Momenten, nebst mancher schönen historischen Zierde auch diese leichten wahren Urkunden untergegangener Jugend und ihrer Lust in den Abgrund fliehend oder opfernd fallen läßt, so sehen wir uns veranlaßt, in verschiedenen Gegenden Teutschlands gütige und sinnvolle Freunde so würdiger und leichter Unternehmung aufzufordern, in ihrem Gesichtskreiß, alles waß sie nur immer der Art auffassen können, für unsere Zwecke einzusammeln, und uns zur Bekanntmachung mitzutheilen. Denselben nun diese Arbeit zu erleichtern, haben wir beiliegendes Zirkular, das so viel als möglich gemein verständlich ist, drukken lassen, und ich sende Ihnen, verehrter Mann, 10 Stücke desselben, damit Sie solche gütigst, so zweckmäßig und zerstreut, damit sie auf einen größeren Landstrich würken können, an Ihnen zu solchen Unternehmungen tauglich scheinende Freunde, Prediger, Schullehrer oder wer schicklich dünkt, briefmäßig adressieren, versenden und durch gütige Unterstützung befördern mögen. Ich dachte, es könnte Ihnen vielleicht angenehm sein, diese schuldlosen Kinder vorerst in ihrem Schooße zu versammeln, darum habe ich den Briefen, wie ich sonst pflege, nicht die Bitte beigefügt, sie mir direkt hierher zu senden, sollte Ihnen dieses aber doch lieber sein, so bitte ich, es den Zirkularen unten mit ein paar Worten, wie überhaupt, waß sie zur Beförderung unserer Wünsche, sagen mögen, beizufügen, waß Sie selbst und die Ihrigen persönlich auf ihrem Standpunkt auffsammeln können, wird mir von großem Werth sein. Auch erinnere ich mich, daß die Trierische Bibliothek unter Ihrer Auffsicht steht; besitzen sie nichts altdeutsches poetisches? Alle Copialgelder, Porto, und sonstige Ausgaben für die Volksliedersammlung bitte ich, Sie mir zu notiren, wie auch den Nahmen und Standort jedes

einzelnen Einsenders bei seiner Portion zu bemerken, damit ich zu seiner Zeit danken und genug thun können.

Mit so vieler Freude, als ich gehört habe, daß durch Bonapartes Interesse die Trierischen klassischen Tempel gerettet und erhalten werden, mit so großem Schrecken habe ich jüngst in Worms gehört, daß die dortige neben dem Dom stehende herrliche Altrömische, vielleicht burgundische Kapelle für ein Spottgeld auf Abbruch verkauft wird, sie ist neu und erhalten wie aus des Meistershand, vielleicht die reinste und einzigste ihrer Art in der Welt, aber die Unwissenheit hält sie für ein Kloster, können Sie Niemand darauf aufmerksam machen, verehrter Mann, ich glaube, man dürfte höheren Orts nur darum wissen, um Sie zu retten. Herzlich wird es mich erfreuen, bald eine kleine, freundliche Erklärung von Ihnen über mein Liedergesuch zu erhalten, sobald sie einiges haben, bitte ich, Sie mir es alsbald zu senden.

Savigny ist in diesem Augenblick nebst meiner Schwester in Nürnberg, wo er den Sommer hindurch die Bibliotheken mustern und sie ihr Wochenbett halten will, ich habe ihm geschrieben, daß ich mich an Sie wenden würde, und er hat mir aufgetragen, sie freundlich zu grüßen. In der Hoffnung Sie und Ihre schöne Gegend bald selbst kennen zu lernen, empfehle ich mich und meine Gattin Ihrem Wohlwollen.

Ihr ergebener

Clemens Brentano.

Aus dem zweiten Brief geht hervor, daß sich die von Wyttenbach eingeschickten Lieder für Brentanos Zwecke nicht eigneten. Wyttenbach hat ihm offenbar Lieder des bekannten Trierer Jesuitenpriesters Friedrich von Spee gesandt, der sein poetisches Sammelwerk: „Die Trutznachtigall" 1633 in Trier ergänzt hatte. Das vielseitige Wirken dieses Mannes, sein tatkräftiges Vorgehen gegen die Hexenverbrennungen und sein opfermutiges Verhalten während der Kriegsgreuel haben seinen Namen und seine geistlichen Lieder ganz besonders in Trier unvergeßlich gemacht.

Unter dem im Brief erwähnten Bekker ist Rudolf Zacharias Becker aus Gotha zu verstehen, Redakteur mehrerer Zeitschriften und Herausgeber des Mildheimischen Liederbuches*).

Die Bemerkung über Kreuzer bezieht sich auf den bekannten Heidelberger Philologen und geistreichen Schriftsteller Georg Friedrich Creuzer, ein treuer Freund Wyttenbachs. Creuzers schwere seelische Erkrankung war zurückzuführen auf das tragische Ende der jungen gefühlvollen Dichterin Karoline von Günderode, die bekanntlich aus unglücklicher Liebe zu dem Gelehrten im Juli 1806 den Tod im Rhein suchte.

*

Verehrter Mann!

Aus ihrer gütigen Zuschrift vom (?) sehe ich mit Vergnügen, daß Sie meiner Aufforderung ein geneigtes Ohr vergönnten, ich verspreche mir aus ihren Bemühungen

*) Mildheimisches Liederbuch von 518 lustigen und ernsthaften Gesängen für alle Dinge in der Welt und alle Umstände des menschlichen Lebens, die man besingen kann. Gesammelt für Freunde erlaubter Fröhlichkeit und ächter Tugend, die den Kopf nicht hängt. Gotha 1799, 1801 u. 1806.

ungemein viel, wenn Sie nur die ächten Quellen nicht verschmähen, das einsamste unwissendste Landvolk, das wie ein Stein den Umriß einer verlohrnen Blume, oft eine herrliche poetische Reliquie ewig, ewig wiederhohlt, wie ein Echo, das noch schallt von dem Ruf untergegangener Riesenstimmen. Ich zweifle nicht, daß mein an Sie erlassenes Zirkular das, was ich wünsche, waß ich allein brauchen kann, genugsam erklärt hat, das einsame Lied des gemeinen Volks, wodurch es ewig gerührt und erquickt wird, das Lied, welches heilig ist, weil keine Literatur und keine Lieberatur, kein Student, kein Spaßmacher, kein moderner Bänkelsänger es gebracht hat, sondern weil es wie eine ewige Sage, die Amme mehrerer Generationen war. Es ist keine leichte Sache, dort, wo für etwas Ähnliches noch nichts gethan ist, ohne große Regsamkeit, ohne große Liebe zur Sache, und ich möchte sagen, ohne ein gewisses Visionaires Religieuses Talent für die Heiligkeit des ewigen Kindes, des ächten Romantischen Volkslieds, das, wie eine Waise aus Heldenstamme von Haus zu Haus geht und singt, etwas zu thun. Die meisten Menschen sind des Sinnes dafür beraubt, und müssen erst die Unschuld erlernen, die dazu gehört, die Schuld zu verlernen, und jene Lieder wieder zu hören, die vielen Ohren gar nicht hörbar sind. Daher kömmt es, daß nur immer die treflichsten Männer der Völker sie sammeln; Percy, Makperson bei den Engländern, Göthe, Herder bei uns —, Schiller war es schon nicht mehr im Stande, seine Natur ist zu gewaltthätig, seine Poesie durch Reflexion unrein, mehr groß an uns, und an ihm, als an sich selbst, denn an sich ist nur das Einfache, Unschuldige groß; — einmal ist Schiller das Volkslied erschienen, aber auch nicht nackt, sondern im Kontrast, keck und frech, als ein Räuberlied. — Alles moderne, alles, was im 17., 18. und 19. Jahrhundert liegt, seine Manierirtheit, Leerheit und Geziertzeit liegt fern von unserem Plan, der nur das Trefliche umfaßt; wir haben daher nur auf solche Männer unser Auge geworfen, die unser Plan ehren kann und umgekehrt, um so mehr erfreuen wir uns ihrer gütigen Versprechungen, und ihrer muthigen Zuversicht. —

Von Spee*) können wir nichts mehr brauchen, die Lieder von ihm, die der erste Band des Wunderhorns umfaßt, sind eigentlich schon kleine Sünden gegen den Plan, die uns nur seine gänzliche Unbekanntheit verzeihen konnte; übrigens danken wir sehr für die Nachricht, daß sich sein Manuskript dort findet, die einstens einem andern dienen kann. Mögen Sie so glücklich sein, uns bald etwas senden zu können, woran ich jedoch zweifle, wenn Sie nicht trefliche Freunde auf dem einsamen Lande, oder irgend gütige Freundinnen haben, welche die Gesänge der einfachsten unter den Trierschen Mägden belauschen. Doch gut Ding will Weil haben, sammeln Sie ruhig und nur das einfachste und älteste, Romanzen besonders, aber diese sind leider die Seltensten, fliegende Blätter können wir nur aus 15—1560 brauchen, zu einer näheren Bestimmung kann Ihnen noch dienen, daß wir alles was Bekker in dem sogenannten mildheimischen Liederbuch aufgenommen hat und hätte, für unseren Zweck durchaus untauglich halten, wir können nur brauchen, waß dem von der Heerstraße aller Bildung ganz entrückten, dem sozusagen nicht verlassenen, sondern gelassenen Menschen, dem tiefsten Bauren im Wald, dem niedrigsten Pöpel in der Stadt, dem kindischsten Kind auf der Gasse, von altem, uraltem Gesange noch übrig ist, und waß wir als herrliche Reste der Nation im allgemeinen wie einen unendlich zerstreuten Schatz sammeln und zur erquikkenden Anschauung wiedergeben wollen. Leben Sie herzlich wohl und sein sie gegrüßt

von ihrem

Clemens Brentano

pp. Lud. Achim von Arnim.

---

*) Brentano gab 1817 „Die Trutznachtigall" von Spee heraus.

N. S. Savigny war in der letzten Zeit in Nürnberg mit meiner Schwester, aber das Unglück, den kleinen Nürnberger, den ihm Kunigunde dort gebar, gleich wieder zu verlieren, hat ihn gezwungen, seinen Stab wieder weiter zu setzen. Kreuzer ist seit acht Tagen dem Tode entrissen, mit welchem er in heftiger schwerer Krankheit mehrere Wochen lang gerungen, er ist wieder ausgegangen, so eben erhalte ich ihre Liedersendung, ich will Sie durchlaufen, und das gehörige darüber bemerken. —

Mit steigender Theilnahme für ihre gütige verlohrene Mühe las ich ihre Sendung durch, ich muß mich nicht klar genug gegen Sie erklärt haben, auch nicht ein einziges Lied unter allen, das Volkslied, oder gar altes Volkslied wäre, Sie können versichert sein, daß ihre viele Mühe mich mehr betrübt, als meine getäuschte Erwartung, über diese Papiere disponiren Sie gelegentlich, doch lassen Sie den Muth nicht sinken, und lassen Sie mit mehr Muße einige alte Lieder folgen, die uns gegenseitig erfreuen, sollten Sie mir wieder etwas zu senden haben, so schicken Sie es doch an Franz Lassaute in Coblenz mit der Bitte, es mir auf die wohlfeilste Art zu senden, und schreiben Sie mir zuerst die ersten Verse nur auf, damit ich Ihnen melde, waß ich mir ausbitte. Der Weg durch Lassaute wäre erwünscht, da ich für diese Sendung 3 fl. porto zahlen mußte, bleiben Sie mir gut, wenn ich gleich auch nicht eines aller jener Lieder aufgeschrieben hätte."

(Aufschrift): An Herrn Bibliothekar Wyttenbach, Wohlgeboren, Trier.

Charakteristisch an beiden Briefen, die sich auf der Trierer Stadtbibliothek befinden, ist die phantastische Schwärmerei Brentanos, die aus den einzelnen Betrachtungen hervortritt. Stil und Rechtschreibung sind freilich einige Male vernachlässigt worden. Dies ist um so auffälliger, da Brentano immer bedacht gewesen ist, ein sorgfältiger Briefschreiber zu sein. Darauf hatte er auch in jüngeren Jahren seine geistvolle Schwester Bettina, mit der er in schwärmerischem, schöngeistigen Briefwechsel*) stand, immer wieder aufmerksam gemacht. Bettina wurde später die Gattin seines treuen Mitarbeiters und Freundes von Arnim.

*) „Clemens Brentanos Frühlingskranz aus Jugendbriefen ihm geflochten". Charlottenburg 1844.

Das gespenstische Kloster



Wo man es in der Nähe von Altenstein „auf der Wallfahrt" nennt, soll es gar nicht geheuer sein. Ein Kloster soll dort gestanden haben, das im dreißigjährigen Kriege zerstört worden. Alle sieben Jahre, an dem Tage, da das Kloster zerstört worden ist, soll eine große Prozession dort gehalten werden. Die toten Nonnen erstehen aus ihren Grüften, der Bau des Klosters erhebt sich nebelartig mitten im düstern Walde, es läutet die Klosterglocke, und die Nonnen ziehen paarweise in die von Irrlichtschein erhellte Nebelkirche. Viele Leute haben um Mitternacht das Glöcklein gehört.

(Thüringens Sagenschatz.)

Erinnerungen an Schwind / Von Rosalie Braun-Artaria

In den soeben (bei C. H. Beck in München) in dritter Auflage veröffentlichten Lebenserinnerungen einer Siebzigerin „Von berühmten Zeitgenossen" (Feuerbach, Steub, Bodenstedt, Geibel, Scheffel, Kobell, Mohl, Lenbach, Piloty, Döllinger u. a.), einem höchstspannenden Memoirenwerk, lesen wir folgende Erinnerungen an Schwind:

Auf dem beziehungsreichen Eingangsbild der „Sieben Raben" von Moritz von Schwind sieht man neben dem Meister, der ein entschlafenes Töchterlein im Arm hält, eine in weiße Gewänder gehüllte Frauengestalt — Ada Geibel, die früh gestorbene junge Gattin des Dichters, deren Gedächtnis der von ihrem Hinscheiden erschütterte Künstler hier verewigt hat. Die andere Bildhälfte neben „Sage" und „Poesie" nimmt seine eigene Familie ein: die stattlich schöne Mutter mit dem Sohn und den heranblühenden Töchtern, so, wie ich sie dann einige Jahre später kennenlernen sollte. Die engere Landsmannschaft — Frau von Schwind war Karlsruherin — knüpfte das erste Band zwischen uns, das bald zur festen und lebenslangen Freundschaft werden sollte.

Einladungen und Gesellschaften gab es im Hause Schwind nicht, aber man saß warm und gemütlich am Familientisch, wo es, auch durch die geweckten und lustigen Kinder, stets lebhaft und humoristisch zuging. Vergleiche ich die Ansprüche unserer heutigen Kunstgrößen mit den Existenzbedingungen eines Mannes wie Schwind, so tritt mir seine innere Unabhängigkeit vom Drum und Dran aufs lebhafteste entgegen. Er war ja schönheitsfreudig, in hohem Grade sogar, aber der vernünftige Mensch in ihm sah ein, daß er sich in mäßigen Verhältnissen mit einer mäßigen Stadtwohnung begnügen müsse, nachdem es ihm gelungen war, draußen am Starnbergersee unter hohen Tannen das hübsche Landhaus zu bauen, in dem die Familie viele Feiertage und die Sommerferien verlebte. In der Sonnenstraße 23 aber trat man durch das große alte Haustor in einen holperigen gedielten Gang, stieg zwei enge, ungelüftete Treppen zwischen gelben Kalkwänden empor, schellte an einem ausgeleierten Klingeldraht und gelangte durch einen schmalen dämmerigen Gang zum Wohnzimmer, dem einzigen Raum, in dem sich das gesamte Familienleben, Essen, Arbeiten, Musizieren und abendliches Zeichnen des Vaters abspielte. An der einen Wand stand der alte Flügel, drauf Schwinds Violinkasten, an einem der Fenster, auf einem Antritt, Frau Luisens, der immer fleißigen, Nähtisch, in der Mitte der große Eßtisch, und seitwärts gegen das zweite Vorderzimmer ein mächtiger dunkler Renaissanceschrank aus Eichenholz, darin die Schwind-Mama nach guter alter Sitte ihr Weißzeug und das feinere Gebäck verwahrte, sowie Zucker und Kaffee, kurz alles, was sich erfahrungsgemäß unter Verschluß länger hält, als offenstehend. Die echte alte, sparsame Haushaltsführung — aber ihr war die Ansammlung eines hübschen Vermögens zu verdanken! Das zweite große Zimmer nebenan war als „Salon" gedacht, der zwar nie bewohnt und nie geheizt wurde. In ihm standen die roten Plüschmöbel, Etageren und sonstige Stücke der altmodischen „guten Stube". Nutzbar machte sich die Schwind-Mama diese aber doch, indem sie ihre Einmachtöpfe, Schmalzschüsseln und Eiervorräte darin bewahrte. Als stillen Trost in dieser spießbürgerlichen Nüchternheit hatte sich Schwind eine Türe schnitzen lassen, zwar nur eine ganz gewöhnliche Zimmertüre, aber hübsch matt gebeizt und in der oberen Füllung mit einem Kranz von leicht vergoldeten Früchten und Blumen geschmückt. Diese Türe mußte ihm alles ersetzen, was sein nach Schönheit verlangendes Herz in der täglichen Stadtexistenz vermißte.

Aber draußen am See war es anders. Dort unter den hohen Tannen, am leisbrandenden Wellengestade, gab es Lebensfreude in Fülle, auch eine herzliche Gastfreundschaft in dem traulichen, ganz mit altem Zinn ausgestatteten Eßzimmer, wo man so urbehaglich um den Tisch her saß und voll Ergötzen bei vortrefflich bestelltem Mittagessen oder Kaffee den humoristischen Aussprüchen des Hausherrn lauschte, dessen gute Laune

Verlag Parcus & Co / München / Pilotystraße 7

Die vom Eichendorff-Bund kürzlich in die Wege geleitete neue romantische Bewegung ergreift zusehends immer weitere Kreise des deutschen Volkes. Neben den „Eichendorff-Kalender", die Zeitschrift „Der Wächter" und die von Hans Thoma eröffneten „Vorzugsdrucke des Eichendorff-Bundes" tritt nun als viertes Unternehmen eine „**Romantische Bücherei**" in ansehnlichem Taschenformat. Jedes Bändchen trägt ein besonderes Gewand und ist auch einzeln zu beziehen. Namhafte Dichter und Zeichner aus Vergangenheit und Gegenwart vereinigen sich bereits in den ersten nunmehr vorliegenden Veröffentlichungen zu einer stattlichen Gemeinschaft von harmonischer Eigenart.

An der Spitze der Sammlung erscheint der Schutzpatron der jungen romantischen Kulturapostel. Ein Literarhistoriker aus der Schule von Wilhelm Kosch, Professor Dr. Elias Zolkiewer gibt in Nr. 1 ein wertvolles „Eichendorff-Brevier", Gedanken aus des Dichters Lebenswerk, die er sorgfältig ausgewählt, geordnet und eingeleitet hat. Umschlag und sonstiger Buchschmuck stammt von Hans Roehm. Nr. 2 enthält Clemens Brentanos unsterbliche „Chronika eines fahrenden Schülers" mit wunderlieben Bildern von Edward von Steinle und Joseph Beckert. Den Umschlag hat Johannes Cordo gezeichnet. — In Nr. 3 kommt der mit Unrecht vergessene Woldemar Nürnberger (M. Solitaire) zu Wort, dessen Geburtstag sich im Oktober 1918 zum 100. Mal jährt. Der Neudruck der ergreifenden Waldnovelle aus dem Spessart „Ein Tag in der Waldschmiede" bedeutet also ein richtiges Jubiläumsbuch, das von Hans Roehm in würdigster Weise ausgestattet worden ist. Über Nürnberger selbst äußert sich kein geringerer als Theodor Storm folgendermaßen: „Es dürfte unter den deutschen Dichtern kaum einen zweiten geben, in welchem das faustische Element mit so ergreifender Innerlichkeit und in so lebensvollen, farbensatten, wenn auch von düsterer Glut bestrahlten Gebilden zur Erscheinung gekommen wäre. Mag man immerhin die Anschauungen und den oft schneidenden Pessimismus des Dichters nicht teilen, jedenfalls wird man zugeben müssen, daß die Fackel seiner Poesie von der alltäglichen Oberfläche in Tiefen und Abgründe der Menschenbrust und des Menschenlebens hinableuchtet, vor denen ein erregter Mensch die Augen nicht verschließen soll." Von Woldemar Nürnbergers Büchern ist bisher kein einziges neugedruckt worden. — Ein liebenswürdiger junger Erzähler Horst Wolfram Geißler, dessen Biedermeier-Romane allgemeinen Beifall erweckt haben, entwirft in Nr. 4 „Der Zauberlehrling" ein amüsantes Bild aus dem Zeitalter und der Umwelt Cagliostros. Der Zeichner des Umschlagbildes ist Rolf von Hoerschelmann. — Eine starke neue Begabung tritt uns in Nr. 5 entgegen. „Die Zwölf-Apostel-Legende", eine chronikalische Erzählung Gerhard Brancas entzückt in gleichem Maße auch das Auge des Kunstfreundes, da Hubert Wilm einen ganzen Bilderzyklus beigesteuert hat.

Die „Romantische Bücherei" hofft der wiedererwachten altromantischen Kultur neue Ziele zu stecken und soll möglichst rasch fortgeführt werden.

dann ebenso unzerstörbar war, als seine herzliche Güte gegen alle, selbst die bescheidensten Gäste. Selten, daß die gemütliche Heiterkeit des „Schwindhäusels" gestört wurde, doch kam es manchmal auch vor. So traf ich einstmals die ganze Familie in großer Unruhe. Staberl, der blonde Dackel, den Schwind gern streichelte und dazu sagte: „Sieht er nicht aus wie eine schöne frischgebackene Semmel?", er war von einem Besuch, den Schwinds in Tutzing machten, nicht mit heimgekehrt. Zwei Tage lang wurde eifrig in der ganzen Umgegend gefragt und gesucht — vergebens; Staberl blieb verschwunden. Endlich spät am Abend des dritten das wohlbekannte Kratzen an der Haustür und darauf ein freudiges Wiedersehen unter jubelndem Gebell. Am andern Tag erzählte der Kapitän des Dampfschiffes lachend, daß auf das Läuten beim Anlanden in Bernried hin plötzlich Staberl mit hochgehobenem Schweife die Dorfgasse heruntergerannt und ganz ordnungsgemäß über den Landungssteg eingestiegen sei, dann auch, trotz der mittlerweile eingebrochenen Dunkelheit in Niederpöcking wieder ausgestiegen. Seinem vermagerten Aussehen nach zu schließen, hatte er sich auf den oberen Feldern hungernd herumgetrieben, bis die bekannte Beförderung durch das Dampfschiff seinem Bewußtsein wieder aufging und ihn rettete.

Ein paar Jahre früher war die Aufregung noch ganz anders stark, als Schwind seinen halbwüchsigen Sohn Hermann ziemlich weit draußen im See gewahrte, auf einem einfachen großen Brett stehend und mit einem Ruder sich fortschaffend. Verzweifelt schrie er ihm zu, augenblicklich umzukehren, und als Hermann dies tat, stieß der Papa heraus: „Den Kerl erschieß' ich, wenn er wieder da ist!" — Gespannt betrachteten nun alle dessen ganz gemütsruhiges Heranpaddeln und merklich erleichtert sagte Schwind: „Aber a tüchtige Watschen kriegt er schon von mir." Als nun der junge Wagehals wohlgemut ans Land sprang, umfaßte er ihn gerührt: „No, weil's nur glücklich wieder da bist!" So stand es oft mit seinen gefürchteten Bärbeißigkeiten — es stak ein sehr gutes Herz darunter.

Von seinen ernsten und innersten künstlerischen Gesichtspunkten war wohl im Tischgespräch mit uns Jungen, denen die damaligen Großen, Kaulbach und Piloty, gewaltig imponierten, nur aus gelegentlichen Bemerkungen etwas zu erfahren. Ich habe später oft bedauert, damals nicht reif genug gewesen zu sein, um zu verstehen, aus welchen Tiefen heiligster Überzeugung sein von drastischen Kraftworten überquellendes Schimpfen hervorbrach.

Pilotys tragische Bilderstoffe, die er die „Unglücksmalerei" nannte, Kaulbachs geleckte Goethe-Illustrationen, die damals in jedem Salon schön gerahmt hingen, Makarts „sieben Todsünden" und sonstige Fleischsymphonien waren ihm ebenso zuwider, als die süßlichen Genrebilder im Kunstverein. „Der Schwind muß halt über alles schimpfen", hieß es, und niemand dachte, daß er recht hatte, auch nicht, daß er, der so bescheiden Lebende, mit Aufträgen wahrlich nicht überhäufte, heute größer sein würde, als alle damaligen Berühmtheiten der Akademie. Von dieser loszukommen, aber mit vollem Gehalt, war sein eifrigstes Bestreben. Es lag auch keine Pflichtvergessenheit darin, denn er hatte so gut wie keine Schüler. Dann und wann einen, wie Naue, der aushielt, aber sonst saß er allein in seinem großen, ziemlich öden Atelier und malte zu seinem Vergnügen die vierzig Reise-, Wald- und Phantasiebilder, die ihm die längste Zeit niemand abkaufte, bis sie endlich Schack zu mäßigem Preis erwarb.

An einem solchen stillen Morgen erschienen, wie er mir erzählte, zwei „schreckbar wüste" Engländerinnen bei ihm und kauderwelschten französisch, indem sie auf ihren roten Murray deuteten, etwas, das ihm klang wie eine Frage nach Schorn. „Il est mort", antwortete Schwind wahrheitsgemäß.

Darauf hielten sie ihm das rote Buch unter die Nase und er las: Schwind. „Il est mort depuis longtemps!" rief er nun entsetzt, worauf die beiden sofort umdrehten und

abmarschierten. „Und meine vierzig Bildeln an der Wand habens nicht mehr ang'schaut, als wenn's vierzig Löcher gewesen wären", setzte er hinzu. Es gab damals mehr Besuche, die an diesen köstlichen Offenbarungen einer Künstlerseele „nichts Besonderes" finden konnten. Heute gehören sie zu den größten Schätzen der Schackgalerie.

In einer Zeit, wo die Hoffnung aufs Loskommen von der Akademie ihm besonders zu lächeln schien, sagte er mir einmal bei Begegnung vor derselben: „No, jetzt wer' i bald austanzt haben da droben. Nacher können's ihre Wasserstiefeln malen ohne meiner." Aber es wurde doch nichts daraus, der Kultusminister blieb taub für seine Lockungen, und der dicke gemütliche Mann mußte sich's eben wieder einmal so zurechtlegen. — Manche Geschichten kursierten über seine starke Geldliebe. Diese hatte aber ihren Grund in der Notwendigkeit, für Frau und Kinder zurückzulegen. In seiner Junggesellenzeit war Schwind ein äußerst freigebiger Borger an gute Freunde, sobald er selbst etwas hatte. Auch später unter der von seiner geliebten Luisel eingeführten strengen Ordnung empfand er, nach seinem eigenen Ausspruch, viel mehr Freude an fünfzig Gulden für eine verkaufte Skizze, die zu beliebiger Verwendung in seine Tasche spazierten, als an tausend, die er zur Kapitalsanlage abliefern mußte. Und in kleinen Zügen zeigte sich immer wieder die alte Gebefreudigkeit, wenn er einem „armen Teufel" nicht nur stillschweigend ein reichliches Almosen gab, sondern auch noch eine ganz gute Hose, die dann plötzlich aus dem Schranke verschwunden war, zu nicht geringer Empörung der Gattin. Sonntags nach der Elfuhrmesse pflegte er seine Töchter unter den Arm zu nehmen und sie zum Konditor zu führen, oder zum Handschuhladen Röckl, um ihnen ein feines Paar auszusuchen. Man kann in vielen seiner Frauengestalten sehen, welchen Reiz für ihn eine feinbehandschuhte Hand hatte, z. B. die der almosenausteilenden jungen Königin im dritten Bild der „Sieben Raben" und so manche seiner Illustrationen in den frühen Bänden der „Fliegenden Blätter". Überall ist's eine entzückende Anmut, die aus den Bewegungen dieser feinbekleideten Hände spricht. Man hätte dem so oft derb herausfahrenden Mann mit dem roten Gesicht unter weißen Haaren soviel Zartheit der Empfindung nicht zugetraut, denn seine gewöhnliche Redeweise bewegte sich oft genug in sehr drastischen Bildern und Vergleichen. Frau von Eisenhart erzählte mir einst, daß sie in großer Gesellschaft im Jugendzimmer bei Tisch sitzend, aus dem anstoßenden Schwinds Stimme in gemessenen Zwischenräumen ertönen hörte: „Ochs, Esel, Rindvieh usw." Nach Tisch, als man sich wieder im Salon traf, sagte sie zu ihm: „Heute haben sie ja einmal ein ganz landwirtschaftliches Gespräch geführt!" „Landwirtschaft?!" erwiderte er, „bewahre! Wir haben immer nur von der Kunst geredt . . . . . ."

Mir sagte er einmal über einen, der, kaum in Rom angekommen, gleich ein großes Bild anfing: „Schauen's, wenn man nicht ohnedem schon wisset, daß nix an dem Kerl ist, so könnte man's jetzt sehen. Wenn einer zum erstenmal nach Rom kommt, so muß er eine Zeitlang klein werden, ganz klein vor alledem, was er dort zu sehen kriegt. Nach und nach erholt er sich dann schon wieder und kann selber was anfangen. Aber so einer! . . . Muß das Büch gleich ein Bülld malen!", setzte er ganz entrüstet hinzu.

Mitte der sechziger Jahre wurde es stiller am Familientisch: der Sohn Hermann verließ das Elternhaus und die beiden ältesten Schwestern Anna und Marie gleichfalls. Die erstere heiratete unseren Freund, Dr. Jakob Siebert in Frankfurt, der bald einer der gesuchtesten Rechtsanwälte war, die zweite den praktischen Arzt Dr. Bauernfeind in Wien. Aber doppeltes junges Leben brachten sie allsommerlich mit ihren Kindern ins Häusel am See, wo nun ein zärtlicher Großpapa waltete und eine gar nicht mehr so strenge Großmama ihnen alle Lust des Landlebens gönnte. Oben in dem kleinen Atelier malte im Jahre 1868 der alte Meister an seiner „Melusine", klagte aber dabei über das Unglück aller Fernsichtigen, daß die Nahbrille fürs Arbeiten beim Zurücktreten und Sehen abgesetzt

werden muß, auch schon auf Armslänge nicht mehr taugt. Er sollte nicht lange mehr zu klagen haben!

Eine große Freude seiner letzten Jahre war ihm die Freundschaft mit Lenbach. Hier fand er in dem geistvollen, rücksichtslosen, ganz auf seinen eigenen künstlerischen Standpunkten stehenden jungen Genossen eine ebenbürtige Natur, von einer genialen Schimpffreudigkeit, die die seinige womöglich noch überbot. Bei ihm im Atelier saß er oft abends und genoß mit tiefem Behagen die fürstliche Pracht des großen Renaissanceraumes, wie er selbst ihn immer nur hatte träumen dürfen. Lenbach aber, der bei aller persönlichen Freundschaft für den so liebenswerten prächtigen Menschen Piloty doch dessen theatralischen Gesichtsbildern ganz abgeneigt war, der Wilhelm von Kaulbach unendlich geringschätzte und gelegentlich von ihm sagte: „Nun — der wär halt, wenn er in einer wirklich künstlerischen Zeit gelebt hätte, vielleicht ein geschickter Goldschmied geworden" — der auch Makart nur den „überschätzten Salzburger" nannte, er hatte vor Schwind, dem Menschen und Künstler, einen tiefen Respekt. Er hat auch damals ein ausgezeichnetes Bild von ihm gemalt.

Die Glorie des Jahres 1870 erlebte Schwind noch in großer Herzensfreude, aber dann nahmen die Leiden, die ihn schon länger heimgesucht hatten, rasch zu. Schon mit den heranrückenden Schatten ringend, leerte er doch noch ein Glas Sekt für den in Versailles proklamierten deutschen Kaiser, dann kamen schwere Tage, und am 8. Februar 1871 schloß er, in den Armen seiner guten treuen Lebensgefährtin für immer die schönheitsfreudigen Augen. Völlig unentstellt, sogar noch mit einem Anflug von Röte auf den gebräunten Wangen sah ich zum letztenmal sein kühnes Haupt, wie ruhig schlafend auf dem Kissen zwischen Lorbeerzweigen gebettet, ehe ihn die Münchener Künstlerschaft zu Grabe trug.

Worte von Weisen

Es gibt zwei Richtungen der Wissenschaft, zwischen denen jedes zu wählen hat: die eine möchte das Leben in lauter Bücher umsetzen, die andere die Bücher in lauter Leben. Die erste hängt dem gewöhnlichen Begriff von Wissenschaft eng an, auch ohne daß man sich des Zieles eben bewußt wird, ich kämpfe seit ziemlich einem Menschenalter für die zweite, auch hat selten ein Wort so tief getroffen als Hölderlins: Leben die Bücher bald? Rudolf Hildebrand.

*

Wie ein Vogel nachts, wenn durch seine Träume die Strahlen des neuen Tages leuchten, im Schlafe wenig klagendfrohe Töne dem warmen Glanze entgegen singt, um danach, den Kopf unter den Flügeln, weiter zu schlafen, so ahnt der Mensch im Erdenleben dann und wann der Ewigkeit Freuden, und das unbewußt dem Herzen entflohene Entzücken spricht lauter für diese als das lange Schweigen, aus dem es sich emporringt, gegen jenes. Aber der eigentliche Beweis für die Ewigkeit der Seele liegt nicht in Ahnungen, sondern in dem Plane, welcher im Leben jedes die Richtung auf das Gute einschlagenden Menschen sichtbar wird. Diesen Plan erkennen, ihm nachsinnen und seiner Verwirklichung sich hingeben, das heißt fromm sein und verbürgt ewiges Leben. Paul Lagarde.

Studien eines verabschiedeten Waldhornisten

Von Georg Scheurlin

Im Walde.



Und also lag ich wieder im Walde unter Duft und Schatten von Halmen und Büschen, und schaute gedankenschwer in die wiegenden Wipfel, und hörte die lustigen Vöglein, und flog mit den schwebenden Wolken, — just wie vor etlichen Tagen; aber mir war ganz anders zu Mute als damals, wo ich noch mit all den Drosseln, Grasmücken und Meisen um die Wette gesungen und geschwungen und meine Schlösser trotz dem kühnsten Baumeister hoch über diese Wipfel und Nester hinausgebaut hatte in die helle, lachende Sommerluft. Ja, ich war ärmer an Trost und Hoffnung als je, und als hätten das die Bäume umher gewußt und mitgefühlt, so hingen sie über mir herein mit feuchten, zitternden Blättern und fallenden Tropfen. Die süßheimliche Macht des Waldes hatte mich lange nicht so mild überkommen als in dieser Stunde; wie ein treuer Freund hatte er ja die lieben Lieder und Bilder bewahrt, die ich ihm jüngst vertraute, und er gab mir sie nun in seinen leisen Schauern zurück; als einem trauten Herzensgenossen wollte ich ihm denn nun auch mein ganzes Innere eröffnen und erzählte also:

Solltest du's meinem trübseligen Angesicht, meinem verschämt-grünen Röcklein samt dem Instrument an meiner Seite noch nicht angemerkt haben, wer und was ich bin, so wisse denn, du sinnender Wald, daß du hier unter deinem gastlich-milden Dache mich, den Franz Sebastian Walther, einen ausgedienten, will sagen: armen Waldhornisten beherbergst. Von der Schule weg in das wilde Kriegsleben hineingeworfen und hinaus auf die Schlachtfelder von Rußland und Frankreich, — was konnte ich da anders führen lernen, als Gewehr und das Horn, das sie mir umhingen, weil ich am Spiel der Töne viel mehr Gefallen fand, als an dem Gehabe von Säbel und Büchse. Nun mußt du wissen, daß ich mein Hörnlein liebe, wie du etwa den süßen Frühling oder dein junges Laub, und daß es um all mein Leid und Freud' weiß, wie du um das Weben und Schweben deiner Blumen und Vöglein, und daß es mir dienstbar ist mit also seligen Liedern, wie nur immer deine Nachtigallen sie dir schmettern.

So ging's denn eine Reihe von Jahren in die weite wunderliche Welt hinein, bald mit juchhe, bald mit oweh! — heute froh, morgen traurig, selten aber so betrübt als eben jetzt; — bis endlich dem Kriegswerke mit einem frommen Frieden ein Ende gestiftet wurde. Da denke ich denn zunächst an Heimat, an Vater und Mutter und will den elterlichen Herd wieder aufsuchen, meinend, ein schmucker Bursche wie ich, mit ehrlichem, wenn auch etwas zerhauenem Gesicht und einem stattlichen Schnurrbart drinnen, müsse alleweil sein Brot finden und sollte es auch nur als Gehilfe des Vaters sein. Ich wußte freilich nicht, daß der inzwischen gestorben und daß meine bejahrte Mutter selber so arm wie ich; wer sonst aber hätte sich des fremd gewordenen Menschen weiter bekümmern sollen? Da ward mir's bald klar, daß ich abermals fort mußte, um Brot zu suchen für mich und meine Mutter. Wohin aber? — Das blieb eben die Frage.

Nun lese ich im Amtsblatt, daß für die fürstliche Kapelle ein Hornist gesucht wird, und daß, wer sich's zutraut, mit Gesuch und Vorstellung kommen und sich prüfen lassen könne. „Mutter", rufe ich aus, „uns ist geholfen; besser als ich kann's keiner! — Und wen du Tags darauf gesehen hast, den Weg nach der Residenz dahinwandern, das war eben ich, der glückliche Franz Sebastian Walther.

O fröhliches Wandern am schönen, lichten Sommermorgen, da oben die Wolken fliegen und die Lerchen steigen, da der Wald über uns schwankt und säuselt, die Quellen neben uns springen und klingen und das Herz mit einer lieben Hoffnung im Himmel,

Forst und Ferne schaut. Hängt einem nun gar ein Hörnlein an der Seite, wie mir dazumal, so fehlt's an lustigen Weisen und Liedern nicht; und du weißt es selbst noch, du einsamer, schattender Wald, was alles ich dir vorgesungen und vorgeklungen in Wort und Ton. Eins aber, das konnte ich dir noch nicht vertrauen, — denn das ist mir ja erst gekommen als ein recht tiefes, süßes Herzeleid seit jenen Stunden, da ich s i e schaute, die allerschönste, hohe Frau in dem hohen, fürstlichen Schlosse. Dahin war ich nämlich gegangen mit einem Schreiben in der Tasche über mein kurzes Geschick, nebst meinem Wunsch und Begehr. Ich sollte, so hieß es, meine Vorstellung dem Fürsten selbst überreichen, der ein gar großer Freund der edlen Musik und ihr mit Herz und Sinn zugetan sei und keinen in seine Kapelle aufnehme, der nicht vor ihm selbst Proben seiner Tüchtigkeit abgelegt habe. Das ist mir eben recht, sprach ich bei mir selbst, so hört ja der Fürst gleich, daß niemand an einen Hornisten darf, der soundso lang mitgezogen ist und geblasen hat von der Beresina bis an die Seine. Ich gehe also wohlgemut in die Residenz und lasse mich von der Schildwache bedeuten, wo ich links oder rechts müsse nach dem Kabinett Seiner Durchlaucht. Im Suchen gelange ich aber an ein Zimmer, daraus mir eine Frauenstimme entgegenklingt, so hell und fromm wie eine Morgenglocke durch die Dämmerung, und süßer als du sie noch je in einer Maiennacht von deinen Frühlingssängern vernommen hast. Die Tür ist nur halb zugelehnt; so erlausche ich denn jeden Ton des Gesangs und des Flügels, der ihn begleitet; ich trinke jeden Hauch der Brust, aus der diese klingenden Wunder fließen; aber jedes Wort, jede Wendung dieser seligen Weise ist mir bekannt, vertraut, — ich hatte sie einst vor Jahren am Rhein gehört, ja gewiß, am Rhein, und seitdem nicht wieder.

Und willst du schweigen, lieber Wald, und auch nicht einmal davon flüstern, so höre mein stillstes, mein tiefstes Sinnen und Erinnern, ein Geheimnis, das ich selbst meiner Mutter nicht vertraute, die doch sonst um all mein Denken weiß.

Am Rhein nämlich lag ich verwundet an einem Hiebe darnieder, den ich bei Hanau über Schädel und Gesicht erhalten hatte. Eine Witfrau, wie es schien, wenig bemittelt, war meine Wirtin; sie pflegte mich mild und gütig, fast wie eine Mutter; aber milder noch und seliger als ihre Hand legte sich über mein Herz der Gesang eines Liedes, den ich zuweilen neben meinem Kämmerchen vernahm. Es war dasselbe, was ich an der Türe des fürstlichen Zimmers hörte, und wunderbar, es klang mir wie von derselben süßen, geheimnisvollen Stimme und lautete:

Wenn die Zeit, so laubt und blüht
Auch der letzte Strauch im Garten;
Wenn die Zeit, mag dein Gemüt
Seiner Rose ruhig warten.

Wenn die Zeit, so lös't ein Hauch,
Oder eines Tropfens Welle,
Lös't ein Sonnenstrahl am Strauch
Ihre süße Knospenzelle, —

Und die Blume, still bereit,
Tritt aus dunklem Blätterschoße. —
Mut! — Der Himmel, wenn die Zeit,
Schenkt das Schönste gleich der Rose.

Du hast keinen blühenderen Traum, du mein trauter Geselle, als jener war, den ich in meiner Kammer träumte bei den Tönen dieses Gesanges; als ich aber einstmals die Sängerin, das einzige Töchterlein meiner Wirtin, halb Kind, halb Jungfrau, bei ihrer Laute im Gärtchen traf, da ward es trotz des herbstlich gelben Laubes heller Frühling in mir, ich hätte mögen von lauter Wundern singen, gleich einer Nachtigall; aber ich

wagte nicht „E v e l i n e“ — hörst du: „Eveline“ — anzureden, sondern setzte mich weitab in die Ecke einer Weinlaube, nahm mein Hörnlein und begleitete das Lied, daß es schier klang wie eines Schwanen Gesang, verhallend im Echo der Felsenufer. Und es war mir ihr Schwanenlied; denn als ich des andern Tags mit meiner Beute, einigen prächtigen Fischen, die ich für unser Abendmahl gefangen hatte, auf das abgelegene Haus meiner Wirtin zuschritt, hörte ich von innen her Getöse und Hilferuf. Mit eiligen Sätzen hineinstürzend, sah ich Mutter und Tochter sich der Gewalttätigkeiten eines wüsten Schwarmes von Kosaken erwehren, wie sie damals häufig über den Rhein zogen und so auch in das Heiligtum dieser Wohnung eingedrungen waren. Ein angeschossener Eber kehrt sich nicht wütender gegen seinen Verfolger, als ich gegen die Fremdlinge. Meinen ganzen Vorrat von Flüchen, und was ich sonst von ihrer Sprache innehatte, gegen sie schleudernd, griff ich zugleich nach meiner Waffe und hätte Leib und Leben darangesetzt, wenn die verblüfften Kerle nicht fürs beste gefunden hätten, sich knurrend aus dem Staube zu machen. Die Jungfrau dankte mir mit Hand und Tränen; aber sie sang nicht wieder, und bald darauf mußte ich mit einem neuangekommenen Heerhaufen gen Paris aufbrechen. Ich habe nie mehr weder Evelinen gesehen, noch ihr Lied gehört, bis — — —

Und doch — sie konnte es nicht sein! Aus der ärmlichen Wohnung am Rhein verpflanzt in diesen Palast, — wie wäre das möglich! Mir schoß nur so ein wunderlicher, törichter Gedanke durch Herz und Gehirn; ich hielt den Atem an mich, um dem Gesange zu Ende zu lauschen, mußte meine Anwesenheit aber dennoch verraten haben; denn wie ich eben einen Schritt vortrete, öffnet sich die Tür und vor mir steht — — —

Unmöglich, Eveline konnte es nicht sein! Dann aber enträtsle mir, du geheimnisreicher Wald, warum die Rose dieses Strauches nicht eben die Knospe sein soll, die ich jüngst an demselben Zweiglein desselben Busches gesehen? — Ich bebte zurück vor der Herrlichkeit des hohen Frauenbildes, das mir gegenüberstand, und vor der Macht der Erinnerungen, die ihr Anblick in mir erweckte. Sollte sie die Fürstin sein? fragte ich mich. Der Fürst war erst seit kurzem vermählt, und ich hatte die junge Landesmutter noch nicht gesehen. Ich sammelte meine Gedanken wie ich eben vermochte, stammelte mein Anliegen mit halber, zitternder Stimme vor, so daß ich mich nachher meiner eignen Furcht schämte, und überreichte meine Schrift. Der Fürst sei ausgefahren, — erwiderte mir die hohe Frau mild und sinnend; sie wolle seiner Durchlaucht das Gesuch behändigen; morgen würde ich Bescheid hören. Noch ein tiefer, forschender Blick ihres Auges, gleich als wolle sie die Narbe in meinem Gesichte nach Linien messen, — und sie war verschwunden.

Das Rätsel dieses Tages begleitete mich mit seinen Ahnungen, Schauern und Erinnerungen bis in die Stille der Nacht und scheuchte den Schlaf aus meinen Augen.

„Wenn die Zeit, so laubt und blüht
Auch der letzte Strauch im Garten —“

blies ich von meiner Herberge aus noch lang in die schweigsame Mondnacht hinaus, und würde wohl noch länger musiziert haben, wenn mich nicht endlich der Stillwächter zur Ruhe verwiesen hätte. Des andern Morgens erhielt ich richtig die Weisung, mit meinem Instrumente mich nach der Mittagstafel im Pavillon des fürstlichen Gartens einzufinden. „Dein Glück ist fertig!“ rufe ich mir selbstbewundernd zu, bürste mein Soldatenröcklein bis auf den Faden, putze mein Horn wie zum Golde heraus, meine nun ein gewichster Bursche zu sein und mache mich getrost auf den Weg nach dem Hofgarten. Da ist nun freilich viel Glanz und Duft von Blumen, Gesträuch und Bäumen seltsamer Art und Gebildung; da springen die vollen Brunnen in die Lüfte, es plaudern und lachen die purpur- und azurfarbigen Vögel auf vergoldeten Stangen und Ringen, und drinnen im Saale voll Herrlichkeit und Pracht an Bildern und Zieraten — da sitzt der Fürst an

der Seite einer jungen, schönen Frau, die ich früher noch nie gesehen, und da wandelt an dem luftklaren Fenster auch sie vorüber, die aufgeblühte Rose jener zarten Knospe „Eveline“. Jetzt erblickt sie mich, — sie schwebt nach den an der Tafel sitzenden Herrschaften hin, sie flüstert der Dame an der Seite des Fürsten etwas ins Ohr, — die edle Frau wendet sich an den Fürsten, und alsbald erhebt sich das hohe Paar, um Arm in Arm dem offenen Fenster zuzuwandeln, vor dem ich dastehe; die rätselhafte Sängerin von gestern folgte. — „Sie ist also doch wohl die Fürstin nicht“, dachte ich, und näher trat mir wieder die holdselige Erscheinung „Eveline“; aber: — „Komm, liebe Schwester, uns Deinen Schützling vorzustellen!“ — sprach die Dame am Arme des Fürsten unter anmutigem Lächeln zu ihrer Begleiterin, und die Angeredete winkte mich tieferrötend heran.

„Du traust dir viel Geschick auf deinem Instrumente zu“, sprach der Fürst mich an. „Es soll mir lieb sein, dich meinen Forderungen entsprechend zu finden. Diese Dame“, fügte er, auf seine schöne Nachbarin zeigend, hinzu, „wird uns mit einem Gesang erfreuen; du sollst nun zur Probe deiner Kunst die Dame mit deinem Instrumente begleiten. Pult und Stimme sind hier am offnen Fenster für dich bereit, wo du nahe genug bist, Gesang und Flügel zu hören und zugleich den Vorteil der besseren Wirkung für dein Horn hast. Wir hoffen, uns an deinem Talente erfreuen zu können.“

Nun sind aller Blicke, die Augen einer reichen, schimmernden Gesellschaft auf mich gerichtet, auf mich, den Einzigen, sogar Geringen und Armen unter den hohen Herren und Frauen; ich selbst wage kaum mich anzusehen; nur ein schielender Blick auf das kleine Kreuzlein, das mir auf der Brust hängt, macht mir etwas Mut und gibt mir die Fassung wieder. Arm zwar, denke ich, aber eine edle Kunst und einen frommen, treuen Gedanken im Herzen: — warum sollte ich da zagen? Ich sammle mich also — und es ist die höchste Zeit, denn die leuchtenden Finger der schönen Frau oder Prinzessin tauchen soeben in einen Strom von Tönen und holen Seel' um Seele aus unergründlicher Tiefe heraus; nun erhebt sich ihre Stimme gleich einem Sonnenaufgang und wirft klingende Strahlen umher, daß da liebliche Gefilde, Felsen und Seen in wunderbarem Lichte schimmern. Ich lausche und lausche; es ist ein mir fremdes, schönes Lied von einem Zigeunerknaben, der sich aus dem kalten Norden nach seiner wärmeren Heimat sehnt. Die weichen, klagenden Töne fassen und tragen mich hin nach dem fernen Strande, den der arme Zigeunerknabe vergebens sucht; sie greifen mir ins innerste Herz hinein, sie fordern mein tiefstes Sehnen heraus, daß alles mein Fühlen sich aufmacht, mitzusuchen und sich flüchtet in die Klänge meines Hornes, um vereint mit den seligen Schwestern aus jener Frauenbrust nach den fremden, sonnigen Landen zu wandern, wo die Töne ihre Heimat und ihren Himmel haben. Wie fromm, wie freudig sie da zusammenzogen — die Klänge ihrer Stimme und meines Hornes, wie sie sich umflatterten, umschlangen und rasteten miteinander — am klaren Rhein, wo das trauliche Häuschen steht mit dem lieben Gärtchen, wo um die heimliche Laube die Rebe rankt, wo einst Eveline gewaltet, ach Eveline! — wo ich zuerst die Stimme gehört, die mir hier in jeder Schwingung meines Herzens widertönt, wo jenes süße Lied in meine Träume eingezogen, das nun meine Gedanken nimmer verläßt, das Lied vom Herzen, welches seine Rose findet — — und — wo war ich?

„Mut! — Der Himmel, wenn die Zeit,
Schenkt das Schönste gleich der Rose“

blies ich da unter Träumen und Erinnerungen mitten in meine Noten hinein.

Welche Disharmonie, — welche Verwirrung! Ich selber fuhr entsetzt auf; mein Auge begegnete den vorwurfsvollen, verzweifelnden Blicken meiner Begleiterin; sie hatte längst aufgehört, als die Töne meines Instrumentes noch verlassen und einsam in der letzten Strophe jenes verhängnisvollen Liedes verbebten. Jetzt stand die edle

Herrin mir nahe genug, um mir zuflüstern zu können: „Was habt ihr nun um's Himmelswillen gemacht, ihr ungeschickter, — lieber Mensch!" setzte sie noch leiser hinzu.

„Ihr ungeschickter, — lieber Mensch!" hörtet ihr's, ihr Büsche, Halme und Blumen umher? — „Ihr lieber Mensch!" hat sie zu mir gesagt; freilich auch hat sie hinzugesetzt „ungeschickt", und daran hatte sie völlig recht. Der Fürst winkte mir schnell mit der Hand, als sich der musikalische Wirrwar erhob und wandte mir den Rücken; ein Lakai brachte mir darauf fünf Goldstücke mit der Meldung, ich sei entlassen.

Ich schaute mich nimmer um; ohne zu wissen wie, gelangte ich aus dem Garten und aus der Stadt, und — liege nun wieder hier in deinem Schatten, du grüner, treuer Wald, auf meiner weiten Wanderung, weiß Gott wohin und in welche Zukunft.

Und somit weißt du all mein Geschick oder eigentlich Ungeschick und Leid, aber auch das süße Wort, das sie mir zurief: „Ihr lieber" — hörst du's — „ihr lieber Mensch!"

Zu Wagen.

Als ich das alles in den Wald hineingeredet, vielleicht auch nur so recht lebendig hineingedacht hatte, fühlte ich's wie einen Teil meiner Not von der Brust genommen und wieder Mut in mir, nach meinem Horn zu greifen, das ich voller Trübsal weit hinweg ins Gras geworfen hatte. „Was kannst du dafür, mein treuer Gefährte in Freud und Not", sprach ich, „daß dein Meister so ungeschickte Sachen in dich hineingeblasen; komm wieder her, wir müssen schon gute Freunde bleiben; — was wären wir beide in der Welt eines ohne das andere?" — Und noch während das unscheinbare Blech in meinen Händen ruhte, kam mir wieder der gute, frohe Mut, der so leicht keinen Musikanten verläßt; bald auch saß das liebe Instrument an den Lippen und tönte in den Forst hinein:

Wo wohnet aller Enden,
  An Wonnen wunderkalt,
So liebliches Verschwenden
  Als tief im dunklen Wald?
  O rausche, grüne Laubesnacht, —
All Trauern mir zu wenden,
  Des hast du süße Macht.

Nach deinen goldnen Kronen
  Wie oft ich schauen mag,
Den Meister fühl' ich thronen
  In deiner Eichen Hag;
  O rausche, grüne Waldesnacht, —
Mit hellen Liedern lohnen
  Wie möcht' ich's solcher Pracht.

Zwei Himmel seh' ich grüßen,
  Zwei Lenze seh' ich blüh'n:
Das Auge meiner Süßen,
  Und dich, o Waldesgrün.
  O rausche, grüne Wundernacht, —
Will träumen dir zu Füßen,
  Du oben schwankest sacht.

Und als hätte ein neckischer Kobold sein Spiel mit mir, so gab gleich darauf in der Ferne ein zweites Horn mir Antwort; ich kannte das muntere Liedchen, das da herübertönte, es lautete:



Rud. Schiestl

Im Rosengarten

(Aus der „Liller Kriegszeitung“)

Es singt ein Vöglein mir im Wald:
  Kehr' ein, kehr' ein zum jungen Hag;
Im kühlen Laube heilet bald,
  Was auch dein Herz betrüben mag.

Den unbekannten Postillon — denn schon hörte ich auch einen Wagen heranrollen — ablösend, gab ich die zweite Strophe zurück, also lautend:

O locke, Vöglein, nicht so lieb,
  Und weißt nicht, wie so fern von hier
Die Liebste sang, die Liebste schrieb:
  Kehr' ein, du süßer Schatz bei mir.

Nun fiel auch der noch immer unsichtbare Bläser wieder ein, und wir musizierten in gar schöner, lustiger Weise miteinander zu Ende:

Und hätt' ich Schwingen gleich wie du,
  Und so mein Lieb' im Rosenstrauch:
„Kehr' ein, kehr' ein zur Waldesruh" —
  Zu dir, o Vöglein, säng' ich auch.

Wer mußte nun der muntere Geselle sein, der's fast so schön konnte wie ich? — Ich durfte auf die Antwort nicht lange warten, denn die Anhöhe herauf zog ein Wagen, bespannt mit vier herrlichen Braunen, vorn aufsitzend ein reichbetreßter Jäger samt dem Postillon, innen der Fürst ganz allein, der sich heiter und vergnüglich die prächtigen Eichen- und Buchenschläge betrachtete, die links und rechts zur Wanderung wie zur Rast einluden. Es war der lieblichste Sommerabend, und hier eben eine der anmutigsten Stellen, ihn zu genießen. Der Fürst gab Befehl zu halten; er schien das schöne Waldgehege zu Fuß durchschreiten zu wollen und stieg aus dem Wagen. In diesem Momente fiel sein Auge auf mich. Eine freundliche Bewegung seiner Hand überzeugte mich, daß er in mir den verunglückten Kandidaten von gestern wieder erkannt hatte; er winkte mich lächelnd zu sich hin. Sollte Seine Durchlaucht zu besserer Einsicht gekommen sein, dachte ich bei mir selbst, und sich eben jetzt von meinem künstlerischen Wert überzeugt haben? In drei Sätzen stand ich vor ihm. — „Du bist uns gestern zu schnell entkommen", sprach der Fürst herablassend; „wenn auch nicht für meine Kapelle, glaube ich doch, dich anderwärts verwenden zu können. Sowohl das Kreuz auf deiner Brust, als was ich sonst von dir gehört habe, rechtfertigt meine weitere Fürsorge für dich. Du kannst für jetzt mit meinem Wagen nach Schloß Riedsee fahren und dich morgen bei mir melden lassen."

Ich horchte hoch auf. Wer am Hofe kannte den verabschiedeten und noch dazu durchgefallenen Waldhornisten Sebastian Walther, und mochte es der Mühe wert gehalten haben, sein armes Geschick dem Fürsten ans Herz zu legen? — Am Ende wohl gar die Fürstin selbst oder die Prinzessin-Schwester? — Hatte ich doch schon als Knabe gedruckt gelesen, wie dereinst nicht selten Prinzessinnen oder auch Feen sich zu gemeinen Menschenkindern herabgelassen und ihnen ihre Huld geschenkt hatten. Warum sollte so etwas nicht auch heutigen Tages möglich sein, zumal einem so schmucken Burschen gegenüber, wie ich einer dazustehen vermeinte? — Ich machte meine demütigste Verbeugung, obgleich ich lieber drei Ellen hoch in den Himmel hineingesprungen wäre; kaum aber hatte der Fürst sich gewendet, um auf einem anmutigen Fußpfade von der Landstraße abzubiegen, da fing's auch in und an mir sich zu regen und zu jauchzen an, daß Arm und Beine mitsamt meiner Mütze zugleich in der Luft waren. Sogleich eilte ich auf den Wagen zu, der langsamen Ganges sich auf der Anhöhe fortbewegte, und machte den Herren droben mit großer Genugtuung die Ordre Seiner Durchlaucht kund. Der Jäger meinte zwar, das beziehe

sich auf einen Sitz auf dem Bock, und wollte mir neben sich Platz machen; ich aber gedachte schon etwas ganz anderes zu sein, als so ein betreßter Geist, oder träumte wenigstens, etwas weit höheres zu werden, hätte auch für mein Leben gern gewußt, wie's da drinnen in dem gründämmerigen Raum aussehen und wie sich's da sitzen möchte, wo ein so hoher, mächtiger Herr seinen Regierungsgedanken nachsinnt; — protestierte also gegen die beabsichtigte Erhöhung, indem ich mich auf das fürstliche Wort berief, und stieg ein. Drin aber setzte ich mich freilich nicht auf den Platz des Fürsten, sondern drückte mich tief in die gegenüber befindliche Ecke und machte mich, wie man zu sagen pflegt, so leicht als möglich, so daß ich kaum fürchte, eine Feder meines Sitzes verbogen zu haben.

Das war nun freilich eine Fahrt wie mitten in den Himmel hinein; ich kannte mich selbst nicht mehr; aber Hochmut kommt vor dem Fall. Mir kam's jetzt ganz natürlich vor, daß ein Landesvater auf solch einem prächtigen Sitz auch nur hohe und gnädige Gedanken tragen müsse, wie eben erst kürzlich Seine Durchlaucht sie gegen mich bewiesen hatte; denn mir selbst war zu Mute, als ob ich jetzt diese oder jene Gnade austeilen, z. B. so einem armen Schlucker von Hornisten eine Bagatelle von tausend Gulden zuwerfen sollte. In solchen und ähnlichen Gedanken sah ich denn rechts und links fleißig zu den offenen Fenstern hinaus, mit vollem Behagen die Landschaft betrachtend, welche sich von nun an scharf abwärts einem weithin sich ausdehnenden See zusenkte. In nicht großer Entfernung zeigte sich am Ufer hingelehnt ein stattliches Dorf im Schimmer der untergehenden Sonne; ein von da aus sich wieder die Anhöhe hinabziehendes Laubgehege verriet einen weitläufigen Park, aus dessen Mitte die Front eines Lustschlosses hervorleuchtete. Fenster und Wände schwammen in der Glut der Abendröte; der weite See spielte zwischen dem Purpur des Horizonts und den grüngoldenen Tinten des Äthers; mir ward so wohlig auf meinem Feenplatze, daß ich solcher Art gern um alle Reiche der Welt ausgefahren wäre. Die Straße wand sich in vielen Krümmungen die Höhe hinab; Dorf und Park schienen immer weiter hinwegzurücken. Schon war die Dämmerung merklich. Als der Wagen endlich unter einer Reihe von Kastanienbäumen anlangte, die ihre schattigen Kronen über der Einfahrt des Ortes ausbreiteten, war es so dunkel umher und im Wagen, daß ich mich selbst kaum erkennen konnte. Da knallen plötzlich rechts und links gewaltige Böllerschläge auf, hundertstimmiger Zuruf aus Kehlen aller Tonarten erfüllt die Luft. Ich fahre ans Fenster, sehe womöglich die ganze Einwohnerschaft mit Hüten, Mützen und Tüchern hantieren, höre ein endlos Vivat und merke nun zu meinem peinlichen Schrecken, daß der Jubel in meiner unglücklichen Person dem Fürsten gilt. Der Spektakel bringt mich schier zur Verzweiflung; ich rufe, ich gestikuliere unter die schreiende Menge hinein; ich protestiere in Gottes und aller Heiligen Namen gegen die unverdiente Ehre — vergeblich! Man bewirft mich mit Blumen und macht endlich Miene, die Pferde abzuspannen. Entsetzlicher Gedanke! Alle Schauer eines begangenen Verbrechens überrieseln mich. „Hochverrat! Majestätsbeleidigung!" rufe ich aus; — ich stehe auf dem höchsten Gipfel der Angst; — da plötzlich gibt mir ein Engel den rechten, rettenden Gedanken: ich reiße mein Horn an den Mund und blase, was Lunge und Lippen vermögen, unter den Haufen hinein. Das wirkt. Die Leute stieben mit aufgesperrten Hör- und Sprachwerkzeugen auseinander; das Geschrei verstummt. Man hatte Seine Durchlaucht noch nie ein Waldhorn blasen hören, am allerwenigsten in so jammervollen Ausgeburten von Tönen, wie ich sie von mir gab; somit erkannte man endlich die Täuschung. Der Schelm von Postillon, nachdem er wohl absichtlich meine Qual bis zu diesem Augenblicke verlängert hatte, trieb die Pferde rascher an und lenkte jetzt dem Parke zu, von woher bereits der Glanz von Lichtern und Fackeln und der Jubel einer herrlichen Musik drang.

Wie mir's schien, drohte hier der Lärm eines festlichen Empfangs noch einmal loszugehen, und wer stand mir für ein ebenso glückliches Ende gut? In meiner Stimmung

wenigstens lag nichts, was nach einer Wiederholung der ausgestandenen Angst begehrt hätte: mein Mut war bedeutend gesunken und stand im Begriff zu kapitulieren, wenn nicht gar zu desertieren. Ich benutzte einen Augenblick, wo der Wagen eine Erhöhung hinanstieg, und entschlüpfte meinem prachtvollen Gefängnisse, um in gemessener Entfernung dem weitern Lauf der Dinge zu folgen und das Ende abzuwarten.

Auf dem See.

Die Dämmerung war zur Dunkelheit geworden, im tiefblauen Äther verklärte sich eine milde, feierliche Nacht. Die Lilien und Rosen am Himmel entfalteten ihre Kelche im Wetteifer mit ihren Schwestern auf Erden; die Blumen der Tiefe antworteten mit ihren süßesten Düften. Der Mond beschaute sein goldenes Diadem im See; die Lüfte gossen in leisem Zittern wohlige Schauer über Nähe und Ferne; die Nacht lag wie ein durchsichtiges Geheimnis, wie eine himmlische Ahnung auf Wassern und Gefilden. Nicht lang, so tauchten an allen Ufern leuchtende Punkte auf, sich bald zu lodernden Flammengarben ausbreitend. Mit einemmal glühte der See im Widerscheine zahlloser Freudenfeuer; zischende Raketen schossen in schlanken Halmen auf, um oben ihre funkelnden Ähren auseinander zu streuen; Dutzende von bunten Feuerblumen blühten empor und vollendeten in stiller Höhe ihr flüchtiges Sternschnuppenleben; bald wirkten und webten auch zahlreiche Kähne mit Fackeln ihre leuchtenden Fäden in den schimmernden Teppich des Grundes: — es war ein märchenhaftes Spiel von Sternen, Flammen, Funken und Lichtern auf dem wunderbaren Wasserspiegel, zu dessen Bedeutung ich umsonst den Schlüssel suchte.



So saß ich eine Weile im Schauen und Sinnen verloren am Fuß einer Eiche, die indes leise über mich hin von allerlei andern Dingen und Tagen — weiß Gott was — erzählte, als mich das Gespräch einiger Diener weckte, die vom Schlosse herab dem Ufer zueilten. Aus den aufgefangenen Worten konnte ich entnehmen, daß die Festlichkeiten überhaupt, sowie namentlich die Beleuchtung des Sees der Ankunft des fürstlichen Hofs galten, welcher den Sommer auf dieser Villa zubringen wollte. Jetzt sah ich vom Schlosse her sich auch Fackeln und Lichter in Bewegung setzen und hörte einen Zug von Personen dem Orte sich nähern, der mein Observatorium bildete. Ich hatte nicht Grund, mich hier

der Beobachtung auszusetzen, war aber doch zu neugierig, um meinen günstigen Standpunkt zu verlassen, und kletterte daher in die Äste des mächtigen Baumes hinauf, die mich vollkommen deckten. Bald bewegte sich eine glänzende Gesellschaft an mir vorüber. Voran der Fürst, dieselbe Dame wie gestern — also doch wohl seine junge Gemahlin — am Arme führend; ihnen nachfolgend das schöne Fräulein, die Prinzessin, begleitet von einem Adjutanten. Mir pochte da oben das Herz, daß ich meinte, einen Specht am Baume picken zu hören; mein Odem stockte; dabei schwindelte mir, daß ich mich, um nicht zu stürzen, an die Zweige anklammerte. Ich hätte wie ein Luchs auf den zudringlichen Offizier herabfahren oder ihm den wuchtigsten Ast an den Kopf schleudern mögen, und wußte doch bei alledem eigentlich nicht warum. Daß noch viele andere Herren und Frauen im fürstlichen Geleite nachfolgten, was kümmerte mich das? Die Letzten im Zuge waren kaum aus meinem Gesichte, als ich vom Baume mehr herabfiel als herabstieg und der vornehmen Gesellschaft verbissenen Grimmes nachfolgte.

Die Herrschaften wandelten dem Ufer zu. Dort verteilten sie sich auf zwei bereitstehende, mit Lampen und Fackeln beleuchtete Gondeln. Die Prinzessin mit dem Adjutanten folgte dem fürstlichen Paar in dasselbe Fahrzeug nach. Die Ruder schlugen in die Tiefe, und die Gondeln glitten hinaus in die klare, laue Sommernacht.

Einsam und traurig sah ich vom Ufer aus in die zitternde, webende Flut hinein, suchte, verloren und vergessen unter Tausenden, die ringsumher sich der Freude, der lauten, lachenden Lust ergaben, nach einem Herzen, dem ich mich vertrauen durfte, und wußte keines.

Fliege, quälte ich mich selbst mit meinen eignen Gedanken, fliege doch nur in deinen hoffärtigen Träumen der stolzen Gondel nach, darin die hohe Dame sich schaukelt unter süßem Geflüster ihres Buhlen und seinen Händedruck erwidernd! — Wunderbar! — Selbst jetzt noch, wie töricht auch jede Zusammenstellung der armen Waise am Rhein mit der hohen Frau am fürstlichen Hofe schien, selbst jetzt noch ergriff es mich wie eine Ahnung, wie ein Glauben an Evelinens Nähe. „Eveline!" rief ich aus, und wiederholte den Namen unter Bebungen unaussprechlicher Sehnsucht. Eine unnennbare, mächtige Gewalt zog mich hinein in die schimmernde Flut, dem Fahrzeug nach, das dort die Seele meiner Gedanken dahin trug. Ich rannte unstet, ängstlich am Ufer hin und her, irgendeinen Kahn, eine Fähre suchend und keine findend. Endlich halte ich vor einer Fischerhütte; sie scheint ausgestorben, denn kein Rufen antwortet mir; in der kleinen Bucht neben derselben liegt ein Nachen, ein elendes, zerbrechliches Ding, entweder zu morsch, um gebraucht werden zu können, oder vergessen, jedenfalls unbenutzt. Ich frage nicht lang weder nach Gefahr noch nach Berechtigung. Dort wiegte sich die hohe Frau auf den stolzen Wellen; Lüfte, Flut und Feuerströme einten ihre Wunderkräfte, sie zu vergnügen, sie mit ihren Zaubern zu umspielen, — mein war nur die tiefe, mächtige Sehnsucht und ihr klingendes Wort, — der Ton meines Hörnleins, und ich wollte ihn mischen in den reichen Strom von Lust, der um die Heilige meines Herzens schwoll. Ich löste den Kahn vom Ufer und trieb mich und ihn mit schnellen Ruderschlägen in den See. Er schwebte nun, ein dunkler, unsichtbarer Punkt, auf der Fläche, mitten hindurch zwischen züngelnden Flammen, schwingenden Fackeln, prasselnden Schwärmern und zischenden Feuersäulen. Was ich aber hineinblies in das Wogen und Treiben umher und in das ferne, sich verwundernde Echo der Felsenufer? Es war das Liedlein:

Ein Herz mit seinen Gedanken,
Ein Nachen auf dem See, —
Was mag wohl schweben und schwanken
In so viel Traum und Weh?

Was mag so schwanken und schweben,
Das so dem Schifflein gleicht,
Als du, das Menschenleben,
Und brichst auch also leicht!

Zwei Sterne zieh'n im Schwane;
Wenn die vereint einmal,
Dann, Herz, mit deinem Kahne
Kehrt all dein Glück zu Tal.

Fels und Wald gaben mir Ton um Ton leis' und immer leiser zurück, einem letzten Lebewohl gleich, welches zwei feuchte Lippen fern und immer ferner dir nachrufen, bis es endlich zu lautloser Stille verhallt.

Hatte der Wind meinen Nachen der fürstlichen Gondel näher getrieben, oder war diese mir entgegengekommen: — ich wußte es nicht, kurz, ich befand mich unversehens im Bereich des Lichtschimmers, der von den Lampen des Fahrzeugs herüberfloß. Die schöne Prinzessin beugte sich über Bord, als wolle sie den Mond in den Wellen um sein sinniges Geheimnis befragen oder den Lüften ein leises Wort vertrauen. Ich sehe in diesem Augenblicke über ihrem Haupt eine aus dem benachbarten Kahn aufsteigende Rakete versprühen, daß die Funken wie ein Heiligenschein ihr um Stirn und Locken leuchten, und meine, ein Strahl ihres tiefen, wundersamen Auges falle auf mich, — ich trinke seinen Gruß, ich versinke in der Nacht dieses Blickes, ich lese —

Da züngelt plötzlich am Gewande der herrlichen Frauengestalt eine flüchtige, springende Flamme empor. „Hilfe! — Eveline, Sie brennen!“ ruft der Fürst. Das Entsetzen lähmt aller Hände, die Männer beben zurück, die Frauen kreischen verzweifelnd auf; nur zwei Wesen hatten in diesem verzweiflungsvollen Moment noch Besonnenheit und Mut, die Verunglückte und — ich. Jetzt sprang sie empor, jetzt stand sie flammend am Bord des Fahrzeugs. — „Herab zu mir!“ rief ich und breitete die Arme aus; sie stürzte, — ein lautes Zischen, ein dumpfer Wellenschlag, und zwei Menschen versanken in die Tiefe, aber nur, um bald aus der kühlen, löschenden Flut erneuerten Odems zurückzukehren. Ehe noch die anderen fast Zeit gefunden, sich zu besinnen, war die Taufe vollendet und die Gerettete glücklich wieder an ihren Platz gehoben, freilich so durchnäßt, daß ihr Begleiter ohne Gefährde für seine glänzende Uniform sich ihr nicht nähern konnte. Ich aber schleuderte ihm — weiß selbst nicht warum, vielleicht zu völliger Sicherung für seine werte Person — mit flachem Ruderschlag noch eine volle Ladung Wassers ins Gesicht und fuhr davon.

Nicht ohne große Anstrengung gewann ich das Ufer. Das gebrechliche Fahrzeug hatte mehr als genug Wasser geschöpft und begann tief und tiefer zu sinken. Die Fischerhütte, von woher ich den Kahn genommen, zu erreichen, war unmöglich, wie eifrig ich auch darauf lossteuerte. Ich fühlte endlich den Boden unter mir wanken und weichen und mich bald von den Fluten des Sees in die Arme genommen. Zum Glück war ich nicht allzuweit mehr von meinem Ziel, und so trugen denn die freundlichen Wellen den geübten Schwimmer glücklich ans Land. Mein Willkommen war nicht der freundlichste. Die Fischerleute hatten ihr Fahrzeug längst vermißt und warteten auf dessen Rückkehr. Sie sahen im Scheine des Mondlichts mich dahertreiben; sie sahen auch ihr Eigentum tief genug, um es nie wieder heraufholen zu können, in den Grund versinken. Vater und Sohn, zwei trotzige Bergsöhne, erwarteten mich mit rauhen, zornigen Worten und der Forderung des vollen Ersatzes. Was halfen mir alle begütigenden, aufklärenden Worte? Die Leute erhoben unmäßige Ansprüche auf Entschädigung. Ich war zur Bezahlung bereit, aber weder sie noch ich verstanden uns auf den Wert der Goldstücke, die ich bei mir führte; ja, der Glanz des edlen Metalles im Gegensatze zur Armut meines Gewandes brachte mich bei

den Fischern in noch mißlicheren Verdacht. So blieb mir kein Mittel übrig, als mich auf den Fürsten zu berufen. Das half; man ließ meine Kleider trocknen und wies mir ein Lager an.

Wer schläft süßer, seliger, als der da hofft, wenn er der Lebensretter an dem schönsten Frauenbilde geworden ist, das im Innersten seines Herzens und am Himmel seiner Träume hängt! Des andern Morgens weckte mich frühes Getöse vor der Hütte. Ich hörte meinen Namen rufen. Der Fürst, hieß es, habe meinen Aufenthalt erfahren und verlange nach mir. Zwei flüchtige Renner brachten mich und den nach mir ausgesandten Jäger schnell in das Schloß. Bald stand ich vor den versammelten Herrschaften. „Du hast dich gestern unserm Danke entzogen“, sprach Seine Durchlaucht freundlich; „wir dürfen dir ihn nicht länger schuldig bleiben. Wie Fräulein Eveline ihren Anteil abtragen will, müssen wir ihrem eigenen Entschlusse überlassen. Meinerseits habe ich schon bedauert, dich nicht zu meinem Hofwaldhornisten verwenden zu können. Deiner Meisterschaft auf diesem Instrumente unbeschadet, möchten dir bei Konzerten in meinem Salon nicht selten Blicke begegnen, die dich, weiß der Himmel! zu welchen Melodien und Erinnerungen führten, und das wäre denn doch für alle in solche Mystik nicht eingeweihten Ohren und Herzen zu viel verlangt.“ Der Fürst sagte dies mit einem lächelnden Blick auf das schöne Fräulein, deren Gesicht eine dunkle Röte überflog. „Gleichwohl“, fuhr Seine Durchlaucht fort, „lieb' ich deine treumütigen Lieder und wünsche sie öfters zu hören. Dazu dürfte mir auf diesem lieblichen Landsitze, meinem jährlichen Sommeraufenthalt, oft Gelegenheit werden. Um dich in meiner Nähe zu haben und dir zugleich Muße zu deinen Studien und zum Ergehen in deinen sinnigen Tonweisen zu bieten, übertrage ich dir hiermit das Pflegeramt dieses Schlosses.“

Ich griff unwillkürlich nach meinem Hörnlein; mir wollt's ja schier die Brust zersprengen vor innerlichem Jauchzen und Jubilieren; aber ich besann mich und ließ die Hand sinken, nur ging vor lauter Staunen und Freude kein Wort über meine Lippen.

„Damit dir's im langen Winter nicht zu einsam sei in diesen Räumen“, fuhr der Fürst, an meiner Überraschung sich weidend, gütig fort, „auch wohl zu einem schönen Duett für deine Lieder, möchte ich dir schon einen Gefährten oder vielleicht besser noch eine Gefährtin wünschen; und dürfte ich darauf rechnen, daß der Dank unserer schönen Eveline gegen ihren Retter aus mehrmaligen Gefahren ebenso innig ist, als ihre Vorliebe zu diesem anmutigen Wohnsitze, so wollte ich fast das Amt eines Fürsprechers für dich versuchen.“

„Eure Durchlaucht!“ flüsterte tief erglühend die junge Dame und verbarg ihr Antlitz in ihren blendendweißen Händen.

„Wie, — die durchlauchtigste Prinzessin?“ stammelte ich und wankte einen Schritt zurück.

Die Fürstin, mein neues Verwundern bemerkend, verbesserte lächelnd: „Fräulein Eveline Wiesan, meine Milchschwester und seit ihrer Mutter Tod meine Gesellschafterin. Ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich annehme, daß ihre Erinnerungen an ihre schöne Heimat nicht selten denjenigen eines Freundes begegnen, der sie dort kennenlernte, und dem sich meine gute Eveline seit gestern doppelt verpflichtet fühlt.“

„Eveline!“ rief ich aus und sank vor der herrlichen Jungfrau in die Knie.

Sie faßte verwirrt meine Hand, um mich emporzuziehen. „Meine gnädigste Fürstin hat über mich zu gebieten!“ sprach sie unter zwei großen, stillen Tränen.

„Ich möchte dich glücklich sehen, wie du es verdienst“, erwiderte die Fürstin, einen sanften Kuß auf Evelinens Stirn drückend, und ergriff den Arm ihres Gemahls, um mit ihm eine herrliche Morgenstunde zu lustwandeln.

Eveline und ich standen allein uns gegenüber.

„Eveline!“ stammelte ich und führte ihre Hand an meine Lippen.

„Sebast—, Gott, wie heißest du?“ rief die Jungfrau mit komischem Entsetzen aus.

„Sebastian“, entgegnete ich, ihren Ausruf ergänzend.

„Unmöglich!“ jammerte das schöne Kind. „Und sonst hast du keinen Namen?“

„Freilich, Sebastian Walther“, fügte ich verwundert hinzu.

„Walther“, äußerte sie weiter, „Walther wollte ich mir gefallen lassen, aber Sebast—, nein, das Wort bringe ich nimmer über meine Lippen. Hast du sonst keinen Taufnamen?“

„Ja doch, Franz heiße ich auch noch, aber meiner Mutter hat der Name niemals gefallen wollen.“

„Gleichviel“, meinte Eveline, „ich nenne dich Franz, das wird leichter gehen.“

„Aber“, suchte ich bescheiden einzuwenden, „aber meine Mutter wird über Sünde und Hochmut schelten, wenn sie hört, daß ich nicht mehr Sebastian, sondern Franz heißen soll, und nicht wahr, meine Mutter darf kommen und bei uns wohnen?“

„Ja freilich muß deine Mutter kommen, und sie mag dich in Gottes Namen nennen, wie sie will. Mir bist du Franz, mein Franz, du lieber, guter Mensch!“

Und Eveline lag in meinen Armen.

Über Wald und See hinaus hörte man bald darauf die süßen Töne des Liedes verhallen:

„Wenn die Zeit, so laubt und blüht
Auch der letzte Strauch im Garten;
Wenn die Zeit, mag dein Gemüt
Seiner Rose ruhig warten.“

Das Reifenspiel / Von Gustav von Festenberg-Packisch

Laßt uns denn das heitre Spiel begreifen.
Fühlt ihr nicht das Gleichnis in den Reifen?
Ihr empfangt sie, um sie fortzugeben.
So im Wandel wurzeln Spiel und Leben.

Nicht die Reifen sind es, die erfreuen.
Nur der Wurf, der uns in immer neuen
Wendungen erheitert und erhitzt,
Darum ist ein Narr, wer gern besitzt.

Doch wir wollen Geiz und Gier besiegen.
Laßt die Reifen fröhlich weiterfliegen.
Aber so, daß wir sie schwer erlangen.
Denn erkämpft ist wahrhaft erst empfangen.

Gedanken / Von Richard von Schaukal

Die Größe eines Menschen drückt sich nicht so sehr in den Werken, die er hinterläßt, aus (sie machen seine Größe bloß deutlicher) als in der Wegspur selbst, ihrer Vertiefung. Deshalb sind Menschen der Tat dem Phantasievollen genau so, ja fast heftiger noch erlebbar als Menschen des Gedankens, die ihr Bestes ja doch nicht haben sagen können, während sich ihr Leben trotzdem jeweils um diese Verlautbarungen hatte ballen müssen.

*

An einem Jännerabend des dritten Kriegsjahres hab ich in einem kleinen Zimmer vier Menschen zugesehen, die aus Holz und Darm Schuberts Symphonie „Der Tod und das Mädchen“ in die Luft zauberten. Einer davon war in Uniform, der andre sollte sie demnächst anziehen, der dritte war „untauglich“, und der vierte war eine Frau, die einen Zwicker trug. Neben mir, dem allzu Nachdenklichen, Zerstreuten, saß, mit ganzer Seele dem Wunder lauschend, mein Ältester, der, wenn der Krieg noch einen vierten Winter dauert, den Tacitus, nicht ohne aufzuatmen, beiseite zu legen und auch einzurücken hat; als der Krieg begann, hatte ich ihn noch täglich aus (unbedankter) Fürsorge in die Schule geleiten zu müssen gemeint.

*

Es gibt noch vieles Schöne auf der Welt, wenn man sich aus ihr hinausträumt.

*

Ein Mann sitzt vor mir, der auf kurzen Urlaub aus dem Felde daheim ist. Er erzählt mir vom Krieg. Ich frage ihn nach seinen Kindern. „Als ich einrückte“, sagt er, „war die Kleine zwei Jahre alt, und der Bub, der damals jünger war, als sie jetzt ist, geht heute schon in die dritte Volksschulklasse.“ Mann, denk ich, und sein liebes, tiefes Auge versteht mich ohne Worte, was hast du versäumt! Er hat vier Auszeichnungen an der Brust.

*

Fortschritt! Wenn es ein Wort gibt, das Menschen rasen machen müßte, so ist es diese Blechmarke, die jeder unsägliche Zeitgenosse im Saum seiner Uniform eingenäht mit sich herumträgt, ein allgemeines Erkennungszeichen, der Generalnenner selbstgefälliger Armseligkeit, das Wort, um deswillen allein die wortlosen Tiere einem begnadet scheinen, das Wort, das am Tage des jüngsten Gerichtes alle Menschen auf einmal aufheulen müßten, als ein einziges unerschöpfbares Riesenbekenntnis einer nie zu vergebenden Schuld, der Sünde wider den heiligen Geist, den jeder durch dieses Wort, durch die auch nur flüchtigste Beziehung zu diesem Inbegriff der Lügengöttin Vernunft, begangen hat.

*

Weltwirtschaft, Weltvolk, Weltkrieg: man hört's ja immer wieder, begreift's und flüchtet ins Unbegreifliche, das aus Tannengrün in Schnee, dem schwerfälligen Flug eines Raben am Himmel hin und aus den hellen Augen der Kinder tief ins innerste Gehör dringt.

*

O gnadenlose Welt der Handelspolitik, die du dich selbst aus dem Nichts erschaffen hast, um täglich im Nichts unterzugehen: auch ein Kreislauf!

*

In unsrer unsagbar gemeinen Zeit, in der das Geld jede Beziehung schafft und die Beziehung jede Gelegenheit ermöglicht, gilt bis auf weiteres, wer gerade da ist. Staat und Gesellschaft, Wissenschaft und Kunst gipfeln in jeweiligen Vertretern, deren Zulänglichkeit nicht ins Gewicht fällt, zufällig ist: man nimmt vorlieb mit dem Vorhandenen, läßt sich den Unwürdigsten gefallen, ja das Mittelmäßige, das Belanglose steht allüberall vorn.

Da aber Würde mangelt, bleibt Hochachtung aus: da alles auch auf den Letzten, den Schlechtesten kommen kann, muß sich der Bessere gleich ihm behandeln lassen, ja zu dessen Mitteln sich bequemen, der Gunst zu schmeicheln, wo sie Einfluß hat, zu haben scheint oder es vorgibt. Der Beste aber bleibt verborgen, machtlos, ohne Wirksamkeit. Verdrossen entfernt er sich endlich gar noch aus dem Zuschauerraum, läßt die Zeitgenossen unter sich.

*

Zwei Weltanschauungen bekämpfen einander heute, von denen die eine die andere verachtet: die demokratisch-pazifistische und die monarchisch-imperialistische. Selbstverständlicherweise sind sie Extreme, aber sie berühren einander durchaus nicht —, wie ein geistreiches Wort behauptet. Der einsichtige Mensch, der beide gelten läßt, hat es nicht leicht, seinen Widerspruch nach beiden Seiten verständlich zu machen. Gelten lassen, heißt nicht Unvereinbares vereinigen; widersprechen heißt nicht verneinen. Der Einsichtige möchte bloß der Gerechtigkeit zur Wirksamkeit verhelfen, er möchte Blindwütigen den mittlern Zustand zeigen, der immer das Ergebnis von streitenden Komponenten ist. Er möchte die Richtungen, die nach entgegengesetzten Zielen gehen, aneinanderlegen, um ihren Parallelismus zu erweisen. Er möchte sagen, daß Gegenwart genau zwischen Vergangenheit und Zukunft besteht, er möchte den Unsinn des Zu-Endedenkens von Begriffen, die Lebendigkeit der gestaltlosen Ideen predigen, er möchte sagen, daß er die Ideen Krieg und Frieden mit gleicher Liebe hege und sie zusammen zu tragen imstande sei, daß er auf jedem der beiden Wege, dem der Demokratie wie dem des Absolutismus, gehen könne, aber das Heil im Gehen, nicht im Ankommen empfinde, daß er Programme als Leblosigkeiten nicht zu greifen vermöge, aber Taten, die aus Überzeugungen erfließen, ehre —; aber wer hört den Einsichtigen! Man will einander zornig bestreiten, und dazu sind Begriffe zureichend, die man nicht weiter untersuchen mag: Hie Welf, hie Waibling!

*

Der Einwohner einer bedrohten Stadt beschrieb mir den nervenzerstörenden Eindruck des tagelang währenden Trommelfeuers. Ich meinte, es sei doch wohl bloß die Steigerung der mit unsern Errungenschaften überhaupt untrennbar verknüpften Geräusche. Die Vorstellung, daß sich die Kulturmenschheit, vorausgesetzt, daß es ihre Wirtschaft aushielte, an den von einem Teil ihrer Angehörigen geführten technischen Krieg gewöhnte und Trommelfeuer als Begleiterscheinung von Börse, Kino, Wähler- und Generalversammlungen, angewandter Kunst, Wohltätigkeitskonzerten, Monistenbünden, Nackttänzerinnen und Morgen-, Mittags-, Nachmittags- und Abendblättern samt Extraausgaben zum dauernden Zustand würde, hat durchaus nichts Befremdliches. Der Deutsche von einst war sentimentaler Räsonneur, philiströser Schwärmer, weltbürgerlicher Kleinstädter, der Deutsche von heute ist Techniker der Organisation, sein eigener Prokustes. Daß dennoch der deutsche Geist lebt, ist das Geheimnis der Unsterblichkeit.

*

Gedichte / Von Hans Sturm

Wald.

(Ein Dank an Adalbert Stifter!)

Wald meiner Heimat,
träumst in Sonne und Sternlicht.
Dunkel raunt es in deinen Wipfeln,
dunkel,
tiefer Geheimnisse schwer . . .

Horch!
Aus den schweigenden,
grünumschleierten Tiefen
erwacht ein einsamer Vogellaut
und zittert empor
wie Deine Seele,
wenn der Morgen naht,
wenn der Abend stirbt,
aus traumtiefem Dämmern
in Sternlicht und Sonne,
jubelnd,
aller Geheimnisse voll . . .

Eichendorff.

Märchenblaue Einsamkeiten,
hochgeschwungne, goldne Brücken
ließ ein Gott Dich überwandern.
Wälderweiten, Bergestiefen
haben Deinen Blick geweitet.
Blühend Licht von fernen Firnen
ist in Deinen Traum gefallen.
Deine junge Stirn umkreisen
kühne Adler hoch im Sturm.

Und Dein Träumen ward zum Liede,
das mit jedem jungen Frührot
lichtwärts zitternd singt und klingt:
„Ewiger, laß mir meine Heimat,
laß mir meine süße Fraue
und mein liedgewordnes Träumen,
das gesponnen Leid und Licht —!

Nacht.

Um die weiten Wäldersäume
flammt ein letztes Sonnenleuchten.
Schatten huschen durch die feuchten
Täler hin wie graue Träume . . .

Ernsterhobnen Angesichtes
kommt die Nacht in Sterngewändern.
Von der Berge blauen Rändern
ragt sie in das Land des Lichtes.

Gebet.

Im Sternenlicht
träumt tief die Welt . . .
Wer kennt ihn nicht,
der sie lenkt und hält!

Still wie ein Stern
in Deinen Höh'n
hör' erdenfern
ich Deine Stimme geh'n . . .

Und fühl' mich ganz
mit Dir verwandt . .
Von Dir ein Glanz
sich zu mir spannt . . .

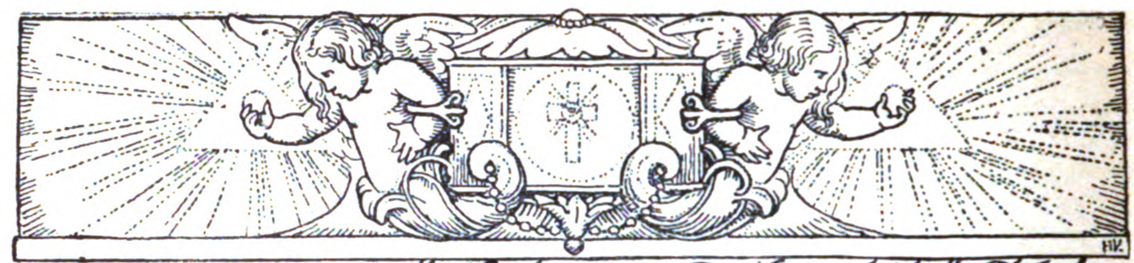
Hüter des Tals.

Der Sonne sterbende Glut
lag auf den steilen Firnen,
den betenden Stirnen
der Erde wie leuchtendes Blut,
das leise imDunkel verrann . . .

Durch uferlose Fernen sang sein schaurig Lied der Sturm.

Da wuchsen die Berge,
die ragenden Hüter des Tals,
wie ein steinern Gebet
hinauf in die Nacht,
lauschend den Wundern jener Höhenstunde,
die von den Sternen kam,
und hüteten stumm ihre dunkle Kunde . . .

Die Tiefen aber tranken selige Gnade . . .



Aus des Wächters Schatzkästlein

Hildebold Braner / Eine Geschichte aus der Vorzeit Hamburgs

Text und Bilder von Friedrich Wilhelm Gubitz

Eine wilde Rotte der Bürger Braunschweigs hatte im Jahre 1375 gewaltigen Hader mit dem Rat der Stadt, dem's wohl zuweilen im Gedächtnis mochte entschwunden sein, daß man am besten da gehorcht, wo am besten regiert wird. Das Meiste aber, was jene Braunschweiger wider ihre Ratsmänner vorbrachten, war eitel Gerede und habsüchtig Meinen, weil man den Reichen ihren Besitz abnehmen wollte. Die Hauptauflehner zählten zu den Vielen, denen die halbe Freiheit nützlicher als die ganze, und ihr Anhang lebte ins Gelag hinein nach dem liederlichen Spaß: man muß heut vertun, damit man morgen auch 'was hat! Derlei Querköpfe schwelgen oft so in der kurzen Fastnacht, daß sie hinterdrein an den langen Tagen fasten müssen.



Die damalige böse Brut Braunschweigs trieb's arg, ließ ohne Nachforschung und Rechtsverfahren etliche Ratsmänner hinrichten, verjagte auch deren, und die schlausten Verführer machten sich zur Obrigkeit, wonach man die Habe der Hingerichteten und Verjagten verlosete. Die Einsprüche redlicher Braunschweiger halfen nichts, stürzten die Friedlichen nur in Gefährdung, was stets geschieht, wo Vernunft mit der Habgier streitet. Bezeugt es doch die Weltgeschichte: wie einst Sisyphus vergebens den Stein bergauf zu heben trachtete, wie Tantalus vergebens nach der Frucht lechzte: so die wenigen Weisen, denen die Erhebung der Menschheit am Herzen lag, und darin des Lebens Frucht erstreben wollten.

Nun befand sich zu Braunschweig in jenen zuchtlosen Tagen auch ein Kupferschmiedsgesell, Namens Hildebold Braner, ein rechtschaffen Gemüt. Er sollte gezwungen werden, sich in den Aufruhr zu mengen, entgegnete jedoch den Aufständischen in eifernder Rede: wenn angereizte Rotten der Obrigkeit trotzen, strafen sie meist unerwiesene Frevel durch zum Himmel schreiende offenbare Missetat, und hat sich dort etwa zu wenig Einsicht gezeigt, hier zeigt sich frecher Unverstand im Übermaß.

Das war wohl treffend, der vorauszusehende Ungestüm ließ aber nicht auf sich warten, und der verwundete Braner konnte kaum sein Leben retten in hastiger Flucht.

Entblößt vom Gelde, streifte er durch die Angrenzungen, hoffend, er werde bald nach Braunschweig zurückkehren dürfen zu seinem Meister. Da ergriffen ihn Söldlinge des Raubritters Odo von Brooke, und, nach dessen Burg Embden geführt, sollte er sich werben lassen zu Übeltaten, deren Mitschuldiger zu werden, ihm nicht beifiel. Eine Wunde am Arme schützte ihn anfangs, so daß der Aufenthalt ihn sehr bekanntmachte mit der Burg und dem Unwesen ihrer Bewohner.

Währenddes vernahm er, daß die Stadt Braunschweig wegen ihrer Greuel von der Hansa

aus ihrem Bunde verstoßen worden sei, was auch hindauerte bis zum Jahre 1380, wo dann auf Bitten der Braunschweiger der Kaiser ein begütigend Wort dazwischen redete und die Hansa nachgab, nicht ohne schwere Büßung der wieder in den Bund aufgenommenen Stadt.

Hildebold Braner wußte aus der Burg Embden zu entkommen und wandte sich gen Hamburg. Überzeugt, Biedermanns Erbe liege in allen Landen, bemühte er sich dort um einen Meister, fand ihn, und griff tüchtig zu bei seinem Handwerk.

Wer gern geschäftig ist, dem gibt Gott zu schaffen und bietet ihm alles Vergnügen für Arbeit, indes dem abmergelnden Müßiggang selbst ein Paradies endlich wüst erscheint. Braner war gleicherweise geschickt wie emsig bei seinem Tun, und fertigte so gefällig Werk, daß man ihn überall belobte. Da er nicht mit solchen verkehrte, die, wissen sie einen Dreiling in ihrem Säckel, alsbald für zwei Dreilinge Durst, also nach jedem Trunk der Schulden mehr haben, sammelten sich Ersparnisse bei ihm, und im Jahre 1376 dacht' er an sein Meisterstück.



Er begann und vollendete selbiges in Feierstunden, stellte es dann auf, doch wollte ihn das Amt der Kupferschmiede nicht als selbständig zulassen, dieweil er kein Heimischer Hamburgs sei. Nur durch gewichtige Fürsprache des hochangesehenen Handelsherrn Robert van Bargen, für den Braner noch als Gesell zierlich Gefäß aus Kupfer getrieben, und der ihn einst über sein vergangen Leben befragt hatte, kam er in Langwierigkeit zum Ziel.

Mit dem geringen Rest seiner Barschaft errichtete er eine kleine Werkstätte, verheiratete sich mit Katharina Reyer, einer Küsterstochter, faßte auch schon seine erste Arbeit als Meister an; da hatten es seine Widersacher so gewendet, daß er als eingedrungener Fremdling mindestens einen doppelten Jahresschoß vorauszahlen solle, was er nicht vermochte, da sein weniges drauf gegangen war in Beschaffung des Hausstandes. Braner bat um Aufschub der Forderung oder teilweises Abkommnis, beides verweigerte man ihm, und letztlich kam es zur Abpfändung alles dessen, was er an Wert besaß.

Angesichts des jungen und jammernden Weibes, und nicht so fest in Kenntnis der Dinge, um die Nachwehen zu überschauen, geriet des armen Braners sonstige Mäßigung augenblicks in leidenschaftlich Fieber; nicht sonderlich zahm in der Rede wider diejenigen, welche ihn gesandt, vergriff er sich an dem Abpfänder mit derber Faust. Nun zur Haft verurteilt, wehrte er sich auch gegen die Häscher, wurde in seinem Handwerkskleide ins Gefängnis geschleppt, und saß nun allda in einem Kettenbande.

Derzeit aber hatte der Rat Hamburgs selber Zwist mit mehreren Handwerksämtern der Bürgerschaft hinsichtlich des Schosses, und der gefangene Braner wurde fast ganz vergessen.

Düsteren Grübelns voll sah er eines Morgens, wie die Mäuse an seinem verschimmelten Brot zehrten, und hohnlachend rief er aus:

„Ein Bild der Menschen, sie sind nicht besser als die diebischen Mäuse! Ringsum ein Nagen an dem Stück Brot des Arbeitsamen, und von der Schande hat schließlich niemand zu fürchten, der im frechen Zugreifen seinen Vorteil zu großem Gewinn und Reichtum steigert!"

Mitten aber in solcher bitteren Rede ward die Türe des Kerkers erschlossen und herein trat Robert van Bargen.

„Braner", sprach er, „Euer treues Weib ist mehrmals zu mir gelaufen, um Hilfe für Euch, dazu zeigt sich jetzt vielleicht der Weg. Der Embdner Burgherr Odo von Brooke hat hamburgisch Gut geraubt und soll gezüchtigt werden. Ihr waret mehrere Wochen hindurch bei ihm; könnt Ihr nun diesen, den Mannen der Hansa dort leichteren Sieg zu bereiten, seid Ihr nicht nur frei, habt vielmehr auch sonst noch ersprießliche Folgen für Euch zu erwarten."

Braner sagte zu, denn er kannte einen verdeckten Gang, der vom Gestade nach der Burg führte, und in dieselbe leitete er nun bei Nacht die bewaffnete Schar der Hanseaten. So ward die Burg Embden — welche vierundzwanzig Jahre später, als wieder ein räuberischer Nach-

komme, Kuno von Brooke, dort herrschte, mit Verlust vieler Kämpfer erstürmt wurde und lange im Besitz der Hamburger blieb — derzeit ohne Blutvergießen gewonnen, und Odo von Brooke mußte seine Freveltat mit nicht geringen Opfern sühnen.

Zum Lohn ward dem Hildebold Braner seine Werkstätte wieder hergerichtet, umfänglicher als zuvor; er empfing zum Betriebe seines Handwerks eine ausreichende Summe, auch Befreiung vom Schoß bis ans Ende seiner Tage, wie denn zugleich sämtlichen Bürgern Hamburgs für die Folge der halbe Schoß erlassen wurde.

Was die Chronik meldete, ward im Jahre 1452 berichtet von Braners Sohn Henrich in dessen Greisenalter; gedieh demnach damals, dieweil der Hildebold dem Allgemeinwesen hilfsvoll war, alles zu gutem Ende. Ist aber doch nicht zu verschweigen: der Zorn könne einem solch schlimmer Feind sein, daß es eines zweiten Feindes gar nicht bedarf, um sich und die Seinen ins Elend zu stürzen. Doch soll freilich auch jede Obrigkeit nach dem Billigen richten, und dem Rührsamen sein Gewerbe nicht erschweren, vielmehr tunlichst entlasten; ferner soll sie nicht ein vorübergehend Fieber des Unglücklichen zum Lebensübel verzerren, und wohl wissen, wie dem Armen zumute ist, damit es nicht heiße:

„Bei wem stets volle Schüssel steht,
Der merkt nicht, wie's im Lande geht,
Und immer kann ein voller Magen
Den leeren And'rer gut ertragen."

Gebet / Von Leopold von Ranke

Wer ist die Kraft,
Die Leben in mir schafft?
Wer gibt Erkenntnis
Und Verständnis?
Wer bewahrt die Seele,
Daß sie nicht fehle?
Allgewaltiger,
Einer und Dreifaltiger,
Du hast mich aus dem Nichts gerufen,
Hier liege ich vor Deines Thrones Stufen.

*



Volk und Staat

Romantik im Recht / Von Oskar Meister

Die Beziehungen zwischen Romantik und Recht sind locker geworden. Wenn wir beide Begriffe verbinden, so denken wir nur mehr an verschollene Gottesurteile, Unschuldproben und an die alten Fehmgerichte oder an den Kampf zwischen Strafgewalt und Verbrechertum, den das Volk bis zur Gegenwart — oft sehr zu Unrecht — mit romantischem Schimmer umhüllt.

Nicht immer war es so. Es gab eine Zeit, da sich Romantik und Recht als Verwandte grüßten und bis heute blüht im Recht eine verborgene Romantik, die freilich von den wenigsten gesucht, gesehen und gefunden wird. Entbehrt sie doch völlig der blutroten Aufdringlichkeit der eben erwähnten Hintertreppenromantik. Aber dennoch lebt und atmet sie und harrt gleich dem Uhlandschen Königskinde der Stunde, da sie wieder in unserem Geistesleben wirken wird wie vor langer, langer Zeit.

Romantik im Recht, das ist die Lehre, daß bei Gesetzgebung und Urteilsschöpfung nicht nur der wägende Verstand, sondern auch das warme Herz teilhaben muß; nicht etwa, wie man in bösem Sinne von Gefühlsjuristen und Gefühlspolitikern als von Leuten spricht, die jeder augenblicklichen Empfindung folgen und mehr mit Stimmungen, als mit gegebenen Verhältnissen rechnen, wohl aber in jenem Verstande, daß die Auslegung des Gesetzes nicht Selbstzweck ist, sondern das Wohl der Menschheit befördern soll. Und weil dieses eine materielle und ideale Seite hat, kann ihm nur der Mann dienen, der mit Hirn und Herz arbeitet.

Die Romantik im Recht gleicht nicht einer kahlen Nützlichkeitslehre, die mit der Kenntnis der Gegenwart auszureichen glaubt und geschichtliches Forschen als Zeitverschwendung ablehnt. Die Romantik im Recht empfindet Ehrfurcht vor dem Gewesenen, und sie meint, nur durch liebevolle Versenkung in die Zeit der Väter das Wesen, Werden und die Not der Gegenwart ergründen zu können. Dafür, daß sie sich nicht in zeitfernen Träumereien verliert, nicht über dem „war" das „ist" versäumt, bürgt, wie wir später zeigen wollen, ihr Streben, der lebenden, sonnenwarmen und goldklaren Natur nahe zu sein.

Der romantisch geschulte Jurist läßt es sich schließlich nicht genug sein, zusammenhanglose Vorschriften ohne höhere, ordnende Gesichtspunkte anzuwenden, sondern er befaßt sich ernsthaft mit der Frage nach Ursprung, Begriff und Absicht des Rechtes und baut Brücken zwischen Recht, Weltweisheit und Glauben.

Auch von der Romantik im Recht gilt Flaskamps Ausspruch: Das Romantische ist ein Zuwidersprechen und ein Zuwiderhandeln gegen den Materialismus, gegen die nüchterne Wirklichkeitsansicht, der Mensch und Natur als rein aus sich, rein an und für sich selbst, ohne übersinnliche und übernatürliche Beziehungen da zu sein scheinen.

Kaum ein Studium wendet sich so ausschließlich an den Verstand wie das juristische, kaum ein Beruf zwingt seine Träger so stark, die Regungen des Herzens zu unterdrücken, das Gefühl dem Verstand unbedingt unterzuordnen, wie der des Rechtsmannes. Den Vorgängen des Lebens auf den Grund zu gehen, sie loszulösen von aller Äußerlichkeit, allem Beiwerk, allem nicht Begriffsbestimmenden, das bildet seine Aufgabe. Die Jurisprudenz hat in dieser Form wenig oder nichts mit der Romantik gemein, die, weit entfernt davon, alle Lebensvorgänge auf einige blutleere Grundformen zurückzuführen, im Gegenteile sich an der Mannigfaltigkeit, am bunten Kleide, an vielgestaltigen Türmchen und Erkern und Zinnen erfreut und bildet.

Der Romantiker liebt die Natur. Was den Juristen beschäftigt, ist meist Menschenwerk. Drum wird der Rechtsmann oft zum Mißächter der Natur und bringt ihr kein Verständnis entgegen. Leute, die der Natur am fernsten stehen, pflegen zu Naturalisten zu werden, im Naturalismus das verlorene und doch nicht vermißbare Gut zu suchen. Das heißt, sie fassen die Natur nicht mehr in ihrer herrlichen, unbegrenzten Fülle, sondern nur in einigen — und gerade nicht in den glänzendsten — Erscheinungen. Das Stubenlicht entwöhnt ihr Auge dem Sonnen- und Sternenscheine und nimmt ihm die Kraft, über die trübe, kotige Gasse hinaus bis zur blumenbestickten Wiese, hinauf bis zur lerchendurchschwirrten Himmelsbläue zu schauen.

Der Naturalismus ist der bitterste Feind der Natur, der ärgste Vertilger aller Gemütswerte.

Kann eine Rechtslehre aber, die nur dem Trennenden, nie dem Verbindenden nachspürt, die nur Begriffsskelette und nie blutwarme Körper um sich sieht, Frieden und Freude bringen?

Die Rechenkunst hat es mit Sachen zu tun und kann daher von allem nichtsachlich-verstandesmäßigen absehen. Die Rechtswissenschaft jedoch, die sich gleich der Heilkunde mit Menschen befaßt — wollten das nur alle bedenken! — bedarf eines lebenswarmen, eines romantischen Einschlages. Denn nur der versteht das Leben und weiß zu beleben, der noch der Stimme seines Herzens zu lauschen vermag.

Ganz leise spricht ein Gott in unserer Brust, was zu befolgen ist und was zu fliehen.

Es beruht auf tiefster Wahrheit, wenn der Dichter den Sitz des Gewissens, dieses strengsten, unbeirrbarsten Richters in die Brust und nicht in den Kopf verlegt. — Je mehr körperliche Bestandteile unsere Kultur aufnimmt, je verwickelter die Lebensverhältnisse, je vielfältiger die Gesellschaftsformen werden, desto mehr muß auch im Recht der Verstand zu Wert kommen. In der Auffassung des Rechts als reiner Verstandeswissenschaft, der Rechtspflege als bloßer Verstandestätigkeit liegt aber die Ursache der oft beklagten Verknöcherung der Jurisprudenz, der Weltfremdheit, die man dem Richter manchmal vorwirft. In der Materialisierung des Rechts ruht das Übel und nicht in der Rezeption des jus justinianum, über die nur Leute klagen, denen bis heute das Wesen des Rechts schlechthin dunkel geblieben ist. Das römische Recht hat sich bei uns eingelebt, es ist den Bedürfnissen des Landes und der Zeit entsprechend umgestaltet worden und wir haben es uns genau so zu eigen gemacht, wie wir etwa die Grundzüge römischer Baukunst herübergenommen und ausgestaltet haben.

Wen diese Bemerkungen nicht überzeugen, der versenke sich in die Geschichte. Ist es ein Zufall, daß das moderne deutsche Recht im Zeitalter der Romantik geboren wurde, daß die Finder und Bildner des modernen Rechts der Romantik nahestanden oder mindestens von ihrer Zeit beeinflußt wurden? Kein anderer als Below nennt als Begründer der historischen Schule Deutschlands Savigny, Niebuhr, Puchta, Eichhorn, „die alle stark persönliche und sachliche Beziehungen zur Romantik besaßen". Savigny, der dem Beruf seiner Zeit für Rechtswissenschaft und Gesetzgebung nachspürte, Puchta, Eichhorn, sie tragen auch in der Geschichte des Rechts einen goldenen Namen. Gerade, weil sie nicht nur dachten, sondern als Romantiker auch fühlten, förderten sie das Recht und ließen sich den Blick für das Nötige, Neue nicht verkümmern. Und ist nicht Litzt, der Volkswirt, den Romantikern beizuzählen und Görres gar, von dem der Zuruf stammt: „Ewig Krieg allen Spitzbuben und die Hand dem tugendhaften Manne!"? Und schrieb nicht Novalis ein „Europäisches Konzilium" und Friedrich Schlegel eine „Weltrepublik"? —

Der Umstand, daß spätere Geschlechter von den romantischen Grundsätzen abweichen, daß sie auch den Gefühlsjuristen im edlen Wortsinn als Dilettanten verspotten, Beschäftigung mit Philosophie, Natur und Geschichte ablehnen, verschuldet es, daß die neuere Rechtswissenschaft so wenige „Klassiker" zählt. Vielleicht Jhering, der sich über die Kärglichkeit des juristischen Schrifttums in dem unsterblichen Buche „Scherz und Ernst in der Jurisprudenz" lustig macht, Kohler, der in einer Schrift Shakespeare vor das Forum der Jurisprudenz zitiert, Lammasch, der geniale Schöpfer eines neuen „Völkerrechts nach dem Kriege", Gerber, der durch zwei Menschenalter sein Deutsches Privatrecht in 17 Auflagen herausgeben konnte, der Strafrechtler Litzt und noch einige wenige. Die übrigen — fleißige Bücherschreiber, scharfsinnige Legislatoren und Kommentatoren, aber keine Leuchten. Denn in ihrer Brust brennt keine Flamme, ihnen fehlt der heiße Drang des Herzens, der Blick aufs Ganze, die romantische Ader.

Was uns aber Not tut, ist eine Wissenschaft und Praxis, die das Denken nicht bloß als Tätigkeit von Gehirnzellen auffaßt und sich höhere Ziele steckt, als, um ein mittelalterliches Rechtswort zu gebrauchen, das gekrümmte Recht gerade zu biegen, die sich weiters nicht mit dem „lex dura, sed lex" zufrieden gibt, dafür aber das „quod non in actis, non in mundo" ins Gegenteil verkehrt. Wer über den Rand des Gesetzbuches herausblickt und, wie Eichendorff sagt, auf bunt bewegten Straßen des Lebens Schauspiel sieht, dem ist ein Urteil mehr als ein Stück Papier und er weiß, nein, er fühlt, daß es dem Betroffenen Schmerz und Freude, Genugtuung und Leid bereitet, daß es die Bahn eines Menschen und vielleicht sogar seiner Erben und Nachfahren bestimmen kann. Er hält es mit Eichendorffs Wort, daß das Volk weder von Brot, noch von Begriffen allein, sondern recht in seinem innersten Wesen von Ideen lebt, er weiß, daß Verbesserung des Gesetzes ohne Hebung der Sittlichkeit keinen Fortschritt bedeutet, und er vergißt schließlich nicht, daß die wahre, echte Gerechtigkeit nicht Menschenverdienst und Menschenwerk ist, sondern einer höheren Macht anheimliegt.

Wer seinem Verstande das Gemüt verbindet, der arbeitet leichter als der reine Verstandesjurist, leichter, mit größerer Kraft, größerer Freude und dem Volke zu besserem Dank.

Und so hilft die Romantik dem Rechte jene lange ersehnte Stufe betreten, wo die Kraft nicht bloß der Nacheile, sondern mehr noch der Vorbeugung nützt.



Brüderlein und Schwesterlein | Joseph M. Beckert-v. Frank



Wiedergeburt der deutschen Volkskunst

Von Georg Lill

Die heutige Kunst umfaßt nicht mehr das ganze Volk. Diese schwere Sorge legt sich immer mehr ernsten und vaterlandsliebenden Männern aufs Herz. Was bis zum Eindringen des Humanismus selbstverständlich war, daß alle vom Höchsten bis zum Niedersten an der aus einer nationalen und weltanschaulichen Quelle gespeisten Kunst teil hatten, schwand seither ständig. Es gab zwar später nochmals Zeiten und Landschaften, wo das ganze Volk sich wieder im gleichen Grundgefühl einer gemeinschaftlichen Kunst zusammenfand — ich erinnere nur an das süddeutsche Rokoko, das in den Palästen der Fürsten, in Kloster- und Wallfahrtskirchen wie in der Bauernstube eine für jeden Zweck abschattierte Ausdrucksmöglichkeit fand — aber die Trennung zwischen den akademisch Gebildeten und dem großen weiten Volkskreise der sogenannten Ungebildeten, den einfachen Bürgern, Bauern und Arbeitern wurde im 19. Jahrhundert immer schärfer. Philosophische, konfessionelle, selbst parteipolitische Unterschiede spielten auch mit herein. Der Hauptgrund war aber die immer stärker werdende Herausbildung einer ästhetizierenden l'art-pour l'art-Kunst — wir haben bezeichnenderweise keinen treffenden deutschen Ausdruck für diese Anschauung —, die den Zusammenhang mit dem Volke an sich und den tatsächlichen Zwecken einer praktischen Kunstübung vollständig verlor. Trotz manchen Gegenbestrebungen in den letzten Jahren hat sich dieser beunruhigende Schnitt in der gemeinschaftlichen nationalen Kulturentwicklung nicht wieder geschlossen, sondern springt klaffender und zerklüftender weiter. Die allerneuesten Bestrebungen in der Malerei machen es selbst dem überwiegenden Teile der Gebildeten unmöglich, Schritt mit einem solchen Fortschritt zu halten, und eine abermalige Sezession eines neuerdings individuell und ästhetisch bewußt eingeschränkten Kreises bildet sich heraus.

Aus diesem bedrückenden Gefühl einer Bedrohung einer geschlossenen nationalen Kultur heraus hat ein Mann der Praxis, Karl O. Hartmann, zwei kleinere Bücher erscheinen lassen, denen ein dritter Schlußband folgen soll.*) Aus dem kunstgewerblichen und kunstpädagogischen Beruf heraus hat er sich seine Anschauungen gebildet und damit eine weitreichende Eigenkenntnis für die Nöte der Künstler und Kunsthandwerker wie der Käufer zugrunde legen können; daraus entspringt aber nicht ein in manchen Dingen eingeengter Blick, dessen Ansicht wohl nicht in allem beigestimmt werden kann.

Hartmann faßt die Volkskunst hauptsächlich als Innenraumkunst mit all ihren kleineren Beigaben und auch da wieder hauptsächlich als Schreinerkunst. Deshalb nimmt er auch seinen Ausgang von der Abwanderung des Kunstgewerbes von den traditionellen Stilen Ende der 90er Jahre, schildert kurz und prägnant die Stilwandlungen der Darmstädter Kunst, des Jugendstils, des „Stils des Purismus", des Neuklassizismus und neuen Biedermeiers, zuletzt eines gewissen Neubarocks. Durch diesen schnellen Wechsel, nicht einmal von Jahrfünft zu Jahrfünft, ist eine vollständige Verwirrung und Unsicherheit in die Kreise der Produzenten wie der Konsumenten hineingetragen worden, weil Einrichtungen, die vor kaum einem Jahrzehnt als das Modernste und Beste gegolten haben, heute direkt als geschmacklos bezeichnet werden. Um so stärker ist die Sehnsucht nach einem Einheitsstil erwacht. Nach Hartmann beruht die Stileinheit in erster Linie auf dem Volkstum (I, 32) und nur aus reinem, unverfälschtem Volkstum kann eine echte Volkskunst entspringen (II, 19). Zeitstil, Nationalstil und individueller Künstlerstil werden gegenseitig abgegrenzt und eine Unterordnung des individuellen Stils unter dem Volksstil verlangt (eine Forderung, die ja auch in der

*) Stilwandlungen und Irrungen in den angewandten Künsten — Die Wiedergeburt der deutschen Volkskunst. München und Leipzig, Oldenbourg, 1916 und 1917. 2 Mk. und 3 Mk.

Werkbundbewegung zu tiefgehenden Auseinandersetzungen führte). Weil das nicht geschah, weil man sich neuerungssüchtig von der Überlieferung abtrennt und damit den ganzen Zusammenhang mit der nationalen Kunst- und Kulturentwicklung verlor, weil man die Schmuckformen verbannte, und nur eine sogenannte Materialgerechtigkeit und Zweckmäßigkeit verlangte, weil die Künstler durch eine schlecht beratene Pressekritik zur Überhebung und Dünkelhaftigkeit erzogen wurden, war die ganze Kunstentwicklung ein einziger großer Irrtum. Man schuf keine dauernden Werte, sondern individuelle Schöpfungen, die nicht einmal innerhalb der Werke eines bestimmten Künstlers den gemeinschaftlichen Charakter bewahren. Sie sind nicht mehr der Wesensausdruck des Volkstums und nicht mehr Ausprägung des Zeitgeistes. Dagegen kann nur die Rückkehr zu der Eigenart des deutschen Volkstums Heilung bringen. Fremdkörper müssen ausgeschieden werden. Die angewandte Kunst muß hier die Führung übernehmen, da sie Volkskunst im eigentlichen Sinne ist. Den deutschen Geist und das deutsche Gefühl müssen wir stärken. Wir müssen weniger das Verstandes- und Denkvermögen, als das Nationalgefühl und den deutschen Sinn pflegen. Vor allem muß bei der Kunsterziehung der Künstler selbst eingesetzt werden, die besonders auf den Kunstschulen in deutschen Vorbildern zu erziehen sind, Hand in Hand damit muß eine bessere Ausbildung des ganzen deutschen Volkes in künstlerischen Dingen, vor allem an der Hand des Zeichenunterrichts einsetzen.

Man wird schon aus dieser kurzen Zusammenfassung des Hauptinhaltes der beiden Bücher herausfühlen, wo die Grenzen zu eng gesteckt sind. Der ganzen deutschen Kunst des 19. Jahrhunderts wird niemand den nationalen Charakter absprechen können. Denn in der Malerei sind die reinrassigen Nachkommen eines Dürers, Holbeins u. a. in Männern wie Cornelius, Schwind, Leibl, Böcklin, Welti, Thoma, selbst Trübner, unzweifelhaft zu erkennen. Selbst nicht einmal in den ständigen Schwankungen des modernen Kunstgewerbes fehlt die Eigenart unseres Volkstums in dem Maße, als dies Hartmann hinstellt, wie wir aus den manchmal gehässig verzerrten Konstatierungen der französischen Kritiker vor und nach dem Krieg am deutlichsten ersehen können, die gerade unserem Kunstgewerbe zuviel des deutschen schwerfälligen Geistes vorwarfen. Trotzdem wird man in dieser Kritik Hartmann in vielen Punkten Recht geben können.

Allerdings das nationale Volkstum als *alleiniges* Heilmittel für eine Gesundung unserer Kunstverhältnisse und Gewinnung eines einheitlichen neuen Nationalstils zu betrachten, erregt begründeten Widerspruch. Zeitstil und nationaler Geist in der Kunst müssen viel schärfer getrennt werden. Apodiktische Sätze, wie der Stil resp. die Volkskunst könne nur aus einem reinen unverfälschten Volkstum erwachsen, sind grundsätzlich falsch. Jeder große Stil ist nicht aus einem Volk, sondern aus einem Kulturkreis erwachsen. Dies gilt selbst für so anscheinend geschlossene Volksstile wie der ägyptische, babylonische und griechische. So reinrassig, wie wir vor wenigen Jahrzehnten uns diese Völker vorstellten, sind sie gar nicht gewesen, sondern sie setzten sich aus weitgehenden Mischungen zusammen, die eine gemeinschaftliche Kultur einigte. Ebenso wissen wir heute, wie die griechische Kunst in ihren Anfängen von den verschiedensten Quellen gespeist wurde. Vor allem sollte man sich vor solch dilettantischen, durch nichts zu beweisenden Hypothesen hüten, als ob das wahre Griechentum seinen Aufschwung durch eingewanderte Germanen genommen habe (II, 47). Das ist übertriebene Nationaleitelkeit, durch die wir Deutsche gerade in den letzten Jahrzehnten böses Blut erregt haben. Auch der romanische Stil ist nach den heutigen Forschungen bis nach Syrien verwurzelt. Falsch ist es, den gotischen Stil als deutsch anzusprechen. Selbst zugegeben, daß er hauptsächlich germanischem Geiste entsprungen ist, wird niemand verkennen dürfen, daß er doch der eigenartigen Mischung französischen Volkstums seine erste Entstehung verdankt, sonst kommt man zu solchen historisch unmöglichen Behauptungen, als ob die Kelten ein germanischer Volksstamm seien! (II, 62 Anm.)

Etwas anderes ist es mit dem deutschen Geist in der Kunst, wie man vielleicht besser für deutschen Stil sagen sollte. Dieser läuft allerdings wie Blut eines edlen Geschlechts ebenso in den Bauten Theoderichs des Großen, den romanischen und gotischen Kathedralen, den Gemälden Dürers wie der Bauernkunst des oberbayerischen Hochlandes und der Vierländer Marschen. Diesen Geist mit Worten zu umreißen, das Gemeinschaftliche durch die Jahrhunderte und die Landschaften und das Trennende gegenüber andern Nationen festzustellen, gehört zu den subtilsten Aufgaben, die der Kunstwissenschaft zur Lösung anvertraut sind. Viel eher kann man diesen Geist fühlen als begrifflich fassen. Die Vorschläge, die Hartmann in dieser Hinsicht macht, wie man den heranwachsenden Kunstschüler in den Geist der heimischen Kunstwerke taktvoll einführen soll, sind lebhaft zu begrüßen. Und das ganze Volk, die heranwachsende Jugend muß nicht nur durch Zeichnen dem Geist des Deutschtums nahegebracht werden, sondern durch eine viel weiter und tiefer greifende Heranziehung unserer ganzen nationalen Vergangenheit im Altertum und Mittelalter, sei es auch auf Kosten der Beschränkung der klassischen Ausbildung. Ja diese nationale

Erziehung der ganzen Jugend scheint mir gerade im Interesse der Kunst wichtiger als die der Künstler, weil die letzteren doch in erster Linie von ihrer gesamten Umwelt bestimmt werden und schließlich das ganze Volk für die Aufnahme einer Kunstrichtung in Betracht kommt.

Trotz alledem werden wir nur auf nationalem Grund nicht zu einem Einheitsstil kommen. Gerade die Romantiker haben uns gelehrt, die nationalen Anlagen und den nationalen Geist, die sie wie sonst keine Richtung gepflegt, in die übernationalen — ich sage absichtlich nicht internationalen — Kräfte nach gottgewollter Anordnung einzugliedern. Religion, Kunst und Wissenschaft gehören zu jenen Gütern, die, so sehr sie auch national geformt sein sollen, über den Nationen stehen, trotz so mancher Verkennung, die hüben und drüben der Krieg mit sich gebracht hat. Diese drei hängen wieder unter sich zusammen. Es ist gar kein Zufall, daß religiöse Kultstätten: der griechische Tempel, die Basilika, die rheinischen Dome, die Kathedralen Frankreichs, Deutschlands, Englands und Spaniens, die Peterskirche und die Gesu die reinsten Verkörperungen eines Kunststils sind. Nur die höchste überirdische Kraft kann die Menschheit zu der höchsten irdischen Schöpferkraft steigern. Nur ein neuer Tempel kann einen neuen Stil gebären. Und ein neuer Tempel kann nur erstehen, wenn die Menschheit sich wieder in einer großen religiösen Weltanschauung zusammengefunden hat. Das übersehen zu haben, ist der Grundirrtum der Bücher Hartmanns. Gewiß können und sollen wir den nationalen Geist in unserer Werkkunst steigern, aber nicht die Möbel und Inneneinrichtungen können einen Architekturstil schaffen, wohl aber war dies bisher immer umgekehrt. Auf romantischem Boden in weltanschaulicher Hinsicht können wir die positiven Kräfte in unserem Volke sammeln und stärken, den deutschen Geist in uns schärfer zur Ausprägung bringen, aber auch uns den Ausblick auf die allgemein menschlichen Zusammenhänge frei erhalten. Den zersplitternden Kräften im eigenen Volk heißt es entgegenarbeiten, das Trennende nach Möglichkeit beseitigen, die Kluft zwischen den Ständen verringern. Haben wir uns so im Volk selbst geeinigt, dann können wir mit national geschlossenem Geist in einen kommenden Kulturaufbau eintreten, der allerdings heute ferner zu sein scheint wie je.

Wiener Theater / Von Rudolf Holzer

Der Wienerische „Wächter" sieht von seiner dem Getriebe abgerückten höheren Warte auch das Theater anders als die inmitten des Marktes Stehenden. Das macht ein stilles, feines Glück aus, macht aber seine Stimme und Ansicht vielleicht eigenbrötlerisch, „eigen"-sinnig.

Mit romantischer Dramaturgie, diesem „Gang Gottes in der Natur", dieser „großen Analogie der Natur auf Wahrheiten der Religion geführt, und, diesen Weg verfolgend, das strahlende Licht als Flamme und Sonne aufgehen" sehend, kommt man freilich den Erscheinungen eines großstädtischen Theaterjahres nicht bei.

Es hieße die Zeit verkennen, wollte man nicht zugeben, daß heute eine nämlich so starke und bewegte literarische Evolution wie zur Zeit der napoleonischen- und Befreiungsepoche Deutschlands Jugend erfüllt. Sie nennt sich Expressionismus, ist im Gefühl und nach ihrer Weltanschauung durch unüberbrückbare Abgründe von der Romantik getrennt, ist aber doch ein ungemein verwandtes Geisteskind der Romantik. Verwandt, wie Luzifer mit den Erzengeln. Der Expressionismus von heute ist nichts anderes als Romantik der Nerven. Kleist, Grabbe, Hebbel, Büchner schlagen beiläufig die Brücke von den Rittern der blauen Blume zu den Rittern grassesten Subjektivismus von heute. Das innerste Wesen und der göttliche Zweck der Dichtkunst: Die Poesie scheint abhanden gekommen; aber das ist wahrscheinlich Sache des Organs. Die Kinder der Zeit sehen, finden und fühlen im Expressionismus ihre Art Poesie — also hat auch dieser Kunstausdruck Berechtigung.

Übrigens — und dies für mich, den wienerischen Berichterstatter aus Wien — richtunggebend: Wien ist noch immer viel mehr die Stadt der Schauspiel- als die der Dichtkunst. Wien in seiner kompakten Majorität hat für literarische Schulfragen wenig Verständnis, für literarische Extravaganzen aber einen gesunden, ja streitbaren Eigensinn. Nestroys parodistischer Witz, der sich an dem „Expressionisten" Hebbel genial betätigte, lebt noch immer. Nicht so selbstschöpferisch und hochstehend wie einst, aber so energisch die nationale Art festhaltend. Diese allerletzte Art Drama wird instinktiv als etwas völlig unwienerisches, fremdes, ja unmenschliches empfunden und also — abgelehnt. Die Proben auf das Exempel: Sternheim, Kaiser, Hasenclever fanden auf solchen Wiener Bühnen Heimstätten, die durchaus unwienerisch geleitet, von absoluten

Nichtwienern geistig geführt werden. Auf der Neuen Wiener Bühne, Volksbühne, in den Kammerspielen sah man „Von Morgens bis Mitternachts“, „Die Bürger von Calais“ von Emil Kaiser, „Die Verführung“ von Paul Kornfeld, Hasenclevers „Sohn“. Ringende, problematische junge Literatur, die — vielleicht tut man ihr unrecht — einstweilen in Snobbismus, Affektation, Pose und Verlogenheit ersauft. . . .

Aus der Fülle der Theaterereignisse dieses Jahres haben sich dem Gedächtnisse eingeprägt: die wundervolle Aufführung der „Frau Suitner“ Karl Schönherrs im Burgtheater. Man hat dieses allerstillste Stück des Tiroler Dichters vornehmlich als eine geschlechtliche Umkehrung des „Weibsteufel“-Themas verstanden, was recht flüchtig geurteilt war. Nicht nur die Tragödie der kinderlosen Frau erschließt sich mit der lautlosen Unerbittlichkeit der tiefen und ewigen Seelendramen, auch die Tragödie des schuldlos Schuldigwerdens seitens des Mannes an dem braven Weib wird hier aufgerollt. Der Zustand der Kinderlosigkeit nach einem Leben harter Arbeit wird dem Mann mehr zur Unerträglichkeit als dem Weib; weil sie endlich als ihre Schuld empfindet, „daß die eine Kinder kriegt und die andere nicht“, geht sie, wie Beate Rosmer, die auch unfruchtbar blieb, in den Mühlbach. Wie Frau Bleibtreu, Frau Medelsky, Herr Paulsen einzelne Szenen spielten, wie da das Dichterwort in absolutes Leben sich auflöste, zu einem klingenden, den Raum erfüllenden Urstoff sich umwandelte, das war selten gewordene, ganz große Burgtheaterkunst.

Das Burgtheater brachte das symbolische Märchenspiel Thaddäus Rittners „Garten der Jugend“ als überhaupt erste Aufführung. Ein König, der sich nicht in den Gedanken zu schicken vermag, alt zu werden; der auf Reisen geht und in einem wunderbaren Garten bei einer reizenden Kleinen eine herbe amouréuse Enttäuschung erlebt. Und — wir sind in einer symbolischen Handlung — die süße Maid ist das Töchterchen einer Jugendgeliebten, die eigentlich vom König als bedauerlich alternd befunden wird. Die Reise, oder Flucht ins Wunderbare, in den Garten der Jugend, an das Meer der Erkenntnis, mißlingt im Sinne des Königs, entspricht dagegen den erwarteten Zwecken der diplomatischen Königin: Der Gemahl kommt mit seinen echten grauen Haaren und der ihm zukommenden Entsagung an Jugend und Liebe heim. Der eigene Sohn, dem Vater als Tugendwächter nachgesendet, fügt ihm die peinliche Erkenntnis der verlorenen Jugend bei: die Kleine aus dem Zaubergarten wird des Königs Schwiegertochter.

Dies Spiel mit Symbolen verläuft sehr fein, sehr klug, sehr kultiviert und findet gerade noch ein Ende, bevor es langweilig wird. Es ist bezeichnend, daß Rittner noch nie so publikumssicher war, wie in diesem seinem dünnsten, flachsten Stücke. Eine Täuschung darf nicht walten, daß hier das Märchen ein kunstvolles, gedachtes und geschicktes Kleid nur ist: Bäume beginnen zu sprechen, der Brunnenmann ist symbolisch, wie das Meer, das der Leibmedikus als Sehnsucht seines Lebens endlich finden möchte — eine Täuschung darüber, daß dies alles nur die Masken eines gescheiten, stilisiert bildenden Kopfes sind, niemals aber Spiegelungen der Seele, wie in einem wirklich romantischen Märchen, ist wohl nicht möglich.

Artur Schnitzler erschien im Deutschen Volkstheater mit dem Journalistenstück „Fink und Fliederbusch“. Eine verlorene Arbeit. Schnitzler, der vollendete Meister der psychologischen Charakterisierung, der feinnervige Kenner des Zeitungsgeschäftes und seiner Helden, versuchte hier das Zwiespältige einer Journalistenseele zu schildern. Ein unternehmendes Jüngel arbeitet unter den Namen Fink und Fliederbusch für ein bürgerlich-demokratisches und ein aristokratisch-konservatives Blatt, polemisiert gegen sich selbst, ja, fordert sich zum Duell. In einer Auseinandersetzung des Ich gegen Ich wird allerlei Tiefsinn und Weisheit sozialer Natur, „satirischer“ Art von sich gegeben; irgendwie geht es gegen Adel und Juden, in einer oberflächlich witzelnden Plauderei wird Wiener „Kultur“ erzeugt. Der Mangel an Gesinnung — irgendwelchen Charakters — wird geradezu als kultureller Hochstand gepriesen. Scheint es. Vielleicht auch nicht, denn die Komödie ist in ihrer Voraussetzung und ihrem Ausdrucke von zu blasser Gestaltung, um ihre Absichten wirklich erkennen zu können.

Es gibt hierzulande einige Leute, die noch immer einem dramaturgischen Begriffe nachpirschen, der schon lange abgestorben ist: dem „Volksstücke“. Sobald bei uns eine Direktionskrise auftritt oder ein neuer Bühnenleiter irgendwo beginnt, legt er ein Bekenntnis auf das Volksstück ab. Na und dann wird eine Weile „gefördert“. So hielt es auch Direktor Karl Wallner, solange er jung im Amte war und brachte eine Anzahl Wiener Volksdramen, wie „Die Patrioten“ von Rudolf Hawel, „Im Seitengassel“ von Redtenbacher, „Vater Engelbert“ von Robert Nagel. Wenn das Mißverständnis endgültig beseitigt sein wird, daß das „Volksstück“ nicht ein Produkt kindlicher Geistesverfassung ist, daß nicht niedere Vorstadtliteratur darunter gemeint ist, darf gehofft werden, die Gattung wieder künstlerisch ernst nehmen zu können.

In einer Theaterspielzeit und vor einem Publikum, die erpicht sind, ihre Kunstfreudigkeit,

ihre soeben frisch gewonnene Kriegskultur zu beweisen, wurde von der „Volksbühne" Paul Claudels geistliches Spiel „Die Verkündigung" aufgeführt. Das Werk ist unstreitig von hoher Schönheit; ihre Sprache von leuchtender Kraft, Einfachheit und Inbrunst. Die Figuren gleichen in ihrer Innerlichkeit, Frommheit und Welt alten Freskenmalereien; sie sind übergroß, in ihrem Gefühle von heiligmäßer Erhabenheit. Sie schweben im Dunst von Weihrauch, Glockenton und Chorgesang. Die großen Herzensgüter des menschlichen Glückes: Gottesfurcht, Familiensinn, Gehorsam, Kindesliebe, Arbeit, Treue und Heimatgefühl bilden der Dichtung Kern. Wie weit dieses Schönheitsmysterium, dieser Durst nach Poesie des Glaubens wahrhaftig empfunden und nicht raffinierte Artisten-Literatur ist, ist Sache einer mehr oder minder freundlichen Meinung.

Alfred Bernau spielte in den Kammerspielen die zwei Märchen Max Jungnickels „Der Sternenkantor" und „Bettelchristel". Wenn einer von den jungen Dichtern Eichendorff nahesteht, so er. Jungnickel ist nicht dämonisch und tief. Seine Poesie ist an Geistigkeit und Leuchtkraft nicht annähernd mit der gotisierenden Mystik Claudels zu vergleichen, doch sagt er unserem Gefühle weit mehr: in ihm lebt deutsche Natur, lebt Poesie als ein göttlich eingehauchtes Geheimnis der Seele; er erobert unseren Glauben, ein absichtsloser Poet zu sein. Die Reinheit, Innigkeit und Sehnsucht der deutschen Phantasie und Gemütswelt strömen aus diesem Dichter. Und dann: man kann ihn vergleichen mit Eichendorff, Brentano, Jean Paul oder Spitzweg und Schwind — es bleibt ein Rest von unbezeichneter Persönlichkeit, nach der dieser Jüngstromantiker ein Ureigener ist.

Aber was bedeuten all diese Ereignisse des täglichen Theaterbetriebes gegenüber dem Blitzschlag aus heiterem Himmel: Alexander Girardis Tod. Er war eine der wenigen absoluten Verkörperungen von Genialität in der zeitgenössischen Kunst. Nicht für Wien oder Österreich ist ein großer Schauspieler mit ihm gestorben, nein, der deutschen Schauspielkunst ist der augenblicklich unersetzliche, niemals wiederkehrende Mensch mit der gewaltigsten, zwingendsten Komik, der unwiderstehlichsten einfachsten Tragik entrissen worden; er war eine Elementarkraft, ein Naturwunder. Einen Gestalter von der Lebenstreue, Natürlichkeit und der Unsagbarkeit der Beseelung eines Girardi hat einstweilen die deutsche Bühne jetzt nicht mehr. Es wird mir vielleicht vergönnt sein, Bild und Schaffen des menschlichen und künstlerischen Ereignisses, Alexander Girardi benannt, in diesen Blättern ausführlicher niederlegen zu können. An dem Grabe dieses einzigen, unersetzlichen, nie der Wahrheit und nie der Natur treulosen Mannes, schmilzt alles Tun und Treiben der theatralischen Künste zu trauriger Armseligkeit zusammen. Da wir dieses Leben, das über viele Kunstsünden Wiens hinweghalf, verloren haben, sehen wir nun ganz deutlich die Wüstenei unserer Theaterkultur: wir haben viele Theater und Kunststätten; wir haben Literaten und Literatur, aber keine sittliche, nationale menschliche Kultur des Geistes und der Phantasie; wir haben keinen Glauben, keine Demut, keine Liebe zu reiner Kunst. Wien besaß bis vor nicht langer Zeit den Zusammenhang mit seinen Ahnen; es hatte das Bewußtsein einer alten Art — das verweht immer mehr und mehr.

Münchener Theater / Von Wilhelm Kosch

Der Bühnen-Chronist des „Eichendorff-Bundes", dem die traditionelle Theaterkultur naturgemäß besonders am Herzen liegt, möchte am liebsten mit einer Würdigung der beiden Hofbühnen beginnen, ihre Leistungen in der Gegenwart mit denen in der Vergangenheit messen und ihren erfreulichen Fortschritt preisen. Allein er kann es nicht. Die schöne große Zeit unserer Hoftheater scheint gewesen zu sein. Wir wollen die jetzige Leitung nicht kritisieren und schweigen am besten. Nur eine einzige wahrhaft große neue Schöpfung hat dieses Haus dem Publikum vorgeführt: Hans Pfitzners „Palestrina", ursprünglich dem „Prinzregenten-Theater" vorbehalten, jetzt aber, wenn auch nur sehr selten, im Hoftheater gegeben.

Durchaus zutreffend läßt sich Paul Ehlers über dies Ereignis in den „Münchner Neueste Nachrichten" vom 13. Mai vernehmen: Hans „Pfitzners Palestrina" im Hoftheater — eine hübsche Kapitelüberschrift für eine Denkschrift „München als Kunststadt". Dieses Kapitel dürfte kaum zu den ganz erfreulichen gehören, weil es zeigen müßte, daß die großen Worte nicht immer mit den Taten übereinstimmen. Es würde beweisen, daß es in München, das sich gern die deutsche Kunststadt nennt, Stellen gibt, die dem Wesen und den Erfordernissen eines Kunstwerkes recht

ahnungslos gegenüberstehen und in der ganz schematischen Behandlung von Vorschriften und Erlassen, die an sich gewiß notwendig sind, das Heil ersehen. Es ist beim herrschenden Kohlenmangel sicher unabweisliche Pflicht, allgemein das Heizen von Theatern und Konzerträumen während der wärmeren Zeit zu verbieten; dagegen wird kein Vernünftiger aufbegehren, weil die Sicherung der Brennstoffe für die Wohnungen im Winter dem Luxus vorangehen muß. Aber es ist nicht alles Luxus, was dem oberflächlichen Blicke so erscheint, und es besteht Hans Sachsens Wort zu Recht, daß „der Regel Güte man daraus erwägt, daß sie auch mal 'ne Ausnahm' verträgt". Zum ersten: Kunst ist kein Luxus, sondern eine Notwendigkeit des Lebens. Zum zweiten: Wenn das Nichtheizen von Theatern, die den Winter über schön durchwärmt worden sind, die Regel bilden muß, so darf das Heizen des durchkälteten Prinzregenten-Theaters die berechtigte Ausnahme bilden, zumal da die dafür benötigte Menge Kohlen nicht so unermeßlich groß ist, daß darum die Münchener Bevölkerung frieren müßte. Voraussetzung für die Anerkennung dieser Berechtigung ist allerdings, daß man im Prinzregenten-Hause nicht bloß ein Theater wie jedes andere erblicke, dem man höchstens den Wert eines wirksamen Reklamemittels für den Fremdenverkehr zubilligen könne, sondern daß man wisse, daß es für eine Reihe von Kunstwerken die einzig mögliche, weil einzig richtige, Umwelt bildet. Es wäre sehr zu wünschen, daß diese Erkenntnis auch bei denen durchdränge, die in der allerbesten sozialen Absicht unser Festspielhaus unter das Heizverbot gesetzt haben.

Zu den Werken, die für ihre sinngemäße Darstellung das Prinzregenten-Theater beanspruchen, gehört unter andern, und zwar ganz besonders, Pfitzners P a l e s t r i n a. Er erschien am Samstag (11. Mai) im Opernhause des Hof- und National-Theaters und hat dabei vollkommen klar erwiesen, daß dieses eine ihm wesensfremde Welt ist. Pfitzner hat in seinem Palestrina keine „Oper" geschrieben; er hat damit im Gegenteil ein Werk gegeben, das in seiner Idee wie seiner Form den Voraussetzungen und den Wirkungen der Oper schroff entgegengesetzt ist. Ein Held, der während des ganzen Verlaufes der Handlung im Zustande des Erleidens verharrt, der seinen schönen Tenor fast immer im dynamischen Halbdunkel gebrauchen muß, dessen Liebesleben in der Erinnerung und der Vergangenheit ruht und dessen dramatischer Konflikt sich ganz allein in der Sphäre des künstlerischen Schaffens abspielt, ein solcher Held hat nichts mit dem zu tun, was man unter Oper, selbst der edelsten, tragischen Art, versteht. Wie dieser Held, so das ganze Drum und Dran, das mit ihm und um ihn her vorgeht. Wenn uns schon die meisten Wagnerischen Dramen in einem Opernhause mit seinem sichtbaren Orchester, seinen Rängen, seiner alle verklärende Distanz zwischen Bühne und Zuschauerraum verwehrenden Bauanlage fehl am Ort vorkommen wollen, so ist dies bei Palestrina verstärkt der Fall . . . . ."

Wenden wir uns nun den Privat-Theatern zu, so fesselt unser Augenmerk in erster Reihe das benachbarte „S c h a u s p i e l h a u s", das unter Direktor J. G. Stollbergs altbewährter Leitung niemals die Fühlung mit der Jugend und der Gegenwart verliert. Vor allem in der Wahl der Kräfte für Spiel und Regie beweist Direktor Stollberg immer wieder eine glückliche Hand. Im vergangenen Herbst gewann er z. B. in Hans Hermann Cramer einen jugendfeurigen, dabei besonnenen, umsichtigen und rastlos schaffenden Spielleiter und Dramaturgen, dem wir manche schöne Erstaufführung sowie Neueinstudierung verdanken. Und für den nächsten Herbst eroberte Direktor Stollberg die stärkste Begabung der hiesigen „Kammerspiele", den Charakterspieler und Regisseur Hanz Fritz Gerhard.

Das „Schauspielhaus" pflegt das unterhaltsame Kassenstück vom Schlag „Der fünf Frankfurter", die nun bald das 250. Mal in München über die Bretter gehen werden, ebensogut wie das große Drama vom Range „Peer Gynts". Wir gehören nicht zu den rückhaltlosen Bewunderern Ibsens, der, wenn nicht alle Zeichen trügen, immer tiefer in der Versenkung der „Literaturgeschichte" verschwinden wird. Die neue Romantik, die Kulturbewegnng unserer Jugend, hungert und dürstet nach anderen Lebensbooten und Lebensquellen als sie uns Ibsen zu bieten vermag. Allein Beachtung verdient eine so farbenreiche Schöpfung wie „Peer Gynt" auf der Bühne sicherlich auch heute noch, wenn sie von der wundervollen Musik Eduard Griegs begleitet in Szene geht Und da müssen wir die Darbietungen des „Schauspielhauses" einfach als mustergültig bezeichnen.

Besonderen Beifall verdienen auch die Shakespeare-Aufführungen der „K a m m e r s p i e l e" unter der rührigen Direktion Otto Falkenbergs und Benno Bings, die mit ihren besten Kräften anfangs Mai sogar einen längeren Gastspielausflug nach dem kunstverwöhnten Wien gewagt haben. Hoffentlich wird Shakespeare, einer der großen Taufpaten unserer deutschen Romantik, im nächsten Jahr noch weitere Berücksichtigung im Spielplan erfahren. Andere nordische Hausgötter wie Gustav Wied und Jens Petersen kommen ja gleichfalls immer wieder zu Wort. Ein so reizvolles Lustspiel wie „Die erste Geige" der genannten Komödiendichter verdient in der Tat nicht vergessen zu werden. Und so haben wir die diesjährige Neueinstudierung, die H. Fr.

Gerhard stilecht und stimmungsreich herausgebracht, ehrlich begrüßt.

Von den Erstaufführungen der „Kammerspiele“ ist die der Grabbe-Tragödie „Der Einsame“ von Hans Johst am bedeutsamsten gewesen. Der Untertitel der (im Delphin-Verlag zu München erschienenen) Buchausgabe lautet „Ein Menschenuntergang“. 2. Aufl. geh. M. 2,50. Das Stück behandelt in starken, rhythmischen, gedrungenen Sätzen und Bildern das Lebensschicksal des unglücklichen Grabbe und leidet vielleicht nur an einem großen Fehler, es setzt nämlich voraus, daß wir wissen, wer der Held ist. Würde das Drama, diese Frage möchte ich erheben, auch nur annähernd eine ähnliche Wirkung ausüben, wenn die Hauptfigur nicht Grabbe, sondern Schultze hieße? Die Sprache, manchmal zu graß und stürmisch, die Jugendausbrüche Schillers (in seinen Räubern) weit übertreffend, entspricht der wilden unausgereiften Gesinnung des unbändigen Helden und seiner Umwelt.

Johst gehört jedenfalls zu den zuversichtlichsten Könnern des heutigen Geschlechts. Sein Roman „Der Anfang“ (im gleichen Verlag geh. M. 5,—) zeugt von einer urwüchsigen Begabung, die eine schöne Entwicklung nach Vorwärts und Aufwärts verspricht. In Nr. 21 der von O. Falckenberg fesselnd geleiteten Blätter der Münchener Kammerspiele „Das Programm“ drückt Johst „Persönliches“ aus. Er sagt:

„Aus einem Wort heraus suche ich das Wesen dieses Lebens zu ergründen, einem Wort, dessen Sinn alltäglicher Besitz wurde und in jeder Rede mitgespült wird wie ein billiger Zufall.

Alle Ausschau meiner Natur gründet sich auf dem Worte: selbstverständlich!

Nur was ich selbst verstehe, selbst als Notwendigkeit erkannte und als wesentlichen Besitz erlebte, nur dieses geringe Etwas suche ich zu gestalten.

Die persönliche Einsicht in die Vorgänge meines inneren Lebens halte ich für wesentlich, nicht weil ich mich für etwas besonderes halte, sondern weil ich glaube, daß gerade dieses seltsame Geschehen der inneren Welt Gesetzen untersteht, die allen Menschen gemeinsam eigen sind — zumindest eigen waren selbst wenn sie durch härtere Bedingungen des äußeren Lebens verschüttet sein sollten.

Dieser wunderliche Körper, der sich Mensch nennt, wurde Wesen und geistiger Wert nur durch eine Gemeinsamkeit, einen gemeinsamen Besitz innerer Natur.

Diese Gemeinsamkeit ist die Seele.

Die Mythe des Menschen, das wundersame Rätsel des Lebens wurzelt in der Seele. Die Seele aber — im Gegensatz zum Geist, der Mittel zum Zweck aus der Sprache heraus geworden ist — die Seele ist nicht soziale, wissenschaftliche Erscheinung, sie ist nur zu erschauen in der Demut des Selbst.

So glaube ich, daß der Expressionismus, der sich künstlerisch jetzt so augenfällig manifestiert, eine literarische Geste bleibt, weil seine Ausdrucksform bewußtes, energetisches Resultat, kurz letzten Endes unpersönliches, geistiges Wirken darstellt. In der Kunst ist aber der Geist als Selbstzweck eine Erscheinung, die die Sache der Kunst der Menge, der Einheit der Menschen, dem Volke entfremden muß, weil sie Bildung und Wissen voraussetzt. Die Kunst braucht nur Einfalt vorauszusetzen, um ihren Rufen und Gesichten wache, lebendige Begegnung zu schaffen. Die Kunst ist Angelegenheit der Sinne nicht des Intellekts. Sie ist Gewebe aus erschauten Leben. Sie ist das Bekenntnis eines, der seiner Selbstverständlichkeit entgegenwächst und reift . . . .“

Über die anderen Münchener Theater ist kaum etwas zu berichten. Das „Gärtnerplatztheater“ spielt in völliger Unkenntnis des guten alten Singspiels, der biederen volkstümlichen Gesangsposse, wie sie vor Jahrzehnten geblüht hat, ohne Rücksicht auf den Reichtum eines Strauß, Millöcker, Suppé, Ziehrer usw. den elendesten, musikalisch armseligsten Operettenblödsinn der traurigen Kriegszeit weiter. Das „Neue Theater“ an der Barerstraße, ein erst vor wenigen Monaten gegründetes Unternehmen, weiß noch nicht recht, was es will und scheint auch noch keine gesicherten Grundlagen zu besitzen. Im „Volkstheater“ endlich feiert Pepi Glöckner aus Wien mit zwei bis drei Stücken, die ihr auf den Leib geschrieben sind, vor ausverkauftem Hause wochenlange Triumphe. Das Münchener Publikum ist jetzt, was die Kost anlangt, in jeder Hinsicht sehr genügsam.

Inter arma silent musae. Ist es wirklich wahr, daß das Waffengeklirr die Göttinnen der schönen Künste zum Schweigen bringe? Kaum eines von den vielen auf diesen Krieg angewandten Schlagwörtern hat sich auf die Dauer als weniger stichhaltig erwiesen. Wohl schien es anfangs, als ob unter der Belastung des allgemeinen Gemüts auch der Sinn für Schau-Wert und Schau-Spiel erdrückt werde, aber bald genug fanden die unter dem schier unfaßlichen Druck gestauten seelischen Kräfte der Masse gerade hier Ausweg und Ventil. Und heute erfreut sich alles, was Theater heißt, eines nie gesehenen Zulaufs.

Mit diesen Worten hat im Dezember 1917 die kleine Programmschrift der „Künstlerischen Figurenbühne“ den ersten Tätigkeitsbericht des idyllischen Theaterchens an der Augustenstraße eingeleitet. Diese Figurenbühne, eine glücklichere Schwester der seinerzeit von Rolf v. Hoerschelmann u. a. so glänzend und vielversprechend geschaffenen „Schwabinger Schattenspiele“, das Puppenspiel der Romantiker, die nur den einen

Fehler hatten, zu früh auf die Welt gekommen zu sein, entspricht ganz und gar dem romantischen Zug der Zeit, dem Streben nach Verinnerlichung der Künste, nach Ursprünglichkeit und Einfachheit, wie vor hundert Jahren, da man gleichfalls im Sinne Stifters und seiner Genossen im Kleinen das Große suchte und fand.

Die „Künstlerische Figurenbühne", von Harry Kahn ideal, weitsichtig und verständnisvoll geleitet, stellt ein reines Wohltätigkeitsinstitut dar. Der ganze Erlös aus Eintrittskarten usw. fällt dem 1. Ersatzbataillon des 2. Infanterieregiments, und zwar dessen Hinterbliebenenkasse, zu. Ohne Entgelt wirken lauter feldgraue Schauspieler mit; die musikalische Begleitung wird von Soldaten besorgt, Soldaten schneiden und malen die kleinen Figuren nebst den farbigen Dekorationen; Soldaten sitzen an der Kasse, überwachen die Garderobe, weisen die Plätze an und verteilen die Theaterzettel in Miniaturformat.

Jeden Abend wird gespielt, an manchen Tagen auch am Vor- und Nachmittag, dann mit Vorliebe für Kinder, dramatisierte Märchen und Sagen wie „Der gestiefelte Kater", Zwerg Nase", „Lorelei" u. dgl. Jede Woche gibt es eine Erstaufführung; köstliche, wunderbare Entdeckungen werden da gemacht. Ein altflämisches Spiel aus dem 14. Jahrhundert „Lanzelot und Sanderein", Immermanns „Schelmische Gräfin", Hans Sachsens „Fahrender Schüler im Paradies", „Griselda" u. a. kommen neben bekannteren wie Kleists „Zerbrochener Krug", Goethes „Mitschuldigen", Hoffmannsthals „Tor und Tod" zu neuen Ehren. Selbst an kleine Opern (z. B. Mozarts Singspiel „Bastien und Bastienne") wagt man sich heran. Jede Figur hat hinter der Bühne einen Sprecher oder eine Sprecherin, vorzügliche junge Kräfte unserer Theater wie den eigenartigen Charakterspieler Günther Stark, Rezitator aus der Schule Wüllners, zweifellos einen der Besten des schauspielerischen Nachwuchses in München. Treffliche Musiker Karl von Pidoll, Walter Braunfels usf. meistern das Klavier. Und ganz besonders vergnüglich stimmt es, wenn es einem dieser Künstler einfällt zu improvisieren, Stegreifmusik vorzutragen, aus dem Stegreif hinzuzudichten.

Aus dem bisherigen reichen Spielplan möchte ich als Glanzstück „Das alte Puppenspiel vom Doktor Faust" (nach der Ausgabe des Inselverlags in Leipzig) mit den eindrucksvollen Dekorationen Hans Wildermanns und den prächtigen Figuren R. v. Hoerschelmanns hervorheben. Wenig glücklich erscheint mir dagegen das handlungslose „Kleine Welttheater" von Hoffmannsthal auf die Bühne gebracht, so hübsch auch die äußere Aufmachung von Vinzenz Buchner wirkt. Reine Lesestücke gehören eben auf kein Theater, am allerwenigsten auf ein Figurentheater, das mehr als jedes andere im dargebotenen Inhalt Leben braucht. Gerade die romantische Literatur birgt für eine solche Bühne die herrlichsten Schätze. Man greife zu!

Neben der jungen Figurenbühne blüht das von Pocci und „Papa Schmid" 1858 ins Leben gerufene weltberühmte „Marionettentheater" in unverwelklicher Frische weiter. Zu Pfingsten gab man allerhand Märchenspiele, darunter Christian Flüggens „Rattenfänger von Hameln" trotz dem herrlichen Maienwetter bei ausverkauftem Hause. Vielleicht ließen sich für den Spielplan und die szenische Beleuchtung ein paar Neuerungsvorschläge machen. Doch darüber nächstens!

Münchener Kunstschau / Von Georg Lill

Das Münchener Kunstleben hat eine hochbedeutungsvolle Periode hinter sich, wenn man das finanzielle Gedeihen ins Auge faßt, allerdings auch hier nur auf dem Gebiete der Gemälde und der Antiquitäten. Weniger wird man es sagen können, wenn man das Kunstleben in seiner Fortentwicklung betrachtet. Es fehlen eben doch zuviele jüngere Kräfte, und auch ältere haben in der jetzigen starkbewegten Zeit keine Möglichkeit der Vertiefung ihrer Kunst. Deswegen kann noch lange nicht von einer Stagnierung die Rede sein. Im Gegenteil, das gährende Element einer neuen, unabhängigen Kunst macht sich auch in München, der Stadt der konservativen Beharrung und des selbstgefälligen Wohlbefindens, immer mehr geltend. Lange verhielt man sich in München in maßgebenden Kreisen skeptisch und ablehnend gegen die neue Bewegung, und erst neuerdings hat sie sich, durch ganz spezielle Vorkommnisse im engeren Kreis verursacht, ein vernehmlicheres Sprachrohr in der Münchener öffentlichen Meinung verschaffen können. Ob es allerdings von dauernder Wirkung auf Künstler wie Publikum sein wird, dürfte bei der stark ablehnenden Haltung der beiden in Betracht kommenden Kreise mehr als zweifelhaft sein.

Zu den Kunsthandlungen, die speziell der neuen Kunst gewidmet sind: Goltz (Brienner-

straße) und Neuer Kunstsalon, der im Kriege eingegangen ist, dann Caspari und Thannhauser, die ihr zeitweise ihre Räume zur Verfügung stellen, ist nun ein neues, tiefer fundiertes Unternehmen getreten: Das „Reich“ (Königinstraße), das in größerem Zusammenhang, mit Literatur, Philosophie und geisteswissenschaftlicher Anschauung das Gebiet der neuen Kunst pflegen will. Da auch die „Neue Münchener Sezession“ programmatisch die neue Richtung pflegt, ist nun genügend Gelegenheit, die verschiedensten Vertreter aus München wie dem übrigen Deutschland kennenzulernen.

Daß eine Zeitschrift wie der „Wächter“ Grund und Ursache hat, sich mit einer neuen Kunstrichtung auseinanderzusetzen, muß ohne Zweifel als gegeben erachtet werden, zumal eine romantische Weltanschauung mit der Gesamtrichtung der bisher üblichen Kunst kaum einverstanden sein kann. Tatsächlich finden sich genügend Berührungspunkte gegenseitig. Die neue Richtung, kurz einmal unter dem Sammelnamen Expressionismus zusammengefaßt, will programmatisch statt der rein äußeren Pflege der sozusagen sinnlichen Haut der Erscheinungen mehr den Geist, die Idee, den Gehalt, für den einfachen Augeneindruck — die Impression — den geistigen Ausdruck — Expression setzen. Ganz konsequent verfolgt sie deshalb auch in erster Linie nicht die Verherrlichung der körperlichen Schönheit — das Ideal des Klassizismus —, sondern die seelische Wahrheit auch im tragischen Geschehen. Nicht mehr an dem täglich Gegebenen und immer Wechselnden will sie kleben bleiben, sondern die höhere, synthetische Wahrheit, ein ideelles Bild unserer Erfahrungen geben. Im Zusammenhang damit geht ganz natürlich eine tiefere religiös-weltanschauliche Verankerung ihrer Anschauungen und Erkenntnisse. Alles Grundsätze, die mit der Romantik vieles gemeinsam haben.

Aber auch andere Ursachen und Triebkräfte arbeiten im Expressionismus. In erster Linie die explosiv-revolutionäre Neuerungssucht, internationale Bestrebungen, die bis zu überseeischen Anknüpfungspunkten reichen, mystisch-ekstatische Phantasien, dekorativ-formale Spielereien und individualistisches Konventikeltum. Und gerade diese letzteren unerfreulichen Kräfte, im Kubismus, Futurismus und dem neuesten Dadaismus verkörpert, scheinen immer mehr die Überhand zu gewinnen und die guten Ansätze, die mit Recht ein glattes Akademikertum, einen öden, geistlosen Naturalismus und eine himmelblaue Neuromantik durch stärkere geistig-schöpferische Kräfte bekämpfen wollten, immer stärker in den Hintergrund zu drängen. Dazu kommt, daß sich der neuen Bewegung wie immer eine große Anzahl Mitläufer angeschlossen haben, die nicht aus inneren zwingenden Gründen, sondern aus Mode und Sensationsbedürfnis mitmachen, aber der Qualität naturgemäß schaden.

Bei den meisten Ausstellungen kam man daher zu keiner Befriedigung, sondern mußte im Gegenteil Leistungen konstatieren, die man als künstlerischen Bolschewismus bezeichnen könnte, der zwar einreißt, aber nicht aufbauen kann, sondern nur kindlich-stammelnde Versuche mit großem Aufwand als welterschütternde Ereignisse hinstellen will. Dies unbefriedigte Ergebnis hatten die Ausstellungen im „Reich“: Arbeiten von Albert Bloch aus den Jahren 1913—1918, rezeptartige, doktrinär gemalte Landschaften in explosionsartigen Farbenphantasien, oder die dekorativen Wichtigtuereien einer neuen Künstlergruppe: Aenigma, die sich vielfach aus slavischen Elementen zusammensetzt. Bei Goltz waren vier ziemlich unbedeutende Künstler zu sehen und zuletzt Joseph Eberz, der von einigen als neuer Stern der religiösen Malerei betrachtet wird, aber in seinen willkürlichen, kubistischen Gestaltungen in prismenartigem Farbenspiel unmöglich als von tieferer, geistiger Bedeutung angesehen werden kann. Auch die Frühjahrsausstellung der Neuen Sezession, die nur graphische Arbeiten in der Galerie Caspari brachte, war recht ungleichmäßig in ihrer Zusammensetzung. Der bedeutendste von ihnen ist ohne Zweifel Carl Caspar, der kurz vorher in einer größeren Ausstellung bei Thannhauser einen Blick in sein Gesamtschaffen vermittelte. Hier haben wir allerdings einen vielversprechenden jüngeren Künstler vor uns, der fast ausschließlich religiöse Stoffe malt. Künstlerisch nicht ohne Zusammenhang mit dem französischen Expressionismus und der frühgotischen Freskokunst arbeitet er sich immer mehr zu einem starken Form- und Farbgefühl durch, und erlebt schon unzählige Male gestaltete Ereignisse in neuem Ausdruck, mit starker dramatischer Gestaltung und tiefem religiösem Gefühl. Bedeutend war auch die Kriegsbilderausstellung von Heinrich Heidner bei Caspari, wo man nicht wie gewöhnlich reportermäßige Schlachtberichte, sondern eine monumentale, zeitlose Gestaltung des ungeheuren Erlebens, nicht der Schlacht, sondern der Wirkung der Schlacht auf die menschliche Psyche zu Gesicht bekam.

Die gleichzeitige „Isonzoausstellung“ des k. u. k. Kriegspressequartiers im „Kunstverein“ stand nicht auf diesem hohen künstlerischen Niveau, sondern begnügte sich mit einer mehr beschreibenden Schilderung der Gegend, der Soldaten und der Führer der denkwürdigen Vorgänge an der Adria.

Das allgemeine Unbefriedigtsein mit unserer jetzigen Kunst lenkt den Blick mehr wie bisher auf vergangene Zeiten. Man versucht Nazarener, Rottmann, L. Richter u. a. ins Blickfeld zu rücken.

Auch auf die vorvergangene Generation greift man zurück. So sind die retrospektiven Ausstellungen zu erklären, wie die Münchener Kunst 1870—1890 bei Thannhauser. Nicht die Höhen wollte man zeigen, sondern das allgemeine durchschnittliche, höchst respektable Niveau der damaligen Zeit sollte vorgeführt werden, und welch hohe malerische Kultur im damaligen München unter der Schulung von Diez, Lindenschmit, Piloty, Anschütz, Ramberg, Löfftz usw. sich herausgebildet hatte. Die Ausstellung konnte sich natürlich nur auf Proben und kleinere Bilder beschränken, verstärkte aber von neuem den Eindruck, daß vielleicht die größte, geschlossenste künstlerische Kultur in den damaligen Jahrzehnten in München zu Hause war. Vor allem gut vertreten war der sogenannte Leiblkreis: Leibl, Trübner, Helmer, Schuch, Sperl. Allerdings nicht jeder, der damals vielversprechend war, ist etwas geworden, mancher ist auch in Manier steckengeblieben. Thannhauser will diese Rückschau durch Ausstellungen einzelner dieser Künstler vertiefen und hat mit dem Akademieprofessor W. von Lindenschmit (1829—1895) die Reihe fortgesetzt. Auch hier wurden die großen Historienbilder aus dem Reformationszeitalter fast ganz beiseite gelassen — sie sind mit einzelnen Skizzen vertreten — und nur der Künstler als feiner, toniger Maler herausgegriffen. In seinen Interieurs, seinen Porträts und seinen Landschaften kann man zwar keinen Meister von ausgesprochener Eigenart — er steht in jüngeren Jahren unter mannigfachen Einflüssen alter Meister und neueren Franzosen wie Courbet und der Barbizonschule, aber doch einen geraden aufrechten Realisten voll gesunder Anschaulichkeit und feiner malerischer Qualität schätzen lernen, der gerade diese Vorzüge seinen zahlreichen und verschiedenst gearteten Schülern mitgeben konnte. Auch der älteren Münchener Schule gehörte wenigstens in jüngeren Jahren Albert Langan, dessen man im Kunstverein zum 70. Geburtstag gedachte und dessen Landschaften und Porträts nach 1870 unter Einfluß der engbefreundeten Schuch und Trübner eine besondere Höhe erreichten, während er später unter dem Eindruck Hans von Marées in Florenz weiterarbeitete.

Unter diesen Umständen traten in der jetzigen stilleren Ausstellungszeit die anderen Münchener Künstler der altgewohnten Richtung zurück. Im Kunstverein sind aus dem vierzehntägig wechselnden Turnus die soliden Kollektionen der duftigen zarten Landschaften von Otto Strützel, die kräftigen, impressionistischen Landschaftsausschnitte von P. Thiem-Dachau und die gemütvollen holländischen Interieurs von Julius Schrag hervorzuheben. Sie, wie Prof. Ludwig Bolgiano, der eine neue Reihe von fränkischen Landschaften bei Heinemann ausstellte, gehören zu der alten, guten Münchener Schule, ohne daß sie irgendwie als rückschrittlich bezeichnet werden dürften.

Keinen Boden können in München die Juryfreien gewinnen. Ihre Kräfte sind zu unbedeutend, und unerkannte, junge Talente haben es in München nicht nötig, sich dorthin zu flüchten, weil sie schon lange vorher, sozusagen in den Windeln, entdeckt und in einem warmen Nest sicher untergebracht sind.

Ein allerdings erst für die Zukunft verheißungsvolles Ereignis im Münchener Kunstleben wäre noch zu verzeichnen: Die Stiftung von 1 200 000 Mark als Grundstock für ein neues vornehmes Kunstausstellungsgebäude, die König Ludwig III. hochherziger Weise und nach alter Wittelsbacher Tradition anläßlich seiner Goldenen Hochzeit machte. Das neue Gebäude soll im Laufe der Jahre und Jahrzehnte den Glaspalast ersetzen, dessen Stelle es einnehmen wird, und soll allen Münchener Gruppen und Richtungen zur Verfügung stehen, die teilweise zurzeit eine ganz ungenügende Ausstellungsmöglichkeit haben.

Ludwig Wüllner / Von Günther Stark

I.

Viel Streit hat sich einst um die Bedeutung dieses merkwürdigen Mannes erhoben. Besonders bei seinem ersten Auftreten als Liedersänger. Entrüstet schrieb die eine Partei, jubelnd und hingebend die andere. Auch dem Schauspieler von heut geht es nichts anders. Hier sind allerdings die Kritiker die eine Partei, das Publikum die andere. Nur dem Rezitator des melodramatischen und selbständigen Gedichtes neigen sich alle Kritikerfedern und Fachkollegen. Die unbefangene, in keine „Richtung" eingezwängte Jugend, die Menge der mit Herz und Sinnen ganz Genießenden umjauchzten ihn aber stets als den größten Seelenkünder.

Mittelmäßiges läßt die Menge durchfallen. Es interessiert sie nicht. Sie hat nur Sinn für Minderwertiges und ganz Großes. Und „Mode" ist Wüllner nie gewesen, auch zur Unterhaltung sind seine langen, alle Nerven spannenden

Lieder und Vortragsabende nicht geeignet. Denen also, die in ergriffener Andacht Theater und Saal bis auf die letzten Plätze füllen, wenn er ruft, ist er ein seltenes Erlebnis, ein seelisches Bad, ein Auferstehungsfest aus Trübsal, Schwäche, Unnatur und Halbheit.

Der Sturm in den Tagesblättern über den Sänger, der kein Sänger schien und doch unendlich mehr war, hat sich gelegt. Sein heiliger Ernst und seine zwingende Persönlichkeit nahm den Merkern die Waffen. Ihm gegenüber gibt es nur noch ein hemmungsloses Hingeben oder — schweigendes Abwenden. Und wie er die Herzen der Unverbildeten wieder als Schauspieler begeisternd an sich zieht, wird auch hier der „Sachverständige" seine allzu spitzige Verständigkeit abschütteln müssen. Wenn die Sache der „geistigen Schauspielkunst" siegt, wird man seiner seelischen Menschendarstellung die Führerstelle geben, wie es der Meininger Herzog vor Jahren tat und heute wenige ganz Große, Selbsttätige der Theaterwelt freudig bekennen.

Wüllners künstlerische und menschliche Persönlichkeit in Worte zu fassen, ist denkbar schwer. Eine Darstellung seines ganzen Seins ist noch niemand eingefallen. Neben den Kritiken, die oft seltene Worte des Mitschwingens sagen, sind es nur kurze Abhandlungen, die auch hier — weniger formulieren als konstatieren. Zwei Gründe sind hieran Schuld: Seine Zeitlosigkeit als Künstler und seine Einsamkeit als Mensch.

Er ist nicht aus der Zeit heraus zu erklären, nicht zu analysieren nach den Kunstbegriffen und den schwingenden Impulsen unserer Zeit. Es paßt weder der Begriff „alte Schule", noch moderne Sehnsucht. Er kommt von daher, wo es keine Schule und keine Zeit gibt. Das Genie wirkt meist unangenehm und störend auf die Deuter und Erklärer der Zeit, da es ihre mühsam gebauten Rubriken und Grenzstraßen verwischt und unwesentlich macht. Wüllner besitzt zwar die feinen Nerven der Zeit, den psychologischen Zergliederungssinn, doch ist er zu starker Künstler, um komplizierte Analysen zu geben und seine „Auffassung" zu geistig, um körperlicher Eingrenzung zu achten.

Wenigstens als Schauspieler und Sprecher. Als Liedersänger kündete er den Wesenskern der Besten gerade seiner Zeit: des alten Brahms und des jungen Hugo Wolf, erschloß zugleich zu völligem Verständnis Schubert und Schumann und trat begeistert ein für Richard Strauß, Arnold Mendelssohn, Bernecker, Ansorge, Weingartner, Hallwachs, Vrieslaender, Gast, Zilcher und Jürgens. Er wurde zum Apostel des modernen deutschen Liedbegriffs. An Begeisterung für Neues, Junges fehlt es ihm also nicht, und so scheint es nicht nur an ihm zu liegen, wenn er als Vortragender fast nur Goethe und daneben Schiller und Homer, Byrons Manfred, Keller und Andersen, Lessing und Shakespeare, doch auch Liliencron, Schäffer, Will Vesper und Emil Ludwig spricht.

Der zweite Grund ist nicht minder bedeutungsvoll: Hinter dem beifallumtobten Künstler steht der einsame Mensch. In sein Innerstes, sein unerhört arbeits- und kampfvolles Leben, seine letzten Gedanken ist niemand gedrungen. Er behält sie verschlossen und meidet Gesellschaft und Feste, „Beziehungen" und „Verbindungen" und jegliche Art von Größen der Zeit. Nicht aus Verachtung und Dünkel, wohl aus Scheuheit und grübeliger Schwere, Bescheidenheit und Bedeutsamkeit. Er schweigt viel und disputiert nie. Er ist unendlich hilfsbereit und lebt im Leiden der Menschen, aber er sucht nicht ihre Gespräche und Meinungen, und seine wenigen Freunde wissen nur von seiner Güte und Menschengröße, doch nichts von ihm selbst, seiner Sorge und Lebenstragik. Was er zu sagen hat, gibt er in seiner Kunst. So finden sich keine menschlichen Beziehungen, keine faßlichen Erlebnisse, die als Grundlage zu Deutung und Darstellung seines Ichs gelten könnten.

Ein drittes kommt hinzu.

Über Wüllner schreiben, verlangt Verständnis gleichermaßen für die drei Künste, denen er dient, die er aus einer Wurzel entfaltet, doch nie verwischt und ineinander zerfließen läßt. Alles in allem verwebt sich zu dieser einzigartigen Persönlichkeit, die sich den Menschen mitzuteilen sucht durch Darstellung irgendeiner Art: im Lied, im lyrischen, dramatischen, balladesken Gedicht, in der Bühnengestalt, stets er selbst in der Einheitlichkeit und Geschlossenheit seines ganzen Seins.

Es geht nicht an, ihn mit dem Maße anderer — noch so bedeutender — Sänger, Schauspieler oder Rezitatoren zu messen, ihn zu rubrizieren nach Fachbegriffen, wie sie, streng und einseitig abgegrenzt, in Wertung stehen. Seine Kunst ist seine Persönlichkeit. Wer ihm etwas nehmen will und hier zustimmt, dort ablehnt, aber auch wer ihm nachzuahmen strebt, begreift nicht das Wesen dieser Erscheinung.

Unmöglich ist es, seine magische Gestalt denen, die ihn nie gehört, mitzuteilen, zu beschreiben und zu erklären. Der Sänger und Sprecher wirkt durch sich selbst im Augenblick seines Schaffens. Er hinterläßt keine Werke, die von Fernstehenden studiert werden können. Das ist die Tragik ihrer Erscheinung, die jeder große Darsteller selbst am schmerzlichsten empfinden wird. Doch wie eines Propheten unaufgeschriebene Gedanken soll sein Schaffen fortbestehen im Wunsch der kommenden Generation, in seinem Ernst und Bemühen weiter zu wirken und von ihm zu lernen, was nur erlernbar ist.

Wie kaum ein anderer kann Ludwig Wüllner ein künstlerischer Führer denen sein, die gerade

aus unserer letzten Zeit noch immer den ersten großen aufrüttelnden Grundakkord herausklingen hören. In ihm trieb von je dieses Schwungrad ideellen Erlebens. Und seine Kunst ist aufgebaut auf gesunder Kraft, leidenschaftlichem Zusammendrängen aller Energie und Wirkungsfäden und deutscher Geistestradition.

Von ihm ist zu lernen, was deutscher Ausdrucksstil ist. Wer ihn gehört hat, sollte sich überprüfen und kein Wort mehr sprechen, keinen Ton mehr singen, der nicht echt, ehrlich, empfunden, erlebt ist. Der müßte hingehen und alle eitle Sucht abstreifen, nur sich und sein leichterlerntes Können zu präsentieren. Der Künstler wie der Nichtkünstler. Denn alle sind sie Menschen und nur als Menschen wirken sie. Doch wie oft müssen wir es z. B. erleben, daß die Konzertprogramme ein Ragout von Vortragsstücken enthalten, fast soviel Dichter wie Gedichte, ohne künstlerisches einheitliches Ziel, nur auf Augenblickswirkung des eigenen Könnens aufgebaut, ohne tragenden Wert, ohne innere Notwendigkeit und Daseinsberechtigung. Vortragsabende sind keine gesprochenen Antologien von wirksamen Effektstücken. Sie sollen Literatur vermitteln, ein geschlossenes Bild von einem Dichter einer Richtung, einer Zeit geben. Dem Dichter dienen und nicht dem Sprecher. Vortragende wissen oft nichts vom Stil und der Bedeutung eines Werkes und geben unmögliche Zusammenstellungen an einem Abend.

Wie die Geschlossenheit des Programms als einheitliches Kunstwerk, ist von Wüllner technische Arbeit zu lernen. Ein stetiger Fleiß, der das Material studiert und durcharbeitet, holt hier aus der deutschen Sprache Klänge und Töne heraus, die die Geübtesten überraschen.

Und nicht zuletzt soll man von ihm lernen, daß es eine Wahrheit und Natürlichkeit gibt, die nicht Tagesweisheit ist und selbstumgrenzte Sitte. Die höchste Steigerung des Lebensausdrucks erst ist „Natürlichkeit", denn sie kommt dem unbewußt waltenden, wechselvoll schwingenden Odem der Natur nahe. Wahrheit ist kein Knecht, der unterwürfig dient und sich von jedem Scheinmenschen formen und treten läßt. Ist Herr der letzten allerfassenden Weisheit. Die Kunst ist die Botin dieser Summe der lebenwirkenden Kräfte, die nicht mit begrenzter Verstandesüberhebung darzustellen sind.

Wüllner vermag diese Wahrheit, das Leben, zu gestalten durch klarstes Begreifen des Sinnfälligen, durch intuitives Neuerleben der kosmischen Schöpferstimmung, durch eigendichterisches Steigern des klar Geschauten zu allverbindenden ewigen Werten.

Die Stimme, dieses technische Wunderwerk, gibt ihm die Möglichkeit, die letzten Tiefen dichterischen Schauens in klare Erscheinung zu setzen. Sie ist die Mittlerin seiner Seele. Sie ist nicht ein Instrument, auf dem er spielt, sondern ein Teil von ihm, beseelt und lebenswarm. Und je älter und harmonischer er selbst wird, um so klangvoller und lyrischer, um so ungezwungener und leichter wird sie.

Man hat ihn einst den „Sänger ohne Stimme" genannt, weil er nicht bel canto sang, weil er sich nicht auf Tönen wiegte. Weil er oft die Schönheit des Klanges opferte, um charakteristisch und tiefbedeutend zu sein. Um Inhalt mehr als Form zu geben. Aus Überlegung, nicht aus einseitigem Verkennen des Wesens der Musik, wie seine Liebe zur Kammermusik erweist. Gewiß war seine Stimme in seinen Anfängen kein Naturwunder. Er gehört nicht zu den „gottbegnadeten" Sängern, denen man für den Genuß ihres schönen und mächtigen Stimmklanges in vielen Kreisen das Fehlen anderer Tugenden, wie Geist, Empfindung, Ausdruck, musikalisches Gefühl und Bildung gern verzeiht. Doch konsequenter Fleiß, die Arbeit des bedeutenden Stimmbildners George Armin und musikalisches und geistiges Zielbewußtsein haben aus angeborener Kraft eine Biegsamkeit geformt, deren Unbegrenztheit von orkanartiger Gewalt zu zartmelodischer Weichheit wir staunend bewundern. Mit ihr vermag er die breiten Verse von Hektors Bestattung zu Felsquadern aufeinander zu bauen, daß Homer steigt und steigt zu übersinnlicher Gewalt. Mit ihr vermag er den Titanentrotz des Prometheus und die Verbissenheit des Steinklopfers zu höchster Wucht zu steigern und den zweiten Teil der „Grenadiere" zu einem flammenden Heldentum zu erheben, wie er den Jubel der Schumannschen Frühlingsnacht, die Lieblichkeit von Schuberts „Im Grünen", die Inbrunst von Brahms' „Wie bist du meine Königin" mit fließender Zartheit und melodischer Biegsamkeit singt.

Unmöglich ist es, der unerschöpflichen Schattierungen zu gedenken, denen seine Stimme fähig ist. Mit ihr kann er Goethes Jugendliedern in heller Klangfrische nachstürmen und nachjauchzen, wie Manfreds Weltschmerz und Zerrissenheit, Lears Wahnsinn, Sheylocks Rache herauswühlen. Ohne Grenzen scheint diese Stimme, die fast jeden zweiten Abend in wechselvollem Gegensatz Stunden seines tiefsten Erlebens in mächtige Höhen steigert. Mit jedem Jahre wuchs die Stimme an Klangfarbe und Kraft. Er beherrscht ihre Wirkungen, daß sie wieder als „Natur" erscheint, ohne Manie, ohne Sonderlichkeit. Nichts mehr von Zwang und Vorarbeit ist zu spüren. Seine Stimme ist so ganz mit seiner Seele durchwärmt, so melodisch schön, daß sie oft Tränen der seelischen Ergriffenheit auslöst. Sie bedarf keiner unartikulierten Laute zur Unterstreichung der inneren Erregtheit. Er spricht

auch auf der Bühne nicht mehr als der Dichter sagt: Das ist das Große, Menschliche, Geistige seiner Kunst. Er schüttet seine Seele in die Töne hinein und siedeheiß oder helljubelnd, orgelbrausend oder celloweich erklingt sie, antwortet sie ihm, antwortet sie uns. Seine Stimme ist seine Seele.

Darum verschwinden Einzelheiten der „Leistung", alles Technische, Geschulte: Die nadelscharfe Sprachtechnik, die aus jedem Vokal seinen Urlaut, aus jedem Konsonanten seinen Charakter herausholt und den Silben und Worten ihre Wertbegriffe gibt und das seltene Gedächtnis, das nur aus einer eigendichterischen Phantasie und dem völligen Aufgehen im Werk erklärbar ist. Wie er ein Ganzes gibt, nimmt der Zuhörer ein Ganzes auf. Er erlebt in seiner Darstellung von neuem das Werk. Denn wohl ist seine Kunst ganz individuell wie alles Schaffen und Entstehen, doch da er nie das Bedürfnis hat, zu gestalten, was seiner ästhetischen und menschlichen Art nicht entspricht, gibt er zugleich das Werk, den Dichter, den Komponisten und sich selbst. Er erreicht diese Synthese durch einen klaren Sinn für Stil, Gesetz, Form im allgemeinen und im besonderen.

Er umgibt seine Inbrunst und glutheiße Gewalt mit einer Schale, die er im höchsten Affekt dehnt, doch nie sprengt. So zwingt er sich selbst, gießt die Form um den Inhalt, rundet die äußersten Zacken und Spitzen zu Geschlossenheit und Stil. Er erreicht so unbewußt eine Loslösung seiner Persönlichkeit, das Werk tritt ganz in die Erscheinung, ohne daß er sich selbst aufgegeben. Wie aus einer Erinnerung schafft er augenblicklich, und dem Hörer steigt Bild um Bild herauf, eindringlich und klar.

Er ist eine Goethenatur, die von der Anschauung ausgeht und auf erdsicherer Klarheit aufbaut, um dann im unbewußten Drange das Erlebnis zur Vision, zum Übersinnlichen zu steigern. So kann er wie Goethe nie unnatürlich werden, doch erfüllt sich in seiner Darstellungsart dessen Forderung: Die Verbindung von Natürlichem und „Übernatürlichen". Der Wunsch unserer Klassiker nach der Vollendung des Wortes durch den Ton, der in den Romantikern den stärksten Widerhall fand, in Schuberts Liedern sich zuerst genial offenbarte, kommt in seiner Darstellungskunst zum Ausdruck. Es ist die innige Verbindung von naturalistischer Anschaulichkeit und Charakteristik mit musikalischer Beseelung und Erweiterung. Wüllner ist der Gesang daher nicht nur Melodie, Kantilene, sondern vollendeter Ausdruck. Seinem gesprochenen Worte schwingt die innere Musik des „Unaussprechlichen" mit. Es ist das schlichte Pathos höchstgesteigerter Natürlichkeit, was seinen Stil als Sprecher kennzeichnet und sein Gesang ist die musikalische Vollendung des dichterischen Inhalts. Er ist ganz Romantiker, ohne jemals „romantisch" zu sein in der volkstümlichen Mondscheinbedeutung des Wortes. Er hat nichts Stilistisch-Klassisches an glatter Form, er verschönert nie ein Gefühl und singt und sagt auch Häßliches, wo Sinn und Ton es verlangt. Ohne Schranken, losgelöst von allen schamhaften Hemmungen, schließt er mit leidenschaftlicher Sinnlichkeit sein tiefstes Erleben auf.

Grillparzer wünscht einmal: „Ich möchte eine Tragödie in Gedanken schreiben können. Es würde ein Meisterwerk werden." Er fühlte die Zusammenschrumpfung seiner geistigen Phantasiewelt auf ein körperhaftes greifbares Gerüst, wenn er sie mitzuteilen suchte. Man muß sich einmal klarmachen, was für Vorarbeit an Welterleben, an Gedanken, Formen, Ahnen der Niederschrift eines einzigen Ewigkeitsverses vorangeht, um sein Wort zu verstehen. Die Niederschrift ist nur ein schwacher Niederschlag des Urzustandes schöpferischen Erlebens. Der unschöpferische Darsteller und Ausdruckskünstler, zumal der „natürliche", nimmt schließlich dem Vers den letzten körperlosen, zitternd geahnten, „unsagbaren" Glanz seines ersten seelischen Aufschwebens.

Wüllners unerhörte Größe, seine magische Gewalt liegt aber in der Fähigkeit, die „Tragödie in Gedanken" wiederzuahnen und darzustellen. Nicht die letzte, befreiende Verkörperlichung der dichterischen Idee, sondern den Urzustand der keimenden Gedanken baut er auf. Er ist selbst ein genialer Dichter — auf Grund einer fremden Urphantasie. Er gibt nicht das fertige Werk, das jeder verstehen kann, sondern die schöpferischen Schwingungen, die nur ein Dichter fühlen kann, das Werden neben dem Gewordenen. Seine Phantasie trägt wieder ans Licht, was der Realisierung zum Opfer gefallen ist. Er füllt den Körper wieder mit der ringenden, suchenden, ahnenden Seele des Dichters und wirkt so, wie nur der Dichter oder Komponist als eigener Interpret wirken könnte, wenn ihm die hemmungslose Ablegung des seelischen Schamgefühls, die vornehmste Gabe der Darstellungskunst, möglich wäre. Daß Wedekind diese Gabe besaß, gab der Darstellung seiner eigenen Werke die hohe vollendete Bedeutung trotz „dilettantischer" Unfähigkeit, die Bühne und das Körperhafte der Schauspielkunst auszunützen. Auch Wüllner kann auf der Bühne nur das Körperlich-Notwendige geben, wenn er die Gestalt aus den Urnebeln dichterischer Intention, im Zusammenhang mit der Idee des ganzen Werkes emporheben will. Sie nennen ihn den „Rezitator" auf der Bühne, weil ihnen diese — lyrische — Art, die Gestalt, das Drama auf den inneren Kern zu führen, unkomödiantisch erscheint. Allerdings kann solcher Schauspieler, der nicht handelnd „spielt", sondern deutend vertieft, der Alltäglichkeiten körperlicher

Erscheinung vermeidet, um die Ewigkeit geistigen Fühlens zu geben, nicht dem wechselvollen Repertoir einer „modernen" Bühne einverleibt werden. Seine Art zu sprechen, verlangt Höhenwerke voll Ideen und Geschehnissen, die nicht „verkörpert" und damit „entgeistigt" werden dürfen. Manchen tiefen Ideen ist auf der Bühne keine Heimat beschieden, weil die lyrischen Schauspieler fehlen, die den mitschwingenden Schimmer der Idee, die „Tragödie in Gedanken" geistig bewältigen und gestalten können. Genau so wenig wie „Handlung" das erste Kennzeichen eines Dramas ist, sondern der Geist, der aus der Dichtung erklingt, so ist auch nicht der allein ein Schauspieler, der es versteht, die Worte in Handlung aufzulösen, wenn auch solcher der spezifischen Eigenart der Schauspielkunst nähersteht und höchste Wirkungen erzielen kann.

Das Schmerzliche bei all diesen peinlichen Abgrenzungen und konstruierten Begriffen ist, daß durch „Wenn und Aber" den tiefsten Werken die Bühne verschlossen wird und die seelischen Ideen- und Menschendarsteller den Theaterbesuchern entzogen werden, die unbeirrt von Fachrubriken sich doch immer wieder erschüttern lassen vom Dichtergeist und der ganzen Persönlichkeit dessen, der ihn mit seinem leidenschafterregten Herzblut aufdeckt und ausstreut. Und sofern große Künstler stets große Menschen sind, wird nie das „Menschliche" in dieser tieferen Art zu sprechen und darzustellen fehlen, das sich nicht so sehr in gehäuften Bewegungen und Spielen mit allem Bühneninventar erweist, als in der Ausschöpfung der menschlichen Triebkräfte und Gedankenverbindungen.

II.

Eine seltene Familientradition findet in Ludwig Wüllner, der am 19. August 60 Jahre alt wird, seinen Abschluß. Sein Großvater, der noch als Jüngling seinen angestammten westfälischen Heimatboden umpflügte und spät zum Studium kam, war Germanist und Freund der Gebrüder Grimm. Er war einer der gesunden Tatromantiker, wie sie sich vielfach gerade unter dem „losen Sternenhaufen" der letzten Zeit entwickelten. Ihm dankt Wüllner die Liebe zur deutschen Literatur im Sinne der Brüder Grimm und Scherers. Nie war und ist er Gelehrter im trocknen, ausklügelnden Philologenverstande. Intuitiv dringt er in die Tiefen der Literatur und nie verläßt ihn sein reines Gefühl für Echtheit und Größe. Und als er einem elterlichen Wunsche gemäß, statt Schauspieler zu werden, Germanistik bei Scherer studierte, zusammen mit Otto Brahm, Paul Schlenther, Gustav Roethe und Edward Schröder, als der Jüngste der Gleichstrebenden, verlor er nie den großen Zusammenhang und das Gefühl für die Poesie der Sprache. Als Dozent später hatte er wohl die „Andacht zum Unbedeutenden", wie Schlegel von den Grimms sagte, die alle Großen auszeichnet, doch schon damals faßte er lebendig empfindend Einzelheiten zu Gesamtbildern zusammen und führte durch leidenschaftlichen Vortrag eines Goethischen Werkes seine auffallend zahlreichen Hörer tiefer zum Verständnis als durch philologische Zangen und Hebelwerke.

Der Weg zu einer Berliner Professur in jungen Jahren war schon bereitet und geebnet, als er sich ganz zur lebendigen Kunst entschloß und nach Köln zum Musikkonservatorium seines Vaters ging. Seit früher Jugend schlang die Musik sich um seine suchende, scheue Seele. Sein Vater, Franz Wüllner, der bekannte Münchener Dirigent und große Musikpädagoge, unter dessen Taktstock die erste „Walküre" erklang, sah in seinem Hause die Besten seiner Zeit und stand Johannes Brahms besonders nahe. Hier in dem musikalischen Erbe liegt die zweite Wurzel der Kraft und Entfaltung Ludwig Wüllners. Er lernte die ganze deutsche Musikliteratur, besonders die klassische Kammermusik, kennen und spielte seit den ersten tastenden Kinderjahren Violine. In den Kölner Jahren studierte er mit hingebendem Fleiß Gesangtechnik und die musikalische Theorie. Bald wurde er selbst auf dem berühmten Konservatorium Lehrer und dirigierte einen Kirchenchor. Was er tat, stets setzte er seinen ganzen großen Menschen ein, ging auf die Grundtiefen und holte Leben aus dem Stoff. In qualvollsten inneren Kämpfen mit Lebenserscheinungen und künstlerischen Ideen, ließ er sich vorwärts tastend von seinem Genius weiter treiben, stets arbeitend und forschend, lernend und lehrend. Er wußte nicht, wozu er bestimmt war, nur an seine künstlerische und menschliche Bedeutsamkeit glaubte er. Er erlebte Nietzsches großes Wort in Schopenhauer als Erzieher: „Ein Mann erhebt sich niemals höher als wenn er nicht weiß, wohin sein Weg ihn noch führen kann". Und ein suchender, vielgestaltiger Wanderer ist er bis heute geblieben, nie satt an seinen größten Taten, stets ausschauend nach neuen Wegen. In diesen Jahren legte er den Grund zu der umfassenden ausgeprägten Kultur, die ihn als Sänger und Sprecher vom ersten Ton an bedeutend und eigenartig machte. Alle Grundpfeiler der künstlerischen und menschlichen Welterkenntnis lernt er aus eigener Anschauung, und jedes Wort, das er singt oder spricht ist sein Besitz. Hier liegt die Ursache zu der zwingenden Echtheit seines ganzen tief deutschen Wesens, der überzeugenden Ehrlichkeit und tiefwirkenden Größe seiner Erscheinung als Künstler und Mensch. Er hat das Leben, sich und die Arbeit ernst genommen, und ernst nimmt er zu jeder Stunde die vielgestuften Hörer in Saal und Theater.

Als alle Familienbedenken beseitigt waren, fand er durch die begeisterte Aufmunterung des Meininger Herzogs mit 30 Jahren endlich den ersten Halt, ein Ziel, ein Schaffen, das seiner Glutseele Nahrung gab. Fünf Jahre reichster Arbeit konnte er, dessen stärkste Sehnsucht stets die Bühne war, diesem vollendet künstlerisch geleiteten Institute widmen. Von den ersten Depeschenworten des Herzogs an den Vater: „Ihr Sohn ist zum Menschendarsteller geboren, das Theater kann sich gratulieren, wenn es ihn benützt", bis zu den Abschiedsworten zur Verleihung des Hofschauspielertitels: „In Anbetracht seiner ausgezeichneten künstlerischen Leistungen, seiner hohen Intelligenz und echten Innerlichkeit" zeigt sich das hohe klare Verständnis des Fürsten für Wüllners Erscheinung. Als ein geistig Vollendeter fand sich dieser sofort heimisch auf den Brettern, auf denen er Klassisches und Modernes mit scharfer Charakterisierungskunst spielte.

Mit welch fruchtbarer Klarheit und Sicherheit er in die Tiefen der deutschen Musikkultur eingedrungen war, bewies er, als er eines Tages bei der Aufführung der Missa solemnis für den plötzlich erkrankten Tenor einsprang und die Partie ohne Probe zum guten Ende führte. Singen und Sprechen empfand er stets als eines Stammes. So war für ihn, den durchgebildeten Musiker, von der Bühne in den Konzertsaal kein allzugroßer Sprung.

Durch äußere Umstände veranlaßt, schied er aus dem Verband der Meininger. Das ihm angebotene Münchener Engagement als Possarts Nachfolger sagte ihm, der sich nach den Heldenrollen sehnte, nicht zu, und merkwürdig entschlossen und sicher seine Mission fühlend, kündigte er in Berlin einen Liederabend an. Der Erfolg war beispiellos. Die folgenden Abende steigerten den Eindruck, der Anlaß zu heftigstem Fachstreit gab. Mit 37 Jahren wurde er Liedersänger. Er sang, ohne eigenen Wunsch, neuartig zu sein, anders als alle Liedersänger der Zeit. Er brachte Geistigkeit in den Konzertsaal, der voll der bedeutendsten schaffenden Köpfe war. Er wurde zum Pfadfinder und Interpreten des deutschen Liederstils. Niemand vor ihm gestaltete so klar den Wunsch unserer großen Liederkomponisten, den schon Gluck vorahnend formulierte: „Ich wollte die Musik auf die wahre Aufgabe beschränken, welche nur die sein kann: der Dichtung zu dienen, indem sie den Ausdruck der Empfindung und den Reiz der Situation verstärkt . . ." So mußte Wüllner zunächst zum gegebenen Schubertsänger werden, dessen innige Liebe zu inhaltlich bedeutenden Dichtungen, zumal Goethes, im Gegensatz noch zu Haydn und Mozart, charakteristisch und bezeichnend für seinen Liedbegriff ist dessen letzte Konsequenz Hugo Wolf im Verhältnis zwischen Text und Gesang zog.

Wüllner erschloß die treibenden Kräfte, aus denen Schubert seine Melodien empfing. Er ging auf den Grund des Musikbewußtseins, indem er die Dichtung in der Melodie gestaltete und den nach Einheit strebenden Intensionen des Komponisten folgte. Er gab an ganzen Schubertabenden ein geschlossenes Bild unseres erstaunlichsten Liederkomponisten, dessen vielseitiges Einspüren in entgegengesetzte Gebilde er als Ausdruckskünstler, besonders als Sänger, in umfassender Gestaltungskraft besitzt. Er konnte es auch wagen, ganze Schumannabende zu geben, weil er auch hier den weniger dramatisch akzentuierten, seelisch verborgenen Schattierungen menschlich und musikalisch nachging und Ton und Färbung gab.

Eng verknüpft mit Wüllners Namen ist Johannes Brahms, dessen oft harte Innerlichkeit er ebenso melodisch im Sinne des Komponisten sang, dem die edel geführte Gesangsmelodie die Hauptsache war, wie er seine schwere Kraft musikalisch formte und gestaltete. Die ernsten Gesänge vermag niemand so erschütternd weisheitsvoll und weltbegreifend zu singen und wer den seltenen Magelonenabend hören durfte, wird bewundernd vor dem engen Bande stehen, das sich hier um Tieck, Brahms und Wüllner gleichen Geistes schlingt.

Einen ganzen Musiker und tiefen Menschen erfordert die Darstellung Hugo Wolfscher Lieder. Wüllner sang und deklamierte den inhaltlichsten der Modernen, der ganz aus Geist und Sinn des Dichtwerks schuf mit der Hingebung eines Gleichgesinnten. Liliencrons Gedenkworte: „Vorn im Mörike-Heft, auf erster Seite, hattest du Bescheidener, des Dichters Bild verehrend aufgestellt" sind bezeichnend genug für diesen seltenen Lyriker des Tones. Wer singt wie Wüllner den Rattenfänger so überlegen in Tempo und Gestaltung und wer das Goethische „Epiphanias" so überwältigend komisch und naiv-durchtrieben, wer die tiefe Phantastik des „Feuerreiters" so gespensterhaft realistisch. Und die Lieder vom Rezensenten, vom Katzenjammer, von den Weibern, von ihm gesungen, zeigen wieder, daß erst der große Weltverstehende der große Humorist sein kann.

Es kann hier nicht des ganzen großen Programms dieses Unermüdlichen gedacht werden. Daß er auch Richard Strauß in höchster Vollendung gerecht zu werden vermochte, zeugt von seiner eminenten Anpassungsgabe an alles was groß und bedeutend ist und sein letztes Einsetzen für den jungen gefallenen, noch lange nicht genug gewürdigten Fritz Jürgens, ist ein Zeichen für sein ideelles Miterleben alles Echten und Ehrlichen.

Seiner Überzeugung und Stimmbildung gemäß gab er während dieser Zeit höchster Gesangleistung das Sprechen nicht auf. Er lieh den

besten Melodramen, dieser Urform der musikalisch-dichterischen Äußerungen, seine seltene Doppelbegabung und formte sie zu einer geschlossenen Einheit aus gesprochenem Wort und umschwebender Musik. Daß das Melodram nicht überall in gutem Rufe steht, liegt nicht an dieser durchaus selbstverständlichen Kunstgattung, vielmehr an den Sprechern, die einmal trockenen Tones an der Musik vorbeisprechen, anderseits sich treiben lassen vom Klingen der begleitenden Musik und unnatürlich, pathetisch tönend ein hinfließendes Fresko geben. Bei Wüllners Art, ausholend, tiefgreifend, schwungvoll hinreißend zu sprechen, bleibt die Musik der Unterton, doch die Farben darauf sind trotz ihrer Leuchtkraft auf ihm aufgebaut, frei und doch gebannt. „Hektors Bestattung", der 24. Gesang der Ilias mit Graf Eulenburgs großzügiger begleitender Musik wird zu einem grandiosen Höhepunkt seines ganzen Schaffens. Niemand aber von allen, die je ihre Künstlerschaft dem Werke widmeten, kann in der Gestaltung des Byronschen Manfred seine überwältigende Tragik erreichen. Dieser einsame, geniale Sucher ist so sehr sein Besitz geworden, daß sein Name mit ihm verbunden ist wie Schumanns Musik. Hier findet er seine zerrissene, abgeplagte, weltablehnende, weltsehnende ewig sich zerquälende Seele wieder und „was der ganzen Menschheit zugeteilt ist", scheint hier in erschütterndster Schmerzesgewalt Gestalt zu werden.

Wüllners Sehnsucht zum Theater trieb ihn vorübergehend der Reinhardt-Bühne in die Arme, auf der er der Jarl Skule und Herodes, Nathan und Rosmer für kurze Gastzeit war. Doch seine eigentliche Bühnentätigkeit, wie er sie jetzt auf höchster eigener Höhe von neuem aufgenommen, begann erst wieder auf Reinhardts Volksbühne mit seinem weisen, gütigen, gewaltigen Zauberer Prospero. Ihm schloß sich der Faust und der Lear an, die er dann einen Winter hindurch am Burgtheater zur höchsten Vollendung entfaltete. Er gibt den Faust — wieder bei Reinhardt — ganz als leidenschaftlichen, dämonischen Weltsucher. Die Monologe sprühen heißes, aufrüttelndes, wildwühlendes Leben. Wegeners erdhaft-dämonischer Mephisto und Wüllners geistig-ausschauender Faust ergänzen sich in ihrer grandiosen engverschlungenen Disharmonie zu dem Goethischen einheitlichen Weltbild, wie wir es heute auf der Bühne nirgendwo so eindringlich klar und bedeutend erleben.

Wir wollen hier nur seiner Hauptgestalten gedenken: seines herrischen und doch über die Maßen gütigen liebesuchenden Lear, den er beim ersten Auftreten nur durch Geste und Gebärde schon mitten in seinen Wesenskern hineinführt, daß den Zuschauern die Vorgeschichte des Dramas vor Augen steht: der jähzornige Herrschereigensinn des unbestimmbaren Alten. Seine geistige Vertiefung führt ihn zu einer Einfachheit des Tones und der Gebärde, die alles Theatralische an wohlbekannten Höhepunkten überlieferter Ausbrüche vermeidet. Diese Einfachheit gibt auch seinem weisen gütigen Nathan die Lebenswärme, die greifbare Menschengestalt. Dieser Alte ist nicht aus Berechnung gütig, wohl aber aus Güte berechnend. Des gütigen Juden Gegenpol Shylock wird zum blinden Fanatiker, zum Rächer und Ankläger. Sein Othello ist edel und heldhaft, sein Wallenstein einsam und in sich gekehrt inmitten ratender, geschäftiger Freunde. Der Hauch des alles bannenden und doch selbstzweifelnden, Deutung suchenden Genies weht um seine gigantische Erscheinung.

Eine große, reine, vertrauensvolle Menschenseele ruht in allen seinen Gestalten. Eine seltsame Mischung von unbefangener Jugendlichkeit und reifem Verstehen, sein großer, offener, liebender Charakter ist das magisch wirkende, Größe ausstrahlende Fundament seiner Wirkung.

Seit 1913 kündet er auf dem Vortragspodium Goethes Welt. Goethes Lieder und Balladen, den Faust und den Divan, seine Jugend und seine Weisheit, seinen Humor und seine Leiden, seinen Trotz und seine Andacht, sein Suchen und sein Vollenden. Wenn er an einem Abend das Weltproblem Faust aus dem I. und II. Teil zu überwältigender Klarheit und Geistigkeit formt, ist Goethes Unendlichkeit mitten unter uns. In Wüllner schwingt noch die Offenbarung der ersten Leidenschaft wie die Weisheit der letzten Erkenntnis. So werden die Sesenheimer Lieder zu hinreißendem Sturm und Drang wie die gedankliche Trilogie der Leidenschaften eine erkenntnisdurchzitterte, heißatmende Resignation. Die kleinen lieben Verse „Gefunden" spricht er in innigster Einfachheit wie er den Andersenschen Schweinehirten, das Kellersche Tauflegendchen im heiteren Märchentone erzählt. So weiß man, daß niemals Effekt ihn leitet, wenn er den Hochton Schillerscher Balladen anschlägt, sie formend zu gewaltigen Szenen und Dramen voll leidenschaftlich-bewegten prunkhaften Farben.

Jedem Werke gibt er seinen eigentümlichen Stil, sein Pathos und seine Schlichtheit, seine Musik und seine Knappheit, seine Klarheit und seine Mystik, seine lodernde Gewalt oder innige Zartheit.

Seinem Schaffen ist noch kein Ziel gesetzt, der nun bald 60 jährige lebt unter uns in der stets sich steigenden Unermüdlichkeit seiner jungen lebensstarken hohen Seele. Wer einmal das Phänomen seiner Gesamterscheinung in sich gesogen hat, nicht belastet mit Vergleichen, unbeirrt durch theoretische Einteilungen und Grenzbegriffe, dem wird er nicht Führer einer Richtung sein, wohl aber Maßstab für Recht und Wert künstlerischen Schaffens und Gestaltens.



August Trümper — Wald



Mitteilungen des Eichendorff-Bundes

Sommernachtsvision / Im Gedenken an Eichendorff

Von Max Wünsch

Das Gedicht ist entstanden anläßlich einer Eichendorff-Feier in der Schlaraffia Caprae collum. Der besungene Berg ist der Holzberg bei Ziegenhals in Schlesien, den Eichendorff von Neisse aus oft bestiegen hat.

Leitspruch:
Wer den Dichter will verstehen,
Muß in Dichters Lande gehen.
Goethe.

Sorgenmüde lenkt' ich meinen Schritt
Höhenwärts. Ich stieg hinauf zum Walde.
Hemmend, schleppend stieg die Sorge mit
Schmalen Pfades über stein'ge Halde.

Als wir füglich jene Höh' erreicht,
Bis zu der des Tales Dünste stiegen,
Blieb zurück sie und wie Nebel leicht
Sah ich wieder sie zu Tale fliegen.

Rückwärts schauend halt ich kurze Rast,
Lasse nieder mich am Waldesrande.
Frei von Mühen und des Tageslast
Seh' zu Füßen weithin ich die Lande.

Doch schon seh' ich drüben dort am Kamm
Sich das Taggestirn zur Rüste neigen,
Und im Walde sprühts von Ast und Stamm,
Goldnes Feuer leuchtet aus den Zweigen.

Aus dem Tale tief ein Läuten klingt.
Wie in Andacht glüht der Wald im Schweigen;
Weit im Feld wohl noch ein Vogel singt;
Und im Herzen wirds so still und eigen.

Langsam schreit' ich nun hinauf im Wald,
Bis er oben lichtet sich am Gipfel.
Alles Stille! Nur „verworren schallt"
„Tief die Welt" — „es rauschen leis die Wipfel".

Halbwach lieg ich träumend hier im Moos,
Seh' die Schatten länger, dunkler werden.
Und den Himmel, bleich und sternenlos
Blauend decken sich mit Sternenherden.

Und so lieg' ich, bis von fern ein Klang
Eines Waldhorns hallt von Bergeswänden;
Alter Weisen lieber trauter Sang
Klingt herauf und will schier nimmer enden.

Und es singt und klingt, ich weiß recht gut
Wohin Sang und Hornesklänge gehen:
Durch den Wald hin, „wo die Liebste ruht";
„Liegt ein Grund dort hinter jenen Höhen".

Aus dem Dunkel tritt ein Wandersmann,
Einfach, schlicht, die Augen freundlich helle,
Auf mich zu und legt sogleich sich dann
Neben mich als meines Traums Geselle.

Seltsam mutet an mich sein Gewand
Längst vergang'ner Biedermeierzeiten
Dennoch aber knüpft ein Seelenband
Fest an ihn mich bis in Ewigkeiten.

Was er spricht, paßt nicht in uns're Zeit,
Diese Zeit der kalten Nüchternheiten.
Was er spricht, das liegt so weit, so weit
Längst begraben in Vergessenheiten.

Auf mein Fragen gibt er gern Bescheid;
Läßt erzählen sich von uns Schlaraffen;
Sprach zu mir, daß in der Jugendzeit
Er sich auch ein Wunderland geschaffen.

„Doch von dieser sorgenvollen Welt,
„Die im Bann mit „ihrem Gram und Glücke"
„Menschenherzen und -gedanken hält,
„Führt zu diesem Lande keine Brücke.

„Wandernd sucht' ich einst in Berg und Tal
„Nach den Spuren zu dem Land des Sehnens,
„Bald bei Nacht und bald im Morgenstrahl —
„Schöne Zeit des hoffnungsvollen Wähnens!

„Anders, fand' ich, draußen war die Welt,
„Herz und Auge wurd' dabei gesunder,
„Fand den Gott im stillen weiten Feld
„Und die Welt ward mir zur Welt der Wunder.

„Auf den Höhen, fühlt' ich, war ich frei,
„Funkelnd sprachen selbst zu mir die Sterne;
„Oben fühlt' ich, daß ich glücklich sei,
„Sprach von Glück mir dämmernd doch die Ferne.

„Fröhlich singend auf dem Wanderpfad,
„Mag die Sorge hinter Dir auch dräuen,
„Frisch und froh zu kühner, stolzer Tat,
„Brauchst Du Tod und Teufel nicht zu scheuen."

„„Nun, das ist's"", so warf ich schüchtern ein,
„„Daß wir Euch zum Unseren erküren,
„„Wer so fühlt, der muß Schlaraffe sein,
„„Führer derer, die im Geiste führen."" —

Lange hat er drauf mich angeblickt,
Legt aufs Haupt, mich segnend, noch die Linke,
Hat mir stumm die Rechte dann gedrückt,
Wendet drauf sich kurz mit stummem Winke. —

Überm Walde stieg der Mond empor,
Silbern scheinend, alles übergießend.
Nur noch einmal tritt der Dichter vor,
Wie im Gehen schwindend, stumm noch grüßend.

Bellt ein Hund nicht drunten dort im Tal?
Bleichen nicht im Osten schon die Sterne?
Neuen Tag verkündend, neue Qual?
Dämmernd lauernd dort in grauer Ferne?

Fester zieh' ich meinen Mantel an,
Steig' zu Tale unter leichtem Schauern,
Doch das Bild vom frohen Wandersmann
Bleibt bei mir noch zwischen Haus und Mauern.

Ach! Wie klein sind Sorgen doch und Not!
Gestern wollten sie mich noch erschlaffen,
Dessen schäm' ich mich im Morgenrot:
„Lulu! Brüder! Allen Euch Schlaraffen".

Aus dem Leben der Ortsgruppen

Berlin. Die Gründung der Ortsgruppe fand am Sonntag, den 7. April, in den stimmungsvollen Räumen des Lessing-Museums statt, eines Hauses, das rein äußerlich schon mit seinen verwinkelten Treppen und malerischen Höfen einen Schmollwinkel des romantischen Alt-Berlin bildet und auch geistig verknüpft ist mit der Frühromantik, die sich unter Friedrich Schlegel eng an Lessing lehnte und auch zu Nicolai, dem Erbauer des Hauses, in mannigfacher Beziehung stand. Herr Dr. Kurt Bock begrüßte die Anwesenden und verlas eingelaufene Glückwünsche, u. a. von den Universitätsprofessoren Gustav Roethe und Max Herrmann, den Schriftstellern Ludwig Sternaux und Max Jungnickel. Genehmigt wurden nachträglich alle vorbereitenden Schritte, ferner die Satzungen und alle Pläne zu reger Werbetätigkeit, so Vertrieb eines Aufrufes und einer künstlerischen Postkarte. In den Vorstand wurden gewählt: Professor Heinrich Sohnrey (Ehrenvorsitz), Dr. Kurt Bock (stellv. Vorsitz, Geschäfts- und Schriftleiter), Baron Carl von Vietinghoff gen. Scheel Dr. phil., Verlagsbuchhändler Martin Breslauer, die Schriftsteller und Künstler Reinhold Braun, Dr. Manfred Georg, Wilhelm Renner, Lothar Schütze, Franz Wugk. Für Vorträge und Dichter-Abende, die möglichst bald schon stattfinden sollen, stellte der ebenfalls anwesende Direktor des Lessing-Museums, Herr G. R. Kruse, den Museumssaal zur Verfügung. Der Gedanke eines großzügigen Konzertes im kommenden Winter wurde gutgeheißen. Lebhaften Beifall fand die beabsichtigte Herausgabe „romantischer Flugblätter", die dem engeren Zusammenschluß der Mitglieder dienen, gleichzeitig werben und alte und junge Berliner Romantik, auch die liebevolle, lebendige Erinnerung an Alt-Berlin pflegen soll. — Die Versammlung gab den Eindruck eines frisch-fröhlichen Willens und fester Überzeugung vom Werte romantischer Kultur, sodaß eine sichere Grundlage für gutes Gelingen gegeben scheint.

Beitrittserklärungen und Anfragen an Dr. Bock, Berlin NW 87, Elberfelderstraße 24a.

Bottrop. Der Raabe Abend am Montag, den 13. Mai, welchen die Ortsgruppe Bottrop des Eichendorff-Bundes veranstaltete, war in jeder Hinsicht gelungen. Herr Lehrer Zisch zeichnete in seinem Vortrage über den Dichter des „Hungerpastor" vornehmlich den Menschen Wilh. Raabe. Er wies darauf hin, wie er erfüllt war von deutschem Geiste, von echter Religiosität und wahrer Humanität. Endlich pries er seinen Humor; Raabe ist ein Humorist, der unter Tränen lächelt, der das Komische am Menschen sieht und schildert, ohne deshalb zum Hanswurst herabzusinken. Der ganze Mensch Raabe spiegelt sich auch in seinen Werken wieder. Redner belegte diese Tatsache durch eine Fülle gut gewählter Zitate. Mit einem warmen Appell an die Zuhörer, die Werke dieses deutschen Meisters zu lesen, schloß der Vortragende seine mit Beifall aufgenommenen Ausführungen.

Der Vorstand der Ortsgruppe:
I. Vorsitzender:
Reinhard Ewald, Dr. phil., Studienassessor,
II. Vorsitzender: Zisch Franz, Lehrer,
Geschäfts- und Schriftführer:
Görner Joseph, Buchhändler,
Literarischer Beirat:
Frl. Birkenhauer, Lyzeal-Oberlehrerin,
Frl. Müller, Lehrerin.
Vereinslokal; Hotel Westfälischer Hof.
Beginn der Sitzungen: 8½ Uhr.
Versammlung: einmal im Monat.
Der Abend wird vom Vorstand jedesmal erst bestimmt.

Brünn. Mit einem Vortrage über den Dichter „Joseph von Eichendorff", den unser Bundesvorsitzender Schulrat Professor Emil Soffé am 13. März d. J. im Saale des Mährischen Gewerbevereins hielt, empfing der Brünner Eichendorff-Bund seine Feuertaufe vor der Öffentlichkeit und konnte sich zugleich seine ersten Ruhmeslorbeeren holen. Welch großes Interesse man in unserer Stadt dem jungen Eichendorff-Bund und seinen idealen, künstlerischen Bestrebungen entgegenbringt, bewies der Umstand, daß der Saal bis auf das letzte Plätzchen gefüllt war und daß viele der Späterkommenden keinen Einlaß mehr finden konnten. Die höchsten Spitzen der zivilen, militärischen und kirchlichen Behörden konnten wir bei dieser Veranstaltung begrüßen, so den Statthalter von Mähren Minister a. D. Freiherrn von Heinold, den Bischof der Brünner Diözese, den Oberlandesgerichtspräsidenten, den Stellvertreter des Stadtkommandanten, den Senior der evangelischen Kirchengemeinde, den Rabbiner der israelitischen Kultusgemeinde in Brünn und zahlreiche hohe Vertreter Brünner Behörden und Ämter sowie der literarischen, wissenschaftlichen und künstlerischen Vereinigungen. Der ganze Verlauf dieser Veranstaltung stand im Zeichen eines über alles Erwarten schönen Erfolges. Der Vortragende verstand es in meisterhafter Weise, die Zuhörer nicht nur durch die literarhistorisch gediegenen, gedankentiefen Ausführungen, sondern auch durch seine ursprüngliche, leichtflüssige Erzählergabe bis an das Ende in Spannung zu erhalten. Der „Tagesbote für Mähren und Schlesien in Brünn" schrieb über die Veranstaltung in seiner Nummer vom 16. März 1918 unter anderem: „. . . . Der Vortragende gab in anschaulicher Weise ein Bild von Eichendorffs Leben und Wirken, zog die Grenzen der Begabung Eichendorffs und betonte die Innigkeit und Seelentiefe, die seine Dichtungen zu wahren Volksliedern gemacht haben. Die mit glücklicher Erfassung in den Vortrag eingestreuten Lieder gestalteten den Stoff auf das Vorteilhafteste. Der Vortragende betonte, daß man in Eichendorff keineswegs den religiöser Einseitigkeit zustrebenden Dichter erblicken dürfe. Kirchliche

Tendenzen liegen Eichendorff fern; die Freude an der Schöpfung, die Ahnung des Göttlichen in der Natur waren ihm das Höchste. Am Schlusse seiner Ausführungen wies Schulrat Soffé darauf hin, daß das große Weltringen uns die Erinnerung an die glanzvolle Zeit deutschen Emporstrebens und an die Männer jener Tage ins Gedächtnis zurückrief. Unter den Romantikern trat einzig Eichendorff aus den verschwimmenden Schleiern, die der treibende Tag über ihn geworfen, schärfer und klarer hervor. Und um das Banner dieses letzten Romantikers will der junge Brünner Eichendorff-Bund alle jene scharen, die selbst künstlerisch schaffen oder, an der Kunst Freude empfindend, Weg- und Wandergenossen sein wollen nach dem grünen Eiland der Romantik, mit einstimmend in den Ruf: „Krieg den Philistern!" —

Getreu seiner mit Begeisterung übernommenen Sendung, die wahre, echte Kunst zu pflegen und zu fördern und aller tiefempfundenen Schönheit Geltung zu verschaffen gegenüber dem zumeist nüchternen Machwerk, das heute als „Kunst" angepriesen wird, ging der Brünner Eichendorff-Bund daran, am 27. April 1918 im großen Festsaale des Deutschen Hauses einen Vortragsabend zu veranstalten. Dieser brachte einen durchschlagenden Erfolg und wurde zu einem vielbesprochenen, glänzenden Ereignis.

Der zwölfhundert Personen fassende Saal war bis auf das letzte Plätzchen gefüllt; auch diesmal waren alle Spitzen der Behörden und der Gesellschaft zugegen, darunter Ihre Hoheit die Prinzessin zu Schaumburg-Lippe. Am Vortragstische erschien der k. k. Hofschauspieler Alfred Gerasch vom Hofburgtheater in Wien. Er wählte nach dem Bericht der „Brünner Morgenpost" (30. April 1918) im ersten Teile der Vortragsordnung einige Stücke aus Eichendorffs dichterischem Schatze und brachte die verschiedenen Stimmungen bald voll idealer Naturschwärmerei, bald keck zugreifend, einmal gemütvoll, dann wieder in frohem Humor und übermütiger Laune, wie es eben der Charakter der Verse bestimmt, zu wirkungsvollem Ausdruck.

Der zweite Teil des Programms setzte sich aus Werken heimischer Schriftsteller zusammen. Karl Vallazzas warm empfundene, dem Gedenken Eichendorffs gewidmete Verse kamen durch den Vortragenden eindringlich zur Geltung; ergreifend wirkte der „Zigeunertod", voll dramatischen Lebens, packend, prächtig aufgebaut und gehaltvoll in seiner Kürze die buntbewegte Szene. „In der Pusztenschenke", welche dank der hinreißenden Wiedergabe des Herrn Gerasch lebhaftesten Beifalls sich erfreute. Viktor Fritsch stellte sich mit zwei überaus freundlich aufgenommenen lyrischen Gedichten: „Jugendträume" und „Verlust" vorteilhaft ein.

Einen breiten Raum des Vortragsabends nahmen die Szenen aus dem 2. Aufzuge des Schauspieles „Friedrich von Hohenstaufen" von Elisabeth Soffé für sich in Anspruch. Die liebenswürdige junge Schriftstellerin, welche bereits wiederholt schöne Proben ihres Talentes abgelegt hat, zeigt in ihrem Werke, daß sie das Wort zu meistern weiß. Die einzelnen Szenen, zu deren Erläuterung der Gastkünstler eine kurze Inhaltsangabe des 1. Aufzuges gab, atmen, besonders in den Naturschilderungen, im Gespräche Friedrichs mit Walther von der Vogelweide und in der Liebesszene — Friedrich und Blanca — frisch pulsierendes Leben und warme Empfindung. Sie wurden mit reichem Beifall bedacht.

Karl Norbert Mraseks Novelle „Sarkander Nikopher" behandelt in anziehender Weise das Leben eines Künstlers, dessen Ruhm mit dem Augenblick der Erfüllung seiner Sehnsucht bergab geht. Seine Ballade „Der Tanz des Erlebens" ist von nervenaufpeitschender Dämonie, die durch Gerasch' eindrucksvollen, nuancenreichen Vortrag noch gesteigert wurde. Jedenfalls darf man dem Werdegang dieses aufstrebenden, jungen Verfassers mit Interesse entgegensehen.

Soweit die Kritik der hauptstädtischen Presse! Im Anschluß daran sei das kleine Gedicht mitgeteilt, das Karl Vallazza diesem Abend gewidmet hatte. Alfred Gerasch trug es mit warmer Empfindung vor:

Eichendorff! Bei deinem Namen
Tut sich auf die Waldespracht,
Hörner schallen durch die Stille
Einer mondbeglänzten Nacht.

Und am Platz das Brünnlein raunet
Sein verträumtes altes Lied;
Durch die Straßen schleicht der Wächter
Mit der Pike schlummermüd.

Mühlenräder geh'n am Bache,
Burgen spiegeln sich im Strom —
Fromme Pilger zieh'n zur Andacht
In den säulenhohen Dom.

Und aus fernen Einsamkeiten
Überkommt mich süße Ruh' —
Finder du der blauen Blume,
Ritter der Romantik du!

Essen. Mit einer Eichendorff-Morgenfeier trat die Ortsgruppe zum erstenmal in die große Öffentlichkeit am 2. Juni im Kruppsaal des Städt. Saalbaues. Herr Oberlehrer Dr. Franz Faßbinder sprach Worte der Einführung. Es folgten Gesänge für Sopran nach Eichendorff-Texten von Schumann, Wolf, Robert Franz und Pfitzner. Frl. Erna Reigbert vom Essener Stadttheater sprach Gedichte von Eichendorff, Frau Direktor Maerkert (Duisburg) Szenen aus dem „Taugenichts". Heinrich Zerkaulen las den „Besuch bei Eichendorff" aus seiner „Spitzweggasse" vor. — Weitere Veranstaltungen im Essener Stadttheater sind für den kommenden Winter vorgesehen.

München-Gladbach. Am Montag, 13. Mai, hatte eine Gruppe von Einzelmitgliedern im Weinsaal der „Oberstadt" einen Kreis zahlreich erschienener Gleichgestimmter zu einem stillen Eichendorff-Abend versammelt, dem auch des Dichters Enkel, Major Freiherr Karl von Eichendorff, beiwohnte. Dr. phil. Saebler sprach einführende Worte über den Dichter. Er feierte ihn als Eichendorff „den Deutschen", der sich wie kein anderer in das Herz des deutschen Volkes hineingesungen habe, als den phantasievollen Erzähler, der uns auch aus der düstersten Wirklichkeit durch seine goldene Phantasie und sein noch goldeneres Gemüt in das glücklichere Reich der Poesie hinüberzuziehen verstehe, als den großen Künstler, der mit den schlichtesten Mitteln die wundervollsten Wirkungen erziele, in ein paar Zeilen den ganzen Zauber einer weichen Mondnacht einzufangen gewußt habe. Die reichlich eingestreuten Proben Eichendorffscher Kunst wurden dann noch ergänzt durch Lieder von Schumann und Wolff nach Eichendorffschen Texten, die Fräulein Venne und Herr Konzertsänger Deußen, von Herrn Musikdirektor Keitel stilvoll begleitet, in feiner, kunstgerechter Ausarbeitung darboten.

Unter dem Vorsitze des Schriftleiters der „Volkskunst", Herrn Emil Ritters, der die vorläufige Geschäftsführung übernommen hatte, wurde dann zur Gründung der Ortsgruppe geschritten und auch bereits eine Reihe von Mitgliedern in den Vorstand gewählt. Die endgültige Reglung der geschäftlichen Angelegenheiten soll demnächst erfolgen. Es war ein stimmungsvoller Abend, der den schönen Erfolg hatte, daß bereits die Mitgliederzahl nahezu fünfzig erreichte, denen sich wohl noch manche andere anschließen werden.

Recklinghausen. Die hiesige Ortsgruppe des Eichendorff-Bundes hat mit der in der zweiten Wächternummer an dieser Stelle angekündigten Veranstaltung eines Eichendorff-Abends einen vollen Erfolg erzielt. Zum Beweise dafür sei im folgenden der Bericht wiedergegeben, den Herr Felix Post über die Veranstaltung in der Recklinghauser Volkszeitung erscheinen ließ. Er schreibt:

Mit einem „Eichendorff-Abend" als erster Veranstaltung trat die hier im Januar gegründete Ortsgruppe des Eichendorff-Bundes am Freitag, den 19. April 1918, vor die breitere Öffentlichkeit. Die stark besetzten Winkelmannschen Räume — man hatte beide Säle herangezogen — gaben der Darbietung den willkommenen weiten Aufnahmeboden und lieferten gleichzeitig den Beweis, daß die junge Eichendorff-Bewegung auch in unserer Stadt Wohlwollen und Mitarbeit finden wird. Schriftleiter Lindner schickte als Vorsitzender der Ortsgruppe den Vorträgen einige einleitende Worte

voraus, die über Wege und Ziele des Eichendorff-Bundes aufklärten. Rückkehr zur Romantik, Wiederanknüpfung unseres deutschen Kulturlebens dort, wo es seine schönste Blüte, seine glänzendste Höhe erreicht hatte, bei der deutschen Romantik von Novalis bis Eichendorff, das ist die Forderung des Bundes. Überwindung des materialistischen Zuges unserer erwerbhastenden Jahrzehnte, Reinigung unseres Kulturlebens und Kunstschaffens von fremdländischer und unserm deutschen Wesen fremder Art, Verdrängung der sich breitmachenden Unkunst im Theater und Konzertsaal, aus Presse und Bücherschrank, das alles sind seine Bestrebungen, zu deren Verwirklichung auch in unserer Stadt die Ortsgruppe die Mitwirkung aller Kreise erbittet. — Der „Eichendorff-Abend“ als solcher stand ganz im Zeichen des Düsseldorfer Schauspielhauses, das die ausführenden Kräfte gestellt hatte. Selten sind wir so treffenden, gemeinverständlichen und doch aphorismenhaft knappen Ausführungen über Wesen und Bedeutung der Romantik begegnet, wie in dem Einleitungswort von Friedrich Märker, der auch die künstlerische Leitung des Abends in die Hand genommen hatte. Vor allem zwei seiner Gedanken möchten wir hier festhalten: Der romantische Künstler sieht die Umwelt nicht mit den nackte Wirklichkeit suchenden Blicken etwa des Forschers oder des Philosophen, er sieht vielmehr die Umgebung durch die Augen seiner romantischen Weltanschauung. So geht seine Erkenntnis nicht auf das Ding an sich, sondern auf die Dinge in ihren tiefen, geheimnisvollen, oft nur geahnten Zusammenhängen und Wechselfäden. Und so wird dann das Zweite möglich. Der unscheinbare, unwesentliche Anlaß wird, gespiegelt im tiefinnerlichen Künstlerwesen, gesehen im Lichte romantischer Weltanschauung, zum Kunstwerk, das sich weit erhebt in seiner Größe über den Eindruck an sich gewaltiger Ereignisse. Eichendorff als Lyriker gibt uns die greifbar anschaulichen Bilder zu diesen Grundmerkmalen der Romantik. Das Beispiel zu diesen Gedankengängen sollte uns Karl Hannemann vermitteln, der mit seinem „Taugenichts“-Kapitel sofort die Zuhörer in Bann schlug. Aber auch der schwierigeren Aufgabe, Eichendorffsche Lyrik im Duft romantischer Stimmung vorzutragen, ward er gerecht. Man braucht nicht immer mit seiner Auffassung des Dichters einverstanden zu sein, empfand vielleicht auch hie und da seinen Vortrag als schauspielerisch, kann ihm aber doch den Beifall für die hübschen Leistungen nicht versagen. Eichendorffsche Lyrik wohnt mit der musikalischen Liedmuse in einem Haus, so ist Eichendorff ein Liebling unserer Liederkomponisten gewesen. Es entsprach dem guten Geschmack der ganzen Anordnung, die Vertonungen nach Hugo Wolf und Schumann in vollkommener Trennung zu geben. Die Wolf-Lieder sang Martin Ullrich (Bariton), die Schumannschen Weisen Clara Vogel mit klangfrohem Mezzosopran, beide in künstlerischer Ausgestaltung und verinnerlichter Auffassung einander nichts nachgebend. Am Flügel begleitete sie der Kapellmeister des Schauspielhauses, der Komponist Hans Ebert, mit fließender Anpassung. — So war denn die erste öffentliche Gabe des Eichendorff-Bundes eine Musterveranstaltung und ein äußerer Erfolg zugleich. Reicher Beifall war die gern gespendete Anerkennung.

Daß diese erste Veranstaltung einen guten Eindruck hinterlassen hat, geht des weiteren aus einem Dankschreiben hervor, das der Leiter des Düsseldorfer Schauspielhauses an den Vorsitzenden der Ortsgruppe richtete. Er schreibt darin: „Die aus Ihrem Vortrag ersichtlichen Ziele des Eichendorff-Bundes haben mir Ihr Streben innerlich besonders nahegebracht, so daß ich mich sehr freuen würde, weiterhin mit Ihnen zusammenarbeiten zu können . .“ — Die Ortsgruppe hat durch ihren ersten öffentlichen Abend über 20 neue Mitglieder gewonnen, so daß sie nunmehr, nach einem Vierteljahr ihres Bestehens, 56 Mitglieder zählt. Das Leben an den Bundesabenden gestaltet sich immer reger. Allwöchentlich finden im Vereinsheim „Kaiserhof“, Kunibertistraße, Zusammenkünfte statt, in denen durch Vortrag, Vorlesungen, musikalische Unterhaltungen den Mitgliedern Anregung und Förderung vermittelt wird. — Für die nächste Zeit ist die Bildung eines besonderen künstlerischen Beirats geplant, dem die Einwirkung auf alle künstlerischen Veranstaltungen des Bundes und der



Stadt im Sinne unserer Bestrebungen obliegen soll. — Beitrittserklärungen nimmt der Vorsitzende, Schriftleiter W. Lindner, Kurfürstenwall 16, entgegen.

* * *

Die „Deutsche Eichendorff-Gesellschaft“ in Gleiwitz hat sich soeben als „Ortsgruppe Oberschlesien“ dem „Eichendorff-Bund“ angeschlossen, der, am 7. September 1917 in München begründet, durch diesen Zuwachs einen Mitgliederstand von über 2200 aufweist; darunter in München 178, Berlin 148, Essen 101, Bottrop 54, Regensburg 50, München-Gladbach 47, Wien 41, Brünn 44, Recklinghausen 56, Gleiwitz 30, Breslau 26, Bonn 20.

Weitere Anmeldungen sind zu richten an Prof. Dr. Wilhelm Kosch, Herzogstraße 65, ab 1. September [illegible]straße 34 in München.

Zu dem Aufsatze: Ein oberschlesisches Stammbuch mit Eintragungen der Brüder Joseph und Wilhelm von Eichendorff / Von Alfons Nowack

Infolge eines technischen Versehens (im 2. Heft) sind gerade die Eintragungen der Brüder Eichendorff ausgefallen. Sie seien hier nachgeholt. Wilhelm von Eichendorff schreibt dem Pfarrer Wodars am 26. Januar 1800 folgende Verse in das Stammbuch:

Nicht im Getümmel, nein, im Schoße der Natur,
Am Silberbach, in unbelauschten Schatten,
Besuchet uns die holde Freude nur
Und überrascht uns oft auf einer Spur,
Wo wir sie nicht vermuthet hatten!

Ihr Freund Wilhelm B. v. Eichendorff.

Lubowitz den 26. Jannuar 1800.

*

Zwei Blätter weiter folgt die Eintragung Joseph von Eichendorffs:

Seelig, wer im Schos der Freuden
Oft an den Verlaßenen denkt;
Wer auf heerdevollen Weiden
Einen Blick den Armen schenkt.

Ihr Freund Joseph
B. v. Eichendorff.

Lubowitz, den 27. Jenner 1800.

Offenbar ist dieses Gedichtlein ein ipse fecit des jungen Eichendorff und somit eine seiner ersten dichterischen Betätigungen. Aus den schlichten Zeilen des Zwölfjährigen spricht schon jene edle menschenfreundliche Gesinnung, die dem Charakterbilde Eichendorffs einen besonderen Liebreiz verleiht.

Sowohl Joseph als Wilhelm haben sich in dem Stammbuche durch Federzeichnungen verewigt, die das 2. Heft dieser Zeitschrift (hinter S. 120) getreu widergibt.

Zwei Erklärungen

Herr Pfarrer Johannes Mumbauer zu Piesport an der Mosel ersucht um Aufnahme folgender Zeilen:

Heinrich Zerkaulen hat im ersten Hefte dieser Zeitschrift eine Silhouette „Der Moselpfarrer“ veröffentlicht, die sich, wie eine „Anmerkung für den Biographen“ noch ausdrücklich hervorhebt, auf mich beziehen soll. Ich habe, nachdem naive Gemüter selbst so tolle Märchen wie die von dem Reisegeld zum Besuch des „Schatzes“, dem Telegrammwechsel, dem Dekamerone neben dem Brevier, dem scharfen Pokulieren, der Bibliothek von 30000 Bänden u. dergl. für bare Münze genommen, andere minder naive die Sache böswillig gegen mich auszubeuten begonnen haben, Veranlassung zu erklären, daß diese ziemlich allgemein mit Kopfschütteln aufgenommene Stilübung freier Erfindung des Autors entsprungen ist und mich und mein Wesen ganz falsch, irreführend und ins Groteske verzerrend darstellt. Ich kann diese gröblich entstellenden Indiskretionen, die sich auch auf meine Bekannten erstrecken, und die geeignet sind, mich in der öffentlichen Achtung herabzusetzen, nur mißbilligen und muß gegen den durch nichts gerechtfertigten Versuch, mich und meinen Stand zur lächerlichen Karikatur herabzuwürdigen, ernstlich Verwahrung einlegen... magis amica veritas!

*

Herr Schriftleiter Heinrich Zerkaulen in Essen bemerkt hiezu folgendes: Vor knapp einem halben Jahr erschien zu Mumbauers 50. Geburtstag ein Huldigungsalmanach katholischer Dichter, der Hanns Heinrich Bormanns und meiner Initiative entsprang. Ich habe der Mumbauerschen „Erklärung“ daraufhin kein Wort der Entgegnung zu sagen. Die sachlichen Beanstandungen meiner Silhouette überlasse ich im übrigen der Fachkritik, die das Kapitel auch in meinem neuen Buch „Die Spitzweggasse“ (bei Jos. Kösel in Kempten) finden wird.



Neuerscheinungen:

Lagarde, Paul de, Erinnerungen aus seinem Leben. Zusammengestellt von Anna de Lagarde. 2. Aufl., Leipzig, Wilhelm Heims. Geh. ℳ 3.—

Die Gemeindedes gefeierten nationalen Denkers ist während des Weltkriegs derart gewachsen, daß sein persönlichstes Werk in der Neuauflage mit einem weiteren tiefgreifenden Erfolg rechnen darf.

Masson, Geheime Memoiren über Rußland. Neubearbeitung von Friedrich M. Kircheisen. Umschlag- und Einbandzeichnung von Karl Arnold. München, A. Langen. Geh. ℳ 4.—

Major Massons Werk gehört zu den spannendsten Schilderungen des Lebens am Hofe der „großen“ Katharina von Rußland.

Mayrhofer, Johannes, Spanien, Reisebilder. Mit 17 Bildern und einer Karte. Viertes bis siebentes Tausend. Freiburg im Breisgau, Herder. Geb. ℳ 5.20

Mohr, Heinrich, Die Rache des Herrn Ulrich und andere Geschichtlein. Freiburg im Breisgau. Geb. ℳ 1.20

Müller, Hans von, Meine Hoffmann-Publikationen. Ein Beitrag zur Hoffmann-Bibliographie des 20. Jahrhunderts. Berlin, Selbstverlag des Verfassers W 30 Motzstraße 31.

Das erste Heft dieses nur in 200 Exemplaren hergestellten Privatdrucks enthält die wichtigeren Veröffentlichungen zu Hoffmanns Leben, nach dem Stande vom 15. November 1917. Die größte Genauigkeit, die allen Arbeiten Hans von Müllers nachgerühmt werden muß, zeichnet auch diese Zusammenstellung aus.

Schlesischer Musenalmanach. Halbjahrsbücher für Dichtung, Literaturgeschichte, Buchkritik und Unterhaltung. Vierter Jahrgang, 1. Halbjahrsband. Schlesiengrube in Oberschlesien, Verlag von Wilhelm Wirbitzky. Kart. ℳ 2.—

Aus den Beiträgen des vorliegenden Halbjahrbands ragt die Geschichte „Im Schoberhäusel“ von Paul Keller hervor.

Paul, Adolf, Lola Montez. Schauspiel. München, A. Langen. Geh. ℳ 1.50

Die weltgeschichtlich berühmte spanische Tänzerin wird in diesem packenden Bühnenstück als Kulissenheldin ihrer Heimat vorgeführt. Das Drama spielt ausschließlich in Madrid und beleuchtet meisterhaft die diplomatischen Intrigen zur Zeit der Kämpfe zwischen Bourbonen und Karlisten um den spanischen Königsthron.

Pirchan, Emil, Faust-Brevier. Eingeleitet von O. Walzel. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong. Geh. ℳ 3.—

Ein Zitatenschatz aus Goethes berühmtestem Werk bedarf keines empfehlenden Wortes. Nur die vorzügliche Ausstattung und das brauchbare Register sei hier besonders anerkannt.

Raithel, Hans, Männertreu. Eine Bauerngeschichte. München, A. Langen. Geh. ℳ 3.50

Der Klassiker des fränkischen Bauernromans, als den wir Raithel getrost neben den Schweizer Jeremias Gotthelf und den Schwarzwälder Heinrich Hansjakob stellen dürfen, verrät in seinem jüngsten Werk den alten schalkhaften Erzähler von Gottesgnaden. Wer das Volk Oberfrankens gründlich kennenlernen und dabei ein echtes Dichtwerk genießen will, greife nach dem erlesenen Buche!

Richter, Ludwig, Lebenserinnerungen eines deutschen Malers. Mit vielen Holzschnitten. Dachau bei München, Einhornverlag.

Der prachtvolle Pappband in Großquart enthält Ludwig Richters unvergängliche Lebenserinnerungen in einem dem kostbaren Inhalt entsprechenden Gewande, mit Perlen aus dem Bilderschatz des Meisters geschmückt.

Reisert, Karl, Deutsche Lieder. Klavierausgabe des Deutschen Kommersbuches. Vierte, vermehrte Auflage, enthaltend 706 Vaterlands-, Studenten- und Volkslieder sowie ein- und zweistimmige Solo-Gesänge mit Klavierbegleitung. Freiburg im Breisgau. Herder. Geb. in Leinwand ℳ 21.—

Das Werk enthält nicht, wie der Untertitel vermuten lassen könnte, hauptsächlich Kommers- und Studentenlieder; diese bilden vielmehr nur einen verschwindend kleinen Teil. Weitaus der größere umfaßt die vom ganzen Volke gesungenen Lieder, und zwar neben denen, die schon seit langem zum musikalischen Hausschatze des deutschen Volkes gehören, auch Schöpfungen neuerer und neuester Dichter, deren Werken die hervorragendsten Liederkomponisten der letzten Jahrzehnte und der Gegenwart die Schwingen des Tones verliehen haben.

Riesch, Helene, Die heilige Hildegard von Bingen (Aus der Sammlung „Frauenbilder"). Freiburg im Breisgau, Herder. Geh. ℳ 2.60

Schieber, Anna, Ludwig Fugeler. Roman. 1. bis 14. Auflage. Heilbronn, Eugen Salzer. Geh. ℳ 4.20

Schmidt, Fritz Philipp, Deutsche Märchen. Eine Sammlung unserer schönsten Volksmärchen. Ausgewählt und mit Bilderschmuck versehen. Vierte Auflage. Leipzig, Dieterich. Geb. ℳ 3.50

Schmidts Buch bildet einen entzückenden Haus- und Kinderschatz von bleibendem Wert. Alle Illustrationen, vor allem die prächtigen farbigen Bildtafeln entsprechen aufs Glücklichste dem volkstümlichen Text der Brüder Grimm, Bechsteins u. a., aus deren Werken die Märlein geschöpft erscheinen.

Sexau, Richard, Brigitta. München, Parcus u. Co. Geh. ℳ 4.—

Unter dem Lindenbaum, Lieder und Sprüche (dem Eichendorff-Bund gewidmet).

P. Tezelin Halusa auf Schloß Ullersdorf (Mähren) versendet hundert Stücke dieses Büchleins an Mitglieder des Eichendorff-Bundes völlig kostenfrei.

Urban Konrad, Bolkoburg und Schweinhaus. Roman. Schlesiengrube, Schles. Musenalmanach. Verlag. Geh. ℳ 4.—

Diese historische Erzählung aus Schlesiens Kirstenzeit bietet im Anhang eine Reihe romantischer Ansichten von Bolkoburg, Bolkenhain und Schweinhausburg.

Deutsche Volksbücher, herausgegeben von Heinrich Mohr: Der arme Heinrich und Historie von der wunderlichen Geduld der Gräfin Griselbis. — Geschichte des Ewigen Juden und Geschichte des Doktor Faustus. — Historie von der unschuldigen, bedrängten heiligen Pfalzgräfin Genoveva. Freiburg im Breisgau, Herder. Jedes Bändchen kart. ℳ 1.20

Weber, Joseph, Das Buch vom Osterhasen. Freising, F. P. Datterer u. Co. Geb. ℳ 3.—

Die liebenswürdige Ostergabe, die der Münchener Fachschullehrer F. Kracher mit fröhlichen Bildern geschmückt hat, bedeutet eine Bereicherung unserer Jugendliteratur.

Winckler, Joseph, Ozean, Des deutschen Volkes Meergesang. Jena, Eugen Diederichs. Geh. ℳ 5.—

Der begabteste Dichter des sog. Quadriga-Kreises ist unstreitig Winckler. Seine jüngste Schöpfung, ein Sammelband höchst eigenartiger freier Rhythmen in Reimen hinterläßt einen starken Eindruck trotz manchem Überschwang im Einzelnen.

Wolfensberger, William, Religiöse Miniaturen. Weltliche Andachten. Heilbronn, Eugen Salzer. Geb. ℳ 1.20

Wolfsgruber, Cölestin, Friedrich Kardinal Schwarzenberg. Wien, Mayer u. Co. 3. Band. Geh. ℳ 24.—

Das Monumentalwerk des bekannten Wiener Kirchenhistorikers über den Kardinal und Erzbischof von Prag Friedrich Fürsten von Schwarzenberg liegt nunmehr abgeschlossen vor. Der wichtigste (dritte) Band stellt den Kampf wegen der Maigesetze 1868, das Vatikanische Konzil, den Kulturkampf der Siebzigerjahre, und dessen Abflauen in der Folgezeit bis zum Tode Schwarzenbergs dar. Der Verfasser weiß den ungeheuren Stoff, quellenmäßig verarbeitet, flüssig und fesselnd zu behandeln. Geschichtsforscher und gebildete Laien werden in gleicher Weise sein dankbares Lesepublikum bilden.

Berger, Richard, Die russische Revolution. M.-Gladbach, Volksvereinsverlag. Geh. ℳ —.50

Die gemeinverständlich geschriebene Darstellung gibt eine treffliche Übersicht über die Entwicklung der russischen Revolution und ihre treibenden Kräfte, und behandelt schließlich auch die jüngste Volkswirtschaft des zerfallenen Riesenreiches, Rußlands Fremdvölker und gegenwärtige Staatenbildungen.

Boetticher, Hermann von, Friedrich der Große. Ein Schauspiel in zwei Teilen. Berlin, S. Fischer. Geh. ℳ 3.50

Ein moderner Kleist schildert in wuchtiger dramatischer Prosa den berühmten Preußenkönig, der wie ein Meteor am Himmel seinerzeit aufgestiegen ist, aber heute noch seine leuchtende Fernwirkung behalten hat.

Bonn, M. J., Irland und die irische Frage. München und Leipzig, Duncker u. Humblot. Geh. ℳ 6.—

Brey, Henriette, Mein Bruder bist du! Ein Trostbüchlein für schwere Tage den lieben Verwundeten und Kranken. 2. Aufl. Einsiedeln, Benziger u. Co. Geb. ℳ 2.—

Bröger, Karl, Soldaten der Erde. Neue Kriegsgedichte. Jena, Eugen Diederichs. Geh. ℳ 1.60

Brühl, Heinrich, Flämische Liederdichtung alter und neuer Zeit. Eine Auswahl in deutschen Nachbildungen. Herausgegeben von der Deutsch-flämischen Literaturgesellschaft. M.-Gladbach, Volksvereinsverlag. Geb. ℳ 4.80

Bumüller, Johannes, Unsere Welt. Schöpfung oder Ewigkeit? M.-Gladbach, Volksvereinsverlag. Geh. ℳ —.45

Die volkstümliche Schrift stellt eine ausgezeichnete Kritik der Häckelschen Weltanschauung dar.

Burg, Anna, Fernen Feuers Widerschein. Ein Schweizer Mädchentagebuch aus der Kriegszeit. Mit Buchschmuck von Susanne Recorden. Zürich, Artist. Institut Orell Füßli. Geb. M. 4.50

Caminada, Christian, Die Bündner Friedhöfe. Eine kulturhistorische Studie mit zahlreichen Illustrationen. Zürich, Artist. Institut Orell Füßli. Geh. M. 9.—

Donders, Adolf, Heimkehr, Stille Gedanken. Volksvereinsverlag, M.-Gladbach. Geb. M. 2.40

Dieses schöne Erbauungsbuch sollten nicht bloß Katholiken, sondern auch Evangelische zur Hand nehmen. Sein Geist ist durchaus irenisch. Namen wie Spalding, Sailer, Raabe, Brentano, Gnauck-Kühne, Keppler, Stolz, Rottmanner, Newman, Hengstenberg, Goethe, Novalis u. a., aus deren Werken geist- und gemütvolle Sprüche der kundige Verfasser gleichsam als Leitsätze ausgewählt hat, finden wir vertreten. Mit Recht schreibt daher „Die Wartburg“ in Leipzig: „Wo in die Tiefe gegraben wird, zu den Quellen, da findet man sich doch immer wieder zusammen.“ „Der Wächter“ begrüßt die Arbeit von Donders und nennt sie eine religiöse T a t im Sinne unserer Romantik.

Donders, Adolf, Alltags. Besinnliche Lesungen. M.-Gladbach, Volksvereinsverlag. Geb. M. 2.40

„Alltags“ verdient die gleiche Empfehlung, die wir der „Heimkehr“ mit auf den Weg geben.

Dube, Helmuth, Vom Suchen der Seele. Neue Gedichte. Glückstadt, Max Hansen.

Dube, Helmuth, Sonnenlicht. Lieder, Gedichte und Balladen. Glückstadt, Max Hansen. Geh. M. 3.—

Von den Meistern der mittelalterlichen Lyrik wie von der Romantik vor hundert Jahren glücklich beeinflußt, aber mit modernen Stilmitteln sucht der junge Thüringer Dichter an unser Herz zu rühren. Der „Eichendorff-Bund“ mag, das ist „des Wächters“ aufrichtiger Wunsch, die literarische Entwicklung seines eifrigen Mitglieds und Hoffnung erweckenden Mitarbeiters voll Teilnahme verfolgen!

Eigenbrodt, August, Berliner Tageblatt und Frankfurter Zeitung in ihrem Verhalten zu den nationalen Fragen 1887 bis 1914. Berlin-Schöneberg, A. Albrecht. Geh. M. 2.—

Der Verfasser kritisiert außerordentlich scharf die führenden linksliberalen Blätter Berlins und Frankfurts am Main und kommt zu dem Schlusse, daß sie in jeder Hinsicht auf die deutsche Außen- und Innenpolitik verderblich eingewirkt haben.

Endres, Franz Karl, Zionismus und Weltpolitik. München u. Leipzig, Duncker u. Humblot. Geh. M. 2.—

Faßbinder, Nikolaus, Am Wege des Kindes. Ein Buch für unsere Mütter. 2. u. 3. Aufl. Freiburg im Breisgau, Herder. Geb. M. 4.80

Feinendegen, Emil, Treudeutsch! Eine Feldgabe von Mitgliedern des Kartell-Verbandes der Katholischen Deutschen Studentenverbindungen C. V. (Durch das Sekretariat Sozialer Studentenarbeit.) M.-Gladbach, Volksvereinsverlag. Geb. M. 2.—

Aus dem reichen Inhalt des Bandes heben wir die Beiträge von Schellberg über Görres, Dörrer über Domanig und Brühl über Gottes- und Liebfrauenminne in der flämischen Dichtung hervor.

Fleiner, Fritz, Zentralismus und Föderalismus in der Schweiz. (Schriften für Schweizer Art und Kunst 85.) Zürich, Rascher u. Co. Geh. M. 1.10

Frantz, Konstantin, Deutschland und der Föderalismus (Summa-Schriften). Hellerau, Jakob Hegner. Geh. M. 5.—

Frey, Jakob, Der Alpenwald. In höchster Not. Zwei Erzählungen mit sechs Bildern von Paul Kammüller. Zürich, Artist. Institut Orell Füßli. Geb. M. 1.60

Handel-Mazzetti, Enrica von, Der Blumenteufel. Bilder aus dem Reservespital Staatsgymnasium in Linz. Herausgegeben vom Sekretariat Sozialer Studentenarbeit. M.-Gladbach, Volksvereinsverlag.

Der Erstabdruck dieser ergreifenden österreichischen Soldatenerzählung ist in der Wiener „Reichspost“ (1916) erfolgt; sie wird weit über das Publikum der Lazarette und ihrer Heimat dankbare Leser finden, um so mehr, da sie die berühmte Verfasserin von einer neuen Seite zeigt.

Hatzfeld, Johannes, Tandaradei. Ein Buch deutscher Lieder mit ihren Weisen aus acht Jahrhunderten. Textausgabe ohne Noten. Mit 16 Bildern nach Holzschnitten von Augustinus Heumann. M.-Gladbach, Volksvereinsverlag.

Dankbar mag Deutschlands Jugend das schmucke Büchlein in die Hand nehmen und in Tornister oder Tasche mit auf die Wanderschaft nehmen. Die vortreffliche Sammlung echt deutscher Natur-, Stände-, Tanz-, Liebes-, Vaterlands- usw. Lieder bilden einen Sangeshort von unvergänglichem Werte.

Hawel, Rudolf, Die Patrioten. Schauspiel in vier Akten. Warnsdorf, Eduard Strache.

Heinemann, Klara, Was Frauen erdulden. 2. Aufl. Berlin-Schöneberg, Hilfe.

Die ergreifenden Berichte, die Frau Heinemann unter dem Decknamen Star aus dem weiblichen Leben der Großstadt zusammengestellt hat, verraten nicht bloß ein edles Herz, sondern auch eine entschieden schriftstellerische Begabung.

Hohlfeld, Johannes, Die deutsche Kriegsliteratur. Wegweiser durch die wichtigsten Werke über die Probleme des Weltkriegs. Dresden-Neustadt, Lehmann.

Hofmann, Katharina, Das Erbe der Helfensteiner. Preisgekrönte Erzählung für das kath. Volk. 2. und 3. Auflage. Freiburg im Breisgau, Herder. Geb. M. 4.20

Kleinpaul, Johannes, Unser täglich Brot. Kulturhistorische Bilder aus guter alter Zeit. M.-Gladbach, Volksvereinsverlag. Geb. M. 3.20

Das fesselnd geschriebene Werkchen bespricht wirtschaftliche Verhältnisse der Vergangenheit, wie unsere Vorfahren den Zucker kennenlernten, wie der Kaffee zu uns kam, was das Leben früher kostete u. dgl. m.

Klinke-Rosenberger, Rosa, Geschichten für Schule und Haus. Zürich, Artist. Institut Orell Füßli. Geb. M. 5.—

Karlsruhe 15 Februar 1918.

An Herrn Professor Dr. Kosch in München
Begründer des Eichendorff-Bundes

Hochgeehrter Herr!

Ich danke Ihnen für die Zusendung des „Wächters", der in sehr schöner Gestalt erscheint. Auch danke ich Ihnen für Ihr Buch: „Menschen und Bücher", das ich mit lebhafter Teilnahme lese. – Ganz persönlich berührt es mich, was Sie über meinen heimgegangenen Freund Martin Greif sagen.

Ihr Eintreten für die romantische Kunst freut mich. Da ich so manches, um es in meiner Art zu verstehen, in mein geliebtes Deutsch zu übersetzen genötigt bin, weil mir die Kenntnis anderer Sprachen abgeht, so stelle ich mir unter romantischer Kunst das vor, was im Grunde jede Kunst sein soll: eine Befreiung der Seele aus den Banden des materiellen Daseins, und einer Erkenntnis, dass die Seele im tief geheimen Grunde des Weltenalls verwurzelt ist – dass vielleicht die schöpferische Seele die Kunst selber sei, dass sie wie im Traume durch die Welt gehen kann, dass ihre Kunst etwas ist wie ein Erwachen aus dem Traum an das Lebens – dass ihre Vorstellung beflügelt ist und es wagt den Flug zu nehmen in die vom kritischen Verstande unbewohnten [?] goldenen Märchenländer der Phantasie, dass ihr das Vergängliche nur ein Bild ist des für festzuhaltenden Lichts [?], ein Bild mit dem sie den Glauben an das Unvergängliche verknüpfen will. Wenn nun wie ich die romantische Kunst verstehen kann, so ist sie die ursprüngliche [?] ungekünstelte Offenbarung der schöpferischen Menschenseele, mit all ihrem Sehnen, ihrem Wunderfügen [?], mit ihrer Ahnung [?], mit all der Sucht [?] mit der sie dem Lichte entgegen strebt aus der dunklen Haft des Daseins, der Daseinsnotstand [?], mit all ihrem Schmerz und Leid, ihrem Jammer, mit ihrem Glauben, Lieben und Hoffen. Es ist der Seele die bald in ihrem Lebens gefügt. frohlockt und jubelt, bald im Schmerz über das Unzulängliche weint und jammert, die es verwerfen [?]

leuchtend über die finsteren Abgründe des Lebens hinzuschweben,
die hart und trotzig im Kampfe mit den drängenden Gestalten
der Hölle stehen kann, die in weißer Sehnsucht weint und durch
die Blumenräume der Erde geht. Es ist die Seele in all ihrer
Erhabenheit, in der Ahnung ihrer Heiligkeit die im leuchtenden
Glauben an ihre hohe Abkunft sie begleitet, die ihre Irrtümer
und Mängel als Schuld empfindet die sie nicht verheimlichen will,
denn ihre Erhabenheit ist so bedingt, weil sie die Empfindung hat, daß
sie ihre Aussagen vor dem Throne Gottes macht, im Bewußtsein
daß sie sich zeigen muß wie sie ist – als die aus dem Dunkeln
nach dem Lichte strebende kämpfende Seele, da daß sie als
göttliche Kraft die Verpflichtung hat durch ihre Offenbarung
Führerin sein zu dürfen auf den oft so dunklen Wegen aus dem Wir-
ren der Welt zur Wahrheit der Gottheit.
Immer wird die Kunst auf diesen Wegen mit ihrer Schwester der Religion
zusammen wandern indem sie die Erstere mit ihren Blumen
schmückt. Beide sind Schwestern entsprossen aus der Reinheit der
vielgestaltig weichen Seele – ihre Vereinigung gestaltet das
geistige Bild des Menschen.
Mögen Sie diese Erörterungen gütig aufnehmen, sie sind angeregt
und hervorgewachsen aus den Gedanken an den Eichendorffbund
den ich mir auf meine Weise zurechtlegen muß um ihn nie zu
verlieren.
Zum Schluß setze ich ein paar Verse bei aus einem stillen Liede
des gottfreudigen Christen G. Tersteegen dessen Anfang lautet:
„Kommt Kinder laßt uns gehen – der Abend bricht herein." – ich kann
sie nicht das ganze Lied hersetzen, sondern nur folgende zwei
Strophen: – „Kommt Kinder laßt uns wandern
Wir gehen Hand in Hand;

Eins freut sich am andern
In diesem fremden Land;
Laßt uns recht kindlich gehen
Und auf dem Weg nicht streiten
So wandern uns zur Seiten
Die lieben Engel stehn.

Sollt wo ein Schwacher fallen
Der Stärkre springe ihm bei;
Man borg' und helfe allen,
Man pflanze Lieb und Treu.
Drum schließt euch fester an!
Ein jeder sei der Kleinste
Und jeder gern der Reinste
Auf unsrer Liebesbahn.

Das Klingen solch stiller zärtigen Liebeslieder, sollte auch in unserer aufgeregt lebenden Zeit nicht verloren gehen – es will mir scheinen als ob solche zarteren Seelenstimmungen gerade jetzt nötig sein können – die romantische Seelenkunst ist vielgestaltig und ist weitherzig, sie ist frei von Hochmut. – Möchte doch der Der Sinn viele verborgene Schätze die das Volksgemüt geschaffen hat wieder aus graben zur Heilung u. Klärung deutschen Wesens. Mit vorzüglicher Hochachtung begrüßt Sie

Ihr ergebener

Hans Thoma

Bekanntmachung.

Die **Zwischenscheine** für die **5% Schuldverschreibungen** und **4½% Schatzanweisungen der VII. Kriegsanleihe** können vom

27. Mai ds. Js. ab

in die endgültigen Stücke mit Zinsscheinen umgetauscht werden.

Der Umtausch findet bei der

„Umtauschstelle für die Kriegsanleihen", Berlin W 8, Behrenstraße 22,

statt. Außerdem übernehmen sämtliche Reichsbankanstalten mit Kasseneinrichtung bis zum **2. Dezember 1918** die kostenfreie Vermittlung des Umtausches. Nach diesem Zeitpunkt können die Zwischenscheine nur noch unmittelbar bei der „Umtauschstelle für die Kriegsanleihen" in Berlin umgetauscht werden.

Die Zwischenscheine sind mit Verzeichnissen, in die sie nach den Beträgen und innerhalb dieser nach der Nummernfolge geordnet einzutragen sind, während der Vormittagsdienststunden bei den genannten Stellen einzureichen. Für die 5% Reichsanleihe und für die 4½% Reichsschatzanweisungen sind besondere Nummernverzeichnisse auszufertigen; Formulare hierzu sind bei allen Reichsbankanstalten erhältlich.

Firmen und Kassen haben die von ihnen eingereichten Zwischenscheine rechts **oberhalb** der Stücknummer mit ihrem Firmenstempel zu versehen.

Von den Zwischenscheinen für die **I., III., IV., V. und VI. Kriegsanleihe** ist eine größere Anzahl noch immer nicht in die endgültigen Stücke mit den bereits seit 1. April 1915, 1. Oktober 1916, 2. Januar, 1. Juli, 1. Oktober 1917 und 2. Januar d. Js. fällig gewesenen Zinsscheinen umgetauscht worden. Die Inhaber werden aufgefordert, diese Zwischenscheine in ihrem eigenen Interesse möglichst bald bei der

„Umtauschstelle für die Kriegsanleihen", Berlin W 8, Behrenstraße 22,

zum Umtausch einzureichen.

Berlin, im Mai 1918.

Reichsbank-Direktorium.

Havenstein. v. Grimm.


M. Schiestl
Der Wächter
Zeitschrift für alle Zweige der Kultur
"Waldwärts durch die Einsamkeit
hört' ich über Tal und Klüften
Glocken in den stillen Lüften,
Wie aus fernem Morgen weit –
An die Tore will ich schlagen,
An Palast und Hütten: Auf!
Flammend schon die Gipfel ragen,
Wachet auf, wacht auf, wacht auf!"
Eichendorff
München
Parcus Co
4. Heft 1918

Der Wächter

Zeitschrift für alle Zweige der Kultur

Herausgeber und Schriftleiter: Professor Dr. Wilh. Kosch, München, Georgenstraße 34

Für Anzeigen und Beilagen verantwortlich: Eugen Sibler, München

Verlag Parcus & Co., München, Pilotystraße 7 — Druck der Dr. Wildschen Buchdruckerei (Gebr. Parcus), München

Inhalt des Oktoberheftes 1918:

*

Bildbeilagen von Rolf von Hoerschelmann und Franz Muttenthaler

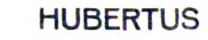
*

Notenbeilage von Richard Wetz

Alle Einsendungen mit Ausnahme von musikalischen Beiträgen sind an die Schriftleitung Prof. Dr. W. Kosch in München zu richten; Notenbeilagen nimmt entgegen Dr. A. Knab in Rothenburg; für Handschriften, die nicht im ausdrücklichen Einvernehmen mit der Schriftleitung eingesandt werden, wird keine Haftung übernommen; für Rücksendungen ist stets das Porto beizulegen. — Beiträge dürfen nur aus den Abteilungen „Volk und Staat", „Bücher, Bilder, Musik, Theater" und zwar bei genauer Quellenangabe nachgedruckt werden

Die Umschlagzeichnung hat Matthäus Schiestl, die Randleisten Hans Volkert, die großen Initialen Franz Graf von Pocci gezeichnet

ROLF VON HOERSCHELMANN



HUBERTUS

Der Wächter
Zeitschrift für alle Zweige der Kultur
in Verbindung mit dem Eichendorff-Bund
Begründet und herausgegeben von Wilhelm Kosch
1ter Jahrgang / 1918 / Herbst Oktober - Heft / München

An den Herbst

Herbst, dein Dichter möcht ich sein.
Dir geboren, dir geschworen,
Ganz in deinen Duft verloren,
Ganz in deinen tiefen Schein.

Uralt Sehnen, süß Gedenken!
Gold mit vollen Händen schenken,
Lächeln und die Fackel senken ....
Herbst, dein Dichter möcht ich sein.

Hans Freiherr von Hammerstein

*

Sterne in der Nacht / Von Joseph Rüther

„Das, was ein Mensch wirklich in sein Herz faßt und für gewiß erkennt in Bezug auf seine lebendigen Verbindungen mit diesem geheimnisvollen Weltall und seine Pflicht und seine Bestimmung darin, das ist in allen Fällen das Grundlegende für ihn, das schöpferisch alles andere gestaltet." Carlyle.

Wie furchtbar wäre die Nacht, wenn keine Sterne in sie hineinschauten. Die Finsternis ist uns etwas Feindliches, aber zu den Sternen schauen wir auf und freuen uns der Nacht. Nicht so sehr das geringe Licht, das von ihnen ausgeht und den nächtlichen Weg noch eben erkennbar macht, ist der Grund; der tiefere liegt vielmehr in der Seele. Wenn alles in der Nacht versank, dann sind uns die Sterne ein Bild dessen, was bleibt, und der unveränderlichen Ordnung. Solange Menschen über die Erde gegangen sind, haben sie zu ihnen emporgeschaut; und schon die ältesten Völker besaßen eine nicht geringe Kenntnis ihrer Standorte und Bahnen. Die Sterne waren ja die bleibenden Pole, nach denen sie ihre nächtlichen Wege richteten. Aber nicht so sehr der Nutzen, den sie von ihnen als Wegweisern der Nacht hatten, war der letzte Grund für die uralte Beschäftigung der Menschen mit den Sternen. Schon immer hat ein tieferer seelischer Grund dabei mitgewirkt. Wenn man ihnen göttliche Ehre erwies und noch in später christlicher Zeit aus ihren Stellungen und Wegen die Schicksale der Menschen zu lesen glaubte, so ist das ein Beweis, daß man sie als Wegweiser höherer Art betrachtete, als die vornehmsten Wahrzeichen jener unabänderlichen Ordnung, welche die Geschicke der Natur und der Menschheit lenkt. Der Mensch sucht Pole, nicht nur für seine irdischen Wege, sondern für sein seelisches Leben; und er fand nirgends ein schöneres Bild von dem, was er suchte als in den Sternen.

Denn von Nacht ist die menschliche Seele umgeben. Wie ein einsames Licht ist der Geist hineingestellt in die ungeistige dunkle Natur; und mit dem Gange eines Fackelträgers durch die Nacht hat man immer wieder den Weg der Erkenntnis verglichen. Gleich einem Lichte, das in düsterer Nacht umherirrt, ist nach dem Volksglauben die Seele, die keine Ruhe gefunden hat; und dieses Bild bezeichnet so genau die Stellung des Geistes in der kalten, dunklen Welt der Dinge.

Geistige Nacht breitet sich um uns aus. Mühsam leuchtet menschliche Wissenschaft mit dem Lichtlein des Geistes in das Neben- und Durcheinander der Dinge. Durch lange Jahrtausende hat sie gearbeitet und Ding um Ding beleuchtet und erkannt, es immer wieder erleuchtet und besser erkannt, hat den Umkreis des Menschenweges durch die Welt abzuleuchten versucht, wie ein Wanderer, der mit trüber Laterne einen unbekannten gefährlichen Weg geht. Sie hat das Licht selber verbessert, indem sie neue Mittel ersann, in das Dunkel des Unbekannten einzudringen. Aber wie auch das stärkste Licht die Nacht nicht durchdringt, so reichen auch die hellsten Strahlen der Wissenschaft nicht über einen stets begrenzten Kreis hinaus. Wo ihre Strahlen verdämmern, da beginnt wieder die Nacht unbekannter Wirklichkeit. Mag ein wissensfrohes Geschlecht sich seiner Fortschritte und Erkenntnisse rühmen und freuen; was es geistig besitzt, ist doch nur ein kleiner Ausschnitt gegenüber dem, was es nicht weiß. Und wie der, dem eine helle Fackel vorausgetragen wird, sich des Lichtes freuen mag, weil er mitten in ihm steht, so mag auch die große Masse der Menschheit sich keine Gedanken machen über die wirkliche Reichweite des Wissens. Wie nur diejenigen, die am Rande des nächtlichen Lichtkreises wandeln, seine Beschränkung erkennen und wissen, wie unvollkommen er ist, und wie wenig er bestrahlt, so geht auch nur dem die Beschränktheit menschlichen Wissens auf, der nicht nur das von anderen gefundene Wissen sich aneignete, sondern an eigene dunkle Fragen herantrat und von da aus sah, wie viel Nacht noch um ihn ausgebreitet liegt. Und nur wer das Bedürfnis hatte, auf die von der Wissenschaft beleuchteten Gegenstände genauer

hinzusehen, wer mehr fragte, als die Wissenschaft beantwortete, nur der wird fühlen, wie schwach ihr Licht ist. Nur wenig beleuchtet sie, und was von ihrem Strahle getroffen wird, bleibt doch nur schwach erkennbar. Für den, der das Wissen ernst nimmt, entstehen aus jeder Antwort neue Fragen, wie ein Lichtstrahl immer wieder neue Dunkelheit aufzeigt. So mag die Menschheit die Fackel des Wissens immer mehr schüren, sie wird doch die Dinge nicht ganz durchleuchten. Und mag sie immer weiter ihr Licht in die Dunkelheit hinaustragen, in dem großen Meere der Nacht und des Unbekannten ist es doch nur ein glimmender Funken, den die Finsternis verschlingt.

Wie unser irdisches Wohlbefinden vom Licht abhängig ist, so das geistige von der Erkenntnis. Darum müssen notwendig all die Mängel des Lichtes, das die Menschheit sich selber anzündet, sich wiederspiegeln in ihrem seelischen Befinden. Der Wanderer, der mit trüber Laterne einen unbekannten Weg durch die Nacht gehen muß, wird von einem Gefühl innerer Unruhe beschlichen. Ebenso geht auch der Mensch und die Menschheit unruhig durch das Leben und die Geschichte. Zwar flieht diese Unruhe um so mehr, je größer die Helligkeit ist; und die Menschheit bemüht sich, ihr geistiges Licht gleich dem irdischen immer heller strahlen zu lassen. Aber niemals wird sie ganz die Nacht überwinden, und darum wird auch noch der letzte Mensch ein Gefühl der Unsicherheit verspüren, wenigstens solange er wahrhaft Mensch ist und sich noch auf seine edelsten Aufgaben besinnt. Darum ist ein wahres irdisches Glück für die Menschheit unmöglich, weil sie niemals ihr letztes Ziel, dessen Erreichung allein wahrhaft Glück heißen kann, so klar vor sich sieht, daß sie es nicht mehr verfehlen könnte, und weil alle anderen Ziele, welche die Menschheit auf ihrem Gange durch die Nacht der Welt gleichsam schrittweise sich stellt, nur zum Unglücke führen, wenn sie nicht in der geraden Linie auf das letzte Ziel hin liegen. Darum bringt alles „Eitelkeit und Herzensplage", was nicht dem letzten Ziele dient. Je mehr der Mensch wahrhaft Mensch ist, d. h. je mehr er ein Geistwesen ist und das sucht, was des Geistes ist, um so tiefer fühlt er die Unruhe des Ganges über die dunkle Erde, weil er die Unsicherheit des Woher und Wohin, die Nacht, die unser geistiges Leben umgibt, erkennt.

Diese Ungewißheit und Unruhe wirkt auch auf unser ganzes Wollen und Handeln. Nur zögernd setzt der nächtliche Wanderer seine Schritte weiter, weil er nicht weiß, ob nicht eine Gefahr auf ihn lauert. In gleicher Weise ist auch der Mensch bei allen wichtigeren Fragen bedenklich, und nur nach vieler Überlegung wagt er den Schritt, weil er abwägen muß, ob er dem letzten Ziele dient oder von ihm abführt, ob er Glück oder Unglück bringen wird. Nur ein Mann, der ohne Gedanken in menschenunwürdiger Weise durch das Leben geht, wagt es, ohne Überlegung einen wichtigen Schritt zu tun. Bei den ernsten Menschen aber dient ja gerade alle geistige Arbeit der Frage des Zieles, mag dieses selber vielleicht auch nicht richtig erkannt sein. Auch die Entbehrungen des Geizhalses, die Mühen des Ehrgeizigen, die Sorgen des Furchtsamen dienen seinem falsch verstandenen Ziele. All unser Mühen zielt nach dem Glücke, auch wenn wir es auf falschen Wegen suchen; der Weg zum Glück aber geht durch die Nacht.

Freilich die Ungewißheit dieses Weges läßt uns nicht nur mühen, sorgen und zaudern, sie läßt uns leider auch so oft irren und fallen. Und gerade die Steigerung des irdischen Geisteslichtes, des menschlichen Wissens und Könnens, erhöht die Gefahr, den rechten Weg zu verlieren. Wie die Falter ein nächtliches Licht aufsuchen und um so dichter umschwärmen, je heller es strahlt, so drängt sich auch die Menschheit um das Licht, das sie selber sich entzündete; und in verblendetem Stolz auf Bildung und Wissensmacht vergißt sie, daß ihr Licht nicht dazu da ist, eine Heimstätte zu beleuchten, sondern nur den Weg zu erhellen, der zum fernen Ziele durch die weite Nacht führt. Sie denkt nicht mehr an das wahre Ziel, sondern setzt sich selber zum Zweck und verfällt in Irrtum und Schuld

und Unglück. Denn nur das eine wahre ferne Ziel und die Schritte, die zu ihm führen, begründen das Glück. So strömt die Schar der nächtlichen Wanderer nicht mehr vorwärts, sondern zum wirren Knäuel geballt, hemmen sie sich gegenseitig den Weg, ein Schauspiel, das wir in der Geschichte als Zeiten innerer Verkommenheit bezeichnen, Zeiten, in denen das wahre Ziel der Menschheit vergessen wurde, und jeder nur die Sorgen des Diesseits kannte.

Durch die Nacht geht der Weg der Menschheit; und das trübe Licht, das der Geist sich selber entzündet, dringt nicht durch die Dinge hindurch. Zwar weist es dem den Weg, der es so gebraucht, wie es gebraucht sein will, nämlich als Fackel zur Erleuchtung des finsteren Weges durch die Nacht des Lebens und der Geschichte. Aber es reicht nicht aus, um den ganzen Weg zu zeigen. Nur das, was zunächst vor unseren Füßen liegt, offenbart es uns; das ferne Ziel aber kann es uns nicht zeigen, ja, die Gefahr ist groß, daß es davon abwende. Aber da tut sich in der Finsternis ein Sternhimmel auf, nach dessen unwandelbaren Gestirnen der Weg sicher bestimmt werden kann. Dieser Himmel dehnt sich nicht über uns, in uns selber liegt er, in unserer Brust sind unseres „Schicksals Sterne".

„Es ist nicht draußen; da sucht es der Tor.
Es ist in dir, du bringst es ewig hervor." (Schiller.)

Kein Gewölk kann diesen Himmel verdecken, wenn nicht der Mensch selber ihn verdunkelt. Für jeden ist er sichtbar, der sich nicht von ihm wendet, der Sternhimmel des Gewissens, der Freiheit und der Religion. An diesem Himmel flimmern zahllose lichte Bilder: alles was der Menschheit groß und schön und heilig ist. Opfermut, Reinheit, Wahrhaftigkeit, Treue, Liebe zu Freund, Familie und Heimat; sie alle weisen den Weg, den wir gehen sollen. Vor allen aber strahlen zwei helle Sterne als Pole herein, die Gedanken der Freiheit und der Ordnung. Um sie kreisen alle anderen Gestirne dieses Himmels. Die Freiheit sagt uns: Du kannst! und die Ordnung: Du sollst! Die eine strahlt aus der innersten Tiefe unseres eigenen Selbst, die andere drängt mit gewaltiger Lichtfülle hervor aus allem, was in unsere Sinne und unseren Geist hineinfällt. Wie wir den Polstern immer sehen können, wo wir auch auf unserer Erdhälfte uns befinden mögen, so steht überall vor uns und über uns der Gedanke der Ordnung; und nur der, der die Augen zu diesem Sterne nicht aufschlagen will, sieht ihn nicht. Aus allen Dingen leuchtet die Ordnung hervor und verlangt als oberstes sittliches Gesetz Verkörperung in unserem Leben. Zwischen Freiheit und Ordnung geht unser Weg hindurch; sie allein bestimmen ihn. Freiheit und Ordnung sprechen nicht nur zum Verstande, sondern gleichmäßig zu allen Kräften der Seele, zum ganzen Menschen. Sie verhalten sich nicht wie beliebige andere, wenn auch noch so große Gedanken, die uns anziehen und begeistern; sie sprechen vielmehr mit einem Befehle, der keine Weigerung duldet: „Du kannst und Du sollst."

Zwischen diesen beiden Polsternen geht unser Weg hindurch; und aus der Ferne leuchte noch ein dritter, auf den die beiden anderen nur hinführen. Er ist der wahre Zielpunkt unseres Weges durch die Nacht der Dinge. Nach ihm schaut die Menschheit aus und wandert; und wenn sie nicht mehr zu ihm aufblickt, sinkt sie um auf dem Wege. Wie der Wanderer, der durch die irdische Nacht schreitend von ferne das Licht seines Hauses blinken sieht, seine Schritte beschleunigt, so gibt dieser Stern des Gottesgedankens der wandernden Menschheit zugleich Richtung des Weges und Kraft zu tapferem Schreiten. Von ihm geht eine Lichtbahn aus; und die Menschen und Völker, die auf ihr schritten, kamen vorwärts, dem Ziele näher wie die drei Weisen auf dem Wege nach Bethlehem; die aber nicht aufschauten nach dem Sterne, gingen in die Irre.

Denn auch diesem wie den beiden anderen Polsternen kann der Mensch die Gefolgschaft versagen. Er kann von ihm wegblicken und seine Augen auf den grellen Schein seiner menschlichen Fackel der Vernunft richten und seinen Blick daran blenden, daß er den Sternhimmel seiner Brust nicht mehr zu sehen vermag. Dann sucht er mit einer falschen Weisheit das hinwegzureden, was nicht zu kennen doch nach des Apostels Worten „keine Entschuldigung hat". „Das Unsichtbare an ihm ist seit der Erschaffung der Welt an den erschaffenen Dingen erkennbar und sichtbar, nämlich seine ewige Kraft und Gottheit" (Römerbrief 1,20). Und versammelt um ihr Irrlicht falscher Kultur verzichten die Menschen auf ein Weiterschreiten und denken: „Jeder Weg ist gleichgültig, und es gibt keine Sterne, die führen. Nur unser eigenes Licht kann uns erwärmen." Und so gibt der Mensch gerade das auf, was ihm seinen wahren Wert verleiht, sein ruheloses Suchen nach Zielen, die über den Dingen liegen. Er hört auf, die Ziele des Geistes zu verfolgen und gesellt sich zum Tiere.

„Dem Menschen ist all sein Wert geraubt,
Wenn er nicht an die drei Worte glaubt." (Schiller.)

Dieses Dreigestirn des dreifachen Bewußtseins von der inneren Fähigkeit, so oder anders zu handeln, von der Pflicht gleichwohl nach einer sittlichen Ordnung handeln zu müssen, und von dem Dasein eines urewigen Richters, der zugleich unser Ursprung und Ziel ist, ist das wahre Schicksalsgestirn der Menschheit. Wenn sie ihm folgt, ist sie sich selber gleich, wenn sie nicht folgt, wird sie zum Tiere. Zwischen diesen drei Polen des Wanderweges der Menschheit gibt es keine Trennung und keinen veränderten Abstand. Man kann nicht dem einen folgen und die anderen vernachlässigen. Es gibt keine Sittlichkeit ohne Religion; es gibt keine wahre Freiheit ohne Sittlichkeit. Ein Mensch oder ein menschliches Geschlecht lebt entweder in allen dreien oder es hat keines von allen. Und nicht einmal das rein natürliche Leben des Menschen und der Menschheit kann ohne diese drei Pole bestehen. Wie der Wanderer in der Wüste umkommen muß, wenn er nicht die Richtung seines Weges findet, so eine Menschheit, wenn sie den Weg zu Gott durch Sittlichkeit und Freiheit aus dem Auge verloren hat. Wo die Altäre sinken, da stürzen die Throne und Staaten nach; wo die Freiheit verdorrt, da wächst die Knechtschaft; wo die Sittlichkeit nicht mehr gedeiht, da zerfallen die Gemeinschaften, da zerreißen selbst die Bande des Blutes, da wird der Mensch zum Tiere, und seine ganze vielgepriesene Menschenhöhe besteht nur noch darin, daß er den Morast seiner Seele zu verdecken weiß.

Wo aber diese drei ewigen Gedanken lebendig sind, da ist auch wahre Menschlichkeit, mag das irdische Leben sich auch keiner anderen Hilfsmittel bedienen als des roh gehauenen Steinwerkzeuges. Wahre Menschlichkeit besteht ja nicht in der Erleichterung des Lebens, nicht in Wissen und Können, nicht in Künsten und in der Herrschaft über die äußere Natur, sondern in der gläubigen Hingabe an das höchste Wesen und in dessen immer tieferer Erkenntnis, in der Befolgung dessen, was das Gewissen vorschreibt, und in der Herrschaft des Geistes über das tierähnliche Leben des Leibes. Denn in all diesem unterscheidet sich der Mensch vom Tiere. Vor Menschen ohne diesen Besitz muß daher die Menschheit erzittern, vor Menschen mit ihm, seien es auch „Wilde", niemals.

„Drei Worte nenn' ich euch, inhaltsschwer;
Sie gehen von Munde zu Munde.
Doch stammen sie nicht von außen her,
Das Herz nur gibt davon Kunde.
Dem Menschen ist all sein Wert geraubt,
Wenn er nicht mehr an die drei Worte glaubt.

Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei,
Und wär' er in Ketten geboren.
Laßt euch nicht irren des Pöbels Geschrei,
Nicht den Mißbrauch rasender Toren.
Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht,
Vor dem freien Menschen erzittert nicht.

Und die Tugend, sie ist kein leerer Schall,
Der Mensch kann sie üben im Leben.
Und sollt' er auch straucheln überall,
Er kann nach der göttlichen streben.
Und was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüt.

Und ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt,
Wie auch der menschliche wanke;
Hoch über der Zeit und dem Raume webt
Lebendig der höchste Gedanke.
Und ob alles im ewigen Wechsel kreist,
Es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist.

Die drei Worte bewahret, inhaltsschwer,
Sie pflanzet von Munde zu Munde.
Und stammen sie gleich nicht von außen her,
Euer Inneres gibt davon Kunde.
Dem Menschen ist nimmer sein Wert geraubt,
Solang' er noch an die drei Worte glaubt." (Schiller.)

*

Abendlied / Von Otto Michaeli

Der stille Abend bricht herein,
Da geh ich in mein Kämmerlein.

Des Tages Lust, des Tages Schmerz
Nimm, Vater, liebreich an Dein Herz!

Kein Sperling fällt aus Deiner Hand.
Vor Dir erschweigen Meer und Land.

Drum wird auch all mein Freud' und Pein
Bei Dir, o Herr, geborgen sein.

*

Schlupps, der Handwerksbursch
Mären und Schnurren von C. Berg

Bei Englert und Schlosser in Frankfurt am Main ist vor einiger Zeit unter obigem Titel ein köstliches Buch erschienen, für das Professor O. R. Bossert mehrere prächtige Bilder gezeichnet hat. Wir geben im folgenden eine kleine Auslese. Der Wächter.

Einleitung.

Es war einmal ein Handwerksbursche, der hatte zur Gewohnheit, daß er bei allem, was ihm geschah, sagte: „Das ist mir Schlupps!" Und weil man das Wort immer von ihm hörte, behielt er es als Namen bei, und alle Welt rief ihn „Schlupps", so daß ihm selbst sein richtiger Name „Heinz" fast in Vergessenheit kam.

Er wanderte von Herberge zu Herberge, begrüßte in den Städten das Gewerke und ließ sich einen Zehrpfennig geben. Wo ein Meister ihn an die Arbeit stellen wollte und ihm kein Wandergeld gab, spielte er ihm einen Schabernack; denn, sagte er, „meiner Mutter Sohn hat weiche Hände" und „wer die Arbeit kennt, drängt sich nicht dazu". Weil aber manchmal Schmalhans in seinem Beutel haushielt, mußte Schlupps zur Arbeit greifen und das Schreinerhandwerk, das er erlernt hatte, ausüben.

Schlupps beim Schreiner



Einst war er zu einem Meister gekommen, der arg gelzig war und ihn hart zum Schaffen anhielt, an Tadel nicht sparte, dafür am Brotkasten den Deckel schloß, wenn das Sattwerden anfangen wollte. Schlupps stand in der Werkstatt und hobelte. Die Sonne schien warm, die Vögel sangen und der Geselle meinte, sie riefen ihn hinaus auf die Landstraße, wo an den Bäumen die Kirschen reiften. Sagte der Meister: „Gesell, die Bank muß fertig werden," „Recht so", antwortete Schlupps, der wieder den Kopf voller Streiche hatte. „Sagt mir, wieviel Beine eine Bank hat." „Sollte man nicht meinen, er wäre bei einem Schuster in der Lehre gewesen und hätte nur einen Dreibein kennengelernt!" rief der Meister erbost. „Auch gut", dachte Schlupps, „also ein Dreibein soll es werden." „Eil dich", sagte der Meister, „wenn ich wiederkomme, mußt du fertig sein", damit ging er fort auf das Grafenschloß.

Schlupps aber, der die Augen überall hatte, wo es was zu erspähen gab, bemerkte wohl, daß der Meister unter der Schürze etwas forttrug, das er heimlich gearbeitet, damit es sein Geselle nicht sähe, und scharfen Blicks erkannte er, daß es ein hölzerner Fuß war, den der Meister mit Katzengold eingerieben, bis er glänzte. „Dahinter steckt etwas", dachte er, begann in des Herrn Abwesenheit alles zu untersuchen, Schubladen, Kasten und Truhen und entdeckte in einer Lade, die unter des Meisters Bett stand, einen Fuß aus purem Golde, der gerade so aussah, wie der, den der Schreiner gemacht. Mit dem Goldfuß hatte es aber eine eigne Bewandtnis. Der Meister war auf dem Schloß gewesen, um in der Kammer des Grafen etwas in Ordnung zu bringen. Er mußte oft wiederkommen und hatte Muße, wenn der Herr Graf das Zimmer verließ, alles darin genau zu betrachten. Besonders

gefiel ihm das Bett, das an einer Wand stand. Es war gar kunstvoll aus purem Golde gefertigt. Eine Fee hatte es dem Ahnherrn geschenkt und einen Zauber darauf gelegt, also: „daß jeder, der in dem Bette liege, so lange es unversehrt sei, nie solle von Krankheit befallen werden, sondern in hohem Alter sanft und selig entschlafen.“ Darum war dem Grafen das Bett besonders lieb, und er hütete es wohl. Dem Meister aber stach das Gold in die Augen. Er besah das Bett genau und beschloß, die Beine auszutauschen. So hatte er denn schon ein Holzbein heimlich hergerichtet, daß es gerade so aussah wie das echte, und als er einmal allein in der Kammer arbeitete, um das Betpult des Grafen aufzuglänzen, tauschte er rasch die Beine aus. Und da niemand etwas davon merkte, und er hoffte, der Graf sei auf der Jagd, beschloß er, wieder zur Burg hinaufzugehen und heute nach Gelegenheit zu suchen, auch das zweite Bein, das er gemacht hatte, einzuwechseln. Der Graf aber war seit einiger Zeit unpäßlig, klagte über Schmerzen und konnte sich nicht erklären, woher das käme.

Als Schlupps das Goldbein in der Lade sah, dachte er: „Du kommst mir gerade recht. Mein Dreibein kann einen solchen Hinkefuß wohl brauchen“, nahm das Bein und leimte es an die Bank. Gegen Abend kam der Meister heim, ärgerlich, daß sein Plan mißglückt war; denn der Herr Graf hatte zu Bett gelegen, und so konnte er nicht in die Kammer. „Faß mit an die Lade“, gebot er dem Gesellen und trug sie mit ihm in den Keller; denn er hatte Angst, es könne ihm jemand seinen Schatz rauben, den er heimlich einem Goldschmied verkaufen wollte. Den Kellerschlüssel versteckte er im Rauchfang. „Ist die Bank fertig?“ fragte er dann den Burschen. „Fertig und zum Küster getragen.“ Des war der Meister zufrieden; denn die Bank sollte am Sonntag vor der Kirchtür stehen als Armsünder-Bänkchen. War das alte doch schon abgenutzt von den vielen, die darauf gesessen hatten.

Wie Sonntags alle in der Kirche waren, und der Pfarrer das Gebet gesprochen hatte, klopfte es vernehmlich an die Kirchenpforte, und als der Küster öffnete, kam die Bank herein, humpelte die Kirche entlang, „klipp, klapp, tripp, trapp“, am Altar des Herrn vorbei, immer weiter, bis sie an einem Kirchenstuhl stehen blieb, grad wo der Meister saß, der mit Schrecken den goldenen Fuß erkannte. „Ich weiß von nichts“, rief er und wurde blaß wie das böse Gewissen. „Es hat ihn ja noch keiner angeklagt“, sprach der Pfarrer ernst.“ „Ich weiß von nichts“, versicherte der Meister wieder und zitterte und ward schlohweiß. „Das hat mein Geselle getan. Holt ihn her und laßt ihn die peinliche Strafe erleiden!“ Aber der Geselle war fort über Land. Aus des Meisters Gefach hatte er so viel Geld genommen, als der Lohn für seine Arbeit betrug; alles andere hatte er unberührt gelassen. Der Meister mochte leugnen, soviel er wollte, es half ihm nichts — der Graf sagte ihm den Diebstahl auf den Kopf zu, schließlich gestand er seine Tat ein und mußte auf dem Armsünder-Bänkchen sitzen zum Gespött aller Leute. Der Graf aber ließ den echten Fuß wieder am Bett anmachen und war von der Stunde ab gesund.

Die Vogelscheuche.

Wo war Schlupps indes? Der saß auf einem Kirschbaum an der Straße und tat sich gütlich. „Gut, daß ich den Spatzen zuvorkomme“, dachte er. „Braucht der Bauer keine Scheuche aufzustellen, die ihm die Räuber verjagt.“ Da sah er von ferne einen Landmann kommen, der hatte die blinkende Sense auf dem Rücken und schritt rüstig aus; denn er war ein gar großer Mann. „Halt“, dachte Schlupps. „Wer weiß, ob der versteht, was ich hier tue. Wenn er mit der Sense ausholt, sitzt mein Kopf etwas tiefer und kommt nimmer an seinen Platz.“ Schnell zog er seinen Rock aus, drehte ihn um und tat ihn ver-

kehrt an, den Hut stülpte er so tief auf den Kopf, daß man kaum das Gesicht sah, und dann stand er unbeweglich in den Zweigen.

Der Bauer dachte: „Was ist denn das für ein Ungetüm, vor dem fürchten sich die Spatzen sicher. Wenn ich nur wüßte, wie ich zu einer solchen Vogelscheuche käme.“ „Wer hat dich dort oben hingestellt?“ rief er hinauf.

„Mein Vater hat mich aus Holz gemacht.
Mein' Mutter hat mich hierhergebracht.
Mein' Schwester weint um mich bitterlich.
Rüttle mich fest, so lebe ich“, —

klang es hohl zurück.

Da erschrak der Bauer und meinte nicht anders, als es sei eine verwünschte Seele, die er erlösen könne, stieg auf den Baum und begann den Burschen zu rütteln und zu schütteln. Der sprang herab und rief: „Das lohn' dir Gott, das lohn' dir Gott“, dann gab er Fersengeld und lief davon, dem Dorfe zu. Erstaunt ging der Bauer heim und gradaus zum Pfarrer, dem er die Mär von der erlösten Seele beichtete. Der Pfarrer war sehr erfreut, in seiner Gemeinde ein Schäflein zu haben, das irrende Seelen erlösen könne. Er belobte den Bauern um seine Guttat und wies ihn an, den Burschen herbeizubringen. Wie der Bauer das Pfarrhaus verließ und an dem Gottesacker vorbeischritt, da sah er an der Kirchhofmauer eine Gestalt stehen, die kam ihm bekannt vor, und wie er hinsah, war es die Scheuche vom Kirschbaum, angetan wie ein richtiger Handwerksbursch. Das gab eine große Freude im Dorf, als der Geselle unter der großen Linde saß und anhub zu erzählen, wie eine böse Stiefmutter ihn verwünscht habe — dabei hatte er seine Lebtage keine Stiefmutter gehabt — wie der Bauer ihn erlöst und daß er jetzt die Kunst besäße, die Vögel zu verscheuchen und von der Saat fernzuhalten.

Da wollten ihn die Bauern nimmer fortlassen, und es wurde beschlossen, daß sie reihum den Burschen verpflegen wollten, dafür solle er abwechselnd ihre Felder und Gärten bewachen. Des war der Handwerksbursche zufrieden, stand jeden Tag in einem andern Feld und lehrte die Kinder, die sich in Haufen um ihn versammelten, tolle Sachen, Gesichter schneiden, Schelmenlieder singen und kecke Antworten geben. Weil nun immer eine große Kinderschar um den Gesellen war und viel Lärm machte, blieben die Felder spatzenrein. Dafür aß der Bursche für zwei und mancher dachte: „Besser die Spatzen säßen im Feld, als der Fresser am Tisch.“ Wagten aber nichts zu sagen, weil keiner vor den Nachbarn als geizig und ungünstig erscheinen wollte.

Als aber der Bursche an das letzte Haus des Dorfes kam, in dem eine arme Witwe wohnte, sagte diese: „Einen Garten zu bewachen habe ich nicht, und die Spatzen können mir nichts nehmen, dieweil kein Halm für mich wächst. Aber zu essen will ich euch wohl geben, weil Ihr eine irrende Seele seid. Mein Kind und ich können heute das Mittagsmahl entbehren.“ Damit setzte sie die Schüssel auf den Tisch und sagte: „Gesegn's Gott!“ Dann nahm sie ihr Bübchen an der Hand und führte es hinaus, daß es nicht zusähe, wie der fremde Mann sein Essen bekäme, und draußen vertröstete sie das weinende Kind auf das Nachtmahl.

Dem Handwerksburschen stieg das Blut zu Kopf, wie er bedachte, daß die arme Frau und das Kind hungerten. Er saß eine Weile vor der vollen Schüssel, dann stand er auf, rief die Frau und sagte: „Gegessen hab' ich. Wundert Euch nicht, daß die Schüssel nicht leer und noch voll Milchsuppe ist. Sagt es keinem, daß ich einen Zauberspruch weiß, der die Schüssel, daraus ich esse, immer wieder füllt.“ Damit ging er fort, und als die Frau hineinkam, lag neben der Schüssel ein blankes Goldstück.

Der Weinpantscher.

Den Burschen duldete es nicht mehr am Orte; denn wenn er den Zaubersegen in jedem Haus vor der vollen Schüssel hätte aussprechen sollen, so wäre es um seinen Magen schlecht bestellt gewesen. Darum machte er, daß er fortkam und wanderte über einen hohen Berg, bis er talwärts ein einsames Wirtshaus fand. Der Wirt stand in der Tür und spähte nach allen Seiten, ob kein Wanderer des Wegs kommen wollte; denn es war schon hoch im Jahr, und selten verirrte sich einer in die verlassene Gegend. Er sah Schlupps mißtrauisch an und gab ihm zu verstehen, daß sein Haus auf Gäste, die schlecht zahlten, nicht eingerichtet sei; fragte, wie lange der Gast zu bleiben gedenke und wohin und woher. „Grad aus dem Fegfeuer“, seufzte der Bursche, machte ein gottsjämmerliches Gesicht, saß nieder, stützte das Haupt in die Hände und seufzte laut auf.

Dem Wirte wurde bang. Wenn das nur nicht der Gottseibeiuns selber war, der ihn versuchen wollte. Der nahm so viele Gestalten an, warum sollte er nicht auch als Handwerksbursche kommen? „Erzählt mir, was Euch herführt?“ bat er seinen Gast. Dabei trug er eine Schüssel nach der andern auf und nötigte den Fremden zum Essen, und der, nicht faul, hieb auf die Gerichte ein, daß es eine Lust war. Das beruhigte den Wirt einigermaßen, daß der Böse so menschlich aß und trank. Dann gab der Bursche auf die Fragen Bescheid und erzählte von den armen Seelen im Fegfeuer. „Warum habt Ihr müssen darinnen sitzen und warum irrt Ihr jetzt auf der Erde herum?“ fragte der Hausherr.

„Das ist eine traurige Sache“, seufzte Schlupps und zündete ein Pfeifchen an. „Ich war ein Gastwirt, wie Ihr. Mein Haus stand in einem schönen Tal, wo Wein in Fülle wuchs. Da ich aber unersättlich war und nicht schnell genug reich werden konnte, tat ich Wasser in den Wein und wußte doch, daß ich meine Seele damit dem Bösen verschrieb. Jahrelang hielt ich es so. Eines Tages klopfte ein Handwerksbursch an meine Tür und bat um ein Nachtlager. Weil ich dem Gast ansah, daß seine Zeche nicht sehr hoch sein werde, nahm ich ihn unwillig auf, setzte ihm Reste von saurem Wein vor, der vom Faß niedergetropft war und in einem Bottich gärte und wies ihn fort, als er Nachtherberge verlangte. Dann ging ich in den Keller, meinen Wein mit Zucker und Wasser zu mischen, wie ich es gewohnt war.

Als ich mich umwende, wer steht hinter mir? — — — Der Handwerksbursch! Er packte mich und schrie: „Hab ich dich bei deinem schändlichen Treiben erwischt? Jetzt bist du mir verfallen.“ Er wuchs und wuchs, bis er an die Decke des Kellers stieß, seine Augen glühten und sprühten Flammen. Dann stampfte er mit dem Fuße auf die Erde und wir sanken tausend Klafter tief, grad in die Hölle. Da war große Freude, als ich ankam; denn die Weinpantscher sind dort besonders gut angeschrieben, und des Teufels Großmutter nahm mich gleich bei der Hand und führte mich an eine glühend heiße Stelle. Jetzt mußte ich im Fegfeuer sitzen und sah über mir Wein keltern, den besten Roten und Weißen. Der Duft zog mir in die Nase, und ich bekam keinen Tropfen zu kosten. Alle hundert Jahre darf ich auf die Erde gehen, in Gestalt eines Handwerksburschen. Finde ich einen Wirt, der die armen Wanderer von der Schwelle jagt oder ihnen ein bös Gesicht und sauren Wein vorsetzt und die lieben Gottesgaben mit Wasser mischt, dann bin ich frei und darf ihn statt meiner in die Hölle führen. Lasse ich mich aber durch Bitten erweichen und gebe den Wirt frei, dann muß er mich ein Jahr gut verpflegen, und ich muß an seiner Stelle hundert Jahr mehr im Fegfeuer sitzen.

Der Wirt erschrak und dachte an den Brunnen, den er im Keller gegraben hatte, weil er das Wasser dann bequemer in die Fässer schütten konnte. Er wies dem unheimlichen Gast sein bestes Zimmer an, wartete bis er schlief, stieg dann in den Keller hinab und leerte vorerst zwei von den großen Fässern, in denen gewässerter Wein war,

in den Brunnen aus. Über den deckte er ein großes Brett, damit keiner sähe, was darinnen war.

Am andern Morgen bat der Bursche: „Zeigt mir doch Euren Weinkeller." Der Wirt traute sich nicht zu widersprechen, führte den Handwerksburschen hinab und ließ ihn von jedem Fasse kosten. Aber nur von den guten, in denen reiner Wein war. Schlupps aber entdeckte hinten in der Ecke zwei Fässer, die ihm verdächtig vorkamen, ging hin und wollte sie anzapfen.

„Kommt herauf und eßt erst was", bat der Wirt, „mit leerem Magen trinkt sich's schlecht. Hab' Euch ein Hühnchen gebraten und einen fetten Schinken aus der Räucherkammer geholt." Das ließ sich der Gast nicht zweimal sagen, ging hinauf, aß und hieb mit solcher Macht in den Schinken ein, daß sein Messer Funken sprühte und der Wirt meinte, das höllische Feuer leuchten zu sehen.

Als die Mahlzeit fertig war, sagte Schlupps: „Meister, so leid es mir tut, die Kellerprobe ist noch nicht fertig. Doch braucht Ihr Euch nicht in den Keller zu bemühen. Des Teufels Großmutter hat mich ein Sprüchlein gelehrt, wenn ich das sage, dann kommen die Fässer, in denen gepantschter Wein ist, geradenwegs die Kellertreppe hinauf in die Wirtsstube. Ich brauche bloß meinen Becher hoch zu heben und zu sprechen: — „Haltet ein! Haltet ein!" schrie der Wirt und riß den Becher aus der Hand des Handwerksburschen. „Laßt im Keller, was drinnen ist. Ich will Euch ein Jahr verpflegen und Ihr sollt es gut haben. Was kann Euch an hundert Jahren mehr im Fegfeuer liegen?"



„Wirt, Ihr sprecht, wie Ihr es versteht. Wüßtet Ihr, welche Pein ich dort erduldet, Ihr holtet selbst die Fässer herauf, um mich zu erlösen. Schrecklich ist es dort unten und — „Hört auf, hört auf!" rief der Wirt wieder. „Laßt Euch erweichen. Bleibet bei mir, Ihr sollt es nicht bereuen, und ich will auch für Eure arme Seele beten." Der Bursche sann nach. „Ihr tut mir leid", sagte er endlich. „Euch zuliebe will ich es auf mich nehmen. Aber", setzte er drohend hinzu, „hütet Euch, den Pakt zu brechen; denn dann seid Ihr mir unrettbar verfallen und müßt in die Hölle."

Der Wirt versprach, was der Bursche wollte, stieg in den Keller hinab, holte ein Maß vom Besten, und bei Rotem wurde der Pakt besiegelt. Dann ging der Hausherr wieder hinunter und strich

zärtlich über die beiden Fässer, die er noch zurückbehalten hatte. Den Wein wollte er den Fuhrleuten vorsetzen, die im Sommer kamen und Ausspann bei ihm hielten.

Den Winter hindurch saß Schlupps in der Wirtsstube, erzählte Schnurren, schmauchte sein Pfeifchen und aß und trank. Wie es aber Frühling wurde, sehnte er sich hinaus und sagte zu seinem Wirte: „Seid bedankt für die Pflege, die Ihr mir habt angedeihen lassen. Ich will es Euch eingedenk sein und die hundert Jahre Fegfeuer gern für Euch ertragen. Mein Jahr ist noch nicht um; aber ich muß weiter ziehen. Doch zuvor gebt mir die zwei Fässer, die in der Ecke im Keller liegen, sonst hilft dort unten mein Bitten nichts. Ich will sie Euch abnehmen. Gebt mir Wagen und Pferde, so lade ich sie auf, und Ihr seid sie los."

Der Wirt war froh, den höllischen Gast auf gute Art aus dem Hause zu bekommen, gab ihm das Verlangte, tat noch ein Fäßchen schweren Roten dazu, steckte dem Burschen ein Beutelchen mit Geld bei und bat ihn um Gottes willen, bei des Teufels Großmutter ein gut Wort einzulegen.

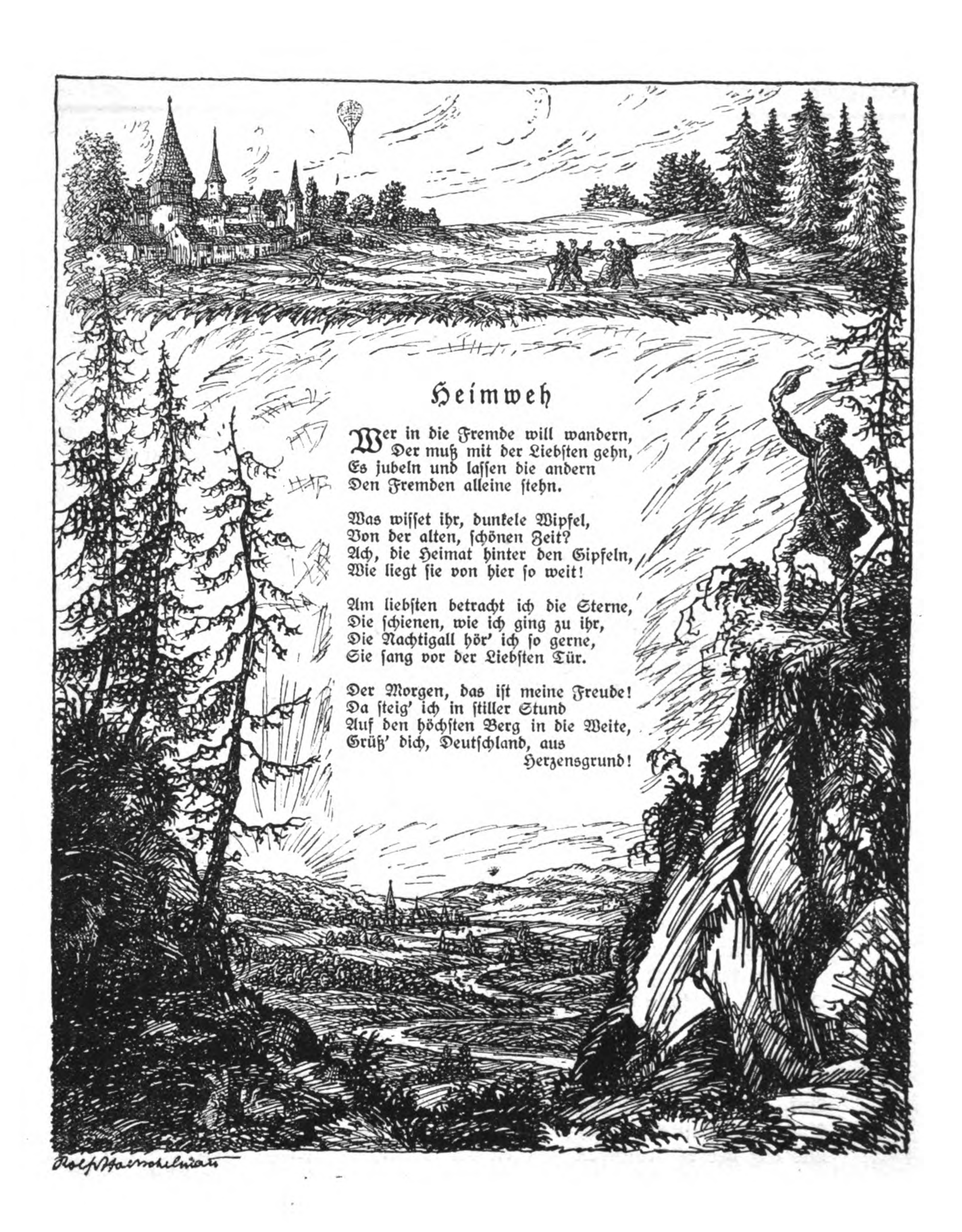
Der Bursche versprach es und sagte zum Abschied: „Wenn Euch einer fragt, wer Euch gelehrt hat, mit Wein und Gästen gut umzugehen, sagt immer „Schlupps." Damit zog er ab, und dem Wirt fiel ein Stein vom Herzen.

Nicht lange darauf hörte man eines Tages Hörner blasen, und als der Wirt in die Haustüre trat, kam eine Reiterschar dahergesprengt, und der vornehmste von ihnen war der König. Die Ritter saßen ab und traten in die Gaststube. „Holt Essen herbei", befahl der König, „wir sind müde und hungrig von der Jagd." Da liefen der Wirt und sein Gesinde und brachten heran, was Gutes in Kammer und Küche war. „Habt Ihr Wein?" fragte der Kämmerer, der immer an des Königs Seite saß. „Ei freilich", rief der Wirt und wollte schnell hinabspringen und zapfen; aber der König sah ihn scharf an und sprach: „Weißt Du, daß ich ein Gebot erlassen habe; man solle jeden, der Wein fälscht, zum Galgen führen? Wehe, wenn ich dich auf böser Tat ertappe!" Der Wirt beteuerte, daß sein Wein echt und rein sei. Da stieg der König selbst mit in den Keller, um den Wein zu prüfen, und aus jedem Faß, das er versuchte, kam die liebe Gottesgabe rein und unverfälscht heraus und sein Gesicht strahlte immer mehr vor Freude, als er von Faß zu Faß ging. „Wer hat dich gelehrt, den Wein so gut zu behandeln?" „Schlupps", antwortete der Wirt.

Da sahen sich die Diener des Königs erstaunt an, solch ein Wort hatten sie noch nie vernommen. Der Kämmerer aber legte den Finger an die Nase, dachte eine Weile nach und meinte dann bedeutungsvoll: „Das ist eine Sprache, die ich nicht kenne. Wer weiß, was der Wirt für ein gelehrter Mann ist." Dann flüsterte er lange heimlich mit dem König. Der nickte mit dem Kopf und sagte zu dem Wirt, der abseits stand und nicht wußte, was das alles zu bedeuten habe: „Wisset, mein Kellermeister ist gestorben. Im ganzen Lande suchen wir einen neuen; aber es muß ein Mann sein, der nie Wein gefälscht, noch gewässerten Wein verkauft hat. Du scheinst mir der Rechte. Sage mir, wer hat dich in der Kunst unterwiesen?"

„Schlupps", sagte der Wirt wieder. Der König legte seine Stirn in tiefe Falten und sah sich ernst im Kreise um. Denn weil ein König gescheidter sein muß, wie alle Leute, und alles besser wissen soll, wollte er nicht merken lassen, daß er das Wort nicht kenne und so sagte er: „Das dachte ich mir gleich. Willst du mein Kellermeister sein, so sollst du in meinem Schlosse wohnen, in einer goldenen Kutsche fahren und soviel Geld haben, als du immer willst; dafür darf kein anderer als du meinen Wein besorgen.

Des war der Wirt froh. Entließ sein Gesind, schloß sein Haus zu, bestieg ein Pferd und zog mit dem König fort.



Rolf von Hoerschelmann — Eichendorffs „Heimweh"

Gedichte / Von Woldemar Nürnberger
(Anläßlich seines 100. Geburtstags am 1. Oktober 1918)

Der Musikant von Scheveningen

Wohl ist das Fest verklungen, nun geht der Musikant,
Der Mann mit grauem Haare, nach Heim, entlang am Strand;
Nicht achtet er des Sturmes, der in den Lüften saust,
Nicht hört er wie die Woge zu seinen Füßen braust.
Sein Auge leuchtet helle, versenkt in einem Traum,
Ach! einen schmerzlich fernen, wankt er am Meeressaum.

Wohl hat er gegeiget zum Tanze, die herbstlich wilde Nacht,
Wohl hat er manch' purpurnes Gläslein an seine Lippen gebracht;
Wohl hat er den Tusch auch geblasen mit schmetternder, geller Trompete,
Wenn wacker den Reigen gestampfet mit ihrem Hänslein die Grete.
— Sein Auge leuchtet helle, versenkt in einen Traum,
Ach! einen schmerzlich fernen, wankt er am Meeressaum.
Denn die Maid mit dem Golddiademe, die heute wurde getraut,
Sie gleichet auf ein Härlein wohl seiner vergessenen Braut.
Und wie er nun hinwandelt auf glattem Ebbe-Sand,
Und wie ein Mondgesichte schaut ob der Wolken Rand,
Und wie nun näher brauset und näher nun die Flut,
Da wird ihm gar so seltsam, so wunderbar zu Mut.
Ihm ist als ob die Wogen, die an den Fuß ihm schwell'n,
Sich wandeln in viel tausend befremdliche Gesell'n.
Ihm ist, als ob sie näher und näher ihn umsteh'n,
Und tief ihm in das Antlitz und in das Aug' ihm sehn.
Ihm ist, als ob sie weinen, ihm ist, als ob sie lachen,
Sie blicken so lieb wie die Engel, und schauen so bös wie die Drachen.
„Heida!" so hört er sie reden, „steh' stille, du Musikant,
Wir wissen, du führest den Bogen mit zaubertöniger Hand,
Wir wissen, dir wandeln am Griffbrett die Finger, gelenkige Schlangen,
Es rauschet aus deinem Gesaite ein wunderallmächtig Verlangen;
Was du spielest ist himmlisch süße verlockende Poesie,
O laß, o laß sie uns hören, die tönende Phantasie;
Wir auch, wir kennen die Sehnsucht, wir auch, wir wissen zu fühlen,
Uns auch, du Grauer, du Alter, uns auch sollst du einmal spielen,
Wir haben Herzen im Busen, in der Seele verlangende Glut,
Auf, auf, Musikante, nun geige, und zeige dich wacker und gut;
Auf, auf, Musikante, und besser lohnen wir dir,
Als auf der erbärmlichen Hochzeit der Bauer, das geizige Tier.
Heut tanzen die stürmischen Wogen, die Söhne der springenden Flut,
Heut reigen die nächtigen Schäume, die Töchter des Vaters Orkan,
Auf, auf, Musikante, nun geige, und halte sobald noch nicht an!" —
Wohl beginnt er zu geigen, und geigt nun der graue Musikant,
Die Wogen umwallen ihn dichter, hoch hält er die Geig' in der Hand,
Die Wogen umringeln ihn enger, jetzt steht er schon mitten im Meer,
Und immer neu und gewaltig erbrausen die Fluten daher!

Er aber geigt ein Lied, wie er's noch nimmer gespielt,
Er hat seine ganze Seele in die triefenden Saiten gewühlt.
Und wie versunken das Mondlicht am dunkeln Wolkenrand,
Da ist er versunken auf ewig, der graue Musikant.

* * *

— Ich aber, einsam hinwandelnd am Strande von Scheveningen,
Hab' die nächtige Szene gesehen und habe vernommen das Klingen.

Fausts Ende

Die Vesper klingt der Glocken Feierläuten
Vom Dom, der rechts am Platz Ambrosius war,
Zur Winterszeit: rings aus den dicht beschneiten
Gebäuden fließt der Beter dunkle Schar.
Das reine Haus, das sich der Jesu-Glaube
In hehren, ernsten Wölbungen verträumt,
Dem Falken gleicht es mit der bunten Haube,
Wie ihm die Zinn das Dämmerungsrot umsäum:
Er steht so kühn, als höb' er schon die Schwingen,
Doch er erblindet von der goldnen Blende. —
Drin in dem Tempel hebt es an zu klingen,
Des Weihrauchs Ring umflieht die Nischenwände.
Es klingt des Priesters ernst Rezitativ,
Wie rauscht's, da all in ihre Knie fallen,
Wenn sie des roten Knaben Schelle rief:
„Der Herre hab' Erbarmen mit euch allen!"

Bei der Kirchtür steht eine hölzerne Bank,
An einem Pfahl, so'n Kästlein trägt,
Wer nun dem Herrn bezeugen will den Dank,
Tut wohl, daß drin er einen Pfennig legt.
Darum, daß drüber es ist angeschrieben:
„Wer mich recht aus des Herzens Grund mag' lieben,
Wer will einen Schatz im Himmel erwerben
In dieses Kästlein leg' er einen Scherben,
Sei's auch wohl gering, und sei's wohl klein,
Mir wird es lieb und euch nützlich sein.
Seht zu, wie ich sprech' im Evangelisten,
So tut nach meinem Wort ihr lieben Christen!"
Besetzt das Bänklein ist von Krüppeln, Alten
Mit greisem Haar, mit langen schwarzen Krücken,
Die wohl mit Andacht ihre Hände falten
Und sich in Demut vor dem Herren bücken.
Und einer kauert an des Bänkleins Ende,
Der sitzet stumm und ernst für sich allein.
Der faltet nicht die magern, gelben Hände,
Und in kein euge mater! stimmt er ein.

Sein Aug' ist blöd', Gicht frißt in seinen Gliedern,
Die Brust geknickt: ein gar zu kranker Mann;
Er sitzt entfernt von seinen Leidensbrüdern,
Und blickt von ihnen keinen einz'gen an. —
Es ist ein fressender, unbänd'ger Schmerz
Der ihm das Mark durchwühlet und durchbraust;
Er betet nicht, er schlägt sich nicht ans Herz,
Der blöde Krüppel ist der wilde Faust. —
Die Orgel schweigt und ite missa est!
Erklingt's beschwicht'gend aus des Priesters Munde:
Beendet ist der Andacht stilles Fest,
Und weithin schallt der Turm es in die Runde.
Der fromme Beter steht vom kalten Boden,
Drei Ave's noch spricht er in einem Odem,
Auf Herz und Stirn des Kreuzes reines Zeichen,
Verbeugend sich vor all dem stummen bleichen
Gebild an jedem leuchtenden Altar,
Dann taucht er in des Beckens heil'ge Flut,
Unfern der Säul, wo's Armenbänkchen war
Drei Finger, und empfiehlt sich Gottes Hut.
So wall'n sie rauschend aus des Domes Halle
Im Herzen, in dem Antlitz milden Frieden:
Und auch die Krüppel, Kranken gehen alle,
Hinaus zur Tür, die armen Lebensmüden.
Da draußen stürmt es durch die schwarze Nacht,
Der Schnee treibt lange, hochgetürmte Wogen.
Es donnert an die Pforten, daß es kracht,
Und an der Fenster steile Riesenbogen.
Nur Faustus bleibt, der arme finst're Kranke,
Er überschauet blöden Aug's den Dom;
Verfolgt bewußtlos, was der matte schwanke
Schatten hinmalt vom nächtigen Phantom:
Des Lämpchens Schatten, deß' umwölkter Schein,
Am Weihebecken flimmert noch allein.

Und später noch, es war nach Mitternacht,
Da hinkt der Krüppel durch die Straßen sacht;
Hoch liegt der Schnee: harsch fegt der Sturm,
Es schau'rt den armen Menschenwurm.
Tot liegt des Giebelhauses Gang,
Kein Licht erstrahlt die Reih' entlang:
Die Nacht ist Herrin, und kein Lämpelein
Stört sie mit seines Irrlichts schwankem Schein.
Sie blicket durch der Scheiben schwarzen Kreis,
Tanzt auf dem Turm in sonderer Weis'
Hat ihre Lust am Wolkenzug,
Und an des Sturms gewalt'gem Spruch.

Drei trock'ne Fichten steh'n dort oben,
Wo man das Hochgericht erhoben.

Rübezahl

Romantische Fliegende Blätter



München · Rübezahl · Verlag.

By

Rübezahl-Verlag München

Georgenstraße 34 / Gartenhaus.

Liebe Leser und Leserinnen!



Die Blaue Blume blüht. Seit der im Vorjahr erfolgten Gründung des „Eichendorff-Bundes“, seitdem „Der Wächter“ mit seinem Heerbann allen Philistern den Krieg erklärt und im ersten Anlauf die feindlichen Wälle gesprengt hat, geht es allenthalben mit Riesenschritten vorwärts. Nur eine Reihe von Flugschriften fehlt noch, Blätter, die man bequem in die Tasche steckt, wenn man auf Reisen geht, oder daheim mit der Elektrischen Straßenbahn von einem Stadtteil zum andern fährt, Blätter, die draußen im Schützengraben von Hand zu Hand wandern und am Ende wieder weit hinter die Front fliegen, um dem Mann in der Etappe einen romantischen Gruß aus der deutschen Heimat zu bringen, Blätter, die ihrer Wohlfeilheit wegen Studenten und andere junge Leute ohne Schaden für den schmalen Geldbeutel zu erwerben vermögen, Blätter für die Jugend und das Volk im allerweitesten Sinn des Wortes.

Nach einer der volkstümlichsten Sagengestalten aller Zeiten, nach dem uralten „Rübezahl“ benannt, tritt ein neues Unternehmen werbend vor die Öffentlichkeit in der Absicht, die oben angedeutete Lücke wirklich auszufüllen. Um es mehr als irgend eine Zeitschrift zum reinen Ausdruck des gegenwärtigen kulturellen Volkswillens zu machen, sollen die Bezieher eines jeden Heftes den Inhalt des nächstfolgenden selber bestimmen, indem sie einen der drei ihnen vom Herausgeber und Verlag vorgelegten Titel auswählen. Stimmenmehrheit entscheidet. Die überstimmten Schriften werden mit einer neuen das nächste Mal zur



Wahl gestellt usw. Ein Titel, der jedoch dreimal abgelehnt worden ist, scheidet endgiltig aus.

„Rübezahl" erscheint in zwangloser Folge, vorerst mindestens sechsmal im Jahr. Jede Nummer soll ein abgeschlossenes Ganzes bilden und auf ungefähr 50 Seiten ein romantisches Literaturwerk, womöglich mit Bildern, wiedergeben. Hefte, die diesen Umfang überschreiten, sind als Doppel-Nummern aufzufassen. Grundsätzlich werden nur solche Schriften neugedruckt, die bei Reclam oder in einer anderen billigen Ausgabe unter einer Mark nicht vorhanden sind. Eine lustige Ecke „Romantisches Narrenschiff" soll allemal den Haupttext beschließen.

Daneben wird jedes Heft einen Briefkasten der „Romantischen Post" als literarische Auskunftsstelle enthalten. Die Bezieher werden freundlichst eingeladen, sich ihr nach Belieben zu bedienen. Umschlagbild, Randleisten und Verlagsabzeichen stammen von der Meisterhand Hans Röhms.

Sechs Nummern unserer „Romantischen Fliegenden Blätter" bilden einen Band, auf den man zum Voraus subskribieren kann, dann stellt sich der Preis eines jeden Heftes auf bloß 75 Pf. Einzeln subskribierte Nummern werden zum Preis von je 90 Pf. abgegeben. Die Berechtigung zum Subskribieren erlischt nach Erscheinen des jeweils sechsten Heftes. Wenn die Subskriptionsfrist abgelaufen ist, sowie im Buchhandel kostet jede Nummer Mk. 1.20.

Der in sich abgeschlossene Haupttext der einzelnen Hefte erscheint mit dem Titel des neugedruckten Literaturdenkmals als Bibliophilen-Ausgabe in Buchform, und zwar in nicht mehr als einhundert vom Herausgeber handschriftlich signierten Exemplaren auf Bütten- oder einem anderen holzfreien Luxuspapier. Dadurch soll der wertvolle Inhalt für die Besitzer auserlesener Bibliotheken auch im Material wertvoll werden. Der Preis einer solchen Bibliophilen-Ausgabe beträgt mit Subskription 10 Mk., bei doppeltem Umfang 20 Mk., nach Erscheinen und im Buchhandel 15 Mk., beziehungsweise 30 Mk.

Wir beginnen mit Hermann Kletkes köstlichem „Buch vom Rübezahl" (des Berggeistes Fahrten und Schwänke), nach der Original-Ausgabe neu herausgegeben von Wilhelm Kosch. Unser Neudruck enthält auch das reizende Titelbild des Originals.

Für das zweite Heft schlagen wir vor:

1. Joseph v. Eichendorffs Puppenspiel „Incognito",
2. Leopold v. Rankes „Jugenderinnerungen",
3. Alban Stolzens „Elisabeth-Legenden" (mit Bildern von Moriz v. Schwind).

Eine Karte für Bestellung und Abstimmung liegt bei. Später genügt eine gewöhnliche Postkarte mit Angabe des Absenders.

Wer dem „Rübezahl" sechs Bezieher einer ganzen Reihe zuführt, erhält einen nummerierten Luxusdruck kostenlos.

Nun aber frisch ans Werk! Rübezahl, der alte Berggeist ruft. Mit seiner Zauberlaterne will er Euch die Wege weisen, die zu tausend verborgenen Schätzen führen.

München, in der Johannisnacht 1918.

Herausgeber und Verlag.



Von Rabennestern schwarz umwunden
Vom Sturm zerpeitschet und zerschunden.
So raget es ein Bild voll Schauer
Hoch ob der dumpfen Reichsstadt Mauer.
Faust keucht hinan den Babelturm der Sünder,
„Hier find' ich ihn, hier wohnen seine Kinder!"
Und drauf: „O meine Brust! Mein krankes Bein!"
Er setzet sich auf einen schwarzen Stein
Von dem der Sturm gefegt den Schnee,
Er ruhet sich, das Herz schlägt ihm so weh;
„Mephisto!" ruft er drauf gewaltig laut,
Den Ruf entführt die Windesbraut,
Doch Niemand kömmt, er bleibt allein,
Auf seinem schwarzen Ruhestein.
„Mephisto!" ruft er oft und zahllos oft,
Daß ihm die Ader pocht und klopft.
Er steht auf, er ruft, was oft er rief, — —
Der Sturm fegt gleichen Tons die dunkeln Fichten
Er sinkt zurück zum Stein und ächzet tief,
Und als er sucht sich wieder aufzurichten,
Ist seine Krück' ihm in den Schnee geschlüpft.
Da schallt es, wo die Fichtengruppe stand:
Der Rabe krächzt, es kommt was angehüpft,
Und drückt die Krück' ihm in die welke Hand.

Spruch / Von August Heinrich Hoffmann von Fallersleben

Heute Fröhlichkeit!
Morgen Herzeleid!
Heute leb' ich und web' ich in Luft,
Morgen bin ich mir nichts bewußt.
Heute himmelblau,
Morgen dunkelgrau!
Heute wandl' ich im Sonnenschein,
Morgen sitz' ich im Dunkeln allein.
Heute: Grüß dich Gott!
Morgen: Schand und Spott!
Heute lächelt mir jedermann,
Morgen sieht mich kein einziger an.
Heute: Lieber Jung'!
Morgen: Fremd genung!
Heute immer: Vergißmeinnicht!
Morgen: Find' ich das Blümchen nicht.
Heute Becherklang!
Morgen Grabgesang!
Heute lustig im wirbelnden Tanz —
Morgen weht dir am Grabe der Kranz!

Märkische Theaterromantik der guten alten Zeit

Aus den Lebenserinnerungen von Alois Wohlmuth

Seit Christs berühmtem „Schauspielerleben" sind nur wenig Selbstbiographien dieser Art erschienen, die sich an innerer Wahrheit, spannendem Inhalt, kulturhistorischem Wert und literarischer Abrundung mit den Memoiren des Münchener Hofschauspielers Wohlmuth messen können. Der Künstler, einer der hervorragendsten Charakterdarsteller um die Wende des Jahrhunderts, wurde am 25. Juni 1849 in Brünn geboren und hegte schon in den Knabenjahren eine so unbändige Leidenschaft fürs Theater, daß er mit 15 Jahren den Eltern entlief, um in Dörfern und kleinen Städten der Mark Brandenburg bei fahrenden Leuten für seinen Beruf sich autodidaktisch auszubilden. Nachdem er sich lange mit Wanderschmieren herumgetrieben hatte, gelang es ihm 1866 auf dem Theater seiner Vaterstadt endlich in höheren und edleren Regionen festen Fuß zu fassen.

Von da kam er nach Rostock, Schwerin, Düsseldorf, Wien und Meiningen und spielte von 1874 bis 1880 in echten Rollen zu Straßburg, Lübeck und Danzig. In den Ferien zog es ihn jedoch immer wieder nach dem lieben München, wo er an Wilhelm von Kaulbach und Karl von Piloty einflußreiche Gönner fand, die ihm zu Vorträgen an der Akademie der bildenden Künste verhalfen. Anfangs der achtziger Jahre wirkte Wohlmuth am Neuyorker Thaliatheater, sowie als Gast an den bedeutendsten Bühnen Münchens und Wiens. 1883 folgte der Künstler einer Berufung ans Weimarer Hoftheater, zwei Jahre später einer solchen nach München, wo er heute noch als vielfach ausgezeichneter Hofschauspieler durch seine glänzenden Darstellungen an die größte Zeit der Sonnenthal, Mitterwurzer und Baumeister gemahnend stets von neuem Triumphe feiert. Das soeben (bei Parcus u. Co. in München) erschienene schöne Buch ungeschminkter Selbstschilderungen „Ein Schauspielerleben" hat Wohlmuth seinen alten Freunden Franz von Defregger und Eduard Thöny gewidmet. Der Wächter.

Das Jahr 1864, das Deutschland zwei Provinzen einbrachte, schenkte auch mich der deutschen Bühne. Von diesen beiden Ereignissen hätte allerdings schon das erste genügt, um dieses Jahr denkwürdig zu machen. Merkwürdig! Nicht nach Wien, so nahegelegen, nach Berlin zog es mich. Und zwar ohne jede Überlegung! Mein Empfinden sagte mir: Du gehörst als deutscher Komödiant in die Zentrale Deutschlands. Ende April ging's, arm am Beutel, auf die Wanderschaft; Lessings Hamburger Dramaturgie und ein paar Bände Shakespeare im Ränzel. Ach, armer dramatischer Handwerksbursch! Du hattest keine Ahnung von dem dornenvollen, abschüssigen Weg, so reich an Fallen und Fangeisen! Sorglos saßest du in der Ecke des Kupees und träumtest dich hinüber in Lorbeerhaine, wo schöne, dicke Rollen an vergoldeten Zweigen hingen, und Beifall wie Sphärenmusik rauschte. Mitten in der Nacht wurde ich aus meinem schönen Wahnsinn gerissen durch eine Donnerstimme: „Pässe vorzeigen!" Auf dem Trittbrett des Waggons stehend und zur offenen Kupeetür emporragend, hielt mir ein martialischer Unteroffizier das Bajonett schier unter die Nase. Denn wir waren in Bodenbach, der österreichisch-sächsischen Grenzstation. Der Paß war ausgestellt: „Im Namen Seiner K. K. Apostolischen Majestät, Kaisers von Österreich, Königs von Böhmen und Ungarn." Und so weiter eine halbe Seite lang; auch die Lombardei und Venedig standen noch darauf. — Ich kam in Berlin früh morgens an. Die Stadt zählte damals nicht mehr als 600 000 Einwohner, und ihr stolzestes Etablissement war die bescheidene Konditorei „Kranzler" an der Ecke der Linden. Ihr galt mein erster Besuch. Am Abend ging ich ins „Königliche". Dessoir spielte den Othello. Sein Organ hatte bereits einen Sprung; vieles in seinem Spiel war präpariert und abgekartet — aber groß war die innere Wucht, die ins Herz griff und Ruck um Ruck gab. Wenn er auf Zypern „seine holde Kriegerin" begrüßte, so fühlte man, wie in seinem Innern glühende Lavamassen wogten und fluteten. Ich brachte die erste Nacht in Berlin auf Zypern zu. Damals vermochte man noch von einem Alt-Berlin zu sprechen, wie es Glasbrenner so gemütvoll schildert. Jede Atmosphäre erzeugt ihre Geschöpfe und formt und prägt sie zu eigenartigen Typen. Zwei soche Alt-Berliner Figuren waren meine Wirtsleute. Er, der alte Königliche Subalternbeamte, besaß die traditionelle Intelligenz preußischer Staatsdiener. Sein innerer und äußerer Mensch zeugten von

seinem Wahlspruch: „Ordnung muß sind.“ Madame gehörte zu den Frauen, die sich noch im Alter etwas Jugendliches, Mädchenhaftes bewahren. Wenn sie lächelte, lustwandelte jener undefinierbare Charme in ihrem Antlitz, der zu den Reservatrechten des weiblichen Geschlechtes gehört. Ihr dürres Figürchen trippelte kaum hörbar durchs Zimmer; die knöchernen Hände waren trotz aller Arbeit gepflegt. Die Kleidung ebenso bescheiden als peinlich sauber. Sparen war ihr Beruf, ihre Kunst, was ich jedoch nicht zu fühlen bekam. Denn als meine paar österreichischen Papiergulden bei Kranzler und anderen Konditoreien vernascht waren, steckte sie mir fortwährend etwas zu: „Ein Butterbrötchen, bitte“ — „ein Täßchen Bouillon, gerne gegönnt“ usw. Die obskuren Theateragenturen, die ich unablässig aufsuchte, wollten von dem „länglichen Wunderknaben“ aus dem Lande der „Ratzefallen und Drahtbinder“ nichts wissen; bis sich endlich das Vermittlungsbüro H e l d meiner annahm. „Zu was für schnöden Bestimmungen wir kommen können“, reflektiert Hamlet. Held, der im Jahre 1848 als Führer der Berliner Revolution Herrscherstühle stürzen und Kronen und Szepter zerbrechen wollte, half nun ambulanten Bühnentyrannen Throne erbauen, auf die er Kaiser und Fürsten der Schminke setzte, gehüllt in Hermelin von Katzenfell. Er bot mir Kontrakt nach Tangerhütte, einer kleinen Ortschaft in der Mark Brandenburg. Aber so wie jetzt in den großen Warenhäusern, hieß es bei ihm: Nur gegen bar: kostet einen Taler. Ach, wenn außer Tangerhütte auch noch die ewige Seligkeit dafür zu erlangen gewesen wäre — ich hätte beide müssen verrosten lassen. Schwertraurig kehrte ich heim und jammerte meiner guten Wirtin vor von meinem verlorenen Paradies in der Uckermark. Darauf beschwichtigte ich meinen Schmerz, wie das im Leben ja so oft geschieht, dadurch, daß ich andere malträtierte: nämlich Shakespeare, Schiller und Goethe. Ein Klopfen an der Tür unterbrach mein Geschrei. Meine Wirtin trat mit einem ältlichen Herrn ein. Er war klein, schmächtig und etwas verwachsen. Seine Kleidung schien mir sehr gewählt, sein Benehmen hatte etwas gemessenes altfränkisches. „Ich habe als Ihr Nachbar“, sagte er, „oft Ihren Monologen an der Türe gelauscht; Sie haben sicherlich Talent. Nun höre ich von ihrer Frau Wirtin, daß Ihnen das Reisegeld ins Engagement mangle. Wollen Sie einem alten Junggesellen, der die Kunst liebt, erlauben, Ihnen für die ersten Schritte auf den weltbedeutenden Brettern diesen bescheidenen Betrag anzubieten?“ Zwölf Taler lagen auf dem Tisch! Ich wollte Dankesworte stammeln . . . „Lassen Sie nur, es ist ja nur v o r g e st r e ck t“, sagte er mit anmutigem Lächeln und entfernte sich schnell. Meine Freude war schwindelnd! Ich umarmte meine Wohltäterin so jubelnd, daß ich die arme Knöcherne schier zerbrach. Stehenden Fußes eilte ich zu Held, um mir meinen Caruso-Kontrakt (11 Taler im Monat) zu holen, und tags darauf nahm das Verderben seinen Lauf — gen Tangerhütte.

Da ich mit einem Bummelzuge fuhr, so wurde in Tangerhütte auch wirklich gehalten. Am frühen Vormittag entstieg ich dem Kupee und nahm im Wirtshaus, einem salopp aus Fachwerk errichteten Hause, das zugleich Bahn-, Post- und Telegraphengebäude war, ein Zimmer. Dank der Berliner Fürsorge und Beihilfe durch meine gütige Wirtin, war alles da: Frack, Zylinder, Handschuhe! Dazu mein jugendliches Bewußtsein, so ausgerüstet — dem Herrn entgegen. Draußen ließ ich meine Blicke links und rechts schweifen, nach Ost und West — umsonst —, kein säulengetragener Tempel, kein springender Pegasus auf einem Dachfirst, wie ich, reiner Tor, es vorausgesetzt an einem Orte, wo Theater gespielt wird. Nichts als lange Fabrikwerkstätten. Nach langem, vergeblichem Umherirren langte ich endlich wieder tiefbetrübt bei meinem Gasthause an. Das Stubenmädchen, „eine gesunde Pflanze“, stand vor der Tür, und weidlich belustigt von meiner Erscheinung, fragte sie mich mit behaglichem Spott: „Sagen Sie mal, Kleener, wat suchen Sie denn eigentlich?“ — „Entschuldigen Sie, Fräulein, das Theatergebäude.“ — „Det hab ich mich doch jleich gedacht: na, hören Sie, da hätten Sie sick den Schniepel (Frack) ersparen können

und die Spaziergänge ins Dorf; der Zauber wird ja bei uns besorgt; jehen Sie man da rin, da finden Sie die janze Blase beisammen.“ Sie deutete nach einem Zimmer des Wirtshauses. Das war der erste Kaltwasserstrahl! Ich gab mir einen Ruck, klopfte und trat ein. Es war Probe. Aber die Bretter, die die Welt bedeuten, und die hier schlichtweg die der Wirtsstube waren, und deren Abgrenzung von dem übrigen Raum nur eine breite Holzleiste mit einigen Löchern für die Unschlittkerzen-Beleuchtung markierte, waren fast leer; alles gruppierte sich an einem runden Tisch um den Mächtigen, der Halbgötter straucheln, Buhlerinnen erröten, Despoten verstummen machen kann: um den Souffleur. Es gab eine Unterbrechung. Direktor P...., der mir entgegenkam, malträtierte grausam seine Lippen, um ein Lachen, ähnlich dem der strammen Minna vor der Wirtshaustüre, zu verbeißen. Aber auch eine lebhafte Freude, nur gedämpft durch die Würde des Amtes, zeigte sich in dem typischen Theaterschmierengesicht des Bühnenhalters, das noch lebhafte Spuren der gestrigen Kugellackschminke trug und die da sagte: Frack und Zylinder: große, einzigartige Akquisition! Im Geiste sah er bereits meinen Frack, dieses Unikum hier, bei Aufführung eines modernen Stückes kommunizierend von Darsteller zu Darsteller wandern. Ich wurde meinen Kollegen vorgestellt. Der erste Held stak in seinen hohen, braunen Ritterstiefeln und hatte einen grellroten Schal genial um den Hals gewunden; seine Haare waren, damit er am Abend als Lockenkopf erscheine, in Papier-Papilloten gedreht; schwarze Striemen unter den Augen waren Zeugen des gestrigen Jaromir. Der Intrigant und Regisseur hatte Theaterschuhe mit abgetretenen Hacken an den Füßen und hielt sich, aus Rücksicht für seine Wäsche, sehr zugeknöpft. Er schielte mit seinen zu schmal geschlitzten Augen mißtrauisch nach mir. Ein verwittertes, langes, abgemagertes Exemplar, mit so gekrümmtem Rücken wie ein Katzenbuckel, leeren, verglasten Augen, aus denen verkanntes Genie und gebranntes Wasser redeten, war in einen Havelock gehüllt und ganz Pathos in Miene und Bewegung. Eine großartige, tremolierende Geste seiner Rechten begrüßte herablassend den Anfänger. Ein kaum fünfzehnjähriges Mädchen, Tochter des Souffleurs, grüßte mich mit schalkischen, mutwillig-blitzenden Äuglein. Dann gab es noch zwei andere weibliche Wesen und — die Krone des Ensembles: Die Frau Direktorin. Sie war, um münchnerisch zu reden, schon „bissl übertragen“; nicht minder ihr Negligé, dem man es zudem ansah, daß es viel zu lange nicht mehr auf die Bleiche gekommen war. Sie interessierte sich für aufstrebende Talente und warf mir einen feurigen Blick zu, den aber das strafende Auge ihres Gemahls sogleich paralisierte. Meine erste Rolle war der Apothekerbursche in „Anna-Liese“. Ich spielte zwar herzlich schlecht, denn der schüchterne Junge lag mir ganz und gar nicht, aber so sicher, daß mir keiner glauben wollte, ich hätte noch nie gespielt, nie einen Lehrer gehabt. Das Stück gefiel den Leuten in Tangerhütte und ist ja heute noch in der Provinz gerne gesehen. Man denke: ein veritabler Fürst heiratet ein bürgerliches Mädchen; wie wohl muß so was nicht dem Herzen der Frau Bäckermeisterin tun! — Darauf spielte ich gleichwertig den jungen Didier in der „Grille“, einem Schauspiel der Birch-Pfeiffer. Madame hatte es nach der hübschen Dorfgeschichte „Die kleine Fadette“ der George Sand fabriziert, aber so viel Süßstoff dazu getan, daß es schmeckt wie verzuckerter Milchkaffee. Danach gab man mir eine ältere Rolle: den Papa in „Philippine Welser“. Ich spielte ihn um eine Nuance besser und — horch, was war das: O süße Musik, das erste Beifallsklatschen! Doch kein Wunder, denn der alte Kaufmann kanzelt ja den König und Kaiser ohne Gnade ab. Und wenn auf deutschen Bühnen ein Niederer einen Höheren ordentlich anschnauzt, so kann er seines Erfolges gewiß sein. Ob der Unterlehrer den Oberlehrer (wie in „Flachsmann als Erzieher“) oder — wie hier — ein Geschäftsinhaber Seine Majestät, den Herrn des Reiches, darauf kommt es wenig an. — Endlich spielte ich noch einen verschmähten Liebhaber in dem Rührstück „Die Lieder des Musikanten“ von Rudolf Kneißl. Der Verfasser

war selbst nichts anderes als ein Pommern und Brandenburg durchstreifender Theaterhäuptling. Wie sehr er aber den ambulanten Karren mit seinem phantastischen Lumpentum liebte, beweist, daß er ihm auch dann noch treu blieb, als er eine Berühmtheit à la Birch-Pfeiffer geworden war und an großen Bühnen zur Aufführung gelangte. — Direktor P.... schien kein Freund zu sein von rauschenden Verabschiedungen. Wenigstens in Tangerhütte verschmähte seine fein besaitete Natur Geräusch und Lärm der üblichen Schlußovationen; ohne Sang und Klang ging es fort — leise — ganz leise! Auch der Wirt ahnte nichts von seiner Abreise. Mich und noch zwei von der Bande ließ er gleichsam als Geisel oder ahnungslose Versatz-Objekte für die nichtbezahlte Wirtshausrechnung zurück. Da wir aber wußten, daß sich der Meister nach Stendal gewandt, so folgten wir seinen Spuren und folgten ihm nach; gleichfalls leise, ganz leise . . .

Eichendorff / Von Erika Spann-Rheinsch

Eichendorff — der liebe Gott, der alles bedenkt, hat ihm den richtigen Namen gegeben — ist der deutscheste unsrer neueren Dichter, er ist, von der Seite der Deutschheit betrachtet, der Größte, weil er in seiner Art der Einzige ist. Wenn ich einen Ausländer bekanntmachen will mit deutschem Wesen und deutscher Poesie, gebe ich ihm Eichendorff zu lesen: „Da nimm“, sage ich zu ihm, „tritt in den großen, heiligen, unberührten, ungerodeten Urwald ein! Wie es in seinen Blättern rauscht, so klingt es in deutschen Herzen. Hier ist keine Glätte, keine Feile, hier ist es, als wäre keine Belehrung von außen. Aus diesen Versen, wenn du es andersher nicht tust, wirst du niemals Jamben, Trochäen, Daktylen, Anapäste, Spondeen, Hexameter und dergleichen Werkformen ausländischer Verskunst herausziehen können; diese Strophen sind nicht ausgerechnet und ausgezählt, sie sind geatmet, gejauchzt, gebetet, sie sind im Wandern gesungen. Sie sind schwer zu lesen, weil man, sie zu lesen, nicht nach der Regel erlernen kann. Sie sind so geschaffen, als hätte Deutschland nie eine andere als seine eigene urtümliche, bodenständige Kultur gehabt. Sie haben auch keine anderen Gegenstände als solche von jeher uns eigene: der Wald, die Bäume, der Wind, die Vögel, die weite Welt und die Wanderschaft, die Liebe, der Tod, und über allem der liebe Gott, — das sind — nicht ihre Gegenstände — sondern ihre Ziele, zu denen strömen sie hin. Sie reden nicht geistreich von diesen Dingen; sie wenden sich andächtig zu ihnen hin, voll Wehmut, Lust und Ergriffenheit. Denn das Herz ist zu eng und der Wald ist zu grün und zu unergründlich die Nacht, als daß man je Gott und die Welt ruhig in sich tragen könnte als verbürgten Besitz, es muß alles immer von neuem erträumt, ersehnt, erfleht und erwandert sein. Die ganze Welt ist wie ein rauschender, halb fremder, halb trauter, halb lockender, halb gefahrvoller, von Ahnung, Liebe und Gottesnähe durchwehter Wald; und nur Eines steht fest: Der reine Wille, der hindurchwandert, das tiefe innige Gottvertrauen, das in allem Schauer und Finsternis vor Verzweiflung und Frechheit sicher ist. Diese Verzweiflung, diese Frechheit als Kehrseite ängstlich-heiligen Erschauerns —, das nennt man nämlich bei uns die Romantische Ironie. Mit ihr haben die Romantiker ihre herrlichen, ungleichmäßigen Werke gewürzt; von ihr war Friedrich Schlegels Leben vergiftet; an ihr war Hoffmann krank; von ihr hat Eichendorff allein kein Körnchen gehabt.“

„Ja, aber Goethe, Schiller, Mörike, Hölderlin?“ fragt der gebildete Ausländer. „Das ist unser deutscher Parnaß, der über die ganze Erde strahlt. Ohne ihn wären wir nur Deutsche, keine Weltbürger, nicht die Lehrer und die Schüler der Menschheit. Aber ohne Eichendorff wären wir nirgends ganz und nur Deutsche — wie wir es im allerinnersten, heimlichsten Herzen, zuletzt doch ewig sein und bleiben wollen.“

Das Märchen von der Prinzessin und dem Puppenspieler / Von Horst Wolfram Geißler



Es war einmal ein armer Puppenspieler, den alle Kinder kannten. Er besaß nichts, als einen grün angestrichenen Karren, der von einem Eselchen gezogen wurde, und in dem sein kleines Theater verpackt war. Im Winter, wenn Wiesen und Wege verschneit lagen, blieb der Puppenspieler in der Stadt, in der er gerade war, und ernährte sich kümmerlich; denn er war nicht reich genug, um einen Saal für seine Vorstellungen mieten zu können, und so mußte er in diesen schlimmen Zeiten seinen Unterhalt damit verdienen, daß er kleine Heiligenbilder schnitzte und sie zu Weihnachten feilbot, oder daß er an Sonntagen mit seiner Geige zum Tanz aufspielte. Das war kein schönes Leben, und manchmal, wenn er im Winkel einer Gaststube saß und Musik machte, damit andere Leute sich freuen konnten, wollte ihm fast das Herz springen vor heißer Sehnsucht nach dem Frühling.

Ja, der Frühling! Wenn es Frühling war, zog er seinen Esel und seinen grünen Karren aus dem Stalle, kutschierte auf und davon und vergaß geschwind alles Winterleid. Rings um ihn her breitete sich eine selige Welt in tausend Farben. In jedem Jahre schien es ihm, als ob das Land niemals so herrlich gewesen sei, wie gerade heuer, und als ob die Apfelbäume noch nie so süß geblüht, die Wässerlein nie so wundersam gerauscht, die Wiesen nie so leuchtend gegrünt hätten wie diesmal. Und über dem ganzen Glück hingen die Lerchen in der goldblauen Luft und jauchzten ihre Triller auf das große Erwachen hinunter. Mitten durch diese Herrlichkeit fuhr der arme Puppenspieler sorglos dahin, und wenn er überlegte, wie glücklich er doch sei, dann schien ihm die weiße Landstraße geradenwegs in den Himmel hineinzulaufen. Mit strahlenden Augen blickte er in die Welt und sah, daß nun auch alle anderen Menschen viel lustiger seien, als sie im häßlichen Winter dreingeschaut hatten.

Und wenn er in ein Dorf kam, liefen ihm die Kinder entgegen und riefen sich zu: „Der Puppenspielerhannes ist wieder da!“ Dann faßten sie einander bei den Händen, tanzten Ringelreihen um den Karren und banden seinem gutmütigen Eselein kleine Sträuße aus Gänseblümchen an die Ohren.

Der Puppenspielerhannes aber lachte und sprach: „Geht nach Hause und laßt Euch von Eurer Mutter einen Pfennig geben; denn heute nachmittag ist auf der Wiese große Galavorstellung, und der Eintritt kostet eine Million — oder einen Pfennig, je nachdem man es hat.“

„Hurra!“ schrieen die Kinder, und die Buben schlugen Purzelbäume, aber die Mädchen nicht, denn sie hätten es doch nicht so schön gekonnt.

Hannes aber sagte „Hüh!“ und fuhr auf den Anger, weil er dort sein Theater aufschlagen wollte. Das war ein hoher Kasten aus Leinwand, auf der man die herrlichsten Sachen gemalt sah: den Polizisten mit einem gewaltigen Säbel und kreuzweisem Lederzeug über der Brust, den Gottseibeiuns mit Schweif und Hörnern, und natürlich auch den Kasperl, der mit seiner großen Nase so komisch aussah, daß man schon deshalb sich vor Lachen hätte ausschütten mögen.

Am Nachmittage kamen dann die Kinder, schön gekämmt und gewaschen, und hatten alle einen Pfennig mitgebracht, den sie dem Puppenspielerhannes gaben. Wenn aber einer keinen Pfennig hatte und deshalb betrübt mit schlechtem Gewissen hinter einem Baum hervorlugte, dann rief Hannes: „Willst Du wohl den Baum loslassen, Junge? Du wirst ihn noch umwerfen! Gleich kommst Du her und siehst Dir meine Komödie an! Ja, meine Herrschaften, das muß ein jeder gesehen haben —“. Und wenn er endlich seine Gesellschaft beisammensah, nahm er eine blaue Glockenblume, schwenkte sie und sagte: „Klingeling! Jetzt geht es los!“

Dann verschwand er in dem leinenen Kasten und wupp! sprang auch schon der Kasperl mit seinem Schlenkerbein rittlings auf die Rampe, und das Stück begann.

So war der arme Puppenspieler, und so fuhr er vergnügt durch die vergnügte Welt.

Einmal aber kam er in ein Königreich, das er noch nie gesehen hatte, und das ihm gleich sehr merkwürdig erschien. Da war nämlich der Grenzpfahl nicht schwarz und weiß oder blau und weiß angestrichen, wie man es sonst wohl hat, sondern golden und silbern, daß es nur so funkelte, und an dem Grenzpfahl war eine Tafel, darauf stand zu lesen: „Aus diesem Lande dürfen Wagen nur bei trockenem Wetter herausfahren!"

„Das ist mal eine komische Mode!" sagte Hannes und hielt seinen Karren erstaunt an.

„Es ist gar nicht komisch!" sagte der Grenzwächter, „sondern sehr weise, und der König selber hat es angeordnet."

Der Puppenspieler wunderte sich noch mehr. „Warum denn, wenn man fragen darf?"

„Es ist so —:" sagte der Grenzwächter, „unser Königreich ist nicht sehr groß, aber überaus glücklich. Und wenn nun die Wagen bei nassem Wetter herausführen, so würden sie an ihren Rädern einen ganz gewaltigen Teil des Reiches mit über die Grenze nehmen. Dadurch würde erstens der Staat in seinem Bestehen gefährdet werden, und zweitens — Land, in dem man glücklich ist, gibt man nicht gerne her. Das verstehst du doch?"

„Freilich!" antwortete Hannes, „und ich sehe jetzt die Weisheit dieses Gesetzes sehr wohl ein. Aber seid ihr denn hier wirklich so sehr glücklich?"

„Unmenschlich glücklich!" sagte der Wächter und lachte zum Beweise bis hinter die Ohren. Aber gleich darauf schien er sich an etwas zu erinnern, und über sein gutmütiges Gesicht flog ein Schatten wie eine Wolke über den Julihimmel.

Hannes merkte das und meinte: „Na, irgendwo scheint euch der Schuh aber doch zu drücken, hm?"

Da schüttelte der Mann ganz betrübt den Kopf und seufzte. „Allerdings. Nämlich — — aber das wirst du schon selber sehen, vorausgesetzt, daß ich dich hereinlassen darf. Sind deine Papiere in Ordnung? Hast du etwas zu verzollen?"

„Ich habe nur meine Puppen!" erwiderte Hannes.

„Die sind zollfrei; bei uns muß nur verzollt werden, was die Menschen möglicherweise ärgern könnte. Infolgedessen brauchen wir keine Steuern zu zahlen, sondern der Staat gibt uns aus den Überschüssen der Zolleinnahmen noch etwas heraus".

„Das kann ich mir denken!" sagte der Puppenspieler, dankte dem Wächter für seine Auskunft und fuhr über die Grenze.

Nach einer Weile teilte sich die Straße, und der abgezweigte Weg lief zu einem großen goldenen Gittertore, dessen Flügel weit offen standen. Dahinter sah Hannes einen wunderbaren Garten, und weil es ihm niemand verbot, lenkte er seinen Karren durch das goldene Tor. Ganz feierlich und still wurde es nun um ihn, so daß er mit verhaltenem Atem auf das große Schweigen lauschte, und es war, als ob sogar sein kleiner Esel etwas Besonderes merkte und mit seinen Hufen weniger übermütig klapperte.

Rings lagen tiefdunkelgrüne Wiesen in ruhigem Ernst; schwarze Tannen wuchsen in den klaren Himmel, und zu ihren Füßen schliefen runde Büsche und Lebensbäume wie verzaubert. Moos wucherte als ein samtner Teppich über den Wegen, umsäumte weich die schwarzen Weiher, auf denen Schwäne von unsagbarer Vornehmheit ruhten.

Wald ragte geheimnisdunkel — und doch war da keine ängstliche Stille, sondern ein großes, einziges, erhabenes Schweigen, ein gewaltiger Sonntag der Natur.

Voll tiefer Andacht erschaute der arme Puppenspieler dies alles, und es war ihm, als ob er niemals etwas wunschlos Glücklicheres gesehen habe.

Immer weiter und weiter fuhr er durch den Märchengarten, ohne daß eine Spur des Lebens sich geregt hätte. Aber dann sah er in dem Grün des Rasens, das von der

sinkenden Sonne mit warmem Gold überhaucht wurde, ein seltsames Blitzen, und als er näherkam, erkannte er einen wundervollen Vogel, so hoch wie ein Kind; der stand auf langen, silbergrauen Stelzen, hatte ein herrlich funkelndes blaues Gefieder und trug eine Silberkrone auf dem Kopfe. Er verneigte sich tief vor dem Puppenspielerhannes und ging gravitätisch vor dem Wagen den Weg entlang; manchmal blickte er zurück, ob der fremde Gast ihm auch folge. Hannes wußte nichts besseres zu tun und fuhr langsam hinter dem wunderlichen Führer her. Der wandelte weiter; bald lichteten sich die Baumreihen, und sie kamen an einen Rosengarten, in dem tausend und tausend rote Rosen einander zublühten. Süß und schwer hing der Duft über den leuchtenden Blüten, und späte Falter taumelten in ihm. Ein Rosenbäumchen neben dem andern, in zierlichen Abständen, wuchs hier auf der Wiese, und es war, wenn man über diesen köstlichen Wald hinblickte, als ob ein Teppich aus rotem Atlas in der Luft schwebe.

Mitten aus den Blüten aber ragte ein herrliches Schloß mit Türmen und Zinnen, deren Fenster das segnende Licht der Abendsonne widerspiegelten.

Da blieb der Vogel stehen, wandte sich zu dem Puppenspielerhannes und sprach: „Ich bin der Vogel Fido, und dies ist das Schloß des Königs. Gehe hinein und sage, daß ich es war, der dich hergeführt hat!“ Darauf breitete er seine blauen Glitzerschwingen weit auseinander und segelte lautlos über den Rosenwald von dannen.

Hannes lenkte seinen Karren, wie ihm geheißen worden war, zu der Burg; und da er niemanden sah, band er die Zügel an einen Baum, zupfte seine Kleider zurecht und trat geradenwegs durch das marmorne Portal in eine große Halle. Dort hing an einer goldenen Kette ein großer Smaragd von der gewölbten Decke und strahlte ein wundersames Leuchten aus; aber auch hier war niemand, der den Puppenspieler empfangen hätte. So wanderte dieser weiter durch Korridore und Zimmer, bis er endlich an eine Tür kam, die verschlossen war.

Er klopfte an, und sogleich rief drinnen eine freundliche Stimme: „Wer ist da?“

„Ein fremder Puppenspieler, den der Vogel Fido schickt!“ sagte Hannes.

Da tat sich die Tür auf, und er sah, daß er dem König selber gegenüberstand, denn der trug einen Mantel aus Purpur und Hermelin und eine Krone. Hannes riß die Mütze herunter und machte seinen schönsten Kratzfuß.

„Komm nur herein“, sagte der König, „es freut mich sehr, dich kennen zu lernen.“ Dann setzte er seine Krone ab und legte sie in eine Hutschachtel. „Ich sehe“, sagte er erklärend, „daß es für heute mit dem Regieren vorbei ist. Und nun wollen wir es uns gemütlich machen.“ Dabei drückte er auf einen Knopf — und sofort sprang das Leben in dem Schlosse an wie ein kunstreiches Uhrwerk: Lakaien eilten geschäftig umher, die Fliegen summten am Fenster und der Kanarienvogel im Bauer fing an zu singen.

Hannes machte große Augen.

„Ja,“ lachte der gute König und fuhr sich durch seinen weißen Bart, „es ist bei uns recht lebendig; nur während ich regiere, muß es ruhig sein, denn da kann ich keinerlei störende Nebengeräusche haben. Aber sonst — “ und er deutete in den Park hinaus. Der schien mit einem Schlage verwandelt: ein lustiger Wind spielte in den Baumwipfeln, die Vögel zwitscherten ihr Abendlied, und unter den Rosen hüpfte ein großes Känguruh, das an jeder Hand ein kleines Känguruh führte und seinen Kindern auf diese Weise beibrachte, wie man große Sprünge macht.

„So, so, also ein Puppenspieler bist du!“ hub der König wieder an. „Auf so einen habe ich schon lange gewartet. Ich habe eine ganz gewaltige Aufgabe für dich, und wenn du damit fertig wirst, soll es dein Glück sein.“

„Ich will tun, was in meinen Kräften steht,“ antwortete Hannes.

Seine Majestät nickte nachdenklich. „Wie kann ich es dir nur am besten sagen? — Höre einmal, kannst du uns heut abend ein Stück vorspielen?"

„Natürlich!" erwiderte Hannes vergnügt. „Nicht bloß eins, sondern zwanzig, wenn Sie wollen."

„Nein, eines oder zwei sollen vorläufig genug sein; denn wir sind hier gar nicht auf moderne Kunst eingerichtet — : man ärgert sich so oft darüber."

„Über mich sollen Sie sich nicht ärgern," versprach der Puppenspieler. „Was wünschen Sie zu sehen? Die schöne Magelone, oder das Wunschhütlein, oder —"

„Das ist mir gleich. Aber an eins mußt du dich halten; was das ist, will ich dir noch nicht sagen, sondern ich will sehen, ob du es selber errätst. Meine Tochter, die Prinzessin, wird auch bei der Vorstellung sein; gehe deshalb zu ihr und mache ihr deine Aufwartung." Damit schellte er, und ein Diener kam und führte Hannes in das Zimmer der Prinzessin.

Soviel Wunderbares er an diesem Tage schon gesehen hatte — dies erschien ihm doch als das Herrlichste von allem! Das Zimmer war ganz mit himmelblauer Seide tapeziert, auf der goldgestickte Blumen blühten. Die Decke war aus milchweißem Marmor, überaus liebliche Verzierungen schlangen sich daran ineinander und umschlossen Trauben aus buntschimmernden Edelsteinen. Am Fenster aber saß die allerschönste Prinzessin in einem Kleid aus weißer Seide und stickte. Ihr goldenes Haar lag in Flechten um ihre Schläfen. Und an einem Tisch aus blauem Jaspis saßen ihre Frauen und spielten mit Elfenbeinsteinen Domino.

„Gnädigste Prinzessin," sagte Hannes, und fühlte, wie sein Herz gewaltig klopfte, „ich bin ein armer Puppenspieler und von Dero majestätischem Papa hergeschickt, um mich vorzustellen. Heut abend wird der Hof mein Theater in Augenschein zu nehmen geruhen."

Die Prinzessin hob den Kopf von ihrer Stickerei, betrachtete Hannes und nickte. „Wo kommst du denn her, lieber Hannes?"

Hannes wunderte sich, daß sie seinen Namen wußte, aber er ließ es nicht merken und erwiderte: „Ich bin durch mancher Herren Länder gefahren und komme von den Menschen."

„Menschen? Ja —" sagte sie, „es soll ja sehr viele von dieser Art geben?"

Der Puppenspieler wunderte sich noch mehr. „Freilich! Waren Sie denn noch nie im Auslande?"

Sie schüttelte den Kopf. „Ach nein. Wir sind so unsäglich glücklich hier, daß wir niemals den Wunsch haben, hinauszukommen. Ich denke, wenn du dich einmal hier eingewöhnt hast, wirst auch du für immer hier bleiben und glücklich sein."

„Für immer!" rief Hannes feurig und drückte die Hand aufs Herz. Er war bereits sehr verliebt, und es schien ihm, als ob die Nähe der Prinzessin der einzige Ort auf Erden sei, an dem man glücklich sein könne.

„Dann gehe nur hinunter und baue dein Theater auf. Wir werden pünktlich kommen," sagte sie und neigte sich wieder über ihre Stickerei.

Der Puppenspieler küßte ihren goldenen Scheitel noch einmal mit den Augen und verließ das Zimmer.

Aber als er die Treppe hinunterstieg, fiel eine große Wehmut auf ihn. Irgend etwas, irgend etwas gab es, das ihn traurig und versonnen machte... So schön und jung und lieblich war diese Prinzessin, und doch — etwas fehlte an ihr!

Und plötzlich fiel es ihm ein: Sie hatte nicht gelächelt. Das war es!

„Hab' ich dich!" sagte Hannes, sogleich wieder vergnügt. „Aber das wollen wir schon kriegen!"

Und dann ging er schnurstracks zu dem guten König und sprach: „Majestät! Ich weiß, warum ich die Prinzessin besuchen sollte: ich muß ein recht lustiges Stück spielen —

ein Stück, daß einem die Tränen herunterlaufen vor Lachen. Denn die Prinzessin darf nicht so ernst sein. Nein, das darf sie nicht!"

Da legte ihm der König die Hand auf die Schulter und sagte: „Mein Sohn, du bist der Rechte! Du hast gleich erkannt, wo uns der Schuh drückt. Ja, die Prinzessin kann nicht lachen. Weiß der Himmel, warum das so ist! Sie hat alles, sie bekommt alles, sie ist glücklicher als ich selber, und das will viel heißen, da ich doch der König im Reiche des Glückes bin. Und doch kann sie nicht lachen. Bringe die Prinzessin dazu, und du wirst es nicht zu bereuen haben. Hier hast du einstweilen als Vorschuß einen Taler."

„Danke sehr!" sagte Hannes, „ich denke, es soll gelingen. Überdies erinnere ich mich an eine ganz ähnliche Geschichte — "

„An die Prinzessin mit der goldenen Gans?" unterbrach ihn der König, „ja, ja — das haben wir auch schon probiert, aber es half alles nichts. Hier sitzt die Krankheit tiefer. Nun, sieh zu, was du erreichen kannst."

„Das will ich freilich tun!" antwortete der Puppenspieler und ging, um sein Theater aufzuschlagen.

Es wurde ganz schrecklich lustig an diesem Abend. Noch nie hatte Hannes so komische Einfälle gehabt, und noch nie hatte Kasperl sein Bein in so unglaublichen Verrenkungen umhergeschlenkert. Die ganze Hofgesellschaft saß vor dem kleinen Theater auf rotsamtnen Stühlen, der König aber und die Prinzessin saßen in großen weichen Lehnsesseln. Der König trug, weil große Gala vorgeschrieben war, wieder seine Krone und lachte so, daß sie ihm ganz auf das linke Ohr hinüberrutschte. Die Oberhofmeisterin bekam vor innerer Anstrengung Nasenbluten, denn sie mußte mit geschlossenem Munde lachen, weil sie sonst ihr falsches Gebiß verloren hätte. Und selbst der Polizeiminister, der für gewöhnlich ungemein bärbeißig dreinschaute, war so hingerissen, daß er, aller Etikette zum Trotz, den Kragen seiner Uniform aufmachen mußte, um Luft zu bekommen; ja sogar sein Säbel krümmte sich vor Vergnügen, so daß er seit diesem Abend mit einem krummen Säbel herumlief.

Aber die Prinzessin saß da und lachte nicht. So tolle Einfälle Hannes auch hatte — sie konnte nicht lachen.

Der Puppenspieler sah das durch ein kleines Loch in der Leinwand seines Theaters und wurde im Herzen immer trauriger. Und je komischer er seine Puppen springen und reden ließ, desto trauriger und verzweifelter ward es ihm zumute. Als er sein Stück zu Ende gespielt hatte, gab es einen ganz unerhörten Beifall; der König war völlig ermattet vor lauter Lachen, aber eine Hofdame klatschte allein drei Paar Handschuhe entzwei. Die Prinzessin klatschte zwar auch und sagte, die Vorstellung habe ihr außerordentlich gefallen, — aber lachen konnte sie nicht. Und deshalb war es dem Puppenspieler, als ob er seinen schönsten Lohn doch nicht erhalten habe.

Dann wurden die Lichter ausgelöscht und man ging schlafen.

Ein Diener geleitete Hannes unter tiefen Bücklingen in ein prachtvolles Zimmer; dort stand ein Himmelbett und lud schier unwiderstehlich zu süßen Träumen ein. Aber Hannes fand keinen Schlaf. Bald war ihm die Daunendecke zu heiß, bald schien ihm der schwere Rosenduft, der durch das offene Fenster floß, zu aufregend — kurz, er fand keine Ruhe, sondern mußte immer an die Prinzessin denken, die nicht lachen konnte. Nicht lachen zu können, dünkte ihm ein rechtes Unglück, ja, wenn er es genau überlegte, vermochte er sich gar nichts Schrecklicheres auszudenken! Und sein Wunsch, die geliebte Prinzessin zu heilen, wurde immer heißer . .

Da hörte er plötzlich ein leises Flügelrauschen durch das Fenster. Er öffnete die Augen und sah im hellen Lichte des Mondes den Vogel Fido an seinem Bette stehen.

„Guten Abend, Hannes!“ sagte der Vogel Fido, „du brauchst mir gar nichts zu erzählen, denn ich weiß, was dich bedrückt. Du bist ein Sonntagskind — ich glaube, ich kann dir helfen.“

„Ach“, sagte der arme Puppenspieler, „das wäre herrlich! Höre, der König hat mir heute einen Taler geschenkt; wenn du mir ein Mittel zeigst, wie man die Prinzessin zum Lachen bringen kann, sollst du ihn haben!“

„Ein Mann, ein Wort!“ nickte der Vogel. „Setze dich wie ein Reiter auf meinen Rücken und halte die Augen offen und sei klug.“

Hannes folgte seinem Geheiß, der Vogel breitete gewaltig seine Schwingen aus und flog durch das hohe Fenster hinaus in die schimmernde Nacht.

Immer tiefer sank die Erde zurück. Die Wälder waren nur noch schwarze Flecke, die Wiesen lagen im Mondlicht wie mattes Silbergespinst, durch das sich als strahlende Fäden die Flüsse schlängelten. Und über den seltsamen Reisenden wölbte sich lichtüberhaucht der Himmel, dessen Sterne heller zu brennen schienen.

Ein Gebirge mit schneeglänzenden Gipfeln wuchs heran und ward überflogen.

Dann glomm am Horizont ein rötlicher Schein auf. „Dahin fliegen wir!“ sagte der Vogel Fido, „es ist die nächste große Stadt, und sie liegt schon tausend Meilen weit von den Grenzen unseres Königreiches entfernt.“

Nach einer Weile schwebten sie wirklich über einer ungeheuren Menge von Häusern, die sich dicht aneinander drängten und mit ihren platten Dächern aussahen wie eine Herde Schildkröten. Immer deutlicher wurde das Bild, denn der Vogel ließ sich langsam niedersinken; jetzt sah Hannes die Kirchtürme und die Straßen, jetzt die Fabrikschornsteine, die nadelspitz in die Luft starrten, und dann erkannte er auch, daß hinter manchen Fenstern noch Licht brannte.

„Was willst du denn tun?“ fragte er den Vogel Fido.

„Oh“, antwortete der, „wir wollen durch die Straßen fliegen und du sollst nur ab und zu einen Blick hinter die Fenster jener Menschen werfen, deren nächtliche Lampe noch brennt. Wenn du klug bist, wirst du manches sehen. Es wird genügen, wenn wir nur die obersten Stockwerke betrachten, denn im vierten Stock wohnen die interessantesten Menschen. — Sieh nur!“ Und er hielt ein wenig still.

Der Puppenspieler blickte durch das Fenster einer Dachkammer. Da saß ein junger Mann am Tische, hatte viele Zeichnungen und Pläne vor sich ausgebreitet und bemühte sich, sie bei dem jämmerlichen Lichte einer Dreipfennigkerze zu studieren. Jetzt nahm er einen Zirkel und maß etwas, dann begann er zu rechnen, strich das Geschriebene wieder durch und seufzte tief:

„Ein Erfinder!“ sagte der Vogel. „Was meinst du — ist er glücklich oder unglücklich?“

„Er seufzt, also ist er unglücklich“, antwortete Hannes.

„Nein!“ sagte Vogel wieder, „er ist gewiß glücklich. Kannst du dir etwas schöneres denken, als eine Erfindung zu machen, eine Idee zu haben, durch die vielleicht die ganze Menschheit weitergebracht oder von einem Übel befreit wird? Der Seufzer war nur der Kampfruf des Schaffenden gegen alle Hindernisse.“

Sie flogen weiter und Hannes blickte in eine Stube, wo eine arme Frau auf einem Schemel hockte und künstliche Blumen machte; mit dem Fuße schaukelte sie sacht eine Wiege.

„Nun?“ fragte Fido.

„Es ist gewiß schrecklich, noch tief in der Nacht arbeiten zu müssen!“ sagte der Puppenspieler mitleidig. „Die arme Frau!“

Aber der Vogel antwortete: „Sie ist nicht arm. Sieh nur, wie sie heimlich lächelt! Mit ihrer Mühsal verdient sie einen Pfennig um den andern, und sie spart das Geld, damit ihr kleines Kind einmal studieren und Pfarrer werden kann. Sie träumt von dieser Zukunft und ist glücklich.“

Ein paar Häuser weiter saß ein Handwerker auf seinem Bett und hielt einen Brief in der Hand. „Es ist die Kündigung seines Hauswirtes!“ sprach der Vogel, „er muß morgen ausziehen, weil er die Miete schuldig bleiben mußte.“

„Wie unangenehm!“ sagte der Puppenspieler.

„Durchaus nicht: sieh, wie vergnügt er lacht! Nun wird er den ganzen Plunder los und geht wieder frei auf die Wanderschaft, wie er es früher getan hat. — Und im Zimmer nebenan! Das ist ein Student, dessen Geliebte mit einem andern davongegangen ist.“

„Der Ärmste!“ seufzte der Puppenspieler.

„Warum arm? Sie taugte ja nichts. Kannst du dir ein angenehmeres Gefühl denken, als eine solche Person los zu sein?“

In der nächsten Straße sah Hannes eine Stube, in der ein Todkranker lag und von dem Priester eben den Segen empfangen hatte. Seine Angehörigen standen um sein Bett und weinten bitterlich. „Welch trauriges Unglück!“ sagte Hannes erschüttert, „fliege weiter, ich kann das nicht sehen.“

„Es ist nicht so traurig wie du denkst“, erwiderte der Vogel, „dieser Mann war zehn Jahre seines Lebens schwer krank, zehn lange Jahre. Nun kommt der Tod und befreit ihn von allen Schmerzen. Ist das ein Unglück? Seine Seele wandert schon über Sternen und erblickt die Gärten des Paradieses. Und sieh: auch er lächelt. — Aber nun will ich dir etwas zeigen, das dir bekannt sein wird.“

Sie flogen zu den ärmlichsten Gassen der Stadt. Plötzlich hatte es geschneit, die Eiszapfen hingen griesgrämig an den Dachrinnen und es war bitter kalt. In der Dachkammer einer Schenke brannte Licht; durch die zerbrochene Fensterscheibe, deren Reste mit Eisblumen bedeckt waren, pfiff der Wind, und Hannes blickte durch das Loch.

Ja, da sah er sich selber sitzen! Der arme Puppenspieler, der da drinnen saß, fror erbärmlich und konnte mit den erstarrten Fingern kaum das Holz halten, aus dem er ein kleines Heiligenbild schnitzte. Die Lampe qualmte und ließ sich nicht reparieren, und jetzt brach ihm auch noch das Schnitzmesser ab.

„Nun?“ sagte der Vogel Fido, „der ist doch ganz gewiß unglücklich!“

Aber dem Puppenspielerhannes standen die Tränen in den Augen, und er mußte den Kopf schütteln. „Nein, es scheint nur so! Jetzt geht es ihm freilich schlecht. Aber sieh nur, er stützt den Kopf in die Hand und denkt an den Frühling. Ja, wenn die Sonne wieder scheint und die Blumen wieder blühen, dann wird er seinen Karren und sein Eselein aus dem Stalle ziehen und heidi! in die jubelnde Welt hineinfahren. Und dann, ja dann wird er glücklich sein. Viel glücklicher wird er sein, gerade weil es ihm im Winter so jämmerlich ergangen ist.“

„So, so!“ sagte der Vogel Fido. „Jetzt kommt der Hauptspaß — paß auf! Eins, zwei, drei . . .!“ Und mit einem Ruck schüttelte er den Puppenspieler von sich ab.

„Was fällt dir ein!“ schrie Hannes, wollte sich halten und fiel und stürzte und erwischte endlich etwas, an dem er sich festhalten konnte.

Aber das war sein Bettpfosten, und er merkte zu seinem Erstaunen, daß er im Königreiche des Glückes in einem daunenweichen Himmelbett lag und daß ihm die Morgensonne auf die Nase schien.

Vor ihm aber stand ein Diener und sagte: „Recht guten Morgen! Der König läßt fragen, wie du geschlafen hast, und du sollst sofort hinunterkommen zum Frühstück. Der König und die Prinzessin warten schon lange auf dich!“

„Alle Wetter!“ rief Hannes und sprang eilends aus den Federn. „Der König wartet auf mich — na, das ist mir auch noch nicht passiert!“

„Das passiert überhaupt sehr wenigen!“ bemerkte der Diener vornehm und half dem armen Puppenspieler beim Anziehen.

Nach einer Viertelstunde trat Hannes in den morgenjungen Park hinaus. In dem Rosenwald, unter einer großen Linde, war der Tisch gedeckt. Das große Känguruh hockte aufrecht dabei und hielt die Kaffeekanne, aber die zwei kleinen Känguruhs wackelten mit den Ohren und präsentierten ihm Milch und Zucker. Er verbeugte sich tief vor dem König, und die Prinzessin reichte ihm als Zeichen ihrer besonderen Zuneigung sogar die Hand und geruhte, ihm den Kaffee einzugießen.

„Majestät“, begann der Puppenspielerhannes, „ich möchte gern auf unsere Unterhaltung von gestern zurückkommen; aber ich weiß nicht — —“ und dabei zwinkerte er nach der Prinzessin hinüber.

Der König aber sagte: „Oh, ihretwegen darfst du frei von der Leber weg reden. Sie weiß, welche Krankheit sie hat, und möchte selber gerne davon geheilt sein.“

Hannes nickte und zog die Stirn in Falten, wie er es einmal bei einem richtigen Arzt gesehen hatte. „Es ist mir heute nacht eingefallen“, sagte er, „daß ich Eure Tochter heilen kann. Aber die Sache wird für Euch teuer zu stehen kommen.“

„Du sollst haben, was du willst!“ erwiderte der König und machte auf seinem Stuhl einen kleinen Freudenhupfer.

„Kann denn die Prinzessin weinen?“ fragte Hannes.

„Wo denkst du hin!“ sagte der König darauf. „Wer wird im Reiche des Glücks weinen? Nein, so etwas gibt es bei uns nicht. Das heißt: wir andern weinen ja noch manchmal — aber die Prinzessin ist so glücklich, daß sie noch nie auf den Gedanken gekommen ist, zu weinen. Und überdies reden wir ja vom Lachen. Lachen soll sie lernen, nicht weinen!“

Aber der arme Puppenspieler faßte die Prinzessin bei der Hand und sagte: „Das ist ein und dasselbe, Herr König. Wenn es keine Finsternis gäbe, würde es auch kein Licht geben. Wenn es nichts Hartes gäbe, würde es auch nichts Weiches geben. Und wer nicht weinen kann, kann auch nicht lachen. Deshalb: weinen müßt Ihr lernen, schöne Prinzessin! Das ist das Erste. Hört einmal zu!“

Und er begann, seine eigene kleine und unbedeutende Geschichte zu erzählen, die eigentlich nichts weiter enthielt, als: daß er im Winter fror und Sommer lustig war. Aber dabei schaute er der geliebten Prinzessin so tief in die Augen, und sie sah ihn so recht innig und mitleidig an, daß ihr bei der Geschichte seines Winterlebens plötzlich eine dicke Träne über die Wange lief. Und er erzählte immer einfacher und herzlicher, und sie weinte aus Mitgefühl immer heftiger. Der gute König aber saß staunend dabei und dachte: „Wenn das nur gut ausgeht!“

Und es ging gut aus. Denn gleich darauf begann der Puppenspielerhannes vom Frühling zu reden, und wie alles Winterleid von ihm abfiel. Da trocknete die Prinzessin ihre Tränen und horchte auf. Und als er schilderte, wie die Kinder seinem Esel Gänseblümchensträuße an die Ohrzipfel banden, da flog es wie ein Sonnenstrahl über ihr Gesicht. Und siehe da: die Prinzessin lachte. Es ging zwar noch ein bißchen unbeholfen, aber es ging doch, und Hannes sagte: „Sie wird es schon noch perfekt lernen, wenn ich wieder fort bin . . .“

„Wie?“ rief sie erschrocken, „du willst schon wieder fortgehen?“

Er schwieg.

Da kam eine schwere Regenwolke über das sonnige Licht in ihren Augen — und die Prinzessin begann zu weinen, ob sie wollte oder nicht.

„Weinen kann sie jetzt!“ sagte Hannes sehr zufrieden. „Aber es ist ganz unnötig, denn ich bleibe ja hier . . .“

Da sprang die Prinzessin auf und fiel ihm um den Hals und gab ihm einen Kuß und lachte!

„Lachen kann sie auch!“ sagte Hannes noch viel zufriedener. „Im übrigen aber, Herr König, will Euch das eine sagen: es wundert mich gar nicht, daß die Prinzessin nicht lachen konnte. Denn im Reiche des Glücks, wo es keinen Schmerz gibt, ist es sehr langweilig. Nein — wer lachen will, muß hinaus in die Welt! Hier verlernt es Eure Tochter wieder. Und darum bitte ich Euch: gebt sie mir zur Frau! Morgen geht die Reise los, und ich will nicht Hannes heißen, wenn es nicht sehr lustig wird.“

„Bon!“ sagte der König. „Du sollst sie haben. Und wenn es dir einmal Vergnügen macht, mich wieder zu besuchen — mir soll es ein Vergnügen sein.“

Dann wurde sofort Hochzeit gefeiert, und am andern Tage setzte sich Hannes mit seiner Frau Prinzessin in den grünen Karren. Es war zwar etwas eng, aber doch sehr schön, weil sie sich liebten.

Der König, der Vogel Fido und das alte Känguruh begleiteten sie bis zum Gartentor und winkten ihnen noch lange nach, besonders das Känguruh.

So fuhren der arme Puppenspieler und seine junge Frau in die Welt, damit sie tüchtig weinen und lachen konnten. Ich weiß aber nicht, ob sie jemals wieder gekommen sind.

Tanz / Von Helmuth Duve

Sich wiegende Schritte umschmeicheln melodisch den Sinn.
Tanz in wundervoll weiten Gewändern,
Bunt umflattert von Bändern.
Endloses Greifen zu Fernen hin,
Wo Feen leben,
Schweifen über Meeren und Ländern,
Den Wolken entschweben.
Leichtfüßiges Haschen .... ein Fangen
Mit silbernen Tropfen
Aus Tau: Ein Sehnsuchtsklopfen.
Ein Bangen,
Entsagen.
Ein himmelstürmendes Lichtverlangen,
Ein Klagen, Verzagen.
Ein Sich-besinnen,
Süßigkeitsschweres hoffendes Lauschen
Sehnendes Knospen, duftendes Blühen und Rauschen
Im Jubel. Ein gütig mildes In-Nichts-verrinnen ....

Gedichte / Von Heinrich Zerkaulen

Im Erker

Hinter der weißen Mullgardine,
Wo die Sonnenkringel kramen,
Summte verliebt eine braune Biene
Über die Blumen am Fensterrahmen.

Ein verfrühtes Vespergeläute
Kam aus der Stadt die Straße gegangen,
Grüßte die wandernden Sonntagsleute —
Was hältst du, Geliebte, mein Herz so gefangen?

*

Versuchung

Mein Herz ist wie ein Kinder-Einmaleins,
So angstvoll wirr und greulich schwer zu lernen.
Und kunterbunt, wie Ranken wilden Weins,
Träumt es von Sommerglück und blauen Fernen.

Und irr, ob es nicht besser wandern soll,
Anstatt von neuem nichts als treu zu bleiben —
Füllst alle Vasen du mit Liebe voll
Und ziehst den Vorhang vor die bunten Scheiben . . .

*

Liebe Erna!

In deiner Heimat warten Tannen
Wie Pagen vor der Herrin Haus.
Und sommerkühle Wälder löschen
Mit grüner Hand die Ferne aus.

Der Mond steht immer in Gedanken.
Er zählt die Lichter in dem Nest
Und wundert sich, brennt eines länger.
Glaubt schon an Hochzeit, Kindtauffest.

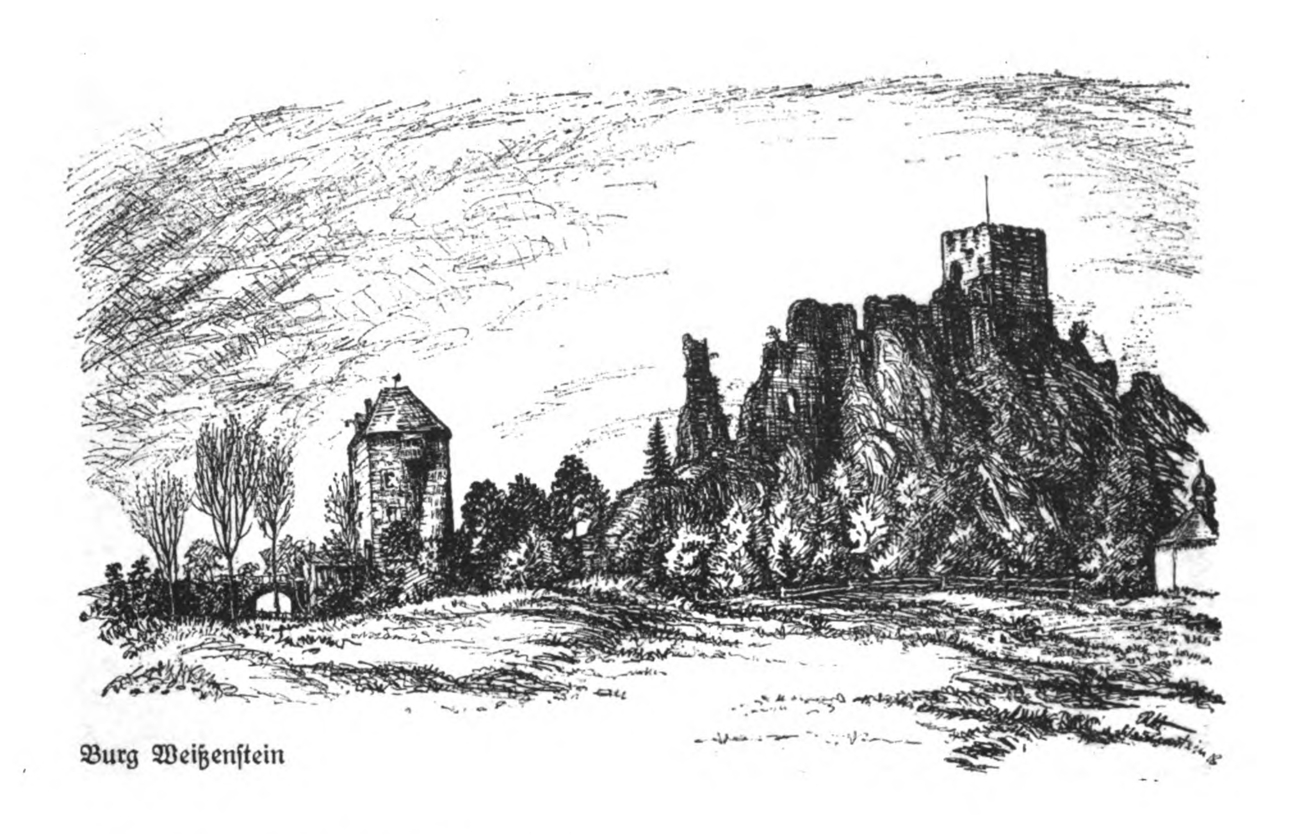
Und weiße Straßen führen langsam
Den Fremden in die Stadt hinein.
Und prüfen wandernd seine Wünsche,
Und wollen dann erst Freunde sein.

Bis auch mein Sinnen kommt gegangen
Durch diese junge Frühlingsnacht:
Ich weiß, du hast mich längst erwartet,
Und hast mir längst schon aufgemacht.


Kleine Ballade.
Hans Jürgen, Ritter auf Falkenstein,
War Junker bei den Husaren.
Sie lagen in einem Chateau beim Wein,
Hans Jürgen mit siebzehn Jahren.
Und prahlten gar sehr mit Liebelein! -
Ein Schuß fiel ab und zu.
Hans Jürgen, Ritter auf Falkenstein,
Der hörte schweigend zu.
Bis daß auch an ihn die Reihe kam,
Was der wohl von Liebe weiß!
In beide Hände den Degen nahm
Hans Jürgen, stumm und heiß:
„Ich lieb meinen Kaiser und mein Land"
Gar still war's um ihn her.
Zwei Tage drauf den Junker man fand -
Er reitet längst nicht mehr!
Heinrich Zerkaulen.
Ed. Dollerschell vor Verdun 1916.



Rolf von Hoerschelmann Das Schlößchen



Burg Weißenstein

Rolf von Hoerschelmann / Von E. W. Bredt

Der Künstler, dem die folgenden Zeilen gelten, ist nicht nur Graphiker, Zeichner, Maler, er ist auch Sammler, durch und durch kultiviert. Balte von Geburt wurde er vor fünfzehn Jahren zu Beginn seiner Schaffenszeit im naturwüchsigen München heimisch. Der Krieg trieb ihn noch näher ans Herz der Natur. In den lieblich verborgenen Wäldern von Solln erklomm er den Gipfel seiner jungen sonnenfrohen Kunst.

Die neueren Federzeichnungen Hoerschelmanns allein auf die Führung des Griffels, auf das Gefühl, das in ihm lebt, betrachtet, macht diese schon voll Leben. Mit jedem Strich befühlt er die Natur, lebt er in ihrem Organismus. Und diese starke Gefühlsanteilnahme an aller organischen Welt macht ihn in gleicher Weise zum Erfüller gegenwärtig stärkst hervortretender Tendenzen, wie zum Romantiker. Ich kann mir die besten seiner Landschaften gar nicht anders gezeichnet denken. Das Temperament der Linie zeichnet in Hoerschelmanns Hand doch immer wieder ein Land, das nur ihm gehört. Freilich der Künstler wird sich oft sagen lassen müssen, daß seine Kunst ihn deutlich charakterisiert als Zeitgenossen van Goghs oder Slevogts (oder in freilich meist ganz anderen Blättern) des Preetorius — aber so stark ist doch in ihm eigene Empfindung, eigenes Leben, eigene Schönheit, daß die W e l t , die er uns zeigt, nur ihm gehört. Denn so viel trennt ihn von allen denen, die man neben ihm hört.

Außerordentlich ist die rein zeichnerische Entwicklung Hoerschelmanns seit 1914. Des Krieges böser Zufall führt ihn in die Wälder bei München. Nicht wie bisher mit Bleistift und Radiergummi, jetzt zeichnet er mit der Feder nur alles al prima. Aufs erste sitzt der Strich. So geschärft ist das Auge fürs Organische, so sicher die Hand, so lebendig das frei schaffende Gefühl das nicht abschreibt, sondern mit lebt, mit gestaltet den Zweig, den Busch, das Land, die Welt, auch die Welt seiner Träume. In seiner Linie ist immer etwas vom inneren Wachstum der Natur, von der Belebtheit der Luft, vom Zittern des Lichtes.



Selbstbildnis

Aber das andere bezeichnende für Hoerschelmann ist das: Er hat nicht getastet, gesucht, gezweifelt. Er war der, der er heute ist, im Sinne persönlichster Anschauung und Gabe vom ersten Tage seines künstlerischen Gestaltens an. Selten habe ich ähnliches so klar beobachtet. Es ist das Andere der Welt eines Jungen oft genug trügerisch, ist Abklatsch oder Episode. Nicht so bei Hoerschelmann. Er ist der geborene Romantiker — von anderer Note aber als die, die vor uns. Das sarkastisch Groteske verbunden mit trauter Heimlichkeit. Nicht Spott, nicht Melancholie. Nicht sinnlich, nicht süß. Alles erscheint eben möglich, alles ist doch heute. Poccis Burgen sind Mittelalter, Hoerschelmanns Einsiedeleien aus Ästen und Brettern und Gerümpel sind eine andere Natur. Sind gewachsen mit uns. Es ist immer ein Lachen mit uns und für uns. Nichts weltfernes.

In seiner Hand, so wie er sie jetzt meistert, in seinem so realen organisch fühlenden Strich liegt aber immer wieder der Kern seiner Welt. Das so sehr stark gefühlt Realistische des

Waldes des Martinian, macht eben den Wald so legendarisch phantastisch. Gerade solche Blätter lösen das Rätsel der stark phantastischen Wirkungen der Graphik Hoerschelmanns. So nahe verwandt er Kubin scheint und ist, so viel realistischer doch sein Auge, so viel anders seine Handschrift. Hoerschelmann versteht sich auf eine Kunst, die wir beim Graphiker, der nicht mit Farben malt, nur mit schwarz und weiß zeichnet, besonders hoch werten: Er ist ein Lichtbringer. Aber kein Scheinwerfer. Sein Licht macht die Blätter geheimnisvoll, traut und lebendig, ob Bildnis, Landschaft, ob düster, ob heller Tag.



Der treue Eckart

So steht er als Graphiker auf eigener Höhe. Er braucht nicht erst romantische Stoffe, nicht Legenden und Märchen — ja ich möchte ihn immer gern frei sehen vom Zwang der Illustration, oder gar vom Zwang lächerliche Begebenheiten zu schildern. Das hat ein Graphiker, der in der Hand so viel hat und dessen Welt so wahr und doch wie auf seliger Insel liegt, nicht nötig. So meine ich, hat Hoerschelmann jetzt schon Grund auf viele seiner Blätter der Gebrauchsgraphik, seine Exlibris, seine komischen Anzeige-Illustrationen etwas herabzusehen.

Ich verzichte darauf sein Werk andeutungsweise zu verfolgen. Seine Illustrationen zu „Martinian“ (1915 bei Georg Müller) sind Höhepunkte. Die erste große Ausstellung in der Galerie Caspari zeigte gleich einen Meister. Wer immer deutscher Kunst nahesteht, wird ein wachsames Auge haben müssen auf dieses baltischen Künstlers Werk — auf dieses Künstlers Persönlichkeit.

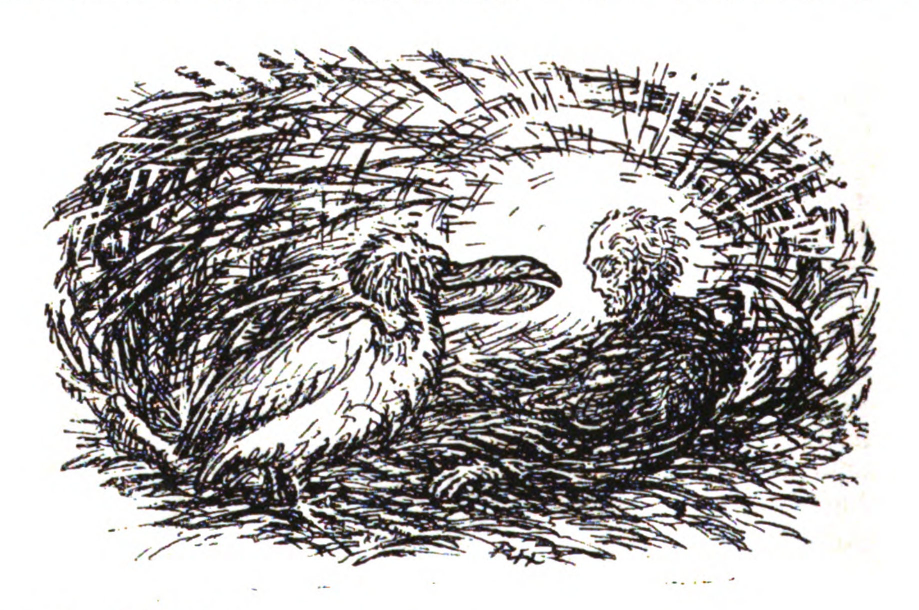
Er hat die Kraft zur vollkommenen Gestaltung einer eigenen Welt und kommt doch in seinen Bildern so nah an die Welt, Seele, Form anderer, daß immer wieder vor uns in seinen Bildern auch die Welt seiner Wahlverwandten auftaucht. Er ist nicht Eklektiker — aber verwandt mit einer engen Gruppe von Künstlern, die immer aus einer Welt Poccis oder Kubins hergekommen sein mögen. Er ist eigensinnig, eigenwillig, eigenweltlerisch

und hat doch mehr Objektivität, mehr Liebe für andere, als sonst bei Einzelgängern der Kunst zu finden. Er ist durch und durch Künstler, also Träumer und Sänger — und doch eine Natur von sichtlich praktischer Begabung zum Sammeln, Sichten, Kritisieren. Er ist offenbar ganz Balte und doch ist seine Kunst dem Unbewußten voll süddeutscher Romantik. Wie wenige, die ich unter den Künstlern der Gegenwart seit Jahren kenne, scheint er mir begabt zum Führer eines künstlerischen Kreises, zum Lehrer der Jugend. Er wäre sogar einer der ganz wenigen Künstler zu nennen, die einem Museum zum Segen gereichen könnten. Denn was Hoerschelmann als Sammler von Graphik, von Büchern und Illustrationen geleistet, ist unter Berücksichtigung der aufgewendeten geringen Mittel geradezu erstaunlich.

So wäre es verkehrt, ihm zuzurufen: „Sammle, urteile weniger, schaffe mehr." Denn in seinem Wesen liegt etwas Kristallinisches — es sammelt und formt nach eigenem Gesetz.

*

Die Schlußvignette ist dem Romane „Martinian sucht den Teufel" von Johannes v. Guenther (München, Georg Müller) entnommen. Die übrigen Bilder sind insgesamt bisher noch nicht veröffentlicht worden.



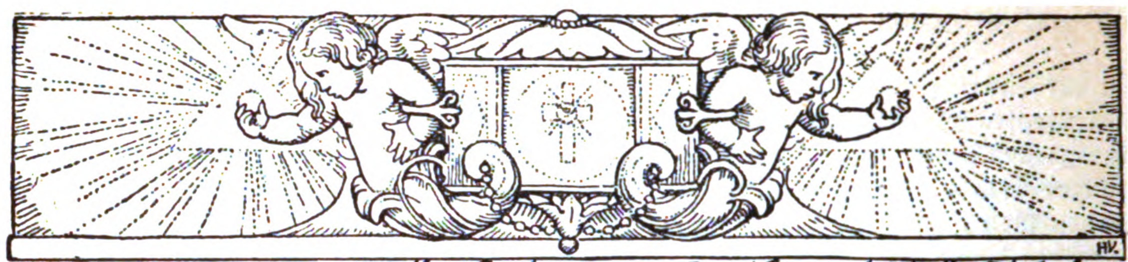
Der Holzfäller / Dem Gedächtnis Peter Roseggers

Von Joseph Görner

Nach einem in der Nacht niedergegangenen leichten Regen kam beim ersten Morgengrauen, wo noch alles, Mensch und Natur, im tiefen Schlummer liegt, durch den Hohlweg aus einer kleinen Schlucht herauf sicheren und festen Schrittes ein breitschulteriger, kräftiger Mann, das Gesicht wetterverbräunt und mit einem schwarzen Bart umrahmt. Er trug Beil und Säge geschultert und näherte sich dem nahen Forste. Bei seinem Eintritt in den friedlichen Tempel der Waldparzelle herrschte eine feierliche Stille. Die mächtigen hohen Tannen mochten auf den Holzfäller einen eigentümlichen Eindruck machen, denn sie waren schlagreif, und er war ja mit dem Fällen der Bäume beauftragt worden. Es waren dies alte Tannen, 100- bis 120 jähriger Bestand. — Er legte seine Trage ab, behutsam Beil und Säge nieder in das weiche, immergrüne Moos. Der Rocktasche entnahm er zunächst seine Holzpfeife und den Tabaksbeutel. Ohne Dampf, ohne seine Pfeife schmauchen zu können, ging es nun einmal nicht. Eine Eigenart bei diesen Waldleuten. Es hebt aber

bei der saueren Arbeit in ihrem Taglohn die Gemütsstimmung. Dieweil er nun mit dem Stopfen seiner Pfeife beschäftigt war, gingen ihm allerlei Gedanken durch den Kopf. Und gerade heute. Denn inzwischen waren auch nach dem entlegenen Winkel des armen Hüttendorfes der Holzfäller verschiedenerlei Gerüchte gedrungen, daß draußen in der großen Welt nicht alles mehr in geregelter Ordnung herging, die Welt aus ihren Angeln zu reißen drohte. Nun, seine Welt war ja begrenzt, indem er gänzlich von der großen abgeschieden leben mußte. Aber nichtsdestoweniger! Eine Welt, um die ihn mancher Vornehme und Reiche in der Großstadt draußen wieder leicht beneiden mochte, blieb ihm in reicher Fülle geschenkt. Der Wald, der herrliche, schöne Wald. Und ihn verehrte er mit kindlichem Gemüt! — Obwohl er stolz darauf sein durfte, seine strotzende Manneskraft, denn er stand in den rüstigen Jahren eines gesunden Alters und hatte die Vierzig noch nicht überschritten, an diesen Waldriesen zu messen, so tat es ihm anderseits wieder recht leid, wenn er die Axt zum Hiebe, zum Fällen eines so teueren Stück Waldlebens anlegen sollte. Er nahm heute in seine Gedanken eine Idee auf, die ihm nicht nur Kopfzerbrechen verursachte, sondern ihn sogar ganz irre zu machen schien. So legte er sich die Frage vor, ob er denn überhaupt richtig handle, oder jemals bei seinem Broterwerb richtig gehandelt habe, wenn er dem schönen Wald, seiner einzigen Welt, Baum um Baum entriß. Verübte er nicht ebenfalls einen Mord, wie ein gewöhnlicher Verbrecher, den man erhängt, oder den Umständen entsprechend, schließlich hinter Schloß und Riegel gefangen hält, damit er für seine ruchlosen Taten sühne? Ihm schwindelte fast bei dem neuen Gedanken ob dieser Wirrnis mit einem solchen Vergleich. Es war leicht bei der Kernnatur seines Wesens in solcher nüchterner Echtheit diesen Zweifeln zu begegnen. Er empfand dabei das tiefste Bedauern, ein Wehtun schnitt in seine Seele ein. Seinen frommen Glauben, seine geliebten Berge, und was somit die alte, ewige alte und reine Natur in seiner Heimat hervorbrachte, in welchem Zustande sie Leben zeugte und schuf, hielt er als unantastbares Heiligtum aufrecht! Und er sah vor sich hin, Weile um Weile, gleichsam hilfesuchend, um aus dieser Kalamität der Irrtümer sich frei zu machen, wieder zur klaren Vernunft zu gelangen. Es konnte doch nur ein Irrtum sein, womit sein grüblerischer Geist ihn plagte. Ihm läge es ja zentnerschwer auf dem Herzen, wenn er durch sein Handeln mit einer großen, nach seinem bisherigen Lebenswandel fast untilgbaren Schuld sich belastet hätte. Ihm, dem Gebirgssohne, war auf einmal ganz traurig zumute. Er redete sich ein, in dem Falle würde ihn vor der Majestät Gottes und der allweisen Mutter Natur ein Grausen überkommen, wenn er sich an den Werken der Schöpfung versündigt hätte. — Und es kam die Erleuchtung über ihn. Bei einiger Ruhe im Herzen. Hm, ja. Nein, es ist keine böse Tat von mir und meinen Kameraden, wenn wir Bäume fällen! Denn den Stamm entledigen wir der Rinde. Die Rinde findet ihre Verarbeitung und eine vielseitige Verwendung das Holz. Der Baum war reif zum Schlagen, sein gesunder Stamm konnte infolge Überdauerns im Mark erkranken, schließlich sogar im Prozeß des Abfaulens gänzlich nutzlos werden. So hilft uns wohl durch des Allmächtigen Fügung die Natur selbst bei unseren Werken und teilt hundertfach Geschenke aus, die wir gern annehmen dürfen. Der Mensch wisse nur immer, eine gebührende Dankbarkeit zu bezeugen.

Bei diesem Nachsinnen des Holzfällers war mittlerweile der Morgen angebrochen. Im Heckenbusch, in den Kronen der Bäume, am rieselnden Waldbach wurde es überall lebendig. Hinterm Berg hervor erschien die liebe Sonne, den großen Waldkomplex überstrahlend und hereinbrechend in das grüne Tannenreis. Und sein Helfer, ein 15 jähriger, kecker und hürtiger Bursche hatte sich mit noch einigem Handwerkszeug an seine Seite gefunden. — Beim munteren Amselschlag sauste krachend, der erste, gefällte Baum nieder ins Moos, währenddessen im Dörfchen das Glöcklein der Kapelle zum hl. Veit das Morgenläuten in die Ferne trug.



Aus des Wächters Schatzkästlein

Eppelein von Gailingen, seine Gefangennahme und sein Ende / Von Franz Trautmann

Im Verlag Parcus u. Co., München, beginnen soeben die „Gesammelten Werke“ des bedeutendsten Münchener Volksschriftstellers Franz Trautmann zu erscheinen. Der erste Band enthält neben andern prächtigen Historien das abenteuerliche Leben des berühmten und berüchtigten fränkischen Raubritters Eppelein von Gailingen. Wir veröffentlichen daraus das vorletzte und letzte Kapitel mit einem der schönen Bilder, die Franz Muttenthaler für die erste Ausgabe gezeichnet hat.

* * *

Nun war aber Eppelein in sein siebzigstes Jahr gekommen.

Mehrere von seinen alten Freunden waren gestorben, im Kampfe gefallen oder der Rache der Städte zuteil geworden.

Die zwei Bernheimer, Wolf von Wurmstein, der Jäcklein und etliche mehr waren die einzigen von jenen Spießgenossen aus erster Zeit, davon es hieß:

„Eppela Gaila von Dramaus
Reit allzeit zu Vierzehnt aus.“

Dafür war sein Sohn Johannes dabei. Der hieb auch wacker drein, und schien's, er wollte ein zweiter Eppelein werden. Ging's demnach frisch d'rauf los, und erst vor etlicher Zeit hatten sie guten Fang gemacht. Da spannten sie zu Dachau zweiunddreißig Pferde von den Wägen, und wieder zu Walrode mußten die Kaufherren ihre rauhe Macht verspüren.

Wie nun das geschehen war, geriet alles in großen Zorn gegen Eppelein und machten sich ernstlich eins zu Schutz und Trutz.

Das hörte Eppelein und dachte zur Stell', desgleichen zu tun.

Just wollte er ans Werk. Da traf ihn ein harter Schlag.

Das war so.

Götz von Jachsberg war auf Besuch beim Eppelein. Da ward er krank und kam zum Sterben. Wie der nun so da lag, stand Eppelein, sein Sohn, mit etlichen, der Jäcklein war auch dabei, an seinem Lager und sagte: „Nun ja, Götz, wo werd' ich wieder einen so guten Freund bekommen, wie du warst. Hab' schon viel' verloren.“

Antwortete jener: „Das wird schwer halten, denn ich war dir wohl treu. Halt nun die zusamm', so du noch hast. Jetzt aber ist meine Zeit aus und was nun kommt, weiß ich nicht! Das macht mir fast Gram!“

„Wirst doch nichts bereuen“, sagte Eppelein, „oder dich fürchten?“

„Bereue nichts“, entgegnete Götz; „denn 's möcht' mir auch wenig nutz sein, weil's zu viel ist. Aber wohl zu Mut ist mir auch nicht sonderlich. Dem mag sein, wie da will, mich fahen die Nürnberger nimmer.“

„Und mich sollen sie wohl auch nicht fahen“, versetzte Eppelein.

„Kann sein“, sagte Götz, „kann aber auch sein, daß sie dich doch noch erwischen! Dann sei dir Gott gnädig! Laß mir einen Pater holen!“

„Was, einen Pater willst du?“ rief Eppelein. „Daß er unsere Schand' in alle vier Wind' posaunte, als käm' einmal eine Zeit, wo wir schwach werden? Bist du auch ein Held, daß du jetzt erzitterst, da du viel hundertmal dem Tod ins Antlitz geschaut hast? Wie mir ein Pfäfflein da herein kömmt, stech' ich es nieder! Was da! Als freier, gewaltiger Held gelebt, als trotziger Mann gestorben!“

Da war alles Bitten Götzens vergeblich. Er wandte sich von Eppelein ab und sprach nichts mehr. Da er aber ans Verlöschen kam, fuhr er noch einmal auf und raunte: „Eppelein, Eppelein, wir haben Weltlich und Geistlich geplagt, das mag vielleicht vergeben werden — da war Gewalt gen Gewalt — der Juden Ohnmacht aber, da sie verbrannt wurden — schreit zum Himmel — die Juden brechen der Seel' 's Genick — Gott sei mir gnädig und — dir!“

Das packte Eppelein.

Götz fiel zurück und war tot.

In demselben Augenblicke hatte Eppelein sein Auge auf den Jäcklein gerichtet, und sah, wie's dem Juden, gleich wie im Blitz, voll freudigen Spottes um die Lippen fuhr. Da brach urplötzlich bitterer Argwohn in Eppeleins Herz, und auch seinem Aug' entfuhr ein drohender Blick. Der entging hinwieder dem Jäcklein nicht. Der las sich des Bösen genug darin.

Als nun Götz begraben war, trat Eppelein mit etlichen seiner Gesellen in den Schloßgarten und sagte: „Des Juden müssen wir los werden. Denn schon ich nicht hoff', daß die Juden, so die Nürnberger verbrannt haben, meiner Seel' das Genick brechen, wie der Götz sagte, möcht' doch keiner von uns, daß der Jäcklein etwa sein Spiel mit uns triebe, als blieb' er uns treu, und brächt' uns am End' Schaden! Ich hab' aber wohl gesehn, wie sich sein Gesicht mit boshafter Wonne überzog, da der Götz von der Juden Rache sprach, und trau' ihm nimmer!"

Da sagte alles: „Ja, sie hätten dem Jäcklein zu lang vertraut, er müsse sterben, sonst möcht' ihnen große Gefahr erwachsen." Taten aber weiters nicht mehr heimlich, damit er sie nicht überrasche, und warteten, bis er käme. Sie warteten aber vergebens. Wer nicht kam, das war der Jäcklein. Über den hatte Eppelein wohl recht gesprochen.

Als sie zuletzt Verdacht schöpften und rasch über die Mauer schauten, flog Jäcklein schon in der Ferne dahin.

„Und ritt' er, wie die Hölle selber", schrie Eppelein „mir soll er nicht entgehen! Heraus mit meinem Roß! Jude, dein letztes Stündlein ist da!"

Stürzten gleich alle hinein nach den Rossen — da lag Eppeleins Schimmel in seinem Blut auf der Erde. Das schärfste Roß nach ihm hatte aber Jäcklein entführt.

„Ha, der Verräter", schrie Eppelein, „das tat er mir! Mir nach, ihr da!"

Er selbst riß Dietrich des Bernheimers Renner vor, der war auch scharf, schwang sich hinauf, stürmte hinaus zum Burgtor, und die anderen folgten nach. Der Bernheimer blieb zurück. So hatte der sein Roß nie stürmen gesehen. Es war jetzt, als wüßte das, wen es trage, und als hätt' es Eppelein bezaubert. So verstand der, jedes Roß zu lenken. Weit brauste er voraus vor den anderen.

Schon war er dem Jäcklein nah und nur eine Waldecke lag zwischen ihnen. Da sah er eine Schar herumwenden. Das waren Nürnberger. Jäcklein sogleich auf die zu und rief: „Schont mich, ich bring' euch den Eppelein!"

Die anderen sahen wie der Eppelein daher kam, rannten auf ihn zu, gedachten, seinem Renner in die Brust zu stechen, daß er unter ihm zusammenbräche, und schlugen wie's Wetter mit den Schwertern auf ihn los. Eppelein aber hieb um sich, wie ihrer zehn, und schrie: „Nicht wohlfeil sollt ihr mich haben!" Dabei flog einer um den andern vom Roß. Sie hätten ihn gleichwohl sicher überwunden. Es kamen aber die Freunde nach. Jetzt ging der Tanz von neuem los. Jäcklein schlug auch grimmig drein; denn wie ein Rachegeist war's hinter ihm, das ihn trieb, und hätte gern den Eppelein erstochen. Der sah das auch wohl, und wie ihm Jäcklein von der Seite beizukommen dachte, holte er furchtbar aus. Jäcklein aber holte auch aus und gab ihm in derselben Zeit einen Streich über den Kopf, der war ritterswert, daß das Blut herabfloß. Die Freunde das sehen, einer den Jäcklein herabgestoßen, die anderen auf die Rosse der Nürnberger los, und niedergestochen, so viel' sie konnten. Die Nürnberger taten jetzt desgleichen. Da lagen bald auf Eppeleins und der anderen Seite Rosse und Menschen übereinander tot da, drunter Eppeleins Sohn. Der Jäcklein lag im Blute daneben und galt er auch für tot. Wolf von Wurmstein aber war rasch zur Hand, riß des Bernheimers Roß herum, drauf sich Eppelein kaum mehr hielt, und sprengte durchaus damit. Die anderen, wie sie konnten, hinterdrein. So kam der Eppelein davon.

Die Nürnberger behielten das Feld, und da sie sahen, Jäcklein sei nicht tot, packten sie ihn auf. Er aber bat, sie möchten verbergen, daß er noch am Leben sei, damit Eppelein es nicht erfahre. Vielleicht könnt' er ihnen nützen.

Führten ihn nun mit sich nach Nürnberg, und ward er in kurzem heimlich geheilt.

Drauf forderten sie ihn nachts vor den Rat.

Da trat er vor und sagte: „Ich hab' euch viel Schaden getan. Ihr könnt' mir's aber nicht verargen! Habt ihr nicht verbrannt mein Volk, das in Kummer und Angst hat müssen erwerben sein Gut und nicht hat vergiftet einen Tropfen Wasser, da ihr sagtet: wir hätten vergiftet all euere Brunnen! Wär's doch kein Wunder, wenn wir an euch begingen Verbrechen, weil ihr uns doch haltet für Verbrecher, ob wir euch gleich tausendmal bewiesen unsere Unschuld?! Was hilft's, wann ich euch geb' mein Wort, daß ich euch will treu sein, glaubt ihr mir doch nicht, weil ich bin ein Jud! Ihr nehmt mich und gebt mir den Tod. So tut es bald, daß ich komm' aus diesem Tal der Leiden und der Ohnmacht zu meiner Väter Volk, das verbrannt hat euer Volk!"

„Was willst du mit deinem Wort?" fragte der Bürgermeister.

Sagte Jäcklein: „Wollt ihr mich schonen, so will ich nicht ruh'n, bis ihr habt den Eppelein".

„Und was verlangst du", fragte der Bürgermeister, „wenn du den Eppelein auslieferst?"

Richtete sich Jäcklein stolz auf und sagte: „Ich hab' mich gerächt an euch in meiner Verzweiflung.

weil verbrannt ist worden mein Volk vor euerer Stadt. So ich aber euch liefer' den Eppelein, tu' ich's nicht, daß ihr mir gebt Geld, und tu' ich's nicht, daß ich kühl' meine Rache an ihm, sondern tu' ich's, weil ich will dienen als Gottes Werkzeug, zu vertilgen den Mann, der der ganzen Welt tut Schaden, verachtet alle Gebot', und hat gehetzt an euerem Volk! Also hat er auf seiner Seel' die Seelen von meinen Brüdern, die sind verbrannt worden."

„Und an uns wirst du dich nicht weiter rächen?" fragte jener.

Sagte Jäcklein: „Ich werd' es nicht tun. Ihr habt nichts getan an den Juden, das Volk aber ist gewesen betört und betrogen von ihm, daß es ist ausgebrochen in Wut und hat vernichtet mein armes Volk. Nun was soll ich mich da rächen an euerem Volk? Hat es doch Gott schon gestraft, daß es ist worden gedemütigt! Der Eppelein aber ist nicht gestraft, und ich will sein der Mann, der ist Gottes Werkzeug, daß der Mann geht zu Grund, so hat gefrevelt an Gott und der ganzen Welt!"

Drauf entgegnete der Bürgermeister: „Jäcklein, wenn das wahr ist, so wär's gut. Du hast uns wohl viel Jahre Schaden getan, aber du hast dich als mutiger Mann bewiesen. Wir wollen dir glauben. Also sei frei und sieh' zu, wie du dein Wort lösest."

Jäcklein aber sagte: „Es wird kommen die Zeit, da ich halte mein Wort. Jetzt aber will ich tun, was ich kann, daß Eppelein nicht mehr komm' in euere Stadt, weil ich euch die nenne, bei denen er hat gefunden Schutz. Da mögt ihr gleich sehen, ob ich euch bin treu."

Erfuhr nun der Rat Eppeleins heimliche Freunde. Denen wurden in der Stille der Nacht die Häuser umzingelt, und kaum gelang's etlichen, zu entfliehen. Keiner aber wußte, daß Jäcklein am Leben sei und sie verraten habe.

Der war nun bald hier, bald dort über Land, um zu ergründen, was Eppelein vorhabe, kam stets zur Nachtzeit zu den Ratsherren zurück und sagt ein ums andre Mal: „Noch nicht!"

Nun war wieder eine Nacht, und Jäcklein hatte versprochen, zu kommen. Er kam aber nicht. Auch nicht die zweite, dritte Nacht und auch die vierte nicht.

Da wurde viel Besorgnis wach.

Da 's Morgen war, traten die Ratsherren alle zusammen und schüttelten die Köpfe, einer um den andern.

Da vernahmen sie von ferne dumpf Rumoren und Schreien. Das kam näher und näher. In Strömen drängte sich das Volk heran, wild tobend und jauchzend, und trug einen auf den Schultern. Der schwenkte mit dem Tuche nach allen Seiten und rief ein übers and're Mal: „Der Eppelein ist gefangen!" Und tausend und aber tausend wiederholten es.

Da fuhren alle Fenster auf, und sah'n die Kaufherren heraus, und ihre Frauen und Töchter, stürzten Dirnen, Gesellen, Soldknechte und Mönche heraus und schrien: „Wie, wo, was der Eppelein?"

Der droben auf den Schultern schrie auch immerfort, man hört' ihn aber bald nimmer, vielmehr sah man ihn nur das Tuch schwenken; denn die viel' Tausende waren ganz außer sich.

Eh' nun der Rat deren Ruf erkannte, erbebte er wohl; denn er dachte, die Zeit von weiland Kaiser Carolus sei wieder gekommen, das Volk stehe auf und sie müßten etwan wieder in Säcken und Fässern entfliehen. Da sie aber mit einem Male begriffen, was Freudenbotschaft da ankäme, fiel ihnen ein Zentnerstein vom Herzen. Sie empfingen den Boten mit offenen Armen und ließen ihm kaum Zeit, zu beginnen, denn vor Wonne waren sie aus dem Konzept gekommen.

Als er endlich zum Sprechen kam, verlangt' er erst eine Labung, schwang das Glas und sprach: „Der Eppelein ist gefangen! Auf das Wohl lobesamer Reichsstadt, die von ihrem ärgsten Feind befreit ist!" Die Sach' aber war so:

Der Eppelein hat der Städte Bund erkundet, wollt' sich seinerseits Gesellen und Freunde werben, dann aber — ganz Nürnberg anzünden, an allen Ecken zugleich!

Da kam der Jäcklein dahinter.

Weil nun aber Eppelein nicht wußte, daß Jäcklein am Leben sei, ließ der selber am rechten Orte fallen, er sei am Leben, und nannte das Dorf, drin er sich verborgen halte.

Das erfuhr der Eppelein, so just zu Freunden ritt, geriet alsbald in große Wut und beschloß, von seinem Weg' abzulenken und den Jäcklein zu erstechen.

Wie er nun abends gen das Dorf kam auf des Bernheimer Roß, das er wohl gemeistert hatte, fast so gut, wie seinen Schimmel, sah er einen Bauern stehen. Den fragte er, ob kein Jude im Dorfe sei?

Da war der Bauer von Jäcklein schon berichtet und sagte: „Wohl insgeheim! Und der Jude heißt Jäcklein. Beim Wirt hält er sich auf!"

Drauf ließ Eppelein den Bauern nimmer von sich, harrte bis es Nacht war, ritt dann ins Dorf und ließ ihrer sechse hinter der Schenke. Er selber aber, die zwei Bernheimer und vier Knechte, die kamen vors Haus.

Da rief der Eppelein den Wirt heraus. Dem sagte er: „Du hast einen Juden bei dir, das ist der Jäcklein. Den tust du 'raus!"

Sagte der Wirt: Er hab' an dem Juden keinen Gefallen. Der Jäcklein sei nicht da, müss' aber in kurzem kommen. Er sollte nur eintreten, daß kein Mensch Verdacht schöpfe und dem Juden sage, welch' Gefahr ihm drohe.

Sagte der Eppelein: „Das woll' er tun, und daß der Jud' nichts merke, sollte der Wirt das Tor sperren, so daß er klopfen müsse. Ritt sofort mit den Seinen hinein, der Wirt aber tat, wie ihm befohlen. Also war der Eppelein in sein eigen Netz gegangen, trank mit dem Wirt und stand in bester Hoffnung, den Jäcklein tot zu stechen. Da 's aber Zeit war, machte sich der Wirt mit guter Ausred' davon. Da waren mittlerweil' neun Wagen vor das Tor geschoben, viel Volkes seitab versammelt und alles wohl bewehrt. Die sechse aber hinter der Schenke wurden zu derselben Zeit überfallen.

Da gab's plötzlich Geschrei und Kampf.

Wie das der Eppelein mit den anderen vernahm und vornheraus die Wägen sah, er und die anderen gleich die Stieg' herab und rief: „He da, Wirt, mein Rößlein! Wirst doch kein Schuft sein, und mir mein Rößlein erstochen haben?"

Da fand er den Wirt nicht. Der hatte sich verborgen und in der Eil' vergessen, was Eppelein von ihm befürchtete.

So fand Eppelein sein Rößlein unverletzt und wollt' sich mit den anderen verabreden, wie sie sich zur Wehr' setzten. Ward aber nicht gehört. Die zwei Bernheimer und die Knechte rannten gleich hinten zum Haus hinaus und wollten sich durchschlagen. Waren aber zu viel' gegen sie, und warfen sie bald in Ketten.

Da wollte Eppelein nicht nach, auch drangen ihrer mehr' schon in den Hof. Also riß er vorne das Tor auf und donnerte hinaus: „Ihr Schurken, noch habt ihr mich nicht, nur her da!"

Es kam aber keiner daher, sondern hörte Eppelein nur ein großes Geschrei und sah die neun Wagen vor sich. Da schwang er sich auf das Roß und schrie: „Heisa, jetzt gilt's!" Und fuhr hoch in der Luft über acht Wagen. Den neunten zwang er nimmer. Über dem brach er zusammen. Des Bernheimers Roß fiel auf ihn hinauf, die anderen aber von hinten und vorne gleich über ihn her. Voraus der Jäcklein. Der schlug wie das Wetter d'rein.

Da gab's Kampf genug. Denn Eppelein ergab sich nicht, hieb fast toll um sich, und so oft er stürzte, rafft' er sich wieder auf und schrie: „Das hat der Jäcklein getan, der soll's büßen, eh' habt ihr mich nicht!"

Wie da der Jäcklein zornig eindringt und meint, jetzt spalt' er ihm den Kopf, haut ihn der Eppelein in den Hals, daß er tot umsinkt. Der Eppelein aber konnt' nimmer aus vor vielen Schwerten und Spießen und merkte wohl, sie möchten ihn lebendig haben. Da schrie er: „Nicht mich! Nicht mein Roß! Frei oder tot!" Stach auch gleich des Bernheimers Renner tot. Er selber unter die anderen hinein und wütig herumgefegt. An die zwanzig schlug er nieder. D'rauf fielen sie ihn vom Rücken an und rissen ihn zu Boden.

Da ward er in Ketten gelegt.

Die Nürnberger sind des Feindes los; der Jäcklein hat sein Wort gelöst und es mit seinem Tode besiegelt.

Hoch leb' des Reichs viel herrliche Stadt Nürnberg, und Heil und Segen für alle Zeiten!

Also gab der Bote Bericht und unbeschreibliche Freude überkam alle.

Gern hätten sie's gesehen, so ihr langjähriger Feind zu Nürnberg ins Gericht gekommen wäre.

Aber es hatte sich anders gefügt.

Denn der Eppelein war schon auf dem Wege gen Burgthann. Von da ging's mit ihm nach Neumarkt.

Aller Orte aber im schönen Land Franken ward ein Jauchzen und Gejubel, wie's zu keiner Zeit erhört worden. —

Also war's beschaffen.

Mag nun jeder wohl denken, was strenges Gericht über Eppelein, die zwei Bernheimer und die Knechte zu Neumarkt erging, und wie ihrer nicht geschont ward. Denn so viel lustigen Schimpf Eppelein und die Seinen neben böser Tat in der Welt verübt hatten, die Richter zu Neumarkt verstanden sich nicht so fast auf dergleichen und ließen nichts walten, denn der Gerechtigkeit ganze Gewalt und trocknen Spruch nach rauhem Gesetz.

Also trat Eppelein auf das Hochgericht, wie ihm der Pater Isidorus in jungen Jahren vorausgesagt, und so er etwan vorher, in der letzten Stunde, bei einem Pater Trost gesucht hätte, sich aber seiner Reue schämte — da mocht' er wohl an den Pfarrer von Sankt Sebald denken.

Der hatt' ihn voreinst davor gewarnt.

Der Eppelein starb unterm Rad. Die anderen Gefangenen mußten mit fort in die andere Welt und starben ihren Tod durch des Henkers Schwert.

Wolf von Wurmstein und ihrer viele standen wohl auf in Wut und rächten Eppelein, so viel sie vermochten. Aber das rechte Haupt war nicht mehr da, und mußten die einen und die anderen ablassen vom Kampf, oder taten's freiwillig und verglichen sich.

Späterhin starb der eine dort im Kampf, der andere da.

Der gleißende Wolf seinerzeit desgleichen.

Es kamen wohl noch viel' stolze Herren wie Eppelein, Hoch und Nieder, die alles Menschenrecht und Gesetz verachteten, als sei die Welt ihretwegen da. An Rauheit taten's ihm gar viele gleich. An Schalkheit aber hat ihn keiner erreicht.

Hie endet nunmehr die Geschichte vom Eppelein von Gailingen.

Ein ungedrucktes Gedicht König Johanns (Philalethes)

Mitgeteilt von Johann Georg, Herzog zu Sachsen

(Nach dem Archiv für Sächsische Geschichte, Bd. 24.)

Im Jahre 1825 gab der damalige Prinz Johann den ersten Band seiner Danteübersetzung heraus. Unter denjenigen, denen er ein Exemplar schenkte, befand sich auch sein Adjutant, v. Lützerode. Dieser stand schon seit langen Jahren in naher Beziehung zur königlichen Familie. Er hat das Königspaar 1813 in die Gefangenschaft nach Berlin begleitet. Im Jahre 1815 reiste er mit den beiden Prinzen Friedrich August und Klemens nach Frankreich. Später ist er durch lange Jahre Adjutant des Prinzen Johann gewesen und wurde von ihm als Freund behandelt. Er ist als General gestorben.

Das Danteexemplar ist jetzt im Besitze seiner Enkelinnen, zweier Fräulein von Gablenz in Weimar. In ihm befindet sich ein Widmungsgedicht von der Hand Johanns. Durch Vermittlung des kgl. sächsischen Gesandten in Weimar, Freiherrn v. Reitzenstein, ist mir dieses Gedicht in Abschrift mitgeteilt worden. Sofort konnte ich feststellen, daß dasselbe noch nicht gedruckt worden ist. Da es sich nicht bloß durch poetischen Schwung auszeichnet, sondern auch als ein Denkmal der aufrichtigen Freundschaft Johanns zu Lützerode erweist, so wünschte ich eine Veröffentlichung. Dem Texte selbst habe ich nichts hinzuzufügen.

So manches durften wir vereint durchwallen,
Von Wahrheit bald umstrahlt, von Täuschung bald umstrickt,
Doch wie des Schicksals Lose auch gefallen,
Gleich blieb das Streben uns und unverrückt.
So, führt auch ferner uns durch dunkle Nächte
Wie durch des Dichters Hölle unser Pfad;
Scheint uns des Glaubens Licht, hält uns der Freundschaft Rechte,
Bis einst des hellern Tages Aufgang naht,
Wo uns von einer Stufe zu der andern
Der Berg der Läut'rung hin nach Eden hebt
Und nach vollbrachtem mühevollen Wandern
Der Christ entsühnt durch alle Himmel schwebt.

Mit treuer Freundschaft der Verfasser.

*

Das Wesen des deutschen Volkes / Von Bogumil Goltz

„Ja wir sind, wir waren, wir bleiben, die Schulmeister, die Philosophen, die Theologen, die Religionslehrer für Europa und die ganze Welt. Das ist unser Genius, unsere ideale National-Einheit, National-Ehre und Mission, die wir nicht gegen das Phantom eintauschen dürfen, die von den Engländern und Franzosen ‚Nationalität' genannt wird. Wir sind und bleiben ein weltbürgerliches Volk im bevorzugten Sinne und können eben um deswillen kein dummstolzes, nationalstolzes, tierisch zusammengeschartes und verkanntes Volk sein, das ähnlich den wilden Gänsen im großen römischen A anfliegt . . . ."

*



Volk und Staat

Unser Recht auf Elsaß-Lothringen

Von Alfred Freiherrn von Overbeck

In immer wachsendem Maße hat unser deutsches Volk die bei seinen weitherzigen, im besten Sinne kosmopolitischen Wesenszügen um so überraschendere Erfahrung gemacht, daß man ihm Ideale andichtet, die den seinigen genau zuwiderlaufen, oder daß man doch mit einer verdächtigen Geste zweifelhafter Sympathie (leider nicht nur im feindlichen Lager) einen Gegensatz erfindet zwischen dem Deutschland Goethes und dem Deutschland Bismarcks, zwischen Weimar und Potsdam. Damit will man — soweit nicht naive Unkenntnis zugrundeliegt — eine scheinbar empfindliche Stelle in unserem seelischen Organismus treffen und verläßt sich insgeheim darauf, daß weltmännische deutsche Ritterlichkeit zu entsprechend giftigen Waffen nicht greifen werde. Zugleich sucht man so das Verständnis unter den Völkern, oft um rhetorischer oder literarischer Augenblickserfolge willen, hintanzuhalten. Auf der anderen Seite bekennt man sich zu Strebungen und zu Zielen, deren konkretes Gegenteil alle Taten beherrscht; ja die Umsetzung des angeblichen Ideals in die Tat wird mit geradezu peinlicher Ängstlichkeit vermieden.

Wenn nun auch sonst unserseits bisweilen fast zu viel Gründlichkeit, Ernst und Objektivität auf die Verteidigung im Geisteskriege verwendet wird, so ist doch mit Genugtuung ein Werk*) zu begrüßen, das, von Gehässigkeit und von Schwäche gleichmäßig frei, das Recht des deutschen Reiches auf uralte deutsche Lande ins hellste Licht stellt und zugleich dem Problem ihrer Weiterentwicklung im Rahmen des Volksganzen ernsthafte Beachtung zuwendet. Ein solches Werk verdient gerade in einer Zeitschrift hervorgehoben zu werden, die deutschen Idealen, deutscher Heimatliebe und Heimatkultur dienstbar sein will.

Karl Strupp, dem wir auf dem Gebiete völkerrechtlicher Forschung und Quellenkunde schon so manche Förderung verdanken, hat eine Sammlung von Aufsätzen herausgegeben, die dem Thema „Unser Recht auf Elsaß-Lothringen" nach den verschiedensten Seiten hin gerecht wird.

Sie wird eröffnet mit einer Studie des Völkerrechtslehrers Philipp Zorn (S. 1—6), der sich in treffender Weise gegen das billige Wortspiel von der „Desannexion" wendet, womit man das französische Kriegsziel dem Grundsatze „Keine Annexionen" einzwängen wollte. Er betont auch, wie nicht nur der formelle Rechtsanspruch des Frankfurter Friedens, sondern u. a. das Recht der Nationalitäten für die Zugehörigkeit der nach Volkstum, Sprache und Geschichte deutschem Lande zu Deutschland bestimmend sein muß.

Den weitaus breitesten Raum des stattlichen Bandes nimmt eine Darstellung der politischen und kulturellen Geschichte Elsaß-Lothringens (S. 7—203) aus der Feder des Straßburger Historikers Karl Stählin ein. Die wechselvollen politischen Schicksale dieses Landes und Volkes, die jahrhundertelangen, dramatisch bewegten Kämpfe kommen ebenso zu lebendiger Geltung wie die köstlichen Blüten deutscher Kunst und Literatur, die dem vielumrungenen Boden entsprossen sind. Aus der neueren Literaturgeschichte empfand ich u. a. als besonders ansprechend den Hinweis auf die Straßburger Goethezeit (S. 172 ff.); aus der neueren politischen Geschichte sei an interessanten Einzelheiten nur die von der gegenwärtigen so grundverschiedene Stimmung der englischen Presse im Jahre 1870 herausgehoben (S. 198 Anm. 1). Zur Sprachenfrage bietet Ferdinand Wrede einen ungemein fesselnden Beitrag (S. 205—218). Im Schlußwort endlich (S. 219 ff.) nimmt der Herausgeber selbst in ebenso warmherzigen als scharfsinnigen Ausführungen Stellung und betont u. a. die denkwürdigen Kundgebungen des Landtags im Jahre 1917 für die deutsche Zukunft Elsaß-Lothringens. Vielleicht entschließt sich der Verfasser, die so verdienstliche Sammlung in weiteren Bänden fortzusetzen?

---

*) Unser Recht auf Elsaß-Lothringen. Ein Sammelwerk in Verbindung mit den Professoren Dr. Karl Stählin (Straßburg), Dr. Ferdinand Wrede (Straßburg), Dr. Philipp Zorn (Bonn), herausgegeben von Dr. Karl Strupp. München und Leipzig. Verlag von Duncker u. Humblot. 1918. 228 Seiten. Preis: Mk. 6.— (Teuerungszuschlag vorbehalten).



Heinrich Zerkaulen / Von Hans Heinrich Bormann

Das Erscheinen eines neuen Buches des jungen rheinischen Dichters — „Die Spitzweggasse", ein Tagebuch aus Sommer und Sonne (Kempten, Kösel) — gibt willkommenen Anlaß, einmal das Schaffen von Heinrich Zerkaulen, der nach Wirken und Veranlagung eng zum Eichendorff-Bund gehört, in seiner Gesamtheit zu betrachten. Trotz seiner Jugend — er ist 1892 in Bonn geboren — ist Heinrich Zerkaulen doch heute schon eine nicht mehr wegzudenkende Persönlichkeit innerhalb der rheinischen Dichtung. Aber auch weit über das Rheinland hinaus ist der junge Poet bekannt und beliebt geworden. Das gelang ihm nicht mit großen, Aufsehen erregenden Werken, nein, der Kreis seiner Kunst ist klein und still. Aber in allem, was er schuf, gab er, ohne Klügelei und Beschwerung mit den dunklen übermodernen Ideen einer literarischen Großstadtjugend, in prachtvoller Natürlichkeit einfach ganz sich, sein Herz. Er ist ganz Poet. Daß er in seinem Dichten seine Jugend, seine Naivität, die frohe Unbekümmertheit vor aller „Literatur" sich wahrte, das ließ ihn so früh mit dem Edelgut lauterer Poesie die Herzen gewinnen.

Von Anfang an war er der verträumte, liedselige Romantiker. Während seine dichtenden Altersgenossen zu Ibsen und Nietzsche wallfahrten, schritt seine Jugend weit zurück, bis sie Eichendorff fand und den Pfarrherrn von Cleversulzbach, denen fortan sein Herz gehörte. In den ersten Versen, die er noch von der Schulbank hinausflattern ließ, spukt zwar viel Heine. Ebenso in dem ersten, noch wirren und irren Gedichtbuch „Weiße Astern". Aber bald war das überwunden. Und schon in seinem zweiten Büchlein, der bekannten Geschichte von „Hans Heiners Fahrt ins Leben" (M.-Gladbach, Volksvereinsverlag), hatte er seine Verwandtschaft mit Eichendorff entdeckt.

Heinrich Zerkaulen war damals aus einer glück- und sonnfrohen Kindheit von der Schulbank weg ins Leben getreten und arbeitete als Apothekereleve in M.-Gladbach. Dort fand er sich zu Dr. Sonnenscheins sozialstudentischer Arbeit. Und aus diesem Gedanken heraus, daß der Gebildete das werktätige Leben kennen und achten lernen und die Not der Arbeit mit zur Freude führen müsse, ist der „Hans Heiner" geschrieben. Daß es kein trockenes Dozieren, sondern daß eine duftige kleine Dichtung draus wurde voll Märchenklang und Schönheit, bewies die Echtheit des jungen Poetenherzens.

Auch Zerkaulens Lyrik reifte. 1914 erschien ein Buch neuer Verse und Märchen „Blühende Kränze" (Wiesbaden, Herm. Rauch). Die Gedichte sind in einem stillen romantischen Ort im Hessenland entstanden, wo Zerkaulen seine Apothekerlehrzeit fortsetzte. Als hätte der rauschende Hessenwald ihm den demütigen Sinn der Einsamkeit gelehrt, so ist hier schon über alles jugendlich jauchzende Singen doch eine zarte Reife gebreitet. Die Bilder gewinnen an Eigenart und plastischer Kraft. Wie wirksam sind die Verse aus dem Gedicht „Wintermorgen":

> Die Häuser sind fröstelnd zusammengerückt,
> Als haben die Giebel sich frierend gebogen,
> Und haben die nebelkalte Luft
> Wie ein dünnes Tuch um die Schultern gezogen.

War das erste Bändchen ein einziges, überquellendes Liebessingen, so stehen hier nur ganz wenige zarte Liebeslieder. Und schon lesen wir zu Anfang des Buches Kriegsgedichte. Als Freiwilliger zog Zerkaulen aus „mehr mit der Laute als mit dem Schwert". Er ließ seine begeisterten Lieder in Einzelheften beim Sekretariat sozialer Studentenarbeit erscheinen, die dann mit einigen Skizzen zu dem Kriegsbuch „Wandlung" zusammengefaßt wurden. Prof. Kosch sagt darüber: „Unmittelbar an die große Zeit vor hundert Jahren knüpft Heinrich Zerkaulen an mit seinen Kriegsgedichten. In ergreifenden Gesängen und liedhaften Sprüchen, die an den wehrhaften Lyriker Walter v. d. Vogelweide gemahnen und dabei doch eine modern realistische Note kräftig zum Ausdruck bringen, preist er seine Brüder." Als besonders prächtige Stücke des Buches seien die Gedichte „Wandlung" und „Kleine Ballade" genannt.

Heinrich Zerkaulen erkrankte schwer im Feld. Nach langer Lazarettzeit, mit dem Umweg eines bedrückenden Garnisondienstes in seiner Vaterstadt, kam er in die Redaktion des „Düsseldorfer Tagblattes". Von dort wurde er für einige Zeit wieder zum Train eingezogen und kam dann als Hilfsdienstpflichtiger zum Landratsamt einer kleinen niederrheinischen Stadt, bis er von dort zum Feuilletonschriftsteller der „Essener Volkszeitung" berufen wurde.

Drei Bücher liegen aus dieser Wanderzeit vor: Zunächst in den Flugblättern rheinischer Dichtung ein dünnes Heft Verse „Liebe, schöne Laute" (Köln, Salm-Verlag), ein Strauß reifer schöner Liebesgedichte von duftiger Frische und inniger Herzlichkeit. Dann in der Hausenbücherei die gesammelten Geschichten „Allerhand Käuze" (Saarlouis, Hausens Verlagsgesellschaft). Es sind Märchen und Geschichten, teilweise, noch aus seinen Anfängen stammend, etwas ungelenk und voll überwuchernder Fabulierfreude, aber auch spätere feine klare Erzählungen, von sicherer Hand mit künstlerischer Abrundung und plastischer Bildkraft gestaltet. Als letztes Buch, gleichsam — und, wir wissen es, auch nach des Dichters Wollen und Absicht — als Abschluß seines ichbetonten Jugendschaffens, ist nun kürzlich das Tagebuch aus Sommer und Sonne „Die Spitzweggasse" erschienen.

Bunt geht es in diesem Werkchen durcheinander: Herzlichkeit, Schelmerei, Spott und Ironie, dann wieder innige Versonnenheit und frommer Ernst, alles reiht sich in kleinen Silhouetten farbig aneinander zu einer beschwingten Melodie, die in einem wehmütigen Notturno leise ausklingt. Wer rein literarisch an das Buch herantritt, wird von einigen Kapiteln erfreut, von andern aber auch stark befremdet sein. Denn da sind welche, die in ihrer allzupersönlichen Art unverständlich bleiben und namentlich auch aus dem Zusammenhange gerissen, eine künstlerische Vertiefung vermissen lassen. Die 28 Skizzen müssen aber immer im Hinblick auf das ganze Buch gelesen werden, das ja ein idyllisches Tagebuch sein will. Da wird man erkennen, daß alles Befremdliche doch irgendwie seinen Zusammenhang hat mit der auf und ab führenden Seelengeschichte des Dichters, die in diese duftig poetischen oder kraus verschnörkelten Geschichtchen zart eingebettet ist. Es ist die Geschichte einer nach Klarheit und Reife ringenden Liebe, um die sich alle anderen Ausschnitte und Märchen nur ranken wie die Seitengänge und Irrwege voller Erlebnisse und Erfahrung auf dem Wege des Suchens nach tiefster Erkenntnis. In den zwei Skizzen „Der Alchimist" und „Das zweite Gesicht" ist die Lösung gefunden: Güte und Treue sind die stillen Geheimnisse des verinnerlichten, ichbefreiten Lebens! So ist dies seltsame Büchlein voll moderner Romantik nicht so sehr, wie es zuerst scheinen mag, eine Schilderung von Bekannten des Dichters in mehr oder weniger gelungener Zeichnung, sondern es ist ein Stück Lebensweg seiner Seele, versteckt hinter Märchen und fabulierten Idyllen, ein Weg, der doch durch alles durchfindet zum Ziel: Verinnerlichung.

Darum bedeutet dies Sommerbuch auch einen Abschluß in des Dichters Schaffen. Wer bei allem Suchen und Tasten nach tieferen Erkenntnissen schon so viel echtes poetisches Gut geschaffen hat, der wird auch weiterhin Großes schaffen, zumal wenn der Dichter fest die segnenden Hände der Treue und Güte hält, die er gefunden.

Denn Güte nur beschließt den Ring
Um Gott und Geist und jeglich Ding.
(Ginzkey.)

*

Nachtrag: Soeben erschien in der vom Sekretariat sozialer Studentenarbeit in M.-Gladbach herausgegebenen Sammlung „Der Weltkrieg" von Heinrich Zerkaulen ein Heft „Einig Volk". Ein Beitrag zur Psychologie unserer Kriegslyrik.

Deutsche Treue (Kalenderspruch aus dem Jahre 1807)

Frag alle Bekannte,
Frag alle Verwandte,
Frag alle Betrübte,
Frag alle Verliebte,
Frag Himmel, frag Erden,
Frag, was irgend gefragt mag werden:
Alle sagen, es sei
Nichts Schöners als Deutsche Treu.

Ja Englands Korallen,
Sie können gefallen:
Und Frankreichs Rubinen,
Sie können zwar dienen,
Sie können zwar trutzen
Und Könige putzen;
Ich bleibe dabei:
Nichts Schöners als Deutsche Treu.

Walter Flex

Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" vom 20. November 1917 brachte folgende Mitteilung:

Der Dichter Walter Flex ist auf dem Felde der Ehre geblieben. Auf Oesel ereilte ihn das tödliche Geschoß und schuf ihm das Heldenschicksal, das er so oft besungen.

„So helfe Gott mir singen
Und, was ich sang, vollbringen
Für dich, für dich, mein Vaterland."

So ist er, als der Körner unseres Krieges, als der gewaltige Sänger unserer eisernen Zeit dahingegangen. Eins mit seinen Liedern und Dichtungen, die ihm aus Herz und Geist in seltener Einheit quollen, ganz erfüllt von der Größe des Schicksalskrieges und ganz erfüllt von der Opferpflicht des einzelnen, für unser Volk, als gottbegnadeter Dichter und als hingebend tapferer Soldat, hat der Sängerheld die Pforte der Ewigkeit durchschritten. Aus tiefstem Herzen müssen wir den Tod des Menschen und Künstlers Walter Flex betrauern. Denn Künstler und Mensch können wir bei ihm nicht trennen; was er dichtete, lebte er, und was er lebte, dichtete er. Sogleich bei Kriegsbeginn trat er, wo er gerade war — er lebte als Hauslehrer in Posen bei der freiherrlichen Familie von Leesen, die dem jungen Dichter in großzügigster Weise Förderung und Anregung, bewundernde Liebe und tatkräftigste Unterstützung angedeihen ließ — bei einem östlichen Infanterieregiment ein und hat dann im Westen und Osten gekämpft und gedichtet, bis er als Kompagnieführer mit seinem Blute seinen Fahneneid erfüllt hat.

Seine Werke sind aus dem Vollen geschöpft, in reichen Strömen flossen ihm die dichterischen Ideen zu, die in kraftvoller Form und einem ehernen Deutsch, dessen Wortschatz er voll beherrschte und bereicherte, Gestaltung gewannen.

In Eisenach 1887 geboren, ererbte er von seinem Vater die Dichtergabe und die Begeisterungsfähigkeit, während von der Mutter mehr die Dichterseele mit ihren tiefen Gefühlen, die feine Empfänglichkeit für mystische Zusammenhänge stammen. Sind doch seine fünf Sonette „Mutter" die schönste seiner lyrischen Schöpfungen. An die Schulzeit in Eisenach schlossen sich seine Studienjahre in Erlangen und Straßburg, die seine Sturm- und Drangperiode bedeuten, in der er weder seine dichterische Phantasie an eine strenge Form, noch sein übersprudelndes Lebensgefühl ständig an die engen Gesetze des bürgerlichen Wohlverhaltens fesseln zu müssen glaubte. Darauf folgten die Jahre stiller, stetiger und rascher Entwicklung, die er als Hauslehrer in Varzin, Friedrichsruhe und zuletzt in Retschke bei Storchnest verlebte. Das Erlebnis des Krieges löste dann alle Schranken und schuf ihn zum Meister, einem Meister, der uns noch viel und Großes hätte schenken können. Doch gab er schon genug, um mit ehernen Lettern in die Geschichte der deutschen Dichtkunst eingetragen zu sein.

Seine Jugendwerke sind ein Drama „Demetrius", das in seiner Vaterstadt mit großem Erfolg aufgeführt wurde, eine Anzahl von Novellen, die größtenteils in der „Jankeschen Romanzeitung" erschienen sind, und ein Gedichtband „Im Wechsel", aus dem eine Auswahl in der Sammlung „Sonne und Schild" wieder abgedruckt worden ist. Daneben entstand aus der Laune des Augenblicks geboren eine Unmenge Gelegenheitsgedichte und -schriften, die zum größten Teil nur in kleinem Kreise bekannt geworden sind. Ihnen folgen dann zwei große Werke, die seinen Ruf als Dichter fest begründet haben. „Zwölf Bismarcks", Erzählungen (erschienen bei Otto Janke, Berlin), sieben Novellen, die sich mit Episoden aus dem Bismarckschen Ahnenkreis beschäftigen, und das bedeutende Drama „Klaus von Bismarck", eine Kanzlertragödie (O. Janke, Berlin), das am Hoftheater zu Coburg seine Uraufführung mit vollem Erfolg erlebte, und dann auf einer großen Anzahl deutscher Bühnen wiederholt wurde. In beiden Werken tritt eine starke Gestaltungskraft zutage. Während in den Erzählungen zarteste Lyrik mit prächtigem Humor und urdeutsche Kraft mit gedankentiefen Reflexionen wechseln, durchwebt das Drama Schillerscher Geist, tiefster sittlicher Ernst und echte Tragik.

Das Schönste aber, was uns Flex geschenkt hat, sind seine Kriegswerke: Die Kriegsgesänge und Gedichte „Sonne und Schild" (1915, George Westermann), die als Ehrendenkmal für seinen 1914 in Frankreich gefallenen jüngsten Bruder erschienen sind, „Vom großen Abendmahl", Verse und Gedanken aus dem Felde (C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, München) und „Der Wanderer zwischen beiden Welten" (ebenda).

Es spricht ein ganz großer Dichter aus ihnen. Tiefdurchdachte und tiefempfundene symbolische Dichtung, die Herr wird über das grausame Einzelschicksal, das der Krieg bringt, flammende Begeisterung und glühende Vaterlandsliebe, die die gewaltige Größe der Schicksalsstunde unseres ganzen Volkes empfindet und mitschafft, verklärende Poesie, die teils im mystischen Doppelempfinden, teils in mutiger Bejahung des Lebens und des Todes die Gegensätze im Menschenleben deutet und versöhnt, geben diesen Werken ihre große Kraft und Wirkung.

Laßt uns ihm ein Denkmal setzen in unserem Herzen, indem wir eindringen in seine Werke und von seinem Feuergeist in uns aufnehmen und nach seinen Worten leben und sterben, kämpfen und siegen! Denn er hat seinem Schüler und damit uns allen ins Stammbuch geschrieben:

„Gott gab mir Lebens- oder Todesglück,
In Dir bleibt stets ein Teil von mir zurück.
Des bin ich fröhlich, denn ich weiß, es bleibt
Mein Herz in Deinem, als ein Keim, der treibt."

Wir legen diese Bücher unseren Lesern warm ans Herz und verzeichnen zur Kennzeichnung des Dichters noch einen von der „Täglichen Rundschau" in Berlin veröffentlichten Brief, der tiefer als fremde Worte in das Wesen des hochgesinnten jungen Mannes hineinführt. Flex schreibt: „Ihr Brief gibt mir willkommene und dankbar ergriffene Gelegenheit, mich zu einem gleichgesinnten Menschen auszusprechen, zumal Sie selbst an die Stimmung rühren, in der ich mich in dieser Schicksalsstunde unseres Volkes befinde, wenn Sie schreiben: ‚Es steht mir allerlei Sorgliches vor der Seele, wenn ich an Sie denke.' Dazu ist kein Anlaß. Diese Sorge wäre nur begründet gewesen, wenn ich durch Verzicht auf meine Meldung die Einheit zwischen Handeln und Denken aus Herzensrücksichten verletzt hätte. Ich bin heute innerlich so kriegsfreiwillig wie am ersten Tage. Ich bin's und war es nicht, wie viele meinen, aus nationalem, sondern aus sittlichem Fanatismus. Nicht nationale, sondern sittliche Forderungen sind's, die ich aufstelle und vertrete. Was ich von der ‚Ewigkeit des deutschen Volkes' und von der welterlösenden Sendung des Deutschtums geschrieben habe, hat nichts mit nationalem Egoismus zu tun, sondern ist ein sittlicher Glaube, der sich selbst in der Niederlage oder, wie Ernst Wurche gesagt haben würde, im Heldentode eines Volkes verwirklichen kann. Ich war nie ein alldeutscher Parteidichter, für den man mich vielerorts hält, und ich muß gestehen, daß mein politisches Denken nicht so klar ist, daß es nicht beim Nachdenken über die notwendigen inneren und äußeren politischen Ziele schwankte. **Eine** klare Grenze des Denkens habe ich freilich immer festgehalten: ich glaube, daß die Menschheitsentwicklung ihre für das Individuum und seine innere Entwicklung vollkommenste Form im Volke erreicht, und daß der Menschheitspatriotismus eine Auflösung bedeutet, die den in der Volksliebe gebundenen persönlichen Egoismus wieder freimacht und auf seine nackteste Form zurückschraubt. Auch hat das Wort Bruder zu tiefen Klang für mich, als daß ich's an Südfranzosen und Kosaken vergeuden möchte. Mein Glaube ist, daß der deutsche Geist im August 1914 und darüber hinaus eine Höhe erreicht hat, wie sie kein Volk vordem gesehen hat. Glücklich jeder, der auf diesem Gipfel gestanden hat und nicht wieder herabzusteigen braucht. Die Nachgeborenen der eigenen und fremden Völker werden diese Flutmarke Gottes über sich sehen an den Ufern, an denen sie vorwärtsschreiten. — Das ist mein Glaube und mein Stolz und mein Glück, das mich allen persönlichen Sorgen entreißt ...."

Preußischer Fahneneid

(Aus der Sammlung „Sonne und Schild", Braunschweig, Georg Westermann, 1918.)

Ich habe dem König von Preußen geschworen
Einen leiblichen Eid.
Der König von Preußen hat mich erkoren
Zum Helfer im Streit.
Wer will dem König von Preußen schaden,
Den will ich vor meine Waffen laden
Vor Tau und Tag, bei Nacht und Tag.
Die Hand führt guten, gerechten Schlag,
Die zum Schwur auf der preußischen Fahne lag.

Der König von Preußen hat viele Hasser
Durch alle Welt.
Sie haben tückisch zu Land und zu Wasser
Sein Grab bestellt.
Sie sollen zusammen zuschanden werden!
Der König von Preußen hat auf der Erden
Schwertwächter und Getreue genug.
Trotz Feindes List und Lug und Trug.
Über die Welt hin geht sein Siegeszug.

Von uns wird keiner die Treue brechen
Und keiner den Eid.
Wir wollen ihn schützen und wollen ihn rächen,
Wir tragen sein Kleid.
Wir sind dem König von Preußen verschworen
Mit Leib und Seele, wie wir geboren.
Wer auf die preußische Fahne schwört,
Hat nichts mehr, was ihm selber gehört.
Weh dem, der des Königs Wege stört!

Der König von Preußen kann ruhig gehen,
Wohin's ihm gefällt.
So weit seine seidenen Fahnen wehen,
Ist sein die Welt.
Wir haben auf seine Fahne geschworen,
Von unserm Eid geht kein Wörtlein verloren.
Sein ist die Nacht, sein ist der Tag,
Die Hand führt guten, gerechten Schlag,
Die zum Schwur auf des Königs Fahne lag!

*

Prinz Ernst von Meiningen

(Aus der Sammlung „Im Felde zwischen Nacht und Tag", München, Oskar Beck, 1918.)

Ernst, den Prinzen vom Stamme Wettin,
Männer und Knaben, kennt ihr ihn?
In euren Herzen baut ihm den Thron,
dem toten Meininger Herzogssohn!

Er focht für Deutschland.
Wer tat das nicht?
Ganz Deutschland wurde ein Heldengedicht.
Er starb für Deutschland.
Was Fürst, was Bauer!
Wir sind e i n e graue lebendige Mauer,
darin der eiserne Hagel fegt
und wahllos blutige Bresche schlägt.

Und dennoch — Prinz Ernst vom Stamme Wettin,
alle Herzen sollen flammen für ihn!
Von seinen Taten will ich euch schweigen,
einen blutigen Zettel will ich euch zeigen.
Seine Hand tat manchen preiswerten Hieb,
ich preise ein W o r t, das sie sterbend schrieb.
Das Wort, das ich von ihm zu künden weiß,
macht die Seele liebe- und liederheiß.
Ich weiß nur dies Wort, doch ist es ein Wort,
vor dem viel Heldenlorbeer verdorrt.

Prinz Ernst sank sterbend in blutigen Sand.
Die Lippen versagen. Nun spricht die Hand.
Die Finger beben. Die Augen gehen
im Kreise . . . Will mich denn keiner verstehen?
Der Prinz will schreiben. „Durchlaucht, hier!"
Die Schwerthand krampft sich um Stift und
Papier.
Er strafft sich und schreibt mit stolzen, stillen
Augen den letzten Heldenwillen.
Blaß bis in die Lippen der Adjutant
sieht auf die zuckende schreibende Hand.
Ihm ist, als umblühe das Haupt des Wunden
Der Kranz seiner festlichen Lebensstunden,
welche Blumen greift aus dem prangenden Strauß
er sterbend zu Gruß und Andacht heraus?

Er rauscht wie von Schleppen aus kerzenhellen
fernen Schlössern . . . Aus Marmorställen
kommt es wie Wiehern und Scharren von Hufen,
Wälder rauschen . . . Jagdhörner rufen . . .
Stimmen aus Thüringens Burgen und Buchen . .
Wen geht die fliehende Seele suchen?
Was ist's, das ein Fürst im Sterben begehrt?
Wen hält er der letzten Liebe wert?

Der Hand des Prinzen entfällt der Stift
Und ein Blatt voll krauser, blutiger Schrift.
Der Adjutant streicht den Zettel glatt,
und liest auf dem Blatt:

„Ich will, daß mich keiner von hinnen trägt
und den Fürsten zu fürstlichen Ahnen legt.
Nichts von Fürstengruft und Sarkophag!
Hier sei meine Nacht! Hier war mein Tag!

In das große deutsche Soldatengrab
senkt still mich zu den andern hinab!
Hier bleib' ich Kam'rad unter Kameraden,
ihr Herzog und Bruder von Gottes Gnaden . . . ."

Sonst nichts weiter? Nein. Nichts als das,
Nichts von Liebe und nichts von Haß.

Was ist's, das ein Fürst im Sterben begehrt?
Wen hält er der letzten Liebe wert?

Die Männer im Kreise rühren sich nicht.
Gottes Schatten fliegt über ein Heldengesicht . . .
So starb Prinz Ernst vom Stamme Wettin.
Jedes Soldatenherz ein Altar für ihn!

*

Morgenlied im Mai

(Aus der Sammlung „Im Felde zwischen Nacht und Tag", München, Oskar Beck, 1918.)

Durch die morgenroten Scheiben
lacht der blanke Mai ins Haus.
Lämmerwölkchen will er treiben
in die blaue Welt hinaus.

Singend strolcht der liebe Junge
unter meinem Fenster hin.
Wie ich da mit einem Sprunge
singend ihm zur Seite bin!

Gleich das jüngste seiner Lieder
singt er mir im Wanderschritt.
Immer wieder, immer wieder
sing' ich's frühlingsselig mit:

Weiße Nacht und blaue Frühe
und ein goldner, goldner Tag!
Blühe, junge Sonne blühe,
bis die Erde blühen mag!

*



Franz Muttenthaler

Eppelein von Gailingens Gefangennahme

Woldemar Nürnberger und der Pitaval

Von Erwein Freiherrn von Aretin

Die Erinnerung an den „Solitaire", dessen phantastische Erzählungen im weiten Kreise der Freunde der Romantik zur Zeit ihres Erscheinens fast ebenso viele Anhänger fanden wie Leser, wurde neuerdings aus Anlaß seines hundertsten Geburtstags in der ganz trefflich ausgewählten Sammlung aufgefrischt, die der rührige Verlag Parcus uns unter dem Namen „Romantische Bücherei" auf den Tisch legte. Ich will es dahingestellt sein lassen, ob die Novelle „Ein Tag in der Waldschmiede", die wir hier kennen lernen — denn die Zahl derer wird nicht allzu groß sein, zu deren alten Bekannten sie zählt — uns das Urteil zu revidieren befiehlt, das die Nachwelt durch das fast völlige Vergessen ihres Verfassers ausgesprochen zu haben scheint. Zweifellos hat Nürnberger bessere Novellen geschrieben, besonders vom Leben an der Meeresküste, aber die kluge Wahl des Herausgebers hat hier eine seiner charakteristischsten gefunden, aus der uns die Eigenart des Dichters, seine Vorliebe für Nachtstücke und für die dunklen Seiten der menschlichen Seele, besonders deutlich entgegentritt.

Wer den „Tag in der Waldschmiede", der eigentlich eine Nacht ist, liest, wird sich einigermaßen über die Hilflosigkeit in der psychologischen Analyse wundern, die Nürnberger, der doch Arzt (in Landsberg a. W.) war, allenthalben verrät. Außer dem Pfarrer ist keine einzige Figur einheitlich durchgeführt: Der Mörder, der erst fast humoristisch gezeichnet ist, beichtet nach der Tat reuevoll, um alsbald wieder dem Golde seines Opfers nachzujagen, das dessen Pferd in seinen Satteltaschen trägt, und völlig verzeichnet ist das alte Bärbele, von der man nie erkennt, ob ihr der Dichter Abscheu oder Sympathie widmet, und deren spätes Eheglück manchen Leser arg verblüffen wird. Das Rätsel dieser nicht allzu glücklich gelungenen Personenzeichnung löst sich vielleicht, wenn man erkennt, daß es sich hier nicht um Geschöpfe aus der Phantasie des Dichters handelt, sondern um Gestalten, die ziemlich unverändert einem von Pitavals berühmten Rechtsfällen entnommen sind, dem Bericht vom „Pfarrer von Croix Daurada". Wer die Unverwüstlichkeit alter Novellenstoffe kennt, deren Ahnenreihe häufig in den „Gesta Romanorum" verschwindet, aber nicht endet, wird den Vorwurf des Plagiats um so eher vermeiden, als es sich ja hier nicht um eine Dichtung des Pariser Rechtsgelehrten handelt, sondern um ein historisches Verbrechen, das er uns aus juristischem Interesse überlieferte, wobei ihm jeder literarische Ehrgeiz fehlte, so sehr die Erzählung die feine Schulung des Franzosen verrät.

Pitavals Bericht ist rasch nacherzählt. Der Toulouser Fleischermeister Contegrel wünscht eine reiche Witwe zu heiraten, deren Erbe so den drei Söhnen ihres Bruders, des Ölsieders Siadoux in Croix Daurada verloren zu gehen droht. Siadoux erkundigt sich nach dem Rufe des Bewerbers und, da das Gehörte wenig günstig ist, wird er auf der Rückkehr von dem Fleischer erschlagen. Der Mörder beichtet alsbald seine Untat dem Pfarrer, dessen verstörtes Benehmen bei den drei Söhnen des Opfers, deren Gast er nach der Beichte war, Mißtrauen erregt. Durch Bedrohung mit dem Tode in einen Bottich siedenden Öles erpressen sie von dem Unglücklichen die Verletzung des Beichtgeheimnisses und die harten Gesetze geben der Erzählung ihren furchtbaren Schluß: Mörder und Pfarrer verfallen dem Henker, vor dem nur die Flucht aus dem Gefängnisse die allzu neugierigen Söhne rettet.

Daß diese Erzählung Nürnbergers Vorbild war, erleidet wohl keinen Zweifel; sogar die Bedrohung des Pfarrers durch den in der Waldschmiede recht befremdenden, glühenden Moloch ist dem französischen Bericht möglichst nahe gebracht. Bärbele und Elisa teilen sich in der Rolle der heiratslustigen Schwester und des Mörders Liebe zu Elisa spielt auch als Motiv des Verbrechens herein, wobei allerdings seine nachträgliche Ausgestaltung zum Raubmord, die in Pitavals Tatsachenbericht völlig fehlt, das Bild nicht gerade glücklich verwirrt. Besser war Solitaire beraten, als er die Sühne des Verbrechens keinem Gerichte übertrug und so den Kreis der auftretenden Figuren geschlossen ließ. Seine volle Künstlerschaft konnte er aber erst entfalten, als er den Schauplatz der Tat aus dem Leben einer Kleinstadt in das Düster des Waldes verlegte. In der Tat könnte die Grauenhaftigkeit des Verbrechens inmitten des bürgerlichen Alltags verwundern, wenn nicht das Leben, dem Pitavals Bericht entnommen ist, diese Unwahrscheinlichkeit rechtfertigte. Der Dichter gab der Untat die angemessene Umgebung. Der geheimnisvolle, schweigende Wald, von dessen scheinbar nur durch das Tosen der Natur belebten, pflanzlichen Starrheit die wilden tierischen Instinkte der Menschen sich besonders grell abheben, schien ihm der passende Hintergrund, und bei seiner Schilderung hat Nürnberger jene Meisterschaft entfalten dürfen, für deren Wiedererweckung wir dem Herausgeber des kleinen Bändchens Dank wissen müssen.

*

Richard Wetz / Von G. Hildebrandt

Im November des Jahres 1910 hörte ich zum ersten Male ein Werk von Richard Wetz. Im Gürzenich-Konzert gelangte die Kleist-Ouvertüre dieses Tondichters zur Aufführung. Er selbst war eingeladen worden, seine Schöpfung zu leiten. Da mir sein Name völlig unbekannt war, erwartete ich einen sehr jungen Künstler; so ganz jung war er nun freilich nicht mehr; er mußte die Dreißig wohl überschritten haben. Also einer, dem es nicht leicht gemacht wurde, die Schleier, die sein Schaffen verhüllten, zu zerreißen. Der Eindruck, den der Mann und sein Werk auf mich ausübten, war tief und stark. Schlicht, einfach sein Auftreten; schon versunken in die künstlerische Aufgabe, die seiner harrte — so trat er vor das — ihm fremde Publikum. Dann ließ er sein Werk ertönen. Wahrlich, ein geborner Dirigent vermittelte uns ein erschütterndes Kunstwerk. Die Gewalt seiner zwingenden Persönlichkeit schlug das Orchester in seinen Bann, es folgte seinem Willen, sein Fühlen durchflutete und beseelte es. Kleist-Ouvertüre! Nicht etwa programmmusikalische Schildereien Kleistscher Gestalten, sondern der Kern Kleistschen Wesens bildete den Inhalt dieser schmerzdurchwühlten Musik, die von leidvollem Erleben, von heißer Sehnsucht und inbrünstigem Todesverlangen sang. Zwei Jahre darauf leitete Wetz — wieder im Gürzenich — zwei Chöre, von denen der eine (Chorlied aus Oedipus: Nicht geboren wär' das beste) mich abermals aufs tiefste bewegte. Nur wer die Tragik des Lebens in ihrer ganzen lastenden Wucht und Schwere erkannt hat, vermochte diesen Chor zu schreiben. — Wer ist dieser Künstler, der mit seinem Blick hinter die täuschenden Erscheinungen der Welt zu bringen und die stummen Geheimnisse des Daseins zum Reden zu zwingen vermag? Aus dem Riemann-Lexikon erfuhr ich einige Äußerlichkeiten seines Lebens. In Gleiwitz (Schlesien) im Jahre 1875 geboren, studiert er, nachdem das Gymnasium abgetan, in Leipzig und München Musik, Philosophie und Literatur; Thuille ist sein letzter Lehrer. (Sein allerletzter wird wohl sein Leben, sein Dämon gewesen sein, dem er die tiefgreifendsten Aufschlüsse verdankt.) Zwei Jahre ist er Theaterkapellmeister, lebt dann ohne jede Stellung in Leipzig und wird im Jahre 1906 Dirigent des Musik-Vereins und der Sing-Akademie in Erfurt. In dieser Stellung, zu der sich noch einige Nebenämter als Dirigent und Lehrer gesellten, ist er noch heute. Liszt und Bruckner sind die Meister, für die er sich als Dirigent einsetzt; auch für den schwerverkannten Felix Draeseke tritt er wiederholt ein (Christus, Columbus). Bessere Kenntnisse, als diese naturgemäß unzulänglichen Angaben des Lexikons gewähren konnten, verschafften mir seine Werke. Die Kleist-Ouvertüre veranlaßte mich zu einem gründlichen Studium seines Schaffens. Seine Werke bieten das scharfumrissene Abbild einer eigenartigen Persönlichkeit, als deren Hauptmerkmale mir Kraft, Tiefe, Innigkeit und vorzüglich ein in unserer Zeit immer seltener werdendes ethisches Pathos entgegenleuchteten. Wetz und sein Werk irgendwie einzuschachteln, ihm Abhängigkeiten nachzuweisen, oder gar Anklängen in seiner Musik nachzujagen, erspare ich mir; es wäre ein gar zu billiges Verfahren einem solchen reichen Geiste gegenüber. Diese Werke kommen alle aus einer heftig bewegten Seele, sie sind tönende Gestalten eines tiefschürfenden, die ganze Stufenleiter des psychischen Geschehens umfassenden Erlebens. Nichts Gewolltes, verstandesgemäß oder ästhetisch Gemachtes ist in ihnen. Eine unbedingte Ehrlichkeit, die zuweilen das Unzulängliche, die Unvollkommenheit vorzieht, ehe sie es mit sattsam bekannten wohlfeilen Mitteln zu verstecken erstrebte.

Schumann und Brahms sind die Ausgangspunkte der Wetzschen Kunst; der Brahmssche Einfluß verschwindet sehr bald; Hugo Wolf gibt ihr neue, triebkräftige Entwicklungskeime. Daß Bruckner schließlich auf Wetz eingewirkt, ist bei der Liebe zu diesem Meister, die doch auf einer gewissen inneren Wesensähnlichkeit beruhen muß, nur natürlich. Auffallend gering ist der Einfluß Wagners, nur hin und wieder ein leiser Klang aus seiner Welt. Wetz' Kompositionstechnik ist so geartet, daß sie zunächst gar nicht auffällt, als etwas Selbstverständliches erscheint, wie die Technik etwa eines Musiker-Virtuosen, dem sie eben nur Mittel zur restlosen Ausgestaltung des Kunstwerks ist. So ist Wetz in seiner Musik kein Blender, wie es eine tiefangelegte Natur ja auch nicht sein kann. Aber es ist von höchstem Reiz, den Anteil seiner Technik bei der Formung seiner künstlerischen Gedanken und Erlebnisse zu betrachten. Immer steht diese Technik im Dienste der schöpferischen Idee. Von zwingender Logik ist seine Harmonik, kein Verblüffen-Wollen; oft ungemein zart, von ausgesuchtester Differenziertheit, dann wieder von erstaunlicher Einfachheit, urkräftig, immer aber zielstrebig. Dieselbe Erscheinung bietet seine Orchesterbehandlung. Man hört aus seinem Orchester wirklich Klang-Persönlichkeiten, keinen Klangbrei oder tönende Molluske.

Gehört habe ich von Wetzschen Werken noch zwei: den „Hyperion" im Frühjahr 1914 unter Steinbach im Gürzenich, und die c-moll Symphonie, deren Uraufführung ich durch einen glücklichen Zufall im Januar 1917 unter Dr. Raabe in Weimar beiwohnen konnte. Der „Hyperion" (für Bariton, Chor und Orchester) ist auf die letzten Zeilen des Hölderlinschen Romans kom-

poniert. Der tiefe Vorwurf — die Einswerdung der Individualseele mit der Weltseele — ist in diesem Kunstwerk in wundervoller Weise zum Ausdruck gebracht Den ersten Eintritt des Chores: O Seele, Seele, Schönheit der Welt —, die in visionärer Verzückung erklingenden Worte: Geschiehet dort alles aus Lust, und endet dort alles mit Frieden, — das konnte nur ein wahrhaft Berufener in sich erleben und künstlerische Gestalt werden lassen.

Die Symphonie zeigt Wetz auf der Höhe seines bisherigen Schaffens. Trotz ihres gewaltigen Umfanges fesselnd von Anfang bis zu Ende, ein Seelengemälde von einer Schönheit, die den Widerstrebendsten gewinnen muß Der erste Satz ist ein Lied der Schwermut, von Leid und Schmerz einer gequälten Seele kündend. Das Scherzo voll echten, männlichen Humors, zuweilen voll wissenden Lachens; sein Trio neuartig, innig von holder Sehnsucht erfüllt. Den ganzen Reichtum seines Innern hat Wetz im Adagio offenbart. Dieser Satz ist von einer Beseeltheit des Ausdrucks, einem Adel und Reinheit der Empfindung, die unmittelbar zum Herzen spricht und glücklich macht. Das Finale durchflutet eine prachtvolle Kampffreudigkeit; eine kraftvolle Natur stellt sich den Mächten des Lebens und der eigenen Brust entgegen und kämpft mutig die schmerzliche Schlacht. Kein c-dur-Getön mit obligatem Triumphschluß, wie es so schön und bequem gewesen wäre, nein hart, drohend reckt sich am Ende des Werkes der leitende Gedanke der ganzen Symphonie noch einmal empor. Und doch, nichts Trostloses bei diesem scheinbaren Siege des Schicksals; denn auch der Kämpfer steht ungebrochen und weiß, einst wird der Tag kommen: „dann wird er die Fanfare blasen lassen!"

Für Klavier hat Wetz ein einziges Werk veröffentlicht: Romantische Variationen über ein eigenes Thema. Jede Variation zeigt ein anderes Gesicht. Humor und Laune, Anmut und Grazie, Schwermut und stürmende Leidenschaft, selige Versunkenheit leben und weben in diesem Werke.

Den Hauptteil im Wetzschen Schaffen bilden seine Lieder. Sie allein würden bereits ein völlig abgeschlossenes Charakterbild seiner künstlerisch-geistigen Persönlichkeit zu geben imstande sein. Sie umfassen fast alles, was die Menschenbrust bewegt, nur der gemeine erotische Schwung fehlt ihnen. Die Wahl der Gedichte kennzeichnet Wetz' geistige Richtung, die Art, wie er diese Gedichte musikalisch gestaltet, ist ein Beweis, daß wir es mit einem Liederdichter stärkster Potenz zu tun haben. Obenan stehen die kosmischen Gedichte Goethes (Prooemium), Hölderlins Spruchweisheit (Menschenbeifall) und Novalis' „Hymne an die Nacht!" Liebesglück und Schmerz, der Abend und die Nacht, Klagen und Tröstungen sie singen aus Wetz' Liedern; es ist alles so durchseelt, so beglückend einfach, aber echt, echt, echt. — Wetz hat Auge und Ohr für die verschwiegenen Verborgenheiten der Gedichte, er folgt den leisesten Bewegungen ihrer seelischen Strömung; nie ist seine Musik Malerei, immer Ausdruck einer aus dem Grunde eines inneren Erlebens aufquellenden Empfindung. Lieder wie: Versuchung (Goethe), Grabschrift (Fontane), Herbstabend (Schellenberg), Nachts (Eichendorff), Gute Nacht (Heyse), Säerspruch (C. F. Meyer), um aus der großen Zahl reifer Gebilde nur einige zu erwähnen, müssen sich die Menschenherzen gewinnen. Denn das scheint mir das Wesen der Wetzschen Kunst zu sein und ihr Neues: Sie geht auf Menschenherzen aus; sie ist keine Klang-Orgie und keine Sucht nach Noch — nicht — Dagewesenem ist in ihr. Ruhige Abgeklärtheit strahlt sie aus; sie kündet vom Ewigen im Menschen; sie bringt neue metaphysische Werte; sie ist mit einem Worte eine erlebte Kunst: Genitum non factum.

Hamburger Musikleben / Von Edith Weiß-Mann

Der Hamburger Konzertwinter stand im Zeichen der Neuaufführungen. Was das für eben diese Stadt bedeutet, kann nur der ermessen, der jahrelang den Widerstand — bewußten und unbewußten! — der dortigen Hörerschaft gegen neue Musik beobachten konnte. Geradezu als eine Proklamation dieses Widerstandes wirkte denn auch der ungeheure Andrang zu Herrn von Hauseggers volkstümlicher Beethovenfeier, die in vier Konzerten am Ausgang des April alle Symphonien und auch Solistisches (Adolf Busch, Edwin Fischer) darbot, sowie zu den vier klassischen Festabenden Meister Nikischs, mit denen der beliebte Orchesterleiter einerseits ausgefallene Konzerte, anderseits seine Jubiläumsfeier nachholte. Dieser Andrang blieb bei manchen anderen Programmen aus. Wahrlich, es bedeutet mehr als in München oder Berlin, als in Leipzig oder Frankfurt, wenn man in Hamburg das Neue wagt, wenn man anderes als Hergebrachtes geben will. Ein Verein für Erstaufführungen (Gründer und Leiter Prof. Spengel), der vor einigen Jahren

entstand, verhauchte sein Dasein, kaum daß er geboren. Hier in Hamburg fehlt jede Voraussetzung: die ganze Skala vom begabten Kompositionsschüler bis zum schaffenden Meister, also diejenigen, die den Boden bereiten für das Hören. Denn diese Leute verlassen uns — sonderbar genug, immer allzubald; einen Pfitzner, den Schülerkreis eines Reger etwa in Hamburg zu denken, ist leider ein Ding der Unmöglichkeit. Es ist immer noch zu wenig Einsicht, zu wenig Nachsicht bei uns und, trotz der breiten Ebene, zu wenig Raum. Es fällt dem Hamburger sehr schwer, sich auf den Standpunkt eines Schaffenden zu versetzen, eines der ohne äußeren Anlaß und ohne greifbaren Nutzzweck arbeitet. Langsam, ganz allmählich wird auch da eine Wandlung sich vollziehen. Den Weg bereiten heißt inzwischen die Losung für die ausübenden Kräfte. Will man von dieser Forderung als Voraussetzung ausgehen, so muß man in erster Reihe der Eibenschütz-Abende gedenken, zu denen der umsichtige Leiter neben acht anderen Neuheiten (von Zöllner, Koch, Kopsch, Neubeck u. a.) die symphonische Ouvertüre von Emil Bohnke darbot. Bohnke, als Violaspieler bekannter Quartette tätig, fällt sofort als mit melodischem und dramatischem Sinn mehr als alltäglich begabt auf. Bei Herrn von Hausegger, der für die Brucknergemeinde wieder Erbauliches zu sagen hatte, waren es die Variationen des weiland Straßburger Kapellmeisters Georg Szell, die sofort die Ausnahmebegabung spüren ließen, ein Werk, das mit unerschöpflicher Laune und von hellstem Licht besonnt, bis zuletzt fesselt. Szell ist wie Korngold ein junger Wiener; seine Musik ist erstaunlich weit von der des anderen entfernt, Witz statt Groteske, Wärme statt der Violanta-Schwüle. Ein Schritt aufwärts führt zu Graener, der auch dieses Jahr wie im vorigen durch Nikisch zu Worte kam. Die Sammlung, deren es zu seiner wie durch Schleier der Seele geschauten Kunst bedarf, hat leider das Nikischpublikum am wenigsten. Wir hörten zu Ausgang des Winters auch Lieder von ihm, durch Milly Hagemann geboten, und ein frühes Klaviertrio, das die zarten Farben seiner Tonsprache eigentlich nur im Adagio schon ahnen läßt, durch Frau Weiß-Mann und Genossen aufgeführt. Über Busonis Turandot-Suite — aparte Gedanken in kostbarer Fassung — und den etwas kärglichen Fasching von Leo Weiner (erstere durch Werner Wolff, letzterer von dem Dresdner Fritz Reiner beschert), begeben wir uns zu den verdienstvollen Chor-aufführungen Alfred Sittards. Mit Sittard ist uns eine neue vokale Welt erschlossen, sein von ihm gegründeter a-capella-Chor leistet Erstaunliches in der Wiedergabe alter und neuer „Volksweisen" und seine Neueinstudierungen größerer Werke sind mustergültig. Er brachte diesmal Bruckners F-moll Messe und Verdis Te deum. — Von hier mit einem Seitenblick auf verdienstvolle ähnliche Aufführungen durch Spengel und Scheffler zur Kammermusik. Hier herrschten Brahms und Beethoven, ein ganzer Beethoven-Zyklus, der sieben Abende und sämtliche Kammermusikwerke umfaßte, wurde von der Berliner Vereinigung Schnabel—Flesch—Becker gewagt. Aber das Bandler-Quartett lud den Pianisten Leonid Kreutzer zu einem Quintett von Rozycki, das schillernd und glühend aus tausend Feuern geboren als ein trotziges Stück auf felsigem Wege sich zeigte; zudem führte die Vereinigung den phantastischen Tanzreigen von Julius Weismann auf, dessen Manuskriptsonate für Violine und Klavier Frau Ackers-Ulmer und Lonny Epstein darboten. Das Fiedemann-Quartett gab ein Novacekwerk für Streicher allein und Einar Hansen veranlaßte Scheinpflugs Violin-Klaviersonate. Von den zahlreichen Instrumentalsolisten erschien neben dem Meister Artur Schnabel Frau Wanda Landowska mit ihrem kostbaren Cembalo von Pleyel als unbedingte Besonderheit; wie diese Künstlerin, mit ihrem Instrument wie durch Zauber verwachsen, die seltsamen Reize und virtuosen Eigenheiten desselben erweckt und ausnützt, ist ebenso einzig wie unnachahmlich. Diese Kunst ist höchst entwickelte Persönlichkeit, ihre Wirkung durch keine Worte wiederzugeben. Die Landowska erschien (ein bezeichnender Umstand) erstmalig in Hamburg, nachdem sie doch längst internationale Größe ist und ihre Zugehörigkeit zur Berliner Akademie sie auch mit dem professoralen Glanze krönt; man feierte sie stürmisch, ja leidenschaftlich, nicht weniger ihre Gangespartnerin Eva Kath. Lißmann, über deren winterliches Wirken noch ein weiteres Wort gesagt werden soll. Vorerst noch ein Lob der mutigen Klavierheldin Ilse Fromm-Michaels, die mit gewählten Programmen und eigenen Kompositionen auffällt. — Den Münchener wird es freuen von Walter Braunfels' Erfolg zu vernehmen, dessen Chinesische Gesänge Frau Leonard in einem Orchesterkonzert von Werner Wolff einführte. Unter den übrigen Gesangsleistungen kamen dieser durchseelten, geistvollen nur wenige nach; Hilde Ellger sei hier genannt, die glut- und kraftvolle Ilona Durigo, die mit neuen Liedern (darunter ein entschieden bedeutendes von Edwin Fischer, der am Klavier saß), aufwartete und Eva Kath. Lißmann mit vier ganz verschiedenen Abenden, von denen der mit der Landowska oben erwähnt wurde. Der letzte brachte eine Tat: die erstmalige Darbietung von Liedern Armin Knabs. Nicht vielen

Sangeskundigen möchte es glücken, diesem Tondichter, der als Franke Hamburg völlig fernesteht, sofort die Hörer zu gewinnen. Seine Lieder treffen völlig unvorbereitet; Vergleiche mit anderen lebenden Schaffenden halten nicht stand. Wenn man Schubert kennt und Wolf nahe steht, erscheint Knab als die natürliche Fortsetzung dieser beiden. Aber als die lebendige unserer Zeit mit bewußter Auswahl schönster Texte und mit völlig eigener Art, musikalische Werte zu handhaben: die selbstsichere Art einer Schöpferseele, die keusch und stark, mild und wildstürmisch zugleich Neues formt. Fräulein Lißmann wußte eine liebevoll durchdachte Folge so zu gestalten, daß die Besonderheit der kostbaren einzelnen Gesänge (nach Mombert, George, Dehmel u. a.) voll leuchten konnte. Auf diese Neuaufführung durfte Hamburg stolz sein.

Hermine Körner / Gastspiel am Münchener Schauspielhaus

Von Günther Stark

Während Berlins Kritikerautorität entsetzt ist, wie und wann diese Frau die Bühnen Reinhardts betritt und sie in die Provinz verweist, ist München erfüllt von ihrem Gastspiel, bringt ihr Ovationen und dem Schauspielhaus volle Julihäuser.

Ist München für Berlin Provinz, dann zeigt der Erfolg des Gastspiels nur, daß eben die Provinz ihren Wert erkannte. Doch da Bayerns Hauptstadt vermutlich diesen Titel ablehnen würde, hat man in Berlin diesmal geirrt und Direktor Stollberg hat das Verdienst, zu dieser Erkenntnis beigetragen zu haben.

Nur „Frauenopfer" und „Du sollst nicht töten", vermochte Frau Körner nicht zum sieghaften „Ausverkauft" und damit zu Wiederholungen zu verhelfen. Um den sorgfältig vorbereiteten Georg Kaiser unter Dr. Cramers Regie war es schade, der Russe hätte uns erspart bleiben können. Auch für Sudermanns längst schon muffige Kiste voll Pistolen und Schlaganfällen, verlorener Tochter und entsagendem Pfarrer hätte sich vielleicht auch ein anderes Paradestück finden lassen. Doch Hermine Körner interessierte hier besonders stark, und so wollen wir zufrieden sein.

Ihre Schwäche in manchen Rollen ist hier ihre Stärke. Sie spricht als Magda an den anderen vorbei, steht außerhalb des Kreises, der die übrigen verbindet. Ihr Mund spricht anders als ihr Herz empfindet. Der alte Oberstleutnant — eine großartig einfache, ohne Übertreibung charakterisierte Figur Willy Loehrs — fühlt das ständig und Frau Körner macht dieses Gefühl durchaus verständlich. Sie ist selbstherrisch und den Kleinstädtern, Vater, Mutter, Schwester, Tante, Vereinsdamen, still ironisch überlegen. Zwar schont sie auch in dem Ausbruch des Muttergefühls ihr Herz und zeigt nur Verstand, zu viel Verstand, doch beherrscht sie die Szene, hat die Rolle und ihre Mittel fest in der Hand.

Ihr fehlt das Mächtig-Elementare, der hinreißende Sturzquell der seelischen Erschütterung, doch sie hat bezwingende Kultur, sicheren Stil, festgefügte Einheitlichkeit. Ihr fehlt Variation der Charakteristik, der Geste, der Stimme, doch schwebt ihrem dunklen Ton ein geheimnisvoller, unterirdischer Schimmer mit. Ihre Worte, die sie lenkt am Bande ihres klarüberspannenden Gehirns, formen das Alltägliche zur Besonderheit. Bewußt und mit männlicher Energie führt sie ihre Mittel, ihr Wollen zum Ziel. Ihre Stärke liegt in der Klarheit ihres Spiels, in der sicheren Beherrschung und vollendeten Ausreife ihrer reichen schauspielerischen Mittel. Sie weiß um den dramatischen Aufbau einer Tragödie und reißt die Höhepunkte mit starkem Temperament zu bedeutsamer Höhe empor. Sie hat elastischen Sinn für den Rhythmus eines Werkes, den sie vom ersten Ton an hält und durchführt.

So vermag ihr prasselndes Tempo über die allzulange Hingestrecktheit des Molnarschen „Fasching" hinwegzutäuschen. Sie kokettiert nicht mit mondäner Grazie, wohl aber ist eine großartige Schlagfertigkeit in ihrem Wort und sprunghafte Beweglichkeit in ihrem Gang. Sie bringt die willensstarke Wildheit dieser unbefriedigten abenteuersuchenden Gutsherrin mit. Ihre geistige frische Überlegenheit macht die sie umschwärmenden Männer noch eindringlicher zu Drahtpuppen, als sie bei Molnar ohnedies schon sind. Das Stück war sie von Anfang bis zu Ende.

Ihre stärkste Wirkung war die Kameliendame. Obgleich ihre Persönlichkeit und ihre Mittel sich am wenigsten mit der Rolle decken. Hier fehlt ihr der helle, siegende Charme der Dame aus dem zweiten Kaiserreich. Sie verzichtete schon im Toilettenaufwand daran zu erinnern. Doch wie sie in ihrer gradlinigen, schweren Art die Kamilla für sich formte und gestaltete, war es eine starke, bedeutende schauspielerische Leistung, die nicht vergessen wird. Und es zeigte sich wieder,

daß es keine „Auffassungen“ und keine Tradition gibt, daß starke Individualitäten zu sich und ihrem Willen zwingen — gegen alle Theorie. Mit seltener Einfachheit war sie die bewußt dem Sterben nahe Frau. Groß und erschütternd das letzte Wiedersehen.

Das ist das Bedeutende an ihr, daß sie ehrlich spielt, wie sie ist, ohne Aufputz und Theatralik und doch mit feinstem Sinn für Wirkung Höhepunkte findet und herausarbeitet.

Leonid Andrejew vermeidet in seinem zäh fließenden Kinodrama „Du sollst nicht töten“ geistige Höhepunkte ganz und theatralische bis auf den letzten Wahnsinnsausbruch der Mordanstifterin Wassilissa. Wie schon sein 1909 im Berliner Hebbeltheater gespieltes „Wunder“, ist auch dieses Stück nichts weiter als „echt russisch.“ Kein Drama. Doch auch keine dramatisierte Novelle, wie die meisten anderen. Keines Menschen Tat und Schicksal interessiert, da keiner ein inneres Recht auf sein Handeln hat. Blasse Andeutungen und ewig dieselben Worte und Wiederholungen, von denen die Regie des Herrn Dr. Cramer noch dazu ganze Serien strich, fristen ihr trauerndes Dasein. Was bleibt da der Frau Körner anderes, als das Unvermeidliche mit Würde zu tragen und ihre Sehnsucht nach Wirkung am Wahnsinnsanfall vor dem knatternden Ende des Stückes großartig zu erfüllen! Immerhin waren die ersten Worte der frierenden, sinnenden, schnapstrinkenden Haushälterin eindrucksvoll charakterisiert und bedeutsam. Doch schon nach dem Abgang des armen reichen Mannes, dem Herr Krampert eine überraschend plastische stark wirkende l’avare-Charakteristik gab, interessierte kein Wort mehr.

Auch der junge Kaiser hat Beachtenswerteres geschrieben als „Frauenopfer“. In München wie später in Wien fand die Aufführung keine Resonanz bei den Zuhörern. Grund: Das allzuschwache äußere Geschehen, aufgebaut auf einer dunklen, geschraubten, gepreßten Rhetorik. Trotzdem: Georg Kaiser ist ein Dichter, greift tief in die menschlichen Triebkräfte und Seelenschwingungen hinein, gibt ein festgefügtes, geschlossenes, in sich gesteigertes Drama und vermeidet kulturlose Roheiten, wie sie heute moderne Sitte sind. Die Menschen aber sind hier Gedankenbildungen, der Dialog unzählige Zusammenstöße von neuen Gefühlen und Ideen, zwar voll heißer, drängender Gewalt, doch unfaßbar als Ausdrucksform eines körperlichen Geschehens.

Die Regie des Herrn Dr. Cramer tat ihr möglichstes. Sie hob die Schönheiten und die geistige Tiefe des Werkes heraus und veranschaulichte durch Tempo und Tonstärke an den innerlich wichtigsten Stellen die menschlichen Begebenheiten. Frau Körner fand starke und leidenschaftliche Töne, ohne doch dem Werk zum Sieg verhelfen zu können.

Bleibt noch Medea. Künstlerisch ihre bedeutendste und einheitlichste Leistung. Alle Fäden ihres eigenen Menschen scheinen sich hier irgendwie zu treffen. Ihre Unkompliziertheit und Schwere, ihre dunkle, oft gleichmäßig verhaltene Stimme, werden hier zum Symbol der Kolcherin. Eine seltene Mischung von selbstherrischem, männlichem Trotz und liebesuchender, heißerregter, anhänglicher Weiblichkeit schafft hier den Eindruck des in sich Vollendeten, Großen, Ungewöhnlichen, Tragischen. Schwer und breit pressen sich die ersten Worte aus ihrer Brust. Der Rhythmus der großen Tragödie tönt von vornherein aus ihnen. Die Dürftigkeit der Grillparzerverse gewinnt Glanz und Klang durch die mitschwingende Musik ihres dunkelschweren Tones. Sie hat wie wenige die Fähigkeit, die Schranken der eigenen menschlichen Hemmungen zu übersteigen und in die symbolische Höhe der großen ewigen Tragödie Ton und Gebärde zu heben.

Dieser Julimonat im Schauspielhaus wird den Münchnern unvergeßlich sein und Stollberg und Frau Körner werden die letzten begeisterten Zurufe nicht überhört haben.

Spanien / Von Hermann Mankowski

Fern im Süd das schöne Spanien! . . . Wer kännte dieses Lob nicht? Ob es nur so von ungefähr kommt? . . . Gestehen wir Deutsche es nur offen: wir kennen Spanien herzlich wenig, auch die Geistesschätze, und wer weiß um den vielsagenden Ausspruch des spanischen Staatsmannes und Dichters Don Victor Balaguer: „Calderon ist Spanien, wie Homer Griechenland, wie Virgil Rom, wie Shakespeare England und Dante Italien ist?“

Um es vorweg zu sagen, auch Goethe rühmt Spanien und seinen größten Dichter mit den Worten: „In ein herrliches, meerumflossenes, blumen- und fruchtreiches, von klaren Gestirnen beschienenes Land versetzen uns Calderons Werke und zugleich in die Bildungsepoche einer Nation, von der wir uns kaum einen Begriff machen können“.

In diesem entsetzlichsten aller Kriege, wo die Grundpfeiler der gesitteten Welt: Wahrheitsliebe,

Gerechtigkeit, Gottesfurcht ins Wanken geraten und ein finsterer Geist durch die brandumlohten Länder schreitet, steht das ritterliche spanische Volk in seiner sittlichen Größe vor uns und hat unsere volle Sympathie. Vielleicht wird sich ihm fortan auch unser praktischer Sinn zuwenden. Das spanische Volk ist in harter Prüfung bewährt gefunden worden; es hat deutsche Heldengröße richtig eingeschätzt und bewundert . .

Vor reichlich vierzig Jahren folgte ich einem guten Kenner in das spanische Sonnenland, doch nicht zu Schiff und Eisenbahn, sondern an der Hand seines trefflichen Reisewerkes. Der Verfasser war ein deutscher Richter und Konvertit, der Spanien mit der ganzen Sehnsucht seiner von Kämpfen zerwühlten Seele suchte und dort Ruhe fand. Seine Reiseeindrücke blieben nicht ohne tiefe Wirkung; ich betrachtete Spanien fortan mit ganz anderen Blicken . . . Allmählich verblaßten die malerischen Bilder mit ihrer südlichen Glut... Da bringt mir das junge Jahr die prächtigen Reisebilder des Dichters Johannes Mayrhofer*), und ich lasse mich nicht lange zu einer neuen Reise durch Spanien nötigen.

Wir betreten Gibraltar, wo englische Soldaten und Batterien die in diesem Kriege viel genannte „Freiheit der Meere" nach englischer Auffassung verkörpern. Der Reiseführer läßt uns mit knappen Worten einen Blick in die Seele der englischen Besatzung tun, welcher sich in die Worte kleiden läßt: Englands Seemacht über alles in der Welt!

Doch weiter. Der Dichter will uns Spaniens naturschönste Gegenden voll herrlichster Kunstschätze zeigen, und weil hierzu die Eisenbahn das billigste und bequemste Beförderungsmittel ist, so begeben wir uns mit ihm „nach trostlosem Warten auf der Station" nach M a l a g a. M. bezeichnet das Hoyo von Chorro als eine der herrlichsten Gebirgspartien, die es gibt. Der unscheinbare Mensch hat durch das Herz der Berge Tunnel und Brücken gezogen, und jede Brücke über den Abgründen singe das Hohelied des Menschengeistes und der Menschenarbeit.

Der Eisenbahnzug bringt uns dann in die Stadt der Kalifen: C o r d o b a, keine moderne, modische Großstadt, kein Riesentrümmerhaufen vergangener Macht und Herrlichkeit, dafür zahllose kleine Gassen und Gäßchen, vielfach so eng, daß man sich gerade noch gemütlich ausweichen kann, hie und da eine leidliche Geschäftsstraße oder ein Platz mit grünen Anlagen oder ein altes Portal, ein Brunnen, dessen poetisch aus der Höhe herabfallende Wasserstrahlen die Mädchen in langen Rohren auffangen und in ihre Tonkrüge leiten . . . Angesichts dieses „Stillebens" wendet der Reisende seinen Blick unwillkürlich nach Berlin im 20. Jahrhundert . . . nach Berlin mit seinem Lärm und seiner Nervosität, seinem Benzingeruch und seinen flammenden elektrischen Lichtreklamen! . . . Dann entringt es sich seiner Brust: „O, wie ich sie liebe, diese stillen, bescheidenen Städtchen mit ihren winkligen Gassen, die den Dornröschenschlaf schlummern in Sonne und Blütenduft und frischem Grün und im Schatten einer großen Vergangenheit und einer großen Kathedrale, die ihre Geschichte verkörpert!"

Kennzeichnen diese Worte nicht hinreichend die ruhige Entwicklung des sonnigen Südens im Gegensatze zum Norden? Einen besondern Reiz bilden die Patios, Innenhöfe, die der Stadt einen so eigenen Zauber verleihen. Die unvergleichliche Kathedrale Cordobas, eine Schöpfung Abdu'r-Rahmans I., wird mit tiefem Verständnis geschildert und in trefflichem Lichtbild veranschaulicht. Wie S e v i l l a die Semana Santa, die Karwoche, begeht, sagt uns ein besonderer Artikel über Prozessionen. Die Feierlichkeiten der Karwoche sind in der katholischen Kirche Gemeingut der Welt, sagt der Verfasser sehr richtig; allein die malerischen Prozessionen in Sevilla lassen im lieben, nüchternen Deutschland keine richtige Vorstellung aufkommen. In der Karwoche geht Sevillas Bevölkerung ganz im Sichversenken an das Wunder der Welterlösung durch Christi Kreuzestod auf. Diese Erinnerung ist aufs innigste mit den Leiden der Gottesmutter verbunden.

Von der Karwoche und ihrer Bedeutung bis zur Aufführung eines Stiergefechtes ist ein gewaltiger Gegensatz. Der Verfasser kann den spanischen Grausamkeiten keinen Geschmack abgewinnen; aber er weiß, daß ihre Abschaffung nicht angängig sei, wie anderswo das rohe Duell. Schmeichelnd äußert er sich über Sevillas Tänze, die wesentlich verschieden von unseren Tänzen sind. Sevilla tanzt ästhetisch, edel, keusch und poesievoll . . . Die Weiterreise findet südwestlich nach C a d i x und J e r e s statt. Cadix, die schneeweiße Stadt, entsteigt schöner, kraftvoller und siegreicher als die Lagunenstadt Venedig der tiefblauen Flut.

Jetzt weiter ostwärts unfern der Meeresküste bis G r a n a d a. Der Name „Alhambra" ruft in jedem halbwegs guten Kenner der Kulturgeschichte und der Architektur die freudigsten Gefühle hervor. Das Ganze als Bauwerk nicht an Schönheit zu überbieten! Säle, Hallen, Nischen, Höfe, Prunkgemächer, Arkadensäulen sind zu gewaltiger Wirkung vereinigt! . . . Das Nachtlager von Granada.

Die Betrachtungen über die Inquisition führen unwillkürlich in die Zeiten Karls V. und der Katholischen Könige zurück. In jener heißum-

*) **Spanien**, Reisebilder von **Johannes Mayrhofer** (4.—7. Tausend; Freiburg 1918, Herder, XVI u. 258 S. mit 17 Bildern und einer Karte 4.20 Mk.; in Pappband 5.20 Mk.).

brandeten Zeit mußte die Reinheit der katholischen Glaubenslehre aufrechterhalten werden, und dieser Reinerhaltung verdankt Spanien, oder vielmehr die katholische Kirche, so viele Heilige.

Auf der Weiterfahrt durch Murcia erfährt man manches aus dem Leben des kleinen Mannes. Der spanische Droschkenkutscher und der Kellner sind doch anders geartet, als ihre Berufsgenossen in Italia ... harmloser, aufrichtiger, kindlicher. Überall tritt uns eine reizende Landschaft vor Augen, und wo die Natur Felsen aufbaute und Ruinen in die Gegend starren, geht nebenbei die Romantik ... Die Räuberromantik verblaßt im Lichte der Wirklichkeit.

Der Besuch Barcelonas frischt die Ferrergreuel des Jahres 1909 auf, wo die spanischen Anarchisten ein Bolschewikiregiment aufrichten wollten. Der stille Krieg gegen Thron und Altar brach sich auf einmal gewaltsame Bahn; von den Höhen bei Barcelona konnte man 80 Kirchen und Klöster brennen sehen.

Ein anderes Bild bietet Aragonien mit Saragossa ... Interessant ist nicht nur die Tracht des Volkes, diese Bauern mit dem um den Kopf geschlungenen Seidentuch, den schwarzen Samtjacken, den breiten roten oder violetten Leibbinden, den kurzen schwarzen Hosen und langen Strümpfen nebst Hanfsandalen ... Dazu der Volkstanz der Jota und die dazu hübsch gesungenen Coplas.

Auf ein näheres Eingehen über die Hauptstadt des Landes mit ihren Kunstschätzen und Reizen muß verzichtet werden; von Bedeutung sind die Sozialen Wanderungen: Theater, Arbeitervereinigungen, Darlehnskassen usw. Über Aranjuez kommt Alban Stolz zum Worte ... Es folgen Toledo, Segovia, der Escorial, und zuletzt heißt es, von San Sebastian die Nordprovinzen kennen zu lernen und dann in Vigo Abschied nehmen von dem schönen Spanien.

Vielsagend kennzeichnet der Tourist seine Sehnsucht nach Spaniens Fluren, dahin, wo die Giralda in Sevillas blauen Himmel steigt, wo das Gefunkel maurischer Ornamente bezaubernd über die Wände des Alcazar rieselt, wo dunkeläugige Senoritas in leuchtenden Seidenschleiern, rote Rosen im nachtschwarzen Haar, Sevillanas tanzen und weithin durch den Abend aus all den Gezelten glücklicher Menschen fröhlich die Kastagnetten klingen! ...

An unsere Leser und Mitarbeiter

Mit dem 4. Heft schließt der 1. Jahrgang. Der 2. wird unbeschadet der gewaltig vermehrten Herstellungsschwierigkeiten bei gleicher Ausstattung und gleichem Umfang der Einzelnummer 6 Hefte enthalten, also die Umwandlung in eine Zweimonatsschrift bringen. Wir hoffen, daß die nahezu 3000 Mitglieder des „Eichendorff-Bundes" diese fortschreitende Entwicklung mit Freuden begrüßen werden.

An unsere zahlreichen Mitarbeiter richten wir die herzliche Bitte, nur nach schriftlicher Anfrage Beiträge einzusenden. Gedichte müssen wir fortan grundsätzlich ablehnen, sofern sie nicht bereits in Buchform gedruckt vorliegen. Der täglich gehäufte Andrang lyrischer Manuskripte läßt uns leider keinen andern Ausweg offen.

„Der Wächter" ist das Organ einer geschlossenen Gemeinschaft mit einem geschlossenen Programm, das lediglich Mitglieder des „Eichendorff-Bundes" als Mitarbeiter zuläßt.

Möge die große Gemeinde „Des Wächters" blühen, wachsen und gedeihen wie bisher! Möge unser Heerbann mit dem Kampfruf „Krieg den Philistern" im nächsten Jahr wieder Sieg um Sieg erringen! Das walte Gott!

München, im Herbst 1918.

Schriftleitung und Verlag.



Mitteilungen des Eichendorff-Bundes

Bundesversammlung

Dienstag, den 9. Juli 1918, 8 Uhr abends.

In Vertretung der beiden abwesenden Vorsitzenden eröffnet Dr. Kosch die Sitzung und begrüßt die Anwesenden.

Tagesordnung:

I. Auf Antrag des Vorstands wird nachstehende Änderung und Ergänzung der Satzungen §§ 4 und 5 beschlossen.

§ 4, 2. Absatz: Die Mitglieder erhalten die alljährlich sechsmal erscheinende Zeitschrift „Der Wächter“ nebst den „Mitteilungen des Eichendorff-Bundes“ kostenlos.

§ 4, 3. Absatz: Vom Vorstand des Eichendorff-Bundes veranstaltete Luxus- und Sonderausgaben, sowie das romantische Jahrbuch „Eichendorff-Kalender“ sollen allen Mitgliedern zum ermäßigten Vorzugspreis zugängig gemacht werden.

§ 5, 1. Absatz: Jedes Mitglied hat einen Jahresbeitrag von Mk. 10.— zu zahlen.

II. Dr. Neuberger legt die Satzungen der Hans-Thoma-Stiftung vor; diese werden mit Dank für den Berichterstatter einstimmig angenommen.

III. Auf Antrag von Dr. Kosch wird die erste Haupttagung des Eichendorff-Bundes für den 5. Oktober 1918 einstimmig beschlossen.

Das im Anschlusse daran stattfindende erste Bundesfest soll dem ernsten Charakter der schweren Zeit entsprechend in bescheidenem Rahmen gehalten werden.

Programm:

Samstag, 5. Oktober, 7 Uhr abends Begrüßung der Gäste im Jagdzimmer des Augustinerbräus, 8½ Uhr abends ordentliche Mitgliederversammlung.

Sonntag, 6. Oktober, 11 Uhr vormittags gemeinsamer Besuch der Schackgalerie, 8 Uhr abends Festvorstellung der „Künstlerischen Figurenbühne“, Augustenstraße 53. (Ein Zwischenspiel von Cervantes in der Übersetzung von Eichendorff, bisher weder gedruckt noch aufgeführt.)

Montag, 7. Oktober, vormittags zwangloser Ausflug nach dem Ammersee und Kloster Andechs. Auskünfte erteilt der Bundeswart, Walther Guradze München, Jägerstr. 30 (Rufn. 25 437).

Als Tagesordnung der ersten Haupttagung wird bestimmt:

1. Geschäftsbericht des gesamten Vorstands über das abgelaufene Vereinsjahr.
2. Zusatz zu § 6 der Satzungen.
3. Freie Anträge und Anregungen.

Aus dem Leben der Ortsgruppen

Berlin. Die Ortsgruppe veranstaltete am sonnigen Vormittag des 2. Juni eine Wanderung durch Alt-Berlin-Kölln unter Führung des Schriftleiters des Vereins für die Geschichte Berlins, Dr. Brendicke. Eine Fülle von überraschend Neuem bot die Heimatstadt wohl jedem der vielen Teilnehmer. Alle verstaubten Schmollwinkel der alten Zeit, Ruinen vieler Jahrhunderte, oft mitten im gröbsten Lärm der Weltstadt, gewannen anderes Aussehen und wertvolle Bedeutung, ja ein inneres reiches Leben. Und noch ein anderes biedermeierliches Stück Vergangenheit wurde uns wach und vertraut: der gute, alte Berliner selbst mit seinem trockenen Herzensfrohsinn und hellen Augen unter weißem Haar, mit jugendfrischem Gang, nimmermüder Tatkraft und ganzer Heimatliebe wanderte ja mit uns und zeigte uns selbst die Schätze seiner Stadt und seiner Erinnerung. Uns scheint heute ein Original, was früherer Zeit alltäglich war. Der waschechte Berliner verschwindet, wehmütig sieht er langsam auch die Reste seiner Altstadt abbröckeln vor dem stampfenden Schritt der Warenhaus- und Vergnügungspaläste. Ein neues Gepräge will sich der Stadt aufdrücken, ein seelenloses Gesicht und hohler Prunk; aber, die solche Kultur bringen wollen, — die sich als bodenständige Bürger gebärden und für trocknen Witz Schnoddrigkeit als Merkmal des Berliners ausgeben, diese Berliner stammen meist anderswoher. — Unsere Wanderung hat uns belehrt und uns ein anderes Berlin gezeigt.

Eine liebe Erinnerung wird es uns allen sein, wie im traulichen, so stillen Hofe des Nicolai-Körner-Hauses von weinversponnenem Balkon aus die verträumten Lieder erklangen, mit denen uns Konzertsängerin Fräulein Anna Bells herzlich erfreute. Schuberts „Frühlingsglaube“, Schumanns „Mondnacht“ und Robert Franz’ „Abends“ haben wohl selten solchen Stimmungszauber ausgelöst, sind wohl auch selten nur von solch innig beseelter, weich schwingender Stimme verschenkt worden. — — — —

Der Beschluß der Ortsgruppenversammlung, eine kleine Zeitschrift „Berliner Romantik“ herauszugeben, mußte leider einem Beschlusse der Münchener General-

versammlung weichen. Die „Berliner Romantik" erscheint nun, da die Vorarbeiten bei Bekanntgabe des umstoßenden Beschlusses abgeschlossen waren, selbständig, herausgegeben von Kurt Bock.

An Vortragsabenden sind für den Winter geplant:

1. Jung-Romantiker-Abend. Rezitation: Lotte Baer-Wiesbaden. Gesang: Anna Bellé. Flügel: Marg. Schultze-Burandt.
2. Alte Volksmusik in neuer Form. Dir.: Fritz Kokot (Volkslieder in 3- u. 4-stimm. Satz. Alte klass. Musik für Geigen und Laute).
3. Berliner Romantik. Vortrag v. A. Kochmann. Rezitation: A. Kochmann, Frau F. Edel-Lübecke. Flügel: Marg. Schulze-Burandt.
4. Das deutsche Volkslied. Vortrag und Lieder zur Laute von Dr. J. Burckhardt.
5. Berliner Mundart und Volkshumor. Vortrag von Dr. Brendicke.
6. Melodramen. Rezit.: Wilh. Burr. Gesang: Dore Busch. Flügel: Marg. Schulze-Burandt.
7. Berliner Romantik. Vortrag von Dr. Heinrich Spiero.
8. Romantiker-Abend. Oskar Ludwig Brandt (Theater i. d. Königgrätzerstr.). Gesang: Anna Bellé.
9. Romantiker-Abend. Hofschauspieler Günther von Alving, Olly Mehrlein.

Militärdienstliche Überlastung zwang den stellv. Vorsitzenden Dr. Kurt Bock die Ämter des Vorsitzs, der Schriftleitung und Geschäftsführung niederzulegen; er bleibt jedoch Vorstandsmitglied. Die Neuordnung ergab:

Stellv. Vorsitz: Herr Reinhold Braun, Berlin-Lichterfelde-West, Holbeinstr. 67. Fernruf 1149.

Schriftleiter und Geschäftsführer: Herr Dr. Franz Lüdtke, Berlin-Pankow, Berlinerstr. 104. Fernruf Pankow 745.

Anfragen und Beitrittserklärungen sind an letzteren zu richten.

Bottrop. Am Donnerstag, 25. Juli Abend hielt die hiesige Ortsgruppe des Eichendorff-Bundes vor einem zahlreich erschienenen Publikum ihre Monatssitzung ab. Der Vortragende, Herr Dr. phil. Backhaus, entwarf ein fesselndes Bild des großen Künstlers Leonardo da Vinci, wobei er hauptsächlich den Maler in Leonardo darzustellen suchte. Der Vortrag wurde durch Lichtbilder belebt. Am Schlusse trug Fräulein Kleese ein paar Gedichte von Leonardo da Vinci vor. — Herr Theodor Thiemann, ein treues junges Mitglied des „Eichendorff-Bundes", hat am 18. Juli bei den Kämpfen in Frankreich den Heldentod gefunden. Ehre seinem Angedenken!

Brünn. Angeeifert durch den überaus schönen Erfolg, den der junge Brünner Eichendorff-Bund bei seinem ersten Hervortreten vor die Öffentlichkeit errungen hat, werden auch für den kommenden Winter mehrere Veranstaltungen geplant. Zunächst ist ein Vortragszyklus in Aussicht genommen, bei welchem hervorragende Männer über verschiedene Zweige der Kunst und Kultur zu Worte kommen sollen. Zwei großzügig angelegte Veranstaltungen werden der schaffenden und nachschaffenden Kunst gewidmet sein. Weiters wurde beschlossen, zur Hebung der Geselligkeit und des Gedankenaustausches der Bundesmitglieder die zwanglosen Zusammenkünfte durch kleinere Darbietungen künstlerischer oder musikalischer Art anregender zu gestalten. Die Herausgabe eines Almanachs ist geplant. Die Zahl der Mitglieder hat inzwischen ein halbes Hundert erreicht und bietet einen erfreulichen, aufmunternden Beweis für das Emporstreben des jungen Bundes. Weitere Mitgliedsanmeldungen nimmt entgegen Schriftsteller Karl Norbert Mrasek in Brünn, Hötzendorfstraße 129.

Graz. Herr Schriftleiter Dr. Bruno Ertler, Kroisbach bei Graz, Bahngasse 4, beabsichtigt die Mitglieder aus der steirischen Landeshauptstadt in einer Ortsgruppe zu vereinigen. Seine Einakter „Heimkehr" und „Mitarbeiter" haben, wie Blätter der verschiedensten Parteirichtungen melden, bei ihrer Erstaufführung im Stadttheater allgemeinen durchschlagenden Erfolg erzielt.

München. Anläßlich der April-Monatszusammenkunft, die sich sehr zahlreichen Besuches erfreute, sprach Herr Christoph Flaskamp über „Vorfragen der Romantik". Der Vortragende ging von Eichendorff aus, in dem sich sowohl als Dichter wie als Kulturpolitiker der Typus des Vollblutromantikers darstellt und gab in Umrissen eine kulturhistorische und philosophische Ausdeutung des romantischen Individual- und Universalbegriffes im Gegensatz zu dem denkgesetzlichen Individual- und Universalbegriff der Renaissance und des neueuropäischen Liberalismus. Während der rein denkgesetzliche Individualbegriff zur Idee des Weltbürgertums, zur Mechanisierung, Gleichförmigmachung und Verplattung des europäischen Lebens, zur Verwischung und Verneinung aller Individualität geführt hat, habe der romantische Individualbegriff der Tatsache, dem Recht und der Pflicht der Individualität wieder zur Anerkennung verholfen und dadurch den Weg gewiesen zur Erneuerung Deutschlands, dessen Beruf in der individuellen Verwirklichung seiner christlich-universellen Aufgaben zu erblicken sei.

Die Mai-Veranstaltung bot den Besuchern einen Vortrag des Herrn Dr. Neuberger über „Hölderlins Weltanschauung". Nach Erörterung der Metaphysik Hölderlinscher Weltanschauung in ihrer Entwicklung vom Christentum über den Pantheismus zurück zu christlicher Auffassung untersuchte der Vortragende den Gedankenkreis des Dichters, der mit der Geschichtsphilosophie übereinstimmt. Sinn und Ziel des Menschenlebens sieht Hölderlin in der Verwirklichung des Reiches Gottes auf Erden; das Leben schien ihm solange lebenswert, als auf Besserung der irdischen Zustände gehofft werden konnte. In Philosophie, Dichtkunst und Religion erblickte Hölderlin Wegweiser zu einem neuen Paradies. Trotz aller von Hölderlin durchaus erkannten Schwierigkeiten, die sich einer so gestalteten Menschheitsentwicklung entgegenstellten, glaubte der Dichter an eine Läuterung und Durchgeistigung der trägen Menge durch die große Einzelpersönlichkeit als den Ausgangspunkt der menschlichen Entwicklung überhaupt. Hölderlins Ethik, welcher der letzte Teil der Untersuchung galt, stellt sich als eine Individualethik dar und gipfelt in dem Satze, daß es jedes Menschen Pflicht sei, nach seiner eigenen, mit ihm gesetzten Natur zu leben und durch die Treue gegen sich selbst für der Menschheit Heil zu wirken. — Vor und nach dem Vortrage verdienten sich Frl. Bruchholz und die Herren Zeller und Meyer durch den Vortrag klassischer und neuzeitlicher Musikstücke für zwei Violinen und Klavier den Dank der zahlreichen Zuhörer.

Am Fronleichnamstag führte Herr Rueß eine kleine wanderfrohe Schar über Heide und Moor und war ein trefflicher Weiser zu den Schönheiten und Besonderheiten der heimischen Blumenwelt und der in Sommerprangen stehenden Natur.

Der Juli-Ortsgruppenabend machte die Mitglieder und Gäste mit der jüngsten dichterischen Schöpfung des „Eichendorff-Bündlers" Hans Frhr. v. Hammerstein bekannt: „Die Asen", eine bislang noch unveröffentlichte lyrisch-epische Bearbeitung des Edda-Stoffes. Herr Professor Kosch gab in seinen den Abend einleitenden Worten ein kurzes Lebensbild des Dichters und schilderte dessen künstlerische Entwicklung. Herr Dr. Günther Stark brachte mit Meisterschaft eine Reihe von Liedern und Balladen Hammersteins zum Vortrag und offenbarte durch Wiedergabe einiger Bruchstücke aus den „Asen" die in der Dichtung verborgenen sprachlichen Schönheiten und die fortreißende Anschaulichkeit des dramatisch bewegten Geschehens. Herzlicher Beifall dankte dem Vortragenden. — Im geselligen Teil des Abends gab Herr Toni Pfeiffer Proben seines dichterischen und kompositorischen Könnens und seiner hervorragenden Lautenkunst.

Nürnberg. Am 15. August hielt im dichtbesetzten Saal des Gasthofs „Maximilian" Herr Gerhard Branca einen allseits freundlichst aufgenommenen Vortrag über Eichendorff. Herr Dr. Kroidl, Nürnberg-Erlenstegen, Kleiststraße 15, bereitet im Verein mit andern Eichendorff-Bündlern die Gründung einer Ortsgruppe vor.

Regensburg. Die Anhänglichkeit an den durch die hiesige Ortsgruppe des Eichendorff-Bundes geschaffenen Kreis von Verehrern der romantischen Dicht-

kunst und Freunden einer vertieften künstlerischen Kultur überhaupt, zeigte sich auch am letzten Bundesabend (26. Juni) wieder in erfreulichstem Lichte. Fast keines der zahlreichen Mitglieder der Ortsgruppe fehlte, trotz der längeren Pause, die seit der letzten Veranstaltung verstrichen war, und ihnen hatten sich soviele neue Freunde unserer Bestrebungen beigesellt, daß der geräumige Liederkranz-Saal im „Augustiner" die Erschienenen kaum fassen konnte. Der erste Vorsitzende der Ortsgruppe, Herr Hauptschriftleiter Dr. Wetzel, begrüßte die Anwesenden und gab eine kurze Einführung in das Programm des Abends. In sinngemäßer Weiterführung des romantisch-deutschen Gedankens sollte er einen Einblick vermitteln in das dichterische Erleben des großen Kriegsgeschehens; zwei moderne deutsche Dichter von ganz eigenartiger Begabung, Heinrich Lersch und Joseph Winckler, sollten mit einigen ihrer eindrucksvollsten Kriegsdichtungen zu Worte kommen. Der Rest des Abends sollte der Pflege von Dichtung und Musik im eigentlichen Sinne unseres Programms gehören. In ausgezeichneter Weise entledigte sich Herr Fähnrich Mayr der erstgenannten Aufgabe. Die stimmungsgewaltigen, von ursprünglicher Kraft und innerstem Erleben getragenen Kriegsdichtungen des Kesselschmieds Lersch brachte der Vortragende zu tiefster Wirkung, und auch die ganz anders gearteten Dichtungen Wincklers, die sich allerdings neben Lerschs verschwenderischem Reichtum nur mühsam behaupteten, gewannen in der Wiedergabe durch Herrn Mayr Form und Leben. Die Anwesenden zeigten sich für das Gebotene sehr empfänglich und dankten durch lebhaften Beifall. Gleich günstige Aufnahme fanden die Liedervorträge des Herrn Lehrers Schleer—Kantilene aus dem Oratorium „Paulus" von Mendelssohn, „Unter blüh'nden Mandelbäumen" aus der Oper „Euryanthe" von C. M. v. Weber, „Gebet" aus der Oper „Tosca" von Puccini —, die der mit einer prächtigen, gut geschulten Stimme begabte Gast trotz einer leichten Indisposition außerordentlich wirkungsvoll zu Gehör brachte; die Begleitung am Flügel lag in den bewährten Händen des Herrn Amtsrichters Schmitt. Zu einer künstlerischen Darbietung voll leuchtender sprachlicher und musikalischer Schönheiten gestalteten die Herren Mayr und Schmitt Ernst von Wildenbruchs ergreifende Romanze „Das Hexenlied" in der melodramatischen Vertonung von M. Schillings. Es war ein würdiger Abschluß des inhaltreichen Abends, der wiederum gezeigt hat, welche Anziehungskraft die Bestrebungen des Eichendorff-Bundes auf alle Freunde wahrer künstlerischer und zugleich echter deutscher Kultur auszuüben vermögen. Von solchem Geiste wird sich die Regensburger Ortsgruppe auch fernerhin leiten lassen. In diesem Sinne schloß der Vorsitzende gegen ½11 Uhr die Veranstaltung.

Eine Friedensliga.

In einer sehr beachtenswerten Schrift „Offener Brief an die getrennten Brüder" sucht der lutherische Pastor Heinrich Hansen, Mitglied des „Eichendorff-Bundes", in Kropp bei Schleswig, im Geiste Diepenbrocks, den er zitiert, Lavaters und Sailers die Bildung einer Friedensliga anzuregen. Er schreibt u. a.: „Die schwere Zeit, die wir gemeinsam durchleben, hat die getrennten Brüder vielfach näher gebracht. Protestantische Soldaten gehen zur Messe und hören die Ansprachen der katholischen Pfarrer dankbar an. Katholische Soldaten machen es ebenso . . . . ein junger lutherischer Vikar und ein Jesuit arbeiteten brüderlich zusammen und schliefen buchstäblich längere Zeit unter einer Decke." Pastor Kropp will keine Proselyten machen oder irgendeiner Übertrittsbewegung das Wort reden. Jeder Christ, ob Katholik



versammlung weichen. Die „Berliner Romantik" erscheint nun, da die Vorarbeiten bei Bekanntgabe des umstoßenden Beschlusses abgeschlossen waren, selbständig, herausgegeben von Kurt Bock.

An Vortragsabenden sind für den Winter geplant:

1. Jung-Romantiker-Abend. Rezitation: Lotte Baer-Wiesbaden. Gesang: Anna Bellé. Flügel: Marg. Schultze-Burandt.
2. Alte Volksmusik in neuer Form. Dir.: Fritz Kokot (Volkslieder in 3- u. 4-stimm. Satz. Alte klass. Musik für Geigen und Laute).
3. Berliner Romantik. Vortrag v. A. Kochmann. Rezitation: A. Kochmann, Frau F. Edel-Lüdecke. Flügel: Marg. Schulze-Burandt.
4. Das deutsche Volkslied. Vortrag und Lieder zur Laute von Dr. J. Burckhardt.
5. Berliner Mundart und Volkshumor. Vortrag von Dr. Brendicke.
6. Melodramen. Rezit.: Wilh. Burr. Gesang: Dore Busch. Flügel: Marg. Schulze-Burandt.
7. Berliner Romantik. Vortrag von Dr. Heinrich Spiero.
8. Romantiker-Abend. Oskar Ludwig Brandt (Theater i. d. Königgrätzerstr.). Gesang: Anna Bellé.
9. Romantiker-Abend. Hofschauspieler Günther von Alving, Olly Mehrlein.

Militärdienstliche Überlastung zwang den stellv. Vorsitzenden Dr. Kurt Bock die Ämter des Vorsitzs, der Schriftleitung und Geschäftsführung niederzulegen; er bleibt jedoch Vorstandsmitglied. Die Neuordnung ergab:

Stellv. Vorsitz: Herr Reinhold Braun, Berlin-Lichterfelde-West, Holbeinstr. 67. Fernruf 1149.

Schriftleiter und Geschäftsführer: Herr Dr. Franz Lüdtke, Berlin-Pankow, Berlinerstr. 104. Fernruf Pankow 745.

Anfragen und Beitrittserklärungen sind an letzteren zu richten.

Bottrop. Am Donnerstag, 25. Juli Abend hielt die hiesige Ortsgruppe des Eichendorff-Bundes vor einem zahlreich erschienenen Publikum ihre Monatssitzung ab. Der Vortragende, Herr Dr. phil. **Backhaus**, entwarf ein fesselndes Bild des großen Künstlers Leonardo da Vinci, wobei er hauptsächlich den Maler in Leonardo darzustellen suchte. Der Vortrag wurde durch Lichtbilder belebt. Am Schlusse trug Fräulein Kleese ein paar Gedichte von Leonardo da Vinci vor. — Herr Theodor **Thiemann**, ein treues junges Mitglied des „Eichendorff-Bundes", hat am 18. Juli bei den Kämpfen in Frankreich den Heldentod gefunden. Ehre seinem Angedenken!

Brünn. Angeeifert durch den überaus schönen Erfolg, den der junge Brünner Eichendorff-Bund bei seinem ersten Hervortreten vor die Öffentlichkeit errungen hat, werden auch für den kommenden Winter mehrere Veranstaltungen geplant. Zunächst ist ein Vortragszyklus in Aussicht genommen, bei welchem hervorragende Männer über verschiedene Zweige der Kunst und Kultur zu Worte kommen sollen. Zwei großzügig angelegte Veranstaltungen werden der schaffenden und nachschaffenden Kunst gewidmet sein. Weiters wurde beschlossen, zur Hebung der Geselligkeit und des Gedankenaustausches der Bundesmitglieder die zwanglosen Zusammenkünfte durch kleinere Darbietungen künstlerischer oder musikalischer Art anregender zu gestalten. Die Herausgabe eines Almanachs ist geplant. Die Zahl der Mitglieder hat inzwischen ein halbes Hundert erreicht und bietet einen erfreulichen, aufmunternden Beweis für das Emporstreben des jungen Bundes. Weitere Mitgliedsanmeldungen nimmt entgegen Schriftsteller **Karl Norbert Mrasek** in Brünn, Hötzendorfstraße 129.

Graz. Herr Schriftleiter Dr. Bruno **Ertler**, Kroisbach bei Graz, Bahngasse 4, beabsichtigt die Mitglieder aus der steirischen Landeshauptstadt in einer Ortsgruppe zu vereinigen. Seine Einakter „Heimkehr" und „Mitarbeiter" haben, wie Blätter der verschiedensten Parteirichtungen melden, bei ihrer Erstaufführung im Stadttheater allgemeinen durchschlagenden Erfolg erzielt.

München. Anläßlich der April-Monatszusammenkunft, die sich sehr zahlreichen Besuches erfreute, sprach Herr Christoph Flaskamp über „Vorfragen der Romantik". Der Vortragende ging von Eichendorff aus, in dem sich sowohl als Dichter wie als Kulturpolitiker der Typus des Vollblutromantikers darstellt und gab in Umrissen eine kulturhistorische und philosophische Ausdeutung des romantischen Individual- und Universalbegriffes im Gegensatz zu dem denkgesetzlichen Individual- und Universalbegriff der Renaissance und des neueuropäischen Liberalismus. Während der rein denkgesetzliche Individualbegriff zur Idee des Weltbürgertums, zur Mechanisierung, Gleichförmigmachung und Verplattung des europäischen Lebens, zur Verwischung und Verneinung aller Individualität geführt hat, habe der romantische Individualbegriff der Tatsache, dem Recht und der Pflicht der Individualität wieder zur Anerkennung verholfen und dadurch den Weg gewiesen zur Erneuerung Deutschlands, dessen Beruf in der individuellen Verwirklichung seiner christlich-universellen Aufgaben zu erblicken sei.

Die Mai-Veranstaltung bot den Besuchern einen Vortrag des Herrn Dr. Neuberger über „Hölderlins Weltanschauung". Nach Erörterung der Metaphysik Hölderlinscher Weltanschauung in ihrer Entwicklung vom Christentum über den Pantheismus zurück zu christlicher Auffassung untersuchte der Vortragende den Gedankenkreis des Dichters, der mit der Geschichtsphilosophie übereinstimmt. Sinn und Ziel des Menschenlebens sieht Hölderlin in der Verwirklichung des Reiches Gottes auf Erden; das Leben schien ihm solange lebenswert, als auf Besserung der irdischen Zustände gehofft werden konnte. In Philosophie, Dichtkunst und Religion erblickte Hölderlin Wegweiser zu einem neuen Paradies. Trotz aller von Hölderlin durchaus erkannten Schwierigkeiten, die sich einer so gestalteten Menschheitsentwicklung entgegenstellten, glaubte der Dichter an eine Läuterung und Durchgeistigung der trägen Menge durch die große Einzelpersönlichkeit als den Ausgangspunkt der menschlichen Entwicklung überhaupt. Hölderlins Ethik, welcher der letzte Teil der Untersuchung galt, stellt sich als eine Individualethik dar und gipfelt in dem Satze, daß es jedes Menschen Pflicht sei, nach seiner eigenen, mit ihm gesetzten Natur zu leben und durch die Treue gegen sich selbst für der Menschheit Heil zu wirken. — Vor und nach dem Vortrage verdienten sich Frl. Bruchholz und die Herren Zeller und Meyer durch den Vortrag klassischer und neuzeitlicher Musikstücke für zwei Violinen und Klavier den Dank der zahlreichen Zuhörer.

Am Fronleichnamstag führte Herr Rueß eine kleine wanderfrohe Schar über Heide und Moor und war ein trefflicher Weiser zu den Schönheiten und Besonderheiten der heimischen Blumenwelt und der in Sommerprangen stehenden Natur.

Der Juli-Ortsgruppenabend machte die Mitglieder und Gäste mit der jüngsten dichterischen Schöpfung des „Eichendorff-Bündlers" Hans Frhr. v. Hammerstein bekannt: „Die Asen", eine bislang noch unveröffentlichte lyrisch-epische Bearbeitung des Edda-Stoffes. Herr Professor Kosch gab in seinen den Abend einleitenden Worten ein kurzes Lebensbild des Dichters und schilderte dessen künstlerische Entwicklung. Herr Dr. Günther Stark brachte mit Meisterschaft eine Reihe von Liedern und Balladen Hammersteins zum Vortrag und offenbarte durch Wiedergabe einiger Bruchstücke aus den „Asen" die in der Dichtung verborgenen sprachlichen Schönheiten und die fortreißende Anschaulichkeit des dramatisch bewegten Geschehens. Herzlicher Beifall dankte dem Vortragenden. — Im geselligen Teil des Abends gab Herr Toni Pfeiffer Proben seines dichterischen und kompositorischen Könnens und seiner hervorragenden Lautenkunst.

Nürnberg. Am 15. August hielt im dichtbesetzten Saal des Gasthofs „Maximilian" Herr Gerhard **Branca** einen allseits freundlichst aufgenommenen Vortrag über Eichendorff. Herr Dr. **Kroidl**, Nürnberg-Erlenstegen, Kleiststraße 15, bereitet im Verein mit andern Eichendorff-Bündlern die Gründung einer Ortsgruppe vor.

Regensburg. Die Anhänglichkeit an den durch die hiesige Ortsgruppe des Eichendorff-Bundes geschaffenen Kreis von Verehrern der romantischen Dicht-

kunst und Freunden einer vertieften künstlerischen Kultur überhaupt, zeigte sich auch am letzten Bundesabend (26. Juni) wieder in erfreulichstem Lichte. Fast keines der zahlreichen Mitglieder der Ortsgruppe fehlte, trotz der längeren Pause, die seit der letzten Veranstaltung verstrichen war, und ihnen hatten sich soviele neue Freunde unserer Bestrebungen beigesellt, daß der geräumige Liederkranz-Saal im „Augustiner" die Erschienenen kaum fassen konnte. Der erste Vorsitzende der Ortsgruppe, Herr Hauptschriftleiter Dr. Wetzel, begrüßte die Anwesenden und gab eine kurze Einführung in das Programm des Abends. In sinngemäßer Weiterführung des romantisch-deutschen Gedankens sollte er einen Einblick vermitteln in das dichterische Erleben des großen Kriegsgeschehens; zwei moderne deutsche Dichter von ganz eigenartiger Begabung, Heinrich Lersch und Joseph Winckler, sollten mit einigen ihrer eindrucksvollsten Kriegsdichtungen zu Worte kommen. Der Rest des Abends sollte der Pflege von Dichtung und Musik im eigentlichen Sinne unseres Programms gehören. In ausgezeichneter Weise entledigte sich Herr Fähnrich Mayr der erstgenannten Aufgabe. Die stimmungsgewaltigen, von ursprünglicher Kraft und innerstem Erleben getragenen Kriegsdichtungen des Kesselschmieds Lersch brachte der Vortragende zu tiefster Wirkung, und auch die ganz anders gearteten Dichtungen Wincklers, die sich allerdings neben Lerschs verschwenderischem Reichtum nur mühsam behaupteten, gewannen in der Wiedergabe durch Herrn Mayr Form und Leben. Die Anwesenden zeigten sich für das Gebotene sehr empfänglich und dankten durch lebhaften Beifall. Gleich günstige Aufnahme fanden die Liedervorträge des Herrn Lehrers Schleer—Kantilene aus dem Oratorium „Paulus" von Mendelssohn, „Unter blüh'nden Mandelbäumen" aus der Oper „Euryanthe" von C. M. v. Weber, „Gebet" aus der Oper „Tosca" von Puccini —, die der mit einer prächtigen, gut geschulten Stimme begabte Gast trotz einer leichten Indisposition außerordentlich wirkungsvoll zu Gehör brachte; die Begleitung am Flügel lag in den bewährten Händen des Herrn Amtsrichters Schmitt. Zu einer künstlerischen Darbietung voll leuchtender sprachlicher und musikalischer Schönheiten gestalteten die Herren Mayr und Schmitt Ernst von Wildenbruchs ergreifende Romanze „Das Hexenlied" in der melodramatischen Vertonung von M. Schillings. Es war ein würdiger Abschluß des inhaltreichen Abends, der wiederum gezeigt hat, welche Anziehungskraft die Bestrebungen des Eichendorff-Bundes auf alle Freunde wahrer künstlerischer und zugleich echter deutscher Kultur auszuüben vermögen. Von solchem Geiste wird sich die Regensburger Ortsgruppe auch fernerhin leiten lassen. In diesem Sinne schloß der Vorsitzende gegen ½11 Uhr die Veranstaltung.

Eine Friedensliga.

In einer sehr beachtenswerten Schrift „Offener Brief an die getrennten Brüder" sucht der lutherische Pastor Heinrich Hansen, Mitglied des „Eichendorff-Bundes", in Kropp bei Schleswig, im Geiste Diepenbrocks, den er zitiert, Lavaters und Sailers die Bildung einer Friedensliga anzuregen. Er schreibt u. a.: „Die schwere Zeit, die wir gemeinsam durchleben, hat die getrennten Brüder vielfach näher gebracht. Protestantische Soldaten gehen zur Messe und hören die Ansprachen der katholischen Pfarrer dankbar an. Katholische Soldaten machen es ebenso . . . . ein junger lutherischer Vikar und ein Jesuit arbeiteten brüderlich zusammen und schliefen buchstäblich längere Zeit unter einer Decke." Pastor Kropp will keine Proselyten machen oder irgendeiner Übertrittsbewegung das Wort reden. Jeder Christ, ob Katholik



oder Protestant, soll seine Überzeugung hochhalten. Nur der Geist der Brüderlichkeit soll alle durchdringen. Das ist echt romantisch, ganz im Geiste unserer Väter gedacht.

*

Von den Universitäten.

Zwei Mitglieder des „Eichendorff-Bundes" sind für das nächste Studienjahr zu Rektoren gewählt worden: in München Geheimrat Professor Dr. Klemens Baeumker, in Breslau Geheimrat Professor Dr. Max Koch. Der „Eichendorff-Bund" entbietet den berühmten Gelehrten zum Amtsantritt den herzlichsten Glückwunsch.

Neuerscheinungen:

Abraham a St. Clara, Der geflügelte Merkurius. Herausgegeben von Karl Bertsche. Saarlouis, Hausens Verlagsgesellschaft. Geb. ℳ —.80

Die von Johannes Mumbauer geleitete „Hausens Bücherei" hat mit Nr. 69 einen guten Fang gemacht. Der Inhalt des gut ausgestatteten Bändchens stellt nämlich eine literarische Entdeckung dar, die wir Karl Bertsche verdanken. Der Herausgeber selbst verbreitet sich darüber in einer ebenso gründlichen, wie anmutig abgefaßten ausführlichen Einleitung, die der Bedeutung der kurzweiligen abrahamitischen Briefsammlung gerecht wird.

Allmers, Hermann, Marschenbuch. Land- und Volksbilder aus den Marschen der Weser und Elbe. 6. Aufl. Mit vielen Holzschnitten. Oldenburg u. Leipzig, Rudolf Schwartz. Geh. ℳ 7.—

Die beste Schilderung von Land und Leuten der nordischen Marschenmark.

Apel, Anni, Das einsame Herz. Frauenfeld, Huber u. Co. Geb. ℳ 5.80

Ein menschliches Dokument, für die Zerfahrenheit und Zerrissenheit der jüngsten Vergangenheit bezeichnend, tritt uns in diesem Ich-Roman entgegen.

Aus den Kämpfen vor Arras 1917. Herausgegeben von der Feldpressestelle beim Generalstab des Feldheeres. Lille, Liller Kriegszeitung.

Bahr, Hermann, Vernunft und Wissenschaft. Sonderabdruck aus der „Kultur". Innsbruck, Tyrolia. Geh. ℳ —.50

Das Glaubensbekenntnis des ehemaligen Freigeistes ist psychologisch wie literarisch beachtenswert.

Bauer, Karoline, Aus meinem Bühnenleben. Eine Auswahl aus den Lebenserinnerungen der Künstlerin. Herausgegeben von Karl von Hollander. Weimar, Gustav Kiepenheuer. Geb. ℳ 7.—

Das fesselnde, schön ausgestattete und sorgfältig bearbeitete Memoirenbuch hat dem zweiten Wächterheft (Seite 85 ff.) einen willkommenen Beitrag geliefert.

Bergener, Oswald, Kynastzauber. Dresden, Deutsche Buchwerkstätten. Geh. ℳ —.50

Die liebenswürdige Novelle Bergeners gehört zweifellos zu den wenigen literarisch beachtenswerten Darbietungen der Sammlung „Residenz-Bücher" (Nr. 28). Das geschmacklose Titelblatt ist allerdings so entsetzlich albern und kitschig, daß es ernstere Leser vor dem Buch abschrecken muß, schade drum!

Bertsche, Karl, Scheffelbrevier. München, Fr. Seybold. Geb. ℳ 1.50

Das gut ausgestattete Büchlein enthält außer einer Handschriftprobe des deutschen Lieblingsdichters Scheffel und einer wohl angeordneten Zitatenlese eine anziehende Einführung aus der Feder des gelehrten Herausgebers, wie das Brevier entstand und was es will.

Belle, Ludwig, Presse und Zensur in Veste Recklinghausen während der arenbergisch-französischen Zeit (1803–1815). Gladbeck in Westfalen, Selbstverlag Dr. Ludwig Belle. Geh. *M.* —.75

Die Zeitungskunde gewinnt durch die vorliegende Arbeit einen wertvollen Beitrag zur Geschichte der Journalistik in Deutschland zur Zeit der Romantik.

Braun, Reinhold, Deutsche Heimat. Ein Volksabend. Gotha, Friedrich Emil Perthes.

Die für Veranstaltung volkstümlicher Festabende berechnete Schrift verdient von allen Vereinsvorsitzenden u. dgl. beachtet zu werden. Die vorzügliche Arbeit rührt von einem Mitglied des „Eichendorff-Bundes" her, der auch als trefflicher Dichter in der Sammlung vertreten erscheint.

Bredt, E. W., Moriz v. Schwinds fröhliche Romantik. — Ludwig Richters Heimat und Volk. — Chodowiecki, Zwischen Rokoko und Romantik. München, Hugo Schmidt. Geb. je *M.* 2.40

Der ausgezeichnete Kenner graphischer Kunst, schon durch seine amtliche Stellung an einem der ersten Institute Europas zur Ausführung derartiger Sammlungen wie kaum ein zweiter berufen, bietet uns hier drei reich ausgestattete Kunstbreviere dar, die sorgfältig eingeleitet und ausgewählt geeignet erscheinen, wahrhafte Volksbücher zu werden. Wir erwarten mit Spannung die weitere Folge dieses zu schönen Hoffnungen berechtigenden wohlfeilen Unternehmens.

Bücherei der Münchner „Jugend". Zweiter Band: Bunte Skizzen (von V. Hardung, R. Großmann, R. Godwin, G. Hirschfeld, E. Kramer, A. Schnitzler, F. Metz, H. H. Ewers). München, G. Hirth. Geb. *M.* 1.50

Buchner, Eberhard, Kriegsdokumente. Der Weltkrieg 1914/16 in der Darstellung der zeitgenössischen Presse. Neunter Band: Von der Kriegserklärung Italiens an Österreich bis zum deutschen Vormarsch auf Warschau Juli 1915. Titel-, Umschlag- und Einbandzeichnung von Prof. F. H. Ehmcke. München, Albert Langen. Geh. *M.* 4.—

Der vorliegende neunte Band des bestens bekannten Sammelwerkes setzt mit den Maiwochen von 1915 ein, deren gewitterschwüle Spannung sich in der Kriegserklärung Italiens an Österreich-Ungarn löste. In die folgenden Monate fallen die ersten Treffen an der italienischen Grenze, die letzten Kämpfe um Deutsch-Südwest und die Eroberung der Festung Przemysl durch die Russen, fällt aber auch schon der Beginn des deutschen Vormarsches in Polen. Um die Mitte des Juli 1915 und mit dem verheißungsvollen Ausblick auf den baldigen unausbleiblichen Fall Warschaus schließt der Band.

Carmen, Im Rosenhag. Lieder aus Liebe und Leid. Dresden u. Leipzig, E. Pierson. Geb. *M.* 1.50

Das dem „Eichendorff-Bund" gewidmete zierliche Büchlein der unter dem Pseudonym verborgenen deutschmährischen Verfasserin sucht dem Inhalt und der Form nach den Liebesliederzyklen der „Amaranth" u. ä. gleichzukommen.

Cardauns, Hermann, Die Franzosen in Koblenz 1794 bis 1797. Aufzeichnungen des Koblenzer Professors Minola. Coblenz, Verlag der Görres-Druckerei.

Alexander Minola, geboren 1759, seit 1782 Priester, seit 1786 Gymnasiallehrer in Coblenz, durchlebte die stürmischen drei Jahre von der Einnahme der Stadt bis zum Frieden von Campoformio, was ihn in die Lage setzte, die abwechslungsreichen Ereignisse dieser Periode eingehend zu schildern. Sein Bericht ist fesselnd und belehrend zugleich. Minola starb siebzigjährig als pensionierter Gymnasialprofessor in Bonn am Rhein.

Cathrein, Viktor, Die Grundlage des Völkerrechts (Ergänzungshefte zu den Stimmen der Zeit. Erste Reihe: Kulturfragen 5. Heft). Freiburg im Breisgau, Herder. Geh. *M.* 3.—

Dauthendey, Elisabeth, Von den Gärten der Erde. Ein Buch der tiefen Stille. Zweite Auflage. Berlin, Schuster u. Loeffler.

Ein beschauliches, freundliches, liebenswürdiges Werk, Offenbarungen eines naturfrohen Gemütes, das seine schönsten und besten Kräfte aus der Scholle der deutschen Heimaterde zieht!

Denemy, Gottfried, Rosenrote und dämmergraue Geschichten. Ein Märchenbuch für die Großen. Innsbruck, Tyrolia.

Anmutige Schöpfungen eines liebenswürdigen Talentes!

Doll, Johann, Frauenwörth im Chiemsee. München, Herder u. Co.

Doll, Johann, Seeon. Ein bayerisches Inselkloster. Freiburg, Herder u. Co.

Nachdem der Verfasser seine reichillustrierte gediegene Studie über Frauenwörth im Chiemsee hat erscheinen lassen, will er in dem zweiten gleichfalls mit Bildern ausgestatteten Schriftchen die bescheidene Benediktinerabtei auf der Insel des Seeoner Sees einer quellenmäßigen historisch-kritischen Würdigung unterziehen. Diese Absicht gelingt ihm vollauf.

Dreiling, Raymund, Lazarett- und Friedhofsbilder aus Saint-Quentin. Mit 16 Ansichten. Freiburg im Breisgau, Herder. Geh. ℳ 1.—

Dürer, Albrecht, Zeichnungen. Mit einer Einleitung von Wilhelm Franke. Leipzig u. Berlin, Grethlein u. Co. Geb. ℳ 5.20

Dyck, Siegfried, Der Herr Revisor. Russische Kulturskizzen. Konstanz am Bodensee, Reuß u. Itta (Zeitbücher 80). Geb. ℳ —.70

Eckermann, Johann Peter, Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. 16. Originalauflage. Nach dem ersten Druck und dem Originalmanuskript des dritten Teils mit einem Nachwort und Register neu herausgegeben von H. H. Houben. Leipzig, F. A. Brockhaus. Geb. ℳ 10.—

Das mit 28 Illustrationstafeln, darunter mehreren Dreifarbendrucken und einem Brieffaksimile geschmückte schöne Werk in Halbleinen, birgt einen kostbaren Schatz, Goethes letzte Lebensweisheit. Die vom Herausgeber besorgten Zutaten entsprechen allen wissenschaftlichen Anforderungen.

Ernst, Otto, Sterntaler und Sonnengulden. Ein Sammelbuch deutschen Humors vom Mittelalter bis zur Romantik. (Bongs Schönbücherei.) Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong u. Co. Kart. ℳ 3.50

Der bekannte, nicht immer glückliche Schriftsteller bietet uns diesmal eine unbestritten prachtvolle lebenbejahende Gabe des Humors aus den vergangenen Jahrhunderten der deutschen Literatur. Auch Eichendorff, Brentano, Grimm, Tieck u. a. Romantiker erscheinen wirkungsvoll vertreten.

Euler, Otto, Dantes Göttliche Komödie. Nach ihrem wesentlichen Inhalte dargestellt. M.-Gladbach, Volksvereinsverlag. Geb. ℳ 2.80

Alle großen Dante-Ausgaben kommen für weitere Kreise des heutigen Publikums sowohl dem Preis wie dem Umfang nach nicht in Betracht. Der vorliegende Versuch einer Dante-Auswahl entspricht billig sämtlichen Anforderungen, die an eine solche gestellt werden können. Otto Euler gehört zu den besten Dante-Kennern der Gegenwart. Auch die Ausstattung des Werkchens in Taschenformat ist vorzüglich.

Feldbücherei der k. u. k. 10. Armee. K. u. k. Feldpost 510. Verlag der „Karnisch-Julischen Kriegszeitung". Jede Nr. 20 Heller.

Die vorzüglich ausgestattete Taschenbibliothek unserer wackeren Feldgrauen aus dem Kärtnerland und seiner Nachbarschaft enthält Grillparzers „Armen Spielmann", Zedlitzens „Soldatenbüchlein", Kürnbergers „Schulmeister Krachenberger", Schulers „Jakob Stainer", belletristische und wissenschaftliche Arbeiten moderner Autoren, sowie einen schön illustrierten „Kalender der k. u. k. 10. Armee"; die Sammlung wird zweifellos als eine der besten ihrer Art nach dem Krieg erst recht gewertet und gesucht werden.

Feuerbach, Anselm Ritter von, Merkwürdige Verbrechen in aktenmäßiger Darstellung. Auswahl von Wilhelm von Scholz. München, Georg Müller.

Das glänzende Werk aus dem reichen Erfahrungsschatz des berühmten Juristen liest sich wie ein Roman und verdient in dieser volkstümlichen Ausgabe weite Verbreitung.

Feulner, Adolf, Lille. Ein Führer durch die Baudenkmäler der Altstadt. Mit 100 Abbildungen. Lille, Liller Kriegszeitung.

Ein also zuverlässiger Wegweiser wie der von Feulner verfaßte und von Rudolf Schiestl mit einer wirkungsvollen Umschlagzeichnung geschmückte behält seinen bleibenden Wert auch für spätere Zeiten.

Findeisen, Kurt Arnold, Heimwege. Geschichten aus dem Erzgebirg und dem Vogtland. Konstanz am Bodensee, Reuß u. Itta (Zeitbücher 85). Geb. ℳ —.70

Ein Nachfahr Wilhelm Raabes spricht aus diesem schlichten Bändchen zu uns, dem wir mehr Lebensweisheit und Unterhaltung verdanken als manchem dickleibigen Roman.

Aus der Flandernschlacht 1917. Kriegsaufsätze, herausgegeben von der Feldpressestelle beim Generalstab des Feldheeres. Lille, Liller Kriegszeitung.

42 Episoden aus dem Völkerringen der deutschen Westfront vereinigt das handliche Büchlein zu einem geschlossenen Ganzen, alle sind aus Erlebnis, Anschauung oder frischen Eindrücken von Mitkämpfern gewonnen.

Flex, Walter, Wallensteins Antlitz. Gesichte und Geschichten vom Dreißigjährigen Krieg. Geb. ℳ 3.—

Auch dieser schmale Novellenband zeugt von der großen Seele und großen Begabung des gefallenen Dichterhelden, dem das deutsche Volk weihevoll nachtrauern wird über den Krieg hinaus. Das Buch liegt in vierter starker Auflage vor und verdient einen mindestens zehnmal so großen Erfolg.

Freiberger, Erich, Narrenlieder. Wien IV, Amalthea-Verlag (Dr. H. Studer).

Ganz, Hans, Das Unbewußte bei Leibnitz in Beziehung zu modernen Theorien. Zürich, Rascher u. Co. Geh. ℳ 3.50

Gattermann, Eugen Ludwig, Der bittere Weg. Ein Roman. Mit dreißig Scherenschnitten. Berlin, Die Wende z. Zt. Quedlinburg, Heinrichstr. 10.

Gorm, Ludwig, Die Kinder von Genf. Roman. München, Delphin-Verlag.

Die tiefergreifende, formschöne, scharfumrissene Zeichnung Calwins, seiner Zeit und Zeitgenossen besitzt etwas vom Fleisch und Blut der Historiengemälde C. F. Meyers. Allein dem Roman des jüngeren Meisters fehlt die religionspolitische Tendenznote, und so wirkt er künstlerischer und reiner als jene.

Gnielczyk, Hugo, Der Riese vom Huhlberge. Schlesisches Volksmärchen. Schlesiengrube, Schlesischer Musenalmanach-Verlag Geh. ℳ 1.50

In dem kleinen von E. J. Gottschlich hübsch illustrierten Märchenbuch klingt das Rübezahlmotiv deutlich durch. Auch das Symbol der Blauen Blume spielt hier wieder eine wichtige Rolle, besonders die Jugend wird es jubelnd begrüßen.

Grube, Max, Am Hofe der Kunst. Leipzig, Grethlein u. Co. Geb. M 6.—
Das jüngste Werk Max Grubes bildet eine Fortsetzung der „Jugenderinnerungen eines Glückskinds". Die vielen Jahre, in denen der Verfasser künstlerischer Leiter der Berliner Hofbühne war, nehmen darin naturgemäß einen breiten Raum ein. Die Theatergeschichte der letzten dreißig Jahre erleben wir mit ihm hier aufs Neue.

Guttmann, Richard, Der Anfänger. Acht Bilder (Dichtungen und Bekenntnisse aus unserer Zeit). Berlin, S. Fischer. Geh. M 2.50

Der rote Hahn: Gottfried Bann, Diesterweg, Novelle — Karl Sternheim, Prosa. Berlin-Wilmersdorf, Verlag Die Aktion. Geh. M —.80

Hamann, E. M., Abriß der Geschichte der Deutschen Literatur. Zum Gebrauche an höheren Unterrichtsanstalten und zur Selbstbelehrung. 27. bis 30. Tausend. Freiburg im Breisgau, Herder. Geb. M 4.80

Hamann, Ludwig, Die Klosterfrage von Marienfließ und der Untergang des Pommerschen Herzogsgeschlechts. Leipzig, Deutsche Handelsgesellschaft. Schleppegroll u. Co. (Abteilung Verlagsbuchhandlung.)
Der historische Roman des kürzlich ins 51. Lebensjahr eingetretenen vaterländischen Dichters bildet ein Seitenstück zu Wilhelm Meinholds Roman von der „Klosterhexe" Sidonie von Berke, die 1620 nach fürchterlichen Folterqualen enthauptet und hernach verbrannt worden ist. Hamann findet in ihr kein Scheusal, sondern sucht ihr Leben und Schicksal menschlich zu erklären.

Hamann, Ludwig, Die Reise ins Pharaonenland. Leipzig, Deutsche Handelsgesellschaft Schleppegroll u. Co. (Abteilung Verlagsbuchhandlung). Geh. M 3.50
Der anschaulich geschriebene Beitrag zur Länder- und Völkerkunde ist auch mit Illustrationen nach Photographien geschmückt und besonders heutzutage von Interesse.

Hamsun, Knut, Gesammelte Werke. München, Albert Langen 1. Band. Geh. M 5.—
Der soeben erschienene, vorzüglich ausgestattete erste Band der Gesammelten Werke enthält die beiden frühen Romane „Hunger" und „Mysterien", Bekenntnisbücher von hinreißender Wucht, noch von den Düsternissen Dostojewskis umfangen, und dennoch in jeder Zeile ganz der junge, um Leben wie Kunst gleich leidenschaftlich ringende Knut Hamsun. Die weiteren Bände, von denen Band 2—7 die sämtlichen übrigen Romane, Band 8 die Novellen, Band 9 u. 10 die Dramen enthalten, werden dem ersten so schnell folgen, wie es die Zeitverhältnisse erlauben. Für jeden verständigen Freund der Literatur ist diese Ausgabe, die textlich, gegenüber den früheren deutschen Einzelausgaben, sorgfältig durchgesehen und verbessert wurde, ein schönes Geschenk von bleibendem Wert.

Hedin, Sven, Jerusalem. Illustrierte Feldpostausgabe. Leipzig, F. A. Brockhaus. Geh. M 1.50

Johst, Hans, Der Einsame. Ein Menschenuntergang (in neun Bildern). München, Delphin-Verlag.

Jung, Franz, Der Sprung aus der Welt. Roman. (Aktionsbücher der Äternisten.) Berlin-Wilmersdorf, Verlag Die Aktion. Geh. M 3.60

Kamp, H., Das Nibelungenlied, hochdeutsch. Geschenkausgabe. Zweite Auflage. Leipzig, R. Voigtländer. Geb. M 6.—
„Jedermann sollte es lesen!" sagt Goethe vom Nibelungenepos. Hier wird es uns in einer Form dargeboten, die Goethes Forderung leicht erfüllbar erscheinen läßt, denn H. Kamp hat alles Geröll aus dem Wege geräumt, das dem Wanderer den Weg im Urwald der altnordischen Sage und ihrer mittelalterlichen Ausläufer sonst zu erschweren pflegt. Vor allem seine Erläuterungen und Inhaltsangaben verdienen alles Lob.

Kuckhoff, Joseph, Aufwärts! Eine Feldgabe von Mitgliedern des Verbandes der Wissenschaftlichen Katholischen Studentenvereine Unitas. M.-Gladbach, Volksvereinsverlag. Geb. M 1.50
Das Sekretariat Sozialer Studentenarbeit in M.-Gladbach hat sich durch Herausgabe dieser Sammlung, die würdig denen des K. V. und C. V. zur Seite tritt, ein Verdienst erworben.

Liller Kriegszeitung. Eine Auslese, herausgegeben von Hauptmann v. L. Hoecker. Lille, Liller Kriegszeitungsverlag. Jed. Bd. geb. M 6.—
Die wertvollste literarisch wie künstlerisch bedeutendste Feldpresse ist die von Hoecker glänzend geleitete „Liller Kriegszeitung". Seit Weihnacht 1917 gehört unser Bundesmitglied Professor Rudolf Schiestl der Redaktion an, und seither schmückt fast jede Nummer ein Beitrag von seiner Hand. Ganz hervorragend sind die Auswahlbände, die in handlichem Bibliotheksformat erscheinen und auch einzeln abgegeben werden; sie bilden ein geeignetes Geschenkwerk für jung und alt.

Meffert, Franz, Das zarische Rußland und die katholische Kirche. Eine apologetische Studie. (Apologetische Tagesfragen Heft 18.) M.-Gladbach, Volksvereinsverlag. Geh. ℳ 3.60

Lersch, Heinrich, Deutschland! Lieder und Gesänge von Volk und Vaterland. Jena, Eugen Diederichs. Geh. ℳ 3.—

Oertel, Walter, Vom Isonzo zur Piave. (Der Vormarsch in Oberitalien.) Mit zehn Kartenskizzen. Stuttgart, Franckh. Geh. ℳ 1.25
Anschaulich und fesselnd schildert Oertel den gewaltigen Siegeszug der verbündeten deutsch-österreichisch-ungarischen Truppen in Oberitalien. Besondere Anerkennung verdient die farbenreiche und dabei doch durchaus ernste Darstellung der Schlacht bei Tolmein.

Pirchan, Emil, Der zeugende Tod. Roman. Mit sechs Bildern des Verfassers. Berlin, Die Wende (Quedlinburg, E. L. Gattermann, Heinrichstraße 10). Geh. ℳ 4.50

Probst, Hans, Die wunderliche Reise — Die Heldenprobe. Geschichten aus Rothenburg. Nürnberg, Karl Koch.
Ein liebenswürdiges Erzählertalent schöpft aus der Biedermeierzeit seiner Heimat zwei reizende Novellen, deren stiller heimatiger Herzenston gemütvolle Leser ansprechen wird.

Raufseisen, Herkules, Akademisches Lustwäldlein. Leipzig, Dieterich. Geb. ℳ 3.50
Artur Kopp hat sich um die Kulturgeschichte ein Verdienst erworben, indem er jenes verschollene Buch aus der Übergangszeit des absterbenden Pennalismus zum heutigen Studententum dem heutigen Publikum zugänglich macht und dem sorgfältigen Neudruck eine gediegene Einleitung vorausschickt. Auch seine Anmerkungen sind sehr lehrreich. Dabei ist das Ganze überaus ergötzlich zu lesen.

Schmitz-Kallenberg, L., Aus dem Briefwechsel des Magus im Norden: Johann Georg Hamann an Franz Kaspar Bucholtz (1784—1788). Münster in Westfalen, Franz Coppenrath.

Steffen, Albert, Sibylla Mariana. Roman. Berlin, S. Fischer. Geh. ℳ 3.50
Ein Kriegsroman, aber ein solcher im guten Sinne des Wortes! Ein Deutscher, ein Russe, ein Engländer und ein Italiener in ihrer geistigen Freundschaft vor und nach 1914 sind die männlichen Helden dieses Dichtwerks, das nur ein Schweizer hat schreiben können.

Strupp, Karl, Unser Recht auf Elsaß-Lothringen. München u. Leipzig, Duncker u. Humblot. Geh. ℳ 6.—

Studer, Friedrich, Der Kampf um die Gipfel. Mit vierzehn Bildern nach photographischen Aufnahmen. Zürich, Artist. Institut Orell Füßli. Geb. ℳ 1.60
Ideale Taten der Hochtouristik werden in diesem Bändchen, das eine Perle der „Schweizer Jugendbücher“ bildet, in anschaulicher Darstellung spannend und lehrreich zugleich beschrieben.

Tolstoi, Leo, Tagebuch 1895 bis 1899. Nach dem geistigen Zusammenhang ausgewählt, eingeleitet und herausgegeben von Ludwig Rubiner. Zürich, Max Rascher.

Thun-Salm, Gräfin Christiane, Der neue Hauslehrer und andere Novellen. 2. Aufl. Wien u. Leipzig, Karl Fromme.

Wilms, Hieronymus, Aus mittelalterlichen Frauenklöstern. Mit zehn Bildern. 2. u. 3. Aufl. Freiburg im Breisgau, Herder. Geh. ℳ 3.20
Schon aus rein kulturhistorischen Gründen wird man dem kundigen Verfasser, der nach Aufzeichnungen mittelalterlicher Klöster keine Ausschnitte aus dem Leben einzelner Schwestern vorführt, dankbar sein. Der Christ schöpft Trost und Erbauung, der Ästhetiker gewinnt eine Fülle innerer Schönheit daraus.

Zimmermann, Otto, Warum Schuld und Schmerz. Freiburg im Breisgau, Herder. Geh. ℳ 2.—

Die Muschel

Gedicht

von
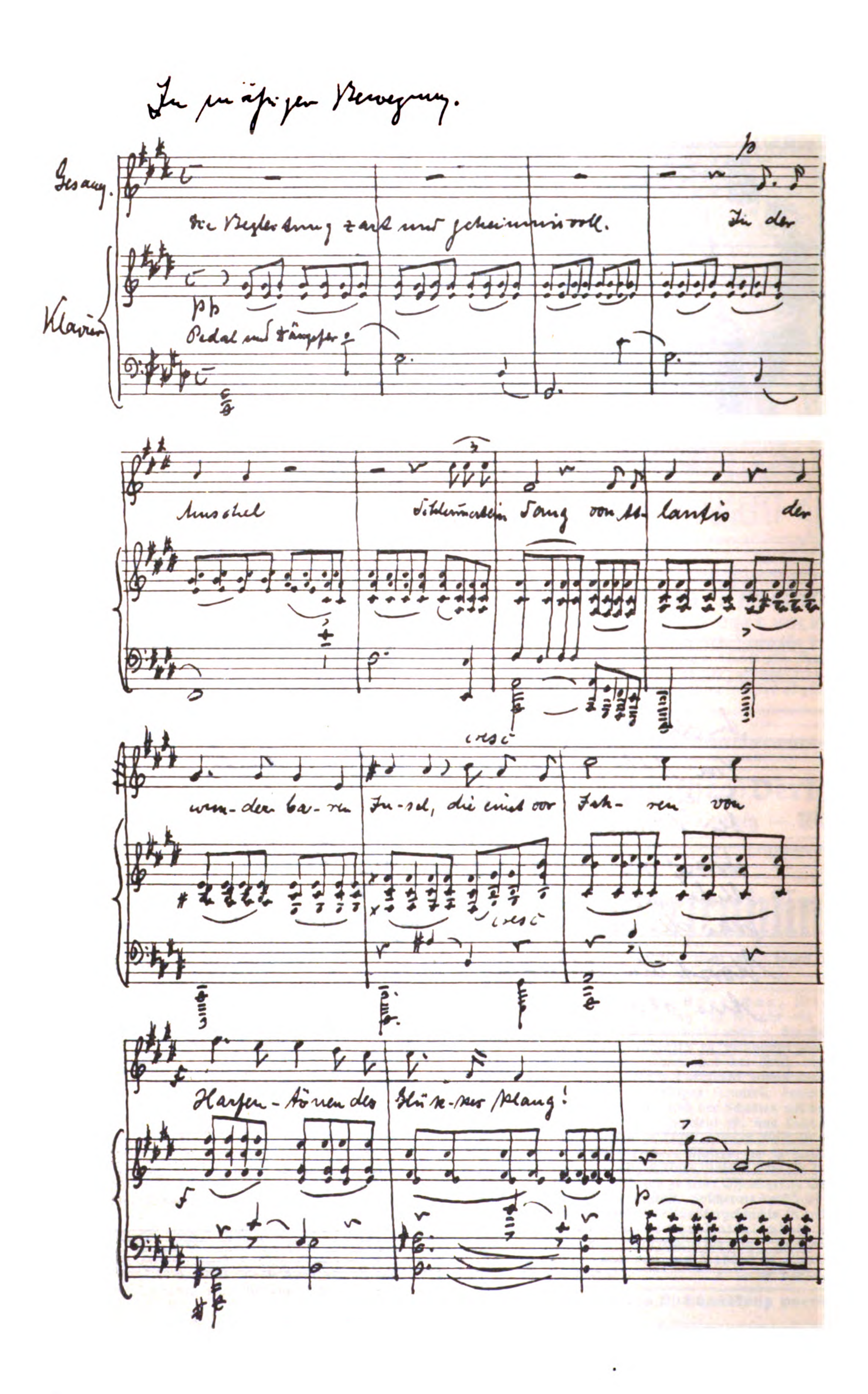
Richard Schaukal

componiert
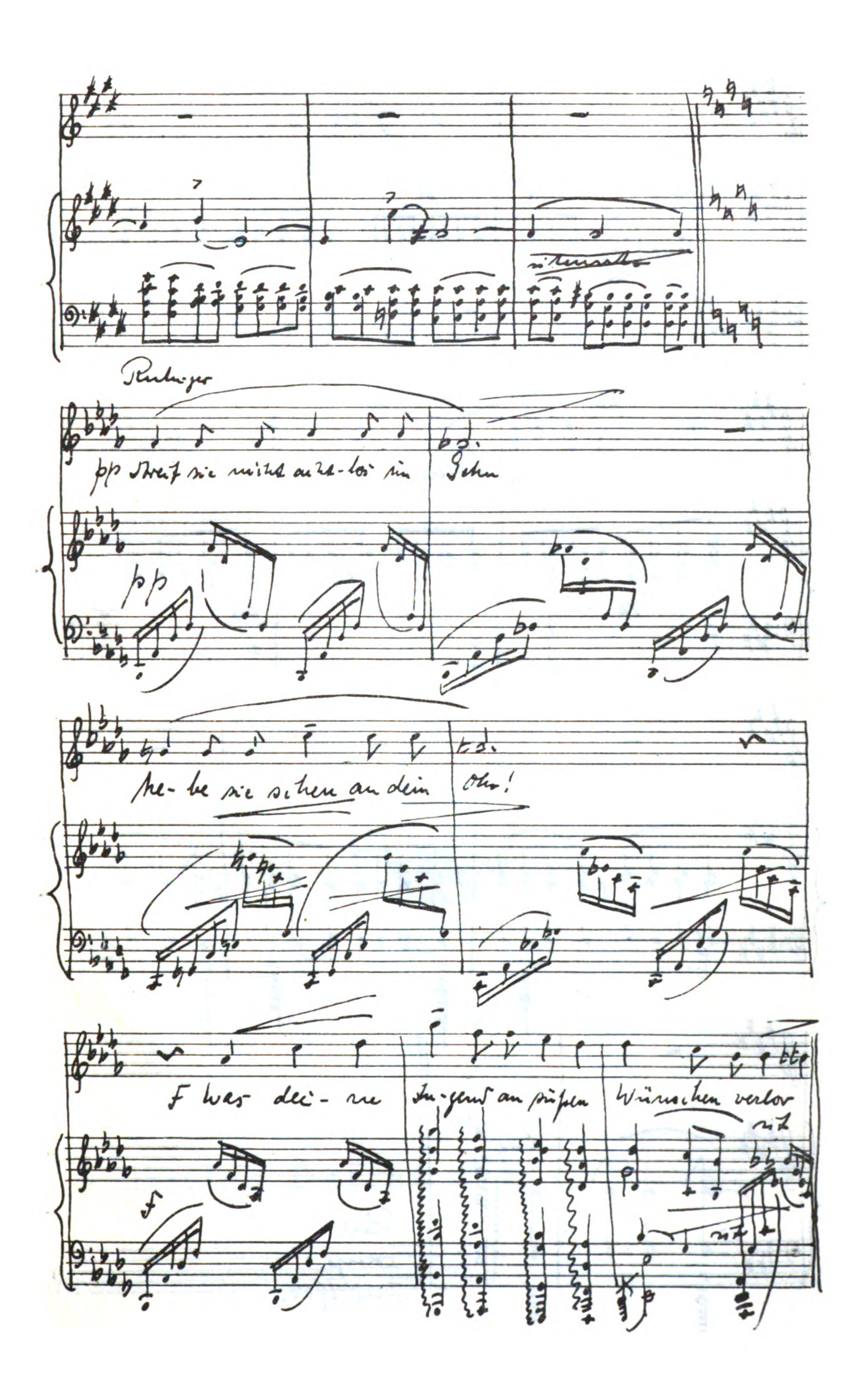
von

Richard Wetz
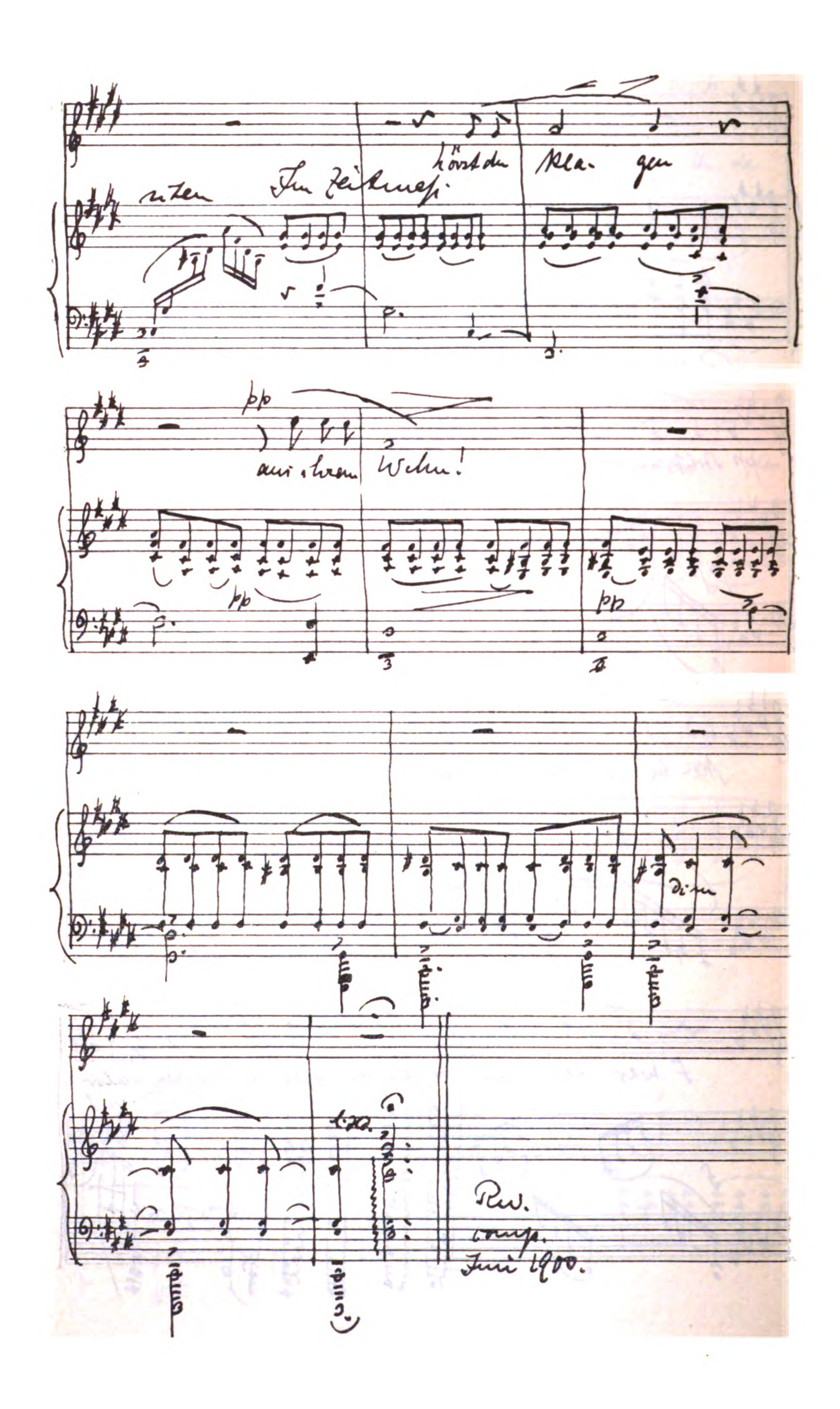
In der Muschel schlummert ein Sang
Von Atlantis, der wunderbaren Insel,
Die einst vor Jahren von Harfentönen
Der Glücklichen klang.
Wirf sie nicht achtlos ins Gehn!
Hebe sie leise an dein Ohr,
Was deine Jugend an süßen Wünschen verlor —
Hörst du klagen
Aus ihren Wehn.



In mäßiger Bewegung.
Gesang.
Die Begleitung zart und geheimnisvoll.
In der
Muschel
Sang von At-lantis der
wun-der-ba-ren In-sel, die einst vor Jah-ren von
Harfen-tö-nen des
Klang!
Klavier
pp
Pedal mit Dämpfer
cresc
f
p



Ruhiger
pp Streif sie nicht acht-los im Gehn
Ohr!
f Was dei-ne Ju-gend an süßen Wünschen verlor



hörst du
Kla- gen
pp
aus ihrem
Weh!
pp
pp
dim
R.W.
comp.
Juni 1900.

Der Wächter

Erster Jahrgang 1918



Verlag Parcus & Co., München

Inhaltsverzeichnis.

Kunstbeilagen.

Notenbeilagen.

Briefbeilage.


M. Schiestl
Der Wächter
Zeitschrift für alle
Zweige der Kultur.
"Waldwärts durch die Einsamkeit
Hört' ich über Tal und Klüften
Glocken in den stillen Lüften,
Wie aus fernem Morgen weit –
An die Tore will ich schlagen,
An Palast und Hütten: Auf!
Flammend schon die Gipfel ragen,
Wachet auf, wacht auf, wacht auf!"
Eichendorff
München
Parcus Co
5. Heft 1919

Der Wächter

Zeitschrift für alle Zweige der Kultur

Herausgeber und Schriftleiter: Professor Dr. Wilh. Kosch, Schloß Ebelsberg bei Linz a. d. Donau

Im Deutschen Reich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Eugen Sibler

Verlag Parcus & Co., München Pilotystraße 7

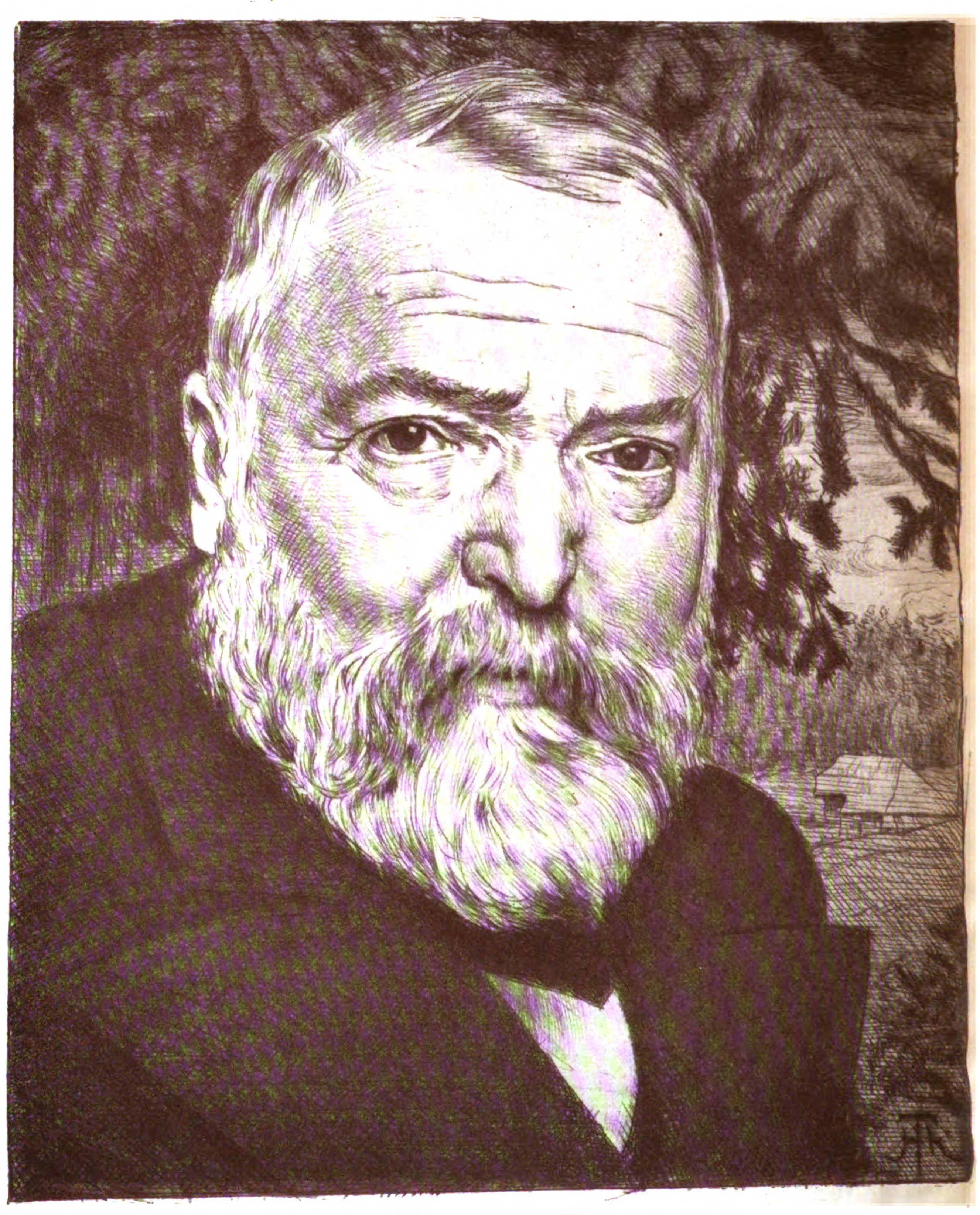
Druck der Dr. Wildschen Buchdruckerei Gebr. Parcus, München

Inhalt des Septemberheftes 1919:

Alle Einsendungen mit Ausnahme von musikalischen Beiträgen sind an die Schriftleitung Prof. Dr. W. Kosch in Schloß Ebelsberg bei Linz a. d. Donau zu richten; Notenbeilagen nimmt entgegen Dr. A. Knab in Rothenburg; für Handschriften, die nicht im ausdrücklichen Einvernehmen mit der Schriftleitung eingesandt werden, wird keine Haftung übernommen; für Rücksendungen ist stets das Porto beizulegen. — Beiträge dürfen nur aus den Abteilungen „Volk und Staat", „Bücher, Bilder, Musik, Theater" und zwar bei genauer Quellenangabe nachgedruckt werden

Die Umschlagzeichnung hat Matthäus Schiestl, die Randleisten Hans Volkert, die großen Initialen Franz Graf von Pocci gezeichnet

Geschäftsstelle des Eichendorff-Bundes, München, Herzogstraße 62



Hans Thoma. 1898

Der Wächter

Zeitschrift für alle Zweige der Kultur
in Verbindung mit dem Eichendorff-Bund
Begründet und herausgegeben von Wilhelm Kosch

2ter Jahrgang / 1919 / September-Heft / München

Dem Meister Hans Thoma zum achtzigsten Geburtsfest

(2. Oktober 1919)

Man sagt, daß im Gebirg ein mächt'ger Waldgeist haust,
Den Guten und den Armen hold und wohlgesinnt
Und hilfreich jedem, der nicht argen Herzens ist.
Den Wandrer schützt vor Fehltritt und vor Absturz er,
Weist gütig den Verirrten auf den rechten Weg
Und reicht dem Kranken Heiltrank dar aus würz'gem Kraut.
Des Erdreichs tiefgeheime Schätze sind ihm kund;
Der Tiefe warme Quellen leitet er ans Licht.
Auch der Metalle Adern sind ihm untertan,
Und manches alte Weiblein, das sich Reisig brach,
Fand heimgekehrt verwandelt es in lautres Gold.

Dem starken Zaubrer des Gebirgs vergleich ich Dich,
Geliebter Meister! Denn was seit Jahrtausenden
In unsres Volkes rätselvollem Wunderbau
An Kräften und an Gaben und Gedanken wohnt,
Hast Du in tausend Bildern an das Licht gebracht
Und aller Welt als treuen Spiegel vorgesetzt:
Die Kraft, den Trotz, den Hochsinn und das Heldentum,
Doch auch die Sanftmut, Liebe, Demut und die Treu'.

Des Kindes Spiel und morgengoldnen Frühlingstraum,
Der Jungfrau Sehnen und geheime Süßigkeit,
Des Jünglings Mut und ungezähmten Tatendrang,
Des Mannes Tugend, Elternliebe, Gattentreu'
Hast Du gemalt mit schöpferfroher Bildnerhand.
Auch unsrer Heimat vielgestaltige Märchenwelt,
Der Sagen und Geschichten reichen Wunderhort,
Hat uns Dein Pinsel farbenfroh zum Licht erweckt,
Zusamt des Landes immer neuer Herrlichkeit
An Wäldern, Bergen, Tälern, sanftem Wiesengrund,
An Quell und Strom, an Schloß und Burg und Dorf und Stadt.
So hast Du tausendfältig uns das Herz erfreut,
Die Wahrheit mischend hold mit Traum und Fabelspiel.
Und ging' zugrunde unser ganzes Volk und Land,
Und wollte einer beides nachmals wiederschau'n:
In Deinen Bildern fänd' er's leibhaft auferbaut.

Jetzt sind wir arm; aus Heldenvolk ward Bettlervolk,
Und niedrig schätzt der Fremde unsres Wesens Wert.
Jedoch bei Deinem greisen Bart geloben wir's,
Bei Deiner Augen ewig jungem Frohgeleucht:
An Deinem Werke wollen wir uns auferbau'n,
An Deinem großen Vorbild rüstig auferzieh'n,
Im Stahlbad Deiner Kunst gesund und jung und rein
Uns baden und uns stählen für den Lebenskampf.
Denn Deine Art ist Freude, Jugend, Sonnenschein
Und heilt das Heimweh nach der alten, guten Zeit.

Und wie uns selber sei auch Dir Dein Lebenswerk
Ein Born der Wonne, seligster Erinnerung!
Hochstämmig reckt Dein Lebensbaum die Krone aus
Gleich einem trauten, hundertjährigen Lindenbaum.
Durch seinen Wipfel geht der linde Sommerwind,
Die Vöglein spielen drin und wundersüßer Duft
Strömt aus den Zweigen, daß das ganze Tal ihn spürt.
Eratme tief den zaubrisch holden Märchenhauch
Noch viele Jahre lang, geliebter Meister Du!
Und freu' Dich Deiner Welt in goldner Abendruh'!
In Ewigkeit füllt dieser süße Ruch den Raum.
Da weiß die Welt: die Linde war ein deutscher Baum!

Otto Michaeli.

Willmann und Görres / Von Theodor Czermak

Außer seinem großen Meister Hans Thoma, in dessen Namen das vorliegende Heft eröffnet wird, huldigt der „Eichendorff-Bund“ auch einem andern berühmten Mitglied, dem Pädagogen Otto Willmann, zur Vollendung des 80. Lebensjahrs. Den folgenden Aufsatz entnehmen wir der jüngst bei Herder in Freiburg von Wenzel Pohl herausgegebenen Festschrift „Beiträge zur Philosophia und Paedagogia Perennis“. Trotz seines katholischen Standpunktes dürften seine Ausführungen auch im evangelischen Deutschland Beachtung finden. Was uns alle einigt, das ist die heiße romantische Liebe zum angestammten Volkstum und allen seinen wahrhaften Vertretern von Thoma bis Willmann. Der Wächter.

Willmann[1]) zitiert gelegentlich zwei Äußerungen Euckens über die Zeitgemäßheit der Denkweise des hl. Augustinus. „Augustinus“, sagt Eucken[2]), „ist der christliche Philosoph vor allen andern, insofern er den christlichen Grundgedanken von dem Eingehen des Ewigen in die Geschichte, der Vernunft in die Erscheinung auf wissenschaftlichem Gebiete mit aller Kraft vertreten hat.“ „Dringen wir über die äußere Einkleidung zum Kern der Gedanken durch, so sind seine Probleme unmittelbar Probleme der Gegenwart, mehr als die irgend eines älteren, ja vielleicht mehr als die irgend eines neueren Denkers, Kant, Hegel und Schopenhauer nicht ausgenommen“[3]). Treffend fügt Willmann bei: „Dann ist aber jener Grundgedanke *das der Gegenwart eigenste Problem, und es zur läuternden Wirkung auf die Gegenwart zu bringen, ist die in die Zukunft hineinreichende Aufgabe, welche der Augustinus nachgehenden Spekulation noch harrt.*“ Von echt augustinischem Geiste getragene Mitarbeit an der Verwirklichung dieser großen Aufgabe ist es, die beide sonst so verschieden geartete Männer, Görres und Willmann, in so innige Beziehung zueinander setzt, daß jede Würdigung des einen, die das Lebenswerk des andern außer acht ließe, notwendig unvollständig bliebe.

Gerade kraft seines Verständnisses „für das Eingehen des Ewigen in die Geschichte“ hat Augustinus, vor allem in seinem großartigen Werke vom Gottesreiche, gleichsam das Programm jener einheitlichen, vom Geiste des Christentums durchwalteten Gestaltung aller Gebiete der Gesellschaft und des Geisteslebens aufgestellt, dessen Durchführung mit so viel Geist und Energie versucht zu haben den Ruhm des christlich-germanischen Mittelalters bildet. In demselben Werke weist aber Augustinus auch auf die Hauptursache hin, welche dem heidnischen Altertum die Ausführung einer ähnlichen Aufgabe unmöglich machen mußte. Es ist jene Ideenverwirrung, jenes Fehlen einer allen gemeinsamen, feststehenden, allgemein anerkannten Welt- und Lebensanschauung, das wie nichts anderes dem Gegensatze des Gottesreiches, dem „Babylon“ dieser Welt charakteristisch ist. „Has et alias paene innumerabiles dissensiones philosophorum quis unquam populus, quis senatus, quae potestas vel dignitas publica impiae civitatis diiudicandas et alias probandas ac recipiendas, alias improbandas repudiandasque curavit, ac non passim sine ullo iudicio confuseque habuit in gremio suo tot controversias hominum dissentientium, non de agris et domibus vel quacumque pecuniaria ratione, sed de his rebus, *quibus aut misere vivitur aut beate*? Ubi etsi aliqua vera dicebantur, eadem licentia dicebantur et falsa, prorsus ut non frustra talis civitas mysticum vocabulum Babylonis acceperit“[4]). Eine gleiche Auflösung war das Endresultat der Zersetzung des stolzen, von Augustinus vorausgeschauten Baues der christlichen Kultur- und Gesellschaftsordnung an der Wende des 18. und 19. Jahrhunderts. Auffallend häufig kommt Görres auf diese „Ideenverwirrung, die die unsterblichen Götter über uns verhängt, weil wir uns von ihnen losgesagt“[5]), auf dieses „Babel toter und lebendiger Sprachen“[6]), „wo niemand mehr den andern zu verstehen scheint“[7]), zurück. Daher die Geistlosigkeit und Zerrissen-

heit auf allen Gebieten des Lebens und der Wissenschaft, daher zumeist „die moralischen und gesellschaftlichen Übel der Zeit“[8]), daher die Unmöglichkeit auch nur einer Verständigung über dieselben, da gegen jene „Prinziplosigkeit“ sich weder „ein nachdrücklicher Krieg führen“, noch „ein gedeihlicher Frieden“ mit ihr abschließen läßt[9]). Görres spricht in diesem Sinne geradezu von einer „großen allgemeinen Völkerwanderung der Begriffe“, in der „eine alte Welt untergeht und eine neue sich gebärt“, und sieht nur in einem „neuen höheren Mittelalter“, welches in dieses „Getümmel“ wieder Ordnung, Geist und Einheit bringt, Heil[10]). — Willmann hat auf dem Gebiete der herrschenden Ideen und philosophischen Systeme im ganzen noch die gleiche, nur in ihrer Auswirkung noch weiter fortgeschrittene Anarchie vorgefunden. „Ein stets wechselndes Gesicht der Philosophie“[11]), „Zersplitterung, Entgeistung und Entleerung der Wissenschaft“[12]), die darum „den großen Aufgaben des Lebens ratlos gegenübersteht“[13]), und als weitere Folge dieses Mangels an Klarheit und Sicherheit „de rebus, quibus misere vivitur aut beate“ die gleiche „Atomisierung“[14]) der menschlichen Gesellschaft.

Die Überwindung dieser Ideenverwirrung auf dem Gebiete der Welt- und Lebensanschauung, die Wiedergewinnung fester, unerschütterlicher Fundamente für Gesellschaft und Wissenschaft war das Ziel, das Görres und Willmann bei ihrer Lebensarbeit in gleicher Weise vor Augen schwebte.

Es war in erster Linie das Abbrechen der historischen Kontinuität, das hochmütig-verzagte Übersehen der sozialen, und ebendarum zumal *historischen* Bedingtheit des menschlichen Individuums gewesen, das die Auflösung des einheitlichen mittelalterlichen Weltanschauungs- und Lebensgebäudes, die Säkularisierung und Vereinzelung der verschiedenen Gebiete menschlicher Betätigung und in weiterer Folge jene Lebens- und Ideenanarchie herbeigeführt hatte, der „höchstens durch einen durchgreifenden absoluten Despotismus“[15]) notdürftig begegnet werden konnte.

Begreiflich darum, daß gerade *historische* Besinnung zur Umkehr führte, und „die idealen Prinzipien wirkungsvoller rehabilitierte“[16]), als es bloße spekulative Bemühungen vermocht hätten. Nirgend mehr als in Deutschland, wo infolge des deutschen Interesses für die Lösung gerade der tiefsten und höchsten Probleme[17]) und des deutschen Sinnes für Einheitlichkeit der Lebens- und Ideengestaltung, die gerade dort bis in ihre äußersten Konsequenzen entwickelte Gedankenanarchie und politische und kulturelle Zersplitterung am schmerzlichsten empfunden werden mußte, und nur der Blick in die Vergangenheit Trost gewähren konnte.

„Die markigste Persönlichkeit aber“, sagt Willmann in seiner Übersicht über die Zeit, die jene Gesichtspunkte im deutschen Geistesleben zuerst zu kraftvollem Durchbruch brachte, „welche alle Elemente jener Zeit charaktervoll in sich verarbeitet und in Leben und Wissenschaft ausgewirkt hat, ist Joseph Görres“[18]). Wie kein anderer war darum gerade Görres berufen, „den christlichen Grundgedanken von dem Eingehen des Ewigen in die Geschichte, der Vernunft in die Erscheinung, mit andern Worten ein tieferes Verständnis der Vergangenheit, „zur läuternden Wirkung auf die Gegenwart zu bringen“[19]), die herrschende Ideenanarchie ganz im Geiste der Zeit auf dem Wege tieferen Eindringens *in die Geschichte* zu überwinden.

Mit einer seltenen Weite und Universalität des Geistes umfaßte dabei Görres' Blick sämtliche drei großen Gebiete des Geisteslebens, die gemeinsam an jenem Grundübel krankten, das der Wissenschaft, das der Kunst und das des gesellschaftlichen Lebens. Ein Programm der Erneuerung aller dieser Gebiete aufzustellen, mitten aus der herrschenden Verwirrung heraus durch einen tiefen Blick in die Vergangenheit ihre leitenden Ideen wiederzufinden und sie seiner Zeit wieder annehmbar zu machen, war das großartige Bestreben seines Lebens. In echt deutscher Gründlichkeit und Entschiedenheit faßte aber

Görres seine Aufgabe von derjenigen Seite an, wo sie am schwierigsten, freilich auch endgültig und in ihrem tiefsten Grunde, zu lösen war.

Darum ging er in der Geschichte mit Vorliebe auf die Urzeit zurück[20]), in welcher die großen Probleme noch typischer und unvermischter zutage traten; darum ging auch in der historischen Zeit sein Blick vor allem auf jene Vorgänge und Probleme, die den tiefsten Kern aller Geschichte bilden, auf die kirchenpolitischen, die religionsgeschichtlichen Fragen, auf die Geschichte der Heiligen und ihr Gegenspiel in der Mystik.

Ob auch unvollendet und unausgebaut, und trotz aller ihrer Mängel bilden darum Görres' Arbeiten, etwa seine Aufsätze: „Teutschlands Fall und die Bedingungen seiner Wiedergeburt", „Der Fall der Religion und ihre Wiedergeburt", seine naturwissenschaftlichen Schriften, seine Studien auf dem Gebiete der altdeutschen und der altpersischen Literatur, seine Mythengeschichte der asiatischen Welt, seine politischen Schriften mit ihren großartigen historischen Übersichten und Ausblicken, seine verschiedenen Vorreden, sein Athanasius und seine Triarier, seine Mystik, seine großangelegte, allerdings nur in Bruchstücken zur Ausführung gekommene Geschichte der Urzeit, alles eher denn bloße zusammenhanglose, im ganzen unfruchtbare Trümmer. Ob es ihnen auch nicht vergönnt war, das neue Reich aufzubauen, so weisen sie doch zu demselben in monumentaler Ausführung den Weg.

Die Geschichte ist für Görres kein bloßes Gewesenes. „Alles wird ihm lebendig und gestaltet sich organisch und schließt sein tiefstes Leben auf vor seinem Blick": er sieht das Ewige, das Bleibende[21]), das Lebendige in der Geschichte, jene ewigen unsterblichen Ideen, die der Zeit verloren gegangen waren und die sein hellsehender Blick in der Vergangenheit wiederfindet, um die Zukunft, soll diese ihre Aufgabe besser erfüllen als die Gegenwart, auf sie hinzuweisen: Gott, eine ewig gleichbleibende Wahrheit, ewige Gesetze, die unbedingt verpflichten, deren Beobachtung unbedingt zum Heile, deren Hintansetzung unbedingt zum Verderben ausschlägt, göttliche Gedanken, die allem menschlichen Widerstreben zum Trotze zur Wirklichkeit werden, Gottes Langmut und Gerechtigkeit, und Weisheit und Erbarmen, nirgends offenbarer als in Christus und im Christentum, und da das Christentum, wie er wiederum in der Geschichte lebendig schaut, eben in der Kirche lebt, in der Kirche.

„Nicht das Christentum bedarf der Philosophie", sagt Görres[22]) einmal, „sondern umgekehrt diese kann sich nicht ohne jenes vollenden." „Religion ist die Sonne im Geistigen, Wissenschaft wie Erde, der Mond wie Kunst"[23]). Wie die Erde aus der Sonne ihr ganzes Licht und Leben schöpft, so bildet auch für die Wissenschaft die Religion — es haben aber „alle Kirchen in Gottes Reiche", im Christentum, „ihre Metropole"[24]) — die Licht- und Lebensquelle, das Zentrum, den Ausgangs-, den Gipfel- und „Kulminationspunkt"[25]). Ohne lebendiges Christentum gibt es zumal kein volles Verständnis der Geschichte. „Wie die ewige Ordnung der Vorsehung sich überall siegreich bewährt hat", hat sie ja „nachzuweisen und auszusprechen"[26]). Und auch auf dem Gebiete der Geschichte wird es ja „nur dann gelingen, ein System von Tatsachen in sich zu ordnen und zu befestigen, wenn man die rechte Wahrheit ausgefunden und nun sie an ihre rechte Stelle in den Schwerpunkt aller Massen hinstellend, diese im Gesetze des Gleichgewichtes an sie knüpft und alle Gegensätze an ihr sich ausgleichen läßt"[27]). Diese Grundwahrheit aber, dieses tiefste Gesetz der Weltgeschichte läßt uns nicht die bloße Vernunft, sondern nur die Offenbarung erkennen. In der Bibel liegt darum der Schlüssel zum Verständnis der Geschichte[28]). Da aber die Kirche den Schlüssel zum Verständnis der Bibel führt[29]), im Grunde bei der Kirche.

Die Religion ist „das Tiefste und Innerlichste in der Geschichte", „erfaßt die Geschichte in ihrer äußersten Ausbreitung", in ihrem Anfange und in ihrem Ende[30]). Daß

„indem sich Gott in der Geschichte verherrlicht, ihr sein Reich zukomme", ist der letzte Zweck ihres ganzen Verlaufes[31]). Das Christentum ist so „als goldener Faden durch den ganzen Verlauf der Geschichte hindurchgesponnen"[32]). Wie den Mittelpunkt und Schlüssel der ganzen Religion, so bildet die Menschwerdung des Wortes auch für die Geschichte den Licht- und Angelpunkt[33]). „Grabet tiefer", ruft darum Görres den Vertretern der Geschichte zu, „und ihr werdet überall auf katholischen Boden stoßen"[34]). In der allmählichen immer fortschreitenden Loslösung der verschiedenen Lebens- und Wissensgebiete von diesem Boden, der „Zerreißung" dessen, „was die Natur bloß teilen wollte"[35]), der „Säkularisierung" aller Wissenschaft, des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens[36]), erblickt er das Grundübel der Neuzeit, die Grundquelle ihrer Auflösung, Sklaverei und Wandelbarkeit; in der Wiedervereinigung der menschlichen Gesellschaft und Wissenschaft auf diesem Grunde, vermittelt durch die Philosophie, die die Aufgabe hat, „die tausend Wissenschaften zu vereinen, um sie zu einer höheren geistigen Mitte und durch sie zur Religion zurückzuführen . . . sie zu lehren, in allem Gott zu finden"[37]), die Aufgabe der Zukunft, zumal des deutschen Volkes[38]). Und wie er selber, seiner Zeit weit vorauseilend, es in genialem Schauen gefunden, so hofft er auch von den Generationen der Zukunft, daß „indem sie die Geschichte der früheren Perioden überschauen, sie sich überzeugen werden, daß das Heil der Geschichte nur in Gott" — nicht in einem neuen Messias, sondern in der Erneuerung der alten Kirche — „gefunden werden möge"[39]).

So großartig freilich die Grundzüge der idealen, um Gott, Christus und die Kirche geordneten, tief in der Geschichte verankerten Weltanschauung sind, die Görres aufgestellt, von denen aus er vielfach gerade die tiefsten entscheidensten Probleme der Weltgeschichte ins Licht gestellt und selber machtvoll in seine Zeit eingegriffen hat, eines blieb ihm versagt, er hat, so reich und tiefeindringend die Gedankenblitze sind, die in allen seinen Werken verstreut liegen, nirgends ein eigentliches, streng wissenschaftlich ausgebautes System seiner Anschauungen bieten können. Dafür war die Zeit noch nicht gekommen. Bei aller Klarheit, Tiefe und Richtigkeit der Grundanschauungen fehlte Görres ein ausgebautes philosophisches System, das die Grundbedingung dafür bildet. Dieses nicht etwa aus sich selber heraus neu zu entwickeln, sondern auf demselben historischen Wege, auf dem Görres nach und nach zu seinen Resultaten gelangt war, wiederzufinden, war, wie Willmann in dem letzten Abschnitte seiner Geschichte des Idealismus[40]) so anziehend nachweist, die Aufgabe der kommenden Periode, zumal Otto Willmanns selbst.

Daß er, ebenso wie Görres, ganz im Geiste seiner Zeit, aber doch wieder sie machtvoll überragend, „mehr als irgend ein anderer Philosoph die Philosophie wieder neu an der ganzen Geschichte ihres Ganges durch die Jahrtausende orientiert hat", dabei aber wieder „mehr als ein anderer Philosophiehistoriker die Geschichte der Philosophie mit selbständigem selbstschöpferischem Geist durchdrungen und als etwas durchaus Lebendiges, nicht Abgestorbenes dargestellt hat"[41]), darein verlegt Kralik mit Recht seine Bedeutung. Es ist auf den ersten Blick einleuchtend, wie sehr die Durchführung einer solchen Aufgabe im Geiste Augustins und im Geiste Görres' liegt.

Wie einst Görres bei der Betrachtung zunächst der gesellschaftlichen, so erkannte Willmann bei der Betrachtung zunächst der wissenschaftlichen Zustände seiner Zeit, wie sehr „der jahrhundertelange Mißbrauch ihrer Selbstbewegung eine Vertiefung in die große Vergangenheit als Remedur verlangte"[42]), wie wenig ohne sie „der Spekulation die Kraft anwachsen konnte" zu Weisheit und Christentum zurückzufinden. Und billigend, ja dessen Forderung nur noch stärker betonend, führt Willmann Karl Werners Wort von „den theologischen Fundamenten für eine tiefste Begründung alles weltlichen Erkennens und Wissens"[43]) an, und fordert ganz im Sinne

Görres' gerade d e r e n historische Wiedergewinnung als erste und tiefste Vorbedingung für die Beseitigung der herrschenden Ideenanarchie.

War es aber bei Görres mehr ein einzigdastehender Idealismus der Gesinnung, der ihn, seiner Zeit weit vorauseilend, in allmählichem inneren Ausreifen deren Irrtümer überwinden ließ, war es bei Willmann, ganz der Sonderart seiner Zeit angemessen, mehr eine „einzigdastehende wissenschaftliche Hingabe an die objektiven Forschungsresultate"[44]), die ihn nicht eher innehalten ließ, bis er in gleichem langsamem innern Ausreifen bei dem Idealismus der christlichen Philosophie eines Thomas von Aquin anlangte[45]).

Im Grunde war es aber doch der gleiche Weg, den Görres gegangen war. Auch Willmann gräbt, zunächst in seinem Fachgebiete, der Pädagogik, dann aber, da das tiefere Eindringen in dieselbe von selbst auf die philosophischen Grundlagen aller Wissenschaft führt, auch da immer tiefer, bis er zuletzt auf katholischen Boden stößt, und da er nichts, was der Weisheit konform ist, in vorgefaßter Meinung verwirft"[46]), gerade im strengsten Anschluß an die Weisheit der Kirche zuletzt findet, was er von Anfang an mehr oder minder bewußt gesucht hat. Sowohl eine psychologisch, sozial und historisch voll befriedigende wissenschaftliche Gestaltung der Bildungslehre, als auch eine Philosophie, die, „wie alles, was in der Geschichte groß und bedeutsam ist", ihre „Wurzeln bis in die ersten Anfänge der Weltgeschichte zurückgetrieben hat"[47]), und ununterbrochen fortbestanden hat und fortgewachsen ist, eine philosophia perennis, eine Wahrheit, sich selber stets gleich, auf der wissenschaftlich und sozial fortgebaut werden kann, ohne beständig den Einsturz fürchten zu müssen.

Nur daß bei der größeren Beschränkung des Arbeitsgebietes, der methodischeren, gemesseneren Vorgangsweise, den weiter vorangeschrittenen Vorarbeiten anderer auf dem gleichen Gebiete, der volleren Ausreifung der Zeitverhältnisse, Willmann nicht bloß wie Görres zu den Prinzipien, sondern zu einem Werke wie aus einem Guße, zu einem eigentlichen, mit strenger energischer Logik aufgebauten, einheitlichen Systeme der Geschichte der Philosophie oder mit andern Worten der Philosophie selbst auf historischem Wege gelangt ist, einer Arbeit, die ob ihrer Großzügigkeit, Einheit und Tiefe der Auffassung, ob ihrer markigen poetischen Sprache, ob ihrer charaktervollen Überzeugungskraft „ohne alle Scheu vor Menschen und Meinungen" selbst die Bewunderung Fernstehender gefunden hat[48]), Eigenschaften übrigens, die Görres und Willmann zum guten Teile gemeinsam, und in gleicher Weise in ihrer r e l i g i ö s e n Tiefe begründet sind.

An derselben religiösen Tiefe, die Theologie, Philosophie und Poesie gleichsam in eins vereint und zu einer lebendigen Persönlichkeit gestaltet[49]), liegt es, daß dieselben Partien und Seiten der Geschichte, welche Görres mit Vorliebe und besonderem Erfolge behandelt hat, auch die Glanzpunkte der Lebensarbeit Willmanns bilden. So die Darstellung der Urzeit der Philosophie und ihres Ursprungs aus der Theologie, so die Herausarbeitung der Weisheitselemente des Christentums und der Heiligen Schrift, so die Würdigung eines hl. Augustinus und des christlichen Mittelalters, so die Darlegung des inneren Niederganges und der ständigen Irrwege der Neuzeit trotz allen äußeren Glanzes und aller Entwicklung in die Breite, infolge ihrer Abkehr vom Geiste des Christentums. In derselben religiösen Tiefe beider Männer wurzelt aber auch ihre oft geradezu überraschende theologische Klarheit und Sicherheit, und ihre stete praktische Rücksichtnahme auf die Probleme und Bedürfnisse der lebendigen Gegenwart.

Beide durchwaltet e i n Geist und e i n e Gesinnung, beide sind lebendige, einander organisch ergänzende Zeugen, sowohl für Augustins Wort: „Tanta vis in ideis constituitur, ut nisi his intellectis nemo sapiens esse possit"[50]), als auch für Görres eigenen tiefsinnigen Wahlspruch: „Grabet tiefer und ihr werdet überall auf katholischen Boden

stoßen“; beide sind monumentale Wegweiser und Wegbereiter für die Zukunft, die nur genesen kann, wenn die Zeit aus der Ideenverwirrung, die den tiefsten Grund ihrer Übel bildet, den Weg zur alten, ewigen, einen Wahrheit zurückfindet, auf die allein Gesellschaft, Kunst und Wissenschaft mit Segen bauen, und deren Hüterin und Verkünderin für ewige Zeiten die Kirche ist.

Görres hat vor hundert Jahren, eben an der Schwelle seines vollen Eintritts in das Weisheitsgebäude der Kirche, zwei Schriften von bedeutsamem Inhalt in die Welt geschickt: „Deutschland und die Revolution“ (1819) und „Europa und die Revolution“ (1821). Die Entwicklung der Ereignisse hat ihm wahrlich nicht unrecht gegeben, und zumal was in den letzten Jahren sich vor unsern Augen abgespielt hat, ist wohl geeignet, seinen Mahnungen Nachdruck zu geben. Deutschland und die Revolution, Europa und die Revolution! Ideenanarchie und Prinzipienlosigkeit und gesellschaftliche Umwälzung, sie gehören zusammen, die eine ruft notwendig die andere. Solcher Umwälzung gegenüber ist nichts notwendiger als die Wiederanerkennung jener uralten und doch wieder stets neuen Ideen, deren Verkünder inmitten beginnender ähnlicher Auflösung schon ein Augustinus gewesen ist. Wahrheit und wahre Freiheit, historische Kontinuität und steter, aber gesunder Fortschritt, wie er stets das Zeichen des Lebens war, sind bei ihnen gleich wohl geborgen. Sind die Quellen der Völker versiegt, die einstens die Erneuerung Europas ermöglicht haben, diese Quellen der Erneuerung versiegen nie[51]). Sie versagen auch nie ihren Segen. Gegenüber den so drängenden Bedürfnissen und Nöten der Gegenwart die deutsche und durch sie die ganze europäische Gesellschaft auf dieselben so kraft- und wirkungsvoll hingewiesen zu haben[52]), wird stets Görres und Willmann zum Ruhme gereichen.

---

[1]) Geschichte des Idealismus II, § 61, S. 241. — [2]) Geschichte der philos. Terminologie 61. — [3]) Die Lebensanschauungen der großen Denker (1898) 291. — [4]) De civ. Dei 18, 41. — [5]) Ges. Schriften VI, 111. — [6]) Ges. Briefe III, 379, S. 408. — [7]) Deutschland und die Revolution 98. — [8]) Ebd. 8. — [9]) Ges. Briefe III, 375, S. 401. — [10]) Ges. Schriften V, 131. — [11]) Gesch. des Idealismus III, § 122, 1, 915. — [12]) Ebd. 6, 931. [13]) Ebd. 4, 927. — [14]) Ebd. § 123, 2, 943. — [15]) M. Diepenbrock, Heinrich Susos Leben und Schriften[4] (Regensburg 1884, Einleitung von Görres, 30 f. — [16]) Gesch. des Idealismus III, § 113, 1, 682. — [17]) Europa und die Revolution 207 f., 309 ff. u. ö. — [18]) Gesch. des Idealismus III, § 113, 4, 692. — [19]) Vgl. Willmann, Gesch. des Idealismus II 241. — [20]) „Alles, was in der Geschichte groß und bedeutsam gewesen, hat seine Wurzeln bis in die ersten Anfänge der Weltgeschichte zurückgetrieben . . . . Und nur dies besteht auf die Dauer“ (Über Grundlage, Gliederung und Zeitenfolge der Weltgeschichte 121). — [21]) Diepenbrock an Görres, in Görres, Ges. Briefe III, 353, S. 359. — [22]) C. Lechleitner, Vom Ursprung und letzten Zweck aller Dinge (Regensburg 1839), Vorwort, letzte Seite. — [23]) Ges. Schriften V 133. — [24]) Über Grundlage usf. 63. — [25]) Glauben und Wissen 145. — [26]) Über Grundlage usf. 117. — [27]) Ebd. 53. — [28]) Ebd. 52. — [29]) Die Triarier (Regensburg 1838) 69. — [30]) Enzyklopädie und Methodologie des akadem. Studiums 124 f. — [31]) Ebd. 136. — [32]) Über Grundlage usf. 116. — [33]) Vgl. J. Sepp, Leben Christi (Regensburg 1845), Einl. u. a. — [34]) Bei Willmann, Aus der Werkstatt der Philosophia perennis 44. — [35]) Über Grundlage usf. 107. — [36]) H. Susos Leben und Schriften, Einl. S. 73, S. 31 ff. u. ö. — [37]) Glauben und Wissen 38. — [38]) Ges. Schriften I 167 ff. — [39]) Enzyklopädie usf. 181 ff. — [40]) III, §§ 119—123. — [41]) Reichspost 21. Jahrg. (1914), Nr. 190. — [42]) Gesch. des Idealismus III, § 120, 2, 867. — [43]) Ebd. 866. — [44]) R. v. Kralik in der Reichspost 1914, Nr. 190. — [45]) Vgl. Willmann, Über Herbart zum Aristotelismus (1917). — [46]) Vgl. Görres, Ges. Schriften I 186. — [47]) Vgl. S. 134 A. 2 (20). — [48]) Vgl. Eucken in der Allgem. Zeitung 1898, Nr. 204 (Reichspost 1914, Nr. 190). — [49]) Diepenbrock an J. Görres (Ges. Briefe III, 353, S. 359). — [50]) Lib. 83 quaestionum, q. 46. — [51]) Vgl. Deutschland und die Revolution 205 ff. — [52]) Vgl. Gesch. des Idealismus III, § 123, 6, 957 ff.

Das Tagebuch der Natur / Von Hans von Hammerstein

Der Odem des Menschen wirkt tötlich auf seinesgleichen.
Die Städte sind der Abgrund des menschlichen Geschlechts . . . .
und stets ist es das Land, von dem die Verjüngung ausgeht. Rousseau „Emil."

1.

Den andern meine Werke. Dir mein Ich,
wie es versenkt in Blumenstille blüht,
heimlich ein Born in sich verworren rauscht,
sinnend ein Abend über Fernen glüht.
Du weißt mich tiefer als ich selbst. Belauscht
hast du mein Innres, wenn es Träume sprach.
Gelöst, verwandelt wurdest du in mich.
Und was ich schweige, dein Herz schwingt es nach.

*

2.

Und draußen tobt die Welt ihr Haßgetos.
Die Berge ragen unberührt und still.
Der ernste Wald erfüllt sein grünes Los.
Die Wolken wandern, wie der Wind es will.
Die kleine Blume lächelt arm und bloß.
Gott schafft. Und was er wirkt, ist tief und still.
Ich leg mein Haupt in seinen Schöpferschoß,
werde und laß es werden, wie er will.

*

3.

Menschheit umgärt mich. Dies ist mein Erleben:
Über dem morgenbraunen Gipfelsaum
geschieht in roter Pracht ein Tagerheben.
Ein Abend glüht mich an mit tiefem Traum.
Urwunder, die sich ruhevoll begeben.
Der Zeitstrom donnert, wirbelt Schmutz und Schaum.
Ich sah die Lerche überm Schlachtfeld schweben,
stillselig trillernd im zerkrachten Raum.

*

4.

Die Einsamkeit. Ihr großes Traumaug' ruhte
einst wäldertief auf meinem Kinderspiel.
Davon blieb mir ein dunkler Bann im Blute,
und sie ist aller meiner Wege Ziel.
Aus Lärm und Wirrnis holt mich leis ein Rufen
verwehten Heimatglocken gleich zu ihr.
Norne. Auf meines Pfades letzten Stufen
am dunklen Tor steht sie und öffnet mir.

5.

Du mächtige Allmutter ruhst gewaltig
träumenden Augs, in dem kein Mitleid wohnt.
Deine Kinder zahllos und mannigfaltig
erfüllen dunkle Lose ungeschont.
Sie blühen, ringen, wuchern tausendspaltig,
vergehn in deinem Schoß und sind belohnt.
Und du in Fülle uralt neugestaltig
bist jung und groß mit jedem andern Mond.

*

6.

Schneesonntag. Flimmernd rieseln dicke Flocken.
Keine Ferne, nur lichtgedrängter Raum.
Hütten, die stumpf in weißen Pelzen hocken.
Watte, locker gebauscht auf Zaun und Baum.
Verhüllte Tritte knarren weich und trocken.
Stimmen tappen erstickt im dichten Flaum.
Irgendwoher verwehte Kirchenglocken.
Verhallt und still. Und nichts wie Schnee und Traum.

*

7.

Des Lichts Geburt. Finstere Wolkenschwere
ließ in den Tag verlorne Flocken wehn.
Der Abend hofft, daß sich der Himmel kläre.
Ein gelber Schein umhaucht die kalten Höhn
dem Lächeln gleich, das marmorstarre Trauer
zum erstenmal halb unbewußt erhellt.
Der zage Schein erstirbt. Ein leiser Schauer
geht ahnend durch den Schlaf der weißen Welt.

*

8.

Wolken ahnen den Frühling und erglimmen
sanft. Im Bergpaß lächelt verklärtes Blau
zwischen lawinenschweren, wintergrimmen
Alpenstirnen. Die Wälder dunkeln lau.
Durch hohe Baumkronen wie Orgelstimmen
brausen weiche Lüfte und hauchen Tau.
Erbraunte Äcker duften. Wege schwimmen.
Von kleinen Osterblumen träumt die Au.

9.

Der Schnee ist schwer und blaß von kränklichblauen
Schmutzschatten. Hastig tropft er vor die Tür.
Die Spatzen halten Parlament im lauen
Nachmittag am entlaubten Weinspalier.
West weht heran die fernen Fastenglocken.
Incipit lamentatio. . . . . . Predigt nur!
Luftwärts knallt mit Halloh und Schellenlocken
durch Patsch und Quatsch die Faschingsnarrenfuhr.

*

10.

Und Wolkenweichheit blaugrau überschwimmt
die Weite. Windhauch schwillt in kahlen Bäumen.
Die Nacht ist mondgedämpft. Ein Glanz umglimmt
föhnklare Berge, die den Frühling träumen.
Ein heimlich Wasserwandern ist im Land,
ein Rauschen rund. Der Mühlbach in den Erlen
quecksilberblinkend überquillt den Rand.
Hänge und Wiesen rieseln, prickeln, perlen.

*

11.

Der Morgen schleicht ums Haus im Mondesschatten.
Ein Hahn bemerkt ihn, schüttelt sich und kräht.
Irgendwo atmet's tief aus traumesmatten
Lippen und raunt. Die Diele knistert. Geht
wer vorbei? Mir streift's die schlummersatten
Lider auf und ich lausche. Buntverweht
gaukeln Gesichte wirr zerstückt und gatten
dem Tagen sich, das fahl im Fenster steht.

*

12.

Vierflötig pfeift der Wind auf Giebelkanten.
Die Scheiben klappern und es wankt das Haus.
Durch den Kamin in schrillen Johldiskanten
fahren der Sturmnacht Teufel ein und aus.
Knackende Funken sprühn von halbverbrannten
Scheiten und jäh entfacht sich Flammenbraus.
Es klopft. Es knistert in Tapetenkleistern.
Die Möbel munkeln und die Bilder geistern.

13.

Dichters Katerspaziergang. Eine Krähe.
Ein Feld. Ein Weg. Ein weißer Stein. Ein Bach
mit einem Steg. Ein Strauch. Noch eine Krähe.
Ein Haus. Ein Mann. Ein Hund. Ein Weib hienach.
Ein Baum. Doch keine Blätter. Eine Schranke.
Ein Bahndamm. Kein Zug. Einfall. Doch kein Reim.
Ein Wächterhaus. Ein Reim. Doch kein Gedanke.
Ein Weg. Ein Acker. Eine Krähe. Heim.

*

14.

Der Bäckerlehrling trägt die Fastenbrezel
an einer Stange durch das Dorf. Ein Hund,
ein schwarzer Hund bebrütet Lebensrätsel
mißmutig vor geschlossner Haustür und
schnappert ihm nach. Zwei samtne Bauernwänste
mit Silberknöpfen, Silberketten, blähn
sich wirtshauswärts, wo dicke rotbeglänzte
Gesichter durch verschwitzte Scheiben spähn.

*

15.

Ein schöpferischer Dunst umraucht die Höhn.
Die Gottheit lagert nebelschwül auf Gipfeln.
Durch Täler zeugend peitscht der Regenföhn.
Das hohe Harfen tönt in nackten Wipfeln.
Die schwarzen Wälder dampfen Nässe hin.
Fetter Geruch entströmt ertauten Schollen.
Fühl es und werde. Fühl's und gib dich hin.
Vergeh, verweh im dunklen Schöpferwollen.

*

16.

Ein Amselschlag. Und in den Wolkenschichten
träumt der Abend später und glühender schon.
Schwarze Äcker schwellen aus dämmerlichten
Schneestreifen vor. Ein dumpfer Murmelton
unter blinden Eises vermorschten Decken
quillt und drängt verhalten talab gestuft.
Die jungen Erlen, zart im Goldlicht, strecken
sich harrend des Hauchs, der ihre Knospen ruft.

17.

Dies stille Frühlingswerden unter weicher
Wolkenruh laß in deine Seele ein.
Die Wipfel rund am Berg vertraun in gleicher
Geduld auf ihr Begrünt- und Herrlichsein.
Bäche murmeln vergnügt in überreicher
Tauflut. Ihr trunkner Schwall berauscht den Hain
Und Vögel prüfen ihre Stimmen leise
zum großen Gloria der Osterweise.

*

18.

Im freien Luftraum kahl ein Kuppenschnitt
und starrgebreitet nackte Lärchbaumspitzen.
Silbernes Wolkenlicht dahinter mit
lugendem Frühlingsblau in schmalen Ritzen.
Linnenblanke Schneeberge dämmerweit.
Talüber einer Krähe plumpes Schwimmen.
Und ringsum in der hohen Einsamkeit
das feine Rieseln kleiner Vogelstimmen.

*

19.

Der Frühlingsregen knistert fein in Moos
und Sträucher, und das Junge duftet. Kleine
Schneeglöckchen nicken unterm Perlenfall.
Und was frohlockt die Amsel so mit Schall?
Die alte Buche hat es ihr vertraut,
des jubelt sie vor Lust wie eine Braut:
Es rührt sich rings. Die Knospen brechen los.
Und morgen brennt das erste Grün im Haine.

*

20.

Der Regen rinnt. Der Regen spinnt. Die Fäden
rennen, weben, spinnen die Häuser ein.
Graue Töne rauschen. Die Fäden reden
in einemfort auf alle Dächer ein.
Rinnen schlucken glucksend und spein aus blöden
Blechmäulern Flut in Fließen. Wasser lacht
und plätschert. Grauheit raucht in Weltveröden.
Der Tag zergeht, verinnt, verraucht in Nacht.

21.

Über kahle, rotgraue Buchenforste
Wolkenschwere graumassig hingestürmt.
Der Bussard breiten Fluges steigt vom Horste
und kreist um Kalksteinschroffen bleichgetürmt.
Es lichtet auf, als wollt es blau zerspalten,
und finstert nach. Den Kamm streift Regenstrahl.
Ein zäher Qualm umtrübt die Felsgestalten.
Der Bussard fällt und weht hinab ins Tal.

*

22.

Die Mädchen sollen schön und töricht sein
wie Pfirsichblüten, die der Frost versengt,
wie bunte Vögel, die im Flüsterhain
zwitschern, wenn hoch am Blau der Falke hängt.
Männer, grimm vor Liebe, schleichen und spähn.
Verhängnis wächst wie Wetter blau und still.
O Sonne, Frühling, Sturm und Blütenwehn!
O Glück und Sturz und Leben wie es will!

*

23.

Der Allgeist bäumt sich wolkig ungeheuer
von Lust verfinstert wie ein wildes Tier.
In Wetterbrauen sprüht sein Blicken Feuer.
Aufgrollt erdonnernd seine dumpfe Gier.
Die Erde zittert. Alle Wipfel beugen
sich fliehend hin vor seines Schnaubens Stoß.
Die Wolke stürzt. Urmächte zeugen.
Vom Duft des Werdens raucht der Länder Schoß.

*

24.

Heilige Welt, ich bete dich an. Das Knie
beug ich vor Halmen und verehre sie.
Entblößten Hauptes lausch ich andachtstill,
wenn Götterwehn die Haine regen will.
Der Blumen fromme Schönheit macht mich rein
und gut. Des Berges alten Opferstein
ersteig ich, breite mich, Dir, Sonne, zu.
Durchflute mich, ewiges Licht des Werdens, du!

25.

Köstlich Erwachen! Bäume winderfrischt,
blaue Berglinien, falbes Wolkenwallen
im Fensterrahmen. Welt des Ackers mischt
sich kräftig rührend rings ein buntes Schallen.
Gebell und Krähen, Radgang, Peitschenschlag.
Schimmernd umrauschen Tauben die Gebäude.
Aus Gottes Hand empfang ich goldnen Tag
und gieß ihn voll mit starker Erdenfreude.

*

26.

Unendlich öder Regenhimmel reißt
hart überm Rand der Runde. Vor dem Spalt,
aus dem ein gelbes Abendgluten gleißt,
mit schwarzem Zackensaum ein Fichtenwald.
Und Felsengipfel plötzlich feuergrell
in Schwefellicht und scharfem Schattenschlag
starren ins finstre Wolkentreiben. Schnell
verfliegt der Schein. Im Grau ertrinkt ein Tag.

*

27.

So glockenklar ein Tag nach sturmbewegter
Wetternacht. Wölkchen flattern frisch wie Schnee.
Ihre Schatten wischen auf reingefegter
Gipfelferne und glitzerschwankem See.
Grüne Saatenselde wellt sich im Wehen
silberig auf. Hinflimmert Laubgewühl.
Volk strebt marktwärts. Geschürzte Röcke blähen
sich steif und bunte Tücher wimpeln kühl.

*

28.

Die Sonntagsfrühe sommerwarm gebreitet.
Schnarrend hüpfen Heuschrecken buntbeflügelt
am knistertrocknen Waldsaum. Dunstig weitet
die Landschaft sich zur Ferne blaugehügelt.
Burgen blinken in Wäldern. Flimmerwellen
zittern über des Dorfes klaren, stillen
Häuschen. Die Felder leer. Die quellenhellen
Lüfte voll Lerchenklang und Grillenschrillen.

29.

Bachkonzert. Ein hohes, heiteres Zimmer.
Götter lachen aus weißbestuckter Decke.
Bocksbeinstühle. Brokate. Spiegelflimmer.
Würd'ge Perücken, bunte Seidenfräcke.
Bedachtsam streichen sie, genießen flötend,
wenden die Notenblätter. Silberfein
tönt das Spinett. Barocke Wolken rötend
glüht in den Glastürflügeln Abendschein.

*

30.

Der Totenbrand des Tages glimmt versunken.
Es dunkelt schon die Sterne sacht heran.
Gebirge stehn von tiefem Nachtblau trunken.
Die Fichten schweigen schwarz den Himmel an.
Ein Trauern weht mit weichen Eulenflügeln
und starrt aus Abgrundaugen rätselgroß.
Der letzte Schein verlischt in Abendhügeln.
Auffeufzt der Wald. Nun ruht er regungslos.

*

31.

Sieben Linden standen vor meinem Haus,
sieben sturmfrohe, kronenstolze Linden.
Mein erster Morgenblick vom Bette aus:
ihrer Wipfel Pracht vor Wolken und Winden.
Sah sie im Märzblau kahl, goldgrün entloht
im Maienschein, um Sonnwend Honig triefen
und in den Stahl des Herbstes kupferrot
sich klären aus dem Nebelrauch der Tiefen.

*

32.

Ein Entenflug vor Abendpurpurstreifen.
Feingezeichnete Wipfel tintenbraun,
die kraus in bernsteinfarbne Klarheit greifen.
Über des Waldes schwarzem Fichtenzaun
das frühe Mondhorn, zart ein Silberreifen.
Im Schilfe träumerisch flötet ein Faun.
Ein junger Nymphenleib am Spiegelweiher
enthüllt sich perlenkühl dem Zauberschleier.

33.

Herbstrauch umschleiert kühl die goldne Welt.
Der Mittag sonnt das Gärtchen vor dem Haus.
Zinnober blüht ein Stangenbohnenzelt.
Krautschädel drängen blaues Kohlgekraus.
Wilden Weines hängender Rankentraum
blutet am halbverfallnen Zaungebälk.
Silbergefäde seidig schwingt im Raum.
Ein später Falter taumelt matt und welk.

*

34.

Der Morgen tönt. Brennendem Wolkengehänge
blauen strahlenumsäumte Gipfel zu.
Nebel dampft in waldiger Schluchtenenge.
Ein Rabenschrei zerreißt die laue Ruh.
Der Hirsch im hohen Taugras bis zur Lende
wendet sein Kronenhaupt und wirft es auf.
Die Büchse heb ich sacht. Auf meine Hände
rinnt roter Schein herab am glatten Lauf.

*

35.

Ein blanker Sturmtag. Ockerbraun und rot
die Buchenhöhn im dunkelreinen Blau.
Das alte Bergschloß schroff und kantig droht
umweltet von der länderklaren Schau.
Ein Falkenpaar mit sichelscharfem Flug
spielt vor den Winden, schwebt, verreißt sich kurz,
fällt, fängt sich, steigt und weht am Wolkenzug,
pfeift hintern Wald hinab in jähem Sturz.

*

36.

Nächtiger Berge schwarze Lasten ruhn
dunkelklar. Mit verhängten Fensterscheinen
das Dorf in ungewissem Heimlichtun.
Die Bäume kahl starren finstern Gebeinen
gleich. Der Kirchturm in rätselhafter Helle
bedroht des Himmels bleiche Nebelschicht.
Mond, wie durch eine ölgetränkte Stelle
schwelt als ein milchigtrübes Ampellicht.

37.

In mein verträumtes Schreiten hauchte herben
Geruch ein Buchsbaumheckchen, und ich schaute
fürstliche Parks, die einsam lächelnd sterben.
Beete voll Asternbrand, flechtenumgraute
Urnen, Wege, die welke Blätter färben,
schleiernde Weiherspiegel, laubumbaute
Verschwiegenheit. Was blieb mir spätem Erben?
Ein herber Duft, ein Hauch in meine Laute.

*

38.

Landstraßenflucht. Kahlfeuchte Ebereschen.
Beerenbüschel leuchten korallenrot.
Engendes Grau will rings die Welt verlöschen.
Die Wälder starren nebelhaft und tot.
Wacholderdrosselschrei. Vom Dorf her dreschen
Flegel im Takt das dumpfe Lied vom Brot.
Im Arm die Flinte schreit ich in der Scholle.
Ein Hase flitzt. Ein Knall. Es weht die Wolle.

*

39.

Der Abend sinkt. Vermißt. Wo mag er bleiben?
Die Berge drohn in weißer Finsternis.
Schneewolken immer dunkler schleppen, treiben
über den Grat herein. Ein brauner Riß
klafft hoch im Hang. Sie spähn in dumpfem Bangen
hinauf. Schwül ist die Luft, so nah der Wald.
Fern ein Geroll. Jäh erbleichen die Wangen.
Wie klagend heut die kleine Glocke hallt.

*

40.

Die Uhr tickt Einsamkeit. Die Schränke knistern.
Die leeren Stühle starren geisterhaft.
Die Lampe zuckt. Verschwebte Worte flüstern.
Ein Buch, befragt und hingeworfen, klafft.
Winterwind jagt die Felder ab. Am Fenster
schnaubt sein lechzendes Wolfshaupt dann und wann.
Es tickt, es tropft die Zeit. Die Zeit. Gespenster
versunkner Stunden schweigen dumpf mich an.

41.

Winterfeldstille. Sterne, Sterne oben,
wie Funkenrauch, und große, grünlich funkelnd.
Schneeleuchten ungewiß in Nacht verwoben.
Baumreihen wolkenhaft im Blau verdunkelnd.
Einsame Hütten fern mit ängstlich matten
Lichtern. Hunde, heiser gebellt vom Wachen.
Der Märchenwolf trabt wie ein leiser Schatten,
steht und wittert. Es raucht aus seinem Rachen.

*

42.

Die Engel haben Flügel aus Glitzerschnee.
Die Nacht ist dunkelblau und klar wie Eis.
Verschneiter Wald umschweigt den starren See.
Gebirge flimmern spitz und zuckerweiß.
Die Engel stecken alle Lichter auf
am Weltbaum über Bergen, Wald und See.
Der alte Wanderer blickt versonnen auf
und schreitet weiter. Einsam knarrt der Schnee.

*

43.

Ihr nehmt mir nichts. Ich besitze die Welt.
Sonne und Mond, Morgen- und Abendröten
sind mein, Berg, Wasser, Baum und Feld
mir untertan. Fern, weltfern euren Nöten
walt' ich, bin frei, auf Nichts, auf mich gestellt.
Bleibt mir vom Leib. Oder wollt ihr mich töten?
Flügel breit ich. Sterne betritt mein Fuß.
Götter neigen die Häupter mir zum Gruß.

*

44.

Im alten Lederrock mit grünen Säumen,
den Stock im Arm und meistens ohne Hut,
so geh ich um und mein Beruf ist Träumen,
ist Wandern, Schauen, Träumen. Wer mir gut,
läßt mich mir selber. Ich bin kein Genosse.
Nicht Menschen such ich, Götter und Natur.
Ich gönn euch Ruhm, Kaffeehaus, Gasse, Gosse.
Gönnt mir, dem letzten Dichter, Stille nur.

Beethoven im Gespräch / Eine Auslese von Armin Knab

Unter dem Titel: „Beethoven im Gespräch“ ist in der Österreichischen Bibliothek des Inselverlags ein kleines Bändchen im Format der bekannten Inselbücherei erschienen, das aus den Berichten der verschiedensten Zeitgenossen ein lebendiges Bild der Persönlichkeit Beethovens erstehen läßt. Zusammen mit der guten Briefauswahl des gleichen Verlags bildet das schmucke Bändchen eine winzige Beethovenbücherei, die aber für den Anfang neben Beethovens musikalischen Werken recht wohl genügen mag. Wer einen eingehenden Führer zu des Meisters Werken sucht, findet ihn in Bekkers „Beethoven“ (Schuster u. Löffler-Berlin), dem bedeutendsten Buche, das bisher über Beethoven geschrieben wurde. Dem Inselbändchen entnehmen wir mit freundlicher Bewilligung des Verlags die folgenden bezeichnenden Berichte.

Der Burgschauspieler Anschütz erzählt:

Ich hatte eines Tages ganz in der Nähe Heiligenstadts eine Einsattlung betreten, welche von zwei Hügelreihen gebildet wurde und welche nebst einem Fußsteig nur noch Raum für ein geschwätziges Bächlein gewährte. In Gedanken zwischen Gebüschen und Baumgruppen dahinschlendernd, weckt mich plötzlich ein unerwarteter Anblick. Auf dem Wiesengrunde des Hügelabhangs zwischen Bäumen und dem Bache sehe ich einen Mann gelagert, in etwas ungeordneter Kleidung, den gedankenschweren, geistreichen, wildschönen Kopf in die linke Hand gestützt und den Blick auf ein Notenblatt geheftet, in das er mit der Rechten mystische Runenzüge eingrub, während er in den Zwischenpausen mit den Fingern trommelte.

„Ah, Beethoven!“ rief ich in Gedanken aus.

Ich hatte ihn eine Weile mit dem höchsten Interesse beobachtet und wollte mich soeben, um ihn in seinen Künstlerträumen nicht zu stören, nach der Richtung, woher ich gekommen war, wieder zurückziehen, als er plötzlich das Haupt erhob und unsere Blicke sich begegneten. Ich grüßte ihn, was er kurz erwiderte.

Unwillkürlich gefesselt, trat ich näher und entschuldigte mich, daß ich ihn gestört hätte.

„Der Weg ist für jedermann.“

„Darf ich wissen, was da gerade im Entstehen ist?“

„Dummes Zeug! Ein Orchesterstück, das ich hier aufführen will, um die Gelsen und Ameisen zu vertreiben.“

Hiermit war die Unterhaltung aus. Er starrte in das Notenblatt, trommelte, schrieb und vergaß ganz und gar auf den Nachbar.

Endlich entfernte ich mich leise, und er war so verloren, daß er es nicht bemerkte.

*

Der Maler August von Klöber berichtet:

Bei meinen Spaziergängen in Mödling begegnete mir Beethoven mehrere Male, und es war höchst interessant, wie er, ein Notenblatt und einen Stummel von Bleistift in der Hand, öfters wie lauschend stehen blieb, auf und nieder sah und dann auf das Blatt Noten verzeichnete. Dont hatte mir gesagt, daß, wenn ich ihm so begegnen würde, ich ihn nie anreden oder bemerken sollte, weil er dann verlegen oder gar unangenehm würde. Das eine Mal, als ich gerade eine Waldpartie aufnahm, sah ich ihn mir gegenüber eine Anhöhe aus dem Hohlwege, der uns trennte, hinaufklettern, den großkrempigen grauen Filzhut unter den Arm gedrückt; oben angelangt, warf er sich unter einen Kieferbaum langhin und schaute lange in den Himmel hinein.

*

Julius Benedikt (ein Schüler Webers) teilt mit:

Als ich Beethoven zuerst in Baden sah, sein weißes Haar, welches über die mächtigen Schultern herabwallte — wie er zuweilen seine Augenbrauen zusammenzog, wenn ihn irgend etwas bewegte, zuweilen in ein gewaltsames Gelächter ausbrach — da wurde ich berührt, als ob König Lear oder einer der alten gälischen Barden vor mir stünde.

Aus Aufzeichnungen Karl Czernys:

Beethoven erzählte mir einst, daß er als Knabe nachlässig und nicht besonders angehalten gewesen und daß seine musikalische Erziehung sehr schlecht gewesen sei. „Doch“, fuhr er fort, „ich hatte Talent zur Musik“. Es war rührend, ihn diese Worte ernstlich aussprechen zu hören, als wenn das kein anderer vorher gewußt hätte. Bei einer anderen Gelegenheit kam die Unterhaltung auf den Ruhm, den sein Name in der Welt erlangt hatte. „Ach, Unsinn!“ sagte er, „ich habe niemals daran gedacht, für den Ruf und die Ehre zu schreiben. Was ich auf dem Herzen habe, muß heraus, und darum schreibe ich.“

*

Beethoven zu dem Musiker Schloesser:

Ich trage meine Gedanken lange, oft sehr lange mit mir herum, ehe ich sie niederschreibe. Dabei bleibt mir mein Gedächtnis so treu, daß ich sicher bin, ein Thema, das ich einmal erfaßt habe, selbst nach Jahren nicht zu vergessen. Ich verändere manches, verwerfe und versuche aufs neue so lange, bis ich damit zufrieden bin; dann aber beginnt in meinem Kopfe die Verarbeitung in die Breite, in die Enge, Höhe und Tiefe, und da ich mir bewußt bin, was ich will, so verläßt mich die zugrundeliegende Idee niemals, sie steigt, sie wächst empor, ich sehe und höre das Bild in seiner ganzen Ausdehnung wie in einem Gusse vor meinem Geiste stehen, und es bleibt mir nur die Arbeit des Niederschreibens, die rasch vonstatten geht, je nachdem ich die Zeit erübrige, weil ich zuweilen mehreres zugleich in Arbeit nehme, aber sicher bin, keines mit dem anderen zu verwirren. Sie werden mich fragen, woher ich meine Ideen nehme? Das vermag ich mit Zuverlässigkeit nicht zu sagen; sie kommen ungerufen, mittelbar, unmittelbar, ich könnte sie mit Händen greifen, in der freien Natur, im Walde, auf Spaziergängen, in der Stille der Nacht, am frühen Morgen, angeregt durch Stimmungen, die sich bei dem Dichter in Worte, bei mir in Töne umsetzen, klingen, brausen, stürmen, bis sie endlich in Noten vor mir stehen.

*

Bettina Brentano schreibt an Goethe über Beethoven:

Gestern ging ich mit ihm in einen herrlichen Garten, in voller Blüte, alle Treibhäuser offen, der Duft war betäubend; Beethoven blieb in der drückenden Sommerhitze stehen und sagte: „Goethes Gedichte behaupten nicht allein durch den Inhalt, auch durch den Rhythmus eine große Gewalt über mich; ich werde gestimmt und aufgeregt zum Komponieren durch diese Sprache, die wie durch Geister zu höherer Ordnung sich aufbaut und das Geheimnis der Harmonien schon in sich trägt. Da muß ich denn von dem Brennpunkt der Begeisterung die Melodie nach allen Seiten hin ausladen, ich verfolge sie, hole sie mit Leidenschaft wieder ein, ich sehe sie dahinfliehen, in der Masse verschiedener Aufregungen verschwinden, bald erfasse ich sie mit erneuter Leidenschaft, ich kann mich nicht von ihr trennen, ich muß mit raschem Entzücken in allen Modulationen sie vervielfältigen, und im letzten Augenblick, da triumphiere ich über den ersten musikalischen Gedanken. — Melodie ist das sinnliche Leben der Poesie. Wird nicht der geistige Inhalt eines Gedichts zum sinnlichen Gefühl durch die Melodie? — Empfindet man nicht in dem Lied der Mignon ihre ganze sinnliche Stimmung durch die Melodie? und erregt diese Empfindung nicht wieder zu neuen Erzeugungen? —“

*

Anton Schindler, Beethovens treuer Freund, erzählt:

Gegen Ende August (1819) kam ich in Begleitung des in Wien lebenden Musikers Johann Horzalka in des Meisters Wohnhause zu Mödling an. Es war vier Uhr nachmittags. Gleich beim Eintritt vernahmen wir, daß am selben Morgen Beethovens beide Dienerinnen davongegangen seien und daß es nach Mitternacht einen alle Hausbewohner störenden Auftritt gegeben, weil infolge langen Wartens beide eingeschlafen und die

zubereiteten Gerichte ungenießbar geworden. In einem der Wohnzimmer bei verschlossener Türe hörten wir den Meister über der Fuge zum Credo singen, heulen, stampfen. Nachdem wir dieser nahezu schauerlichen Szene lange schon zugehorcht und uns eben entfernen wollten, öffnete sich die Türe, und Beethoven stand vor uns mit verstörten Gesichtszügen, die Beängstigung einflößen konnten. Er sah aus, als habe er soeben einen Kampf auf Tod und Leben mit der ganzen Schar der Kontrapunktisten, seinen immerwährenden Widersachern, bestanden. Seine ersten Äußerungen waren konfuse, als fühle er sich von unserem Besuch unangenehm überrascht. Alsbald kam er auf das Tagesergebnis zu sprechen und äußerte mit merkbarer Fassung: „Saubere Wirtschaft, alles ist davongelaufen, und ich habe seit gestern mittags nichts gegessen." Ich suchte ihn zu besänftigen und half ihm bei der Toilette ... Niemals wohl dürfte ein so großes Kunstwerk unter widerwärtigeren Lebensverhältnissen entstanden sein als diese Missa solemnis.

*

Bettina schreibt an den Fürsten Pückler-Muskau über Beethoven:

Ich trat ein, er saß am Klavier, ich nahte ihm und sagte ihm laut und dicht ins Ohr (denn er war taub): „Ich heiße Brentano". Er lächelte, reichte mir die Hand, ohne aufzustehen, und sagte: „Ich hab eben ein schönes Lied gemacht für Sie". Er sang: „Kennst du das Land?", nicht schmelzend, nicht weich; hart war die Stimme, über Bildung und Gefälligkeit sich hinausschwingend durch den Schrei der Leidenschaft. Er fragte: „Nun, wie gefällt es Ihnen?" Ich nickte; er sang's noch einmal mit dem Feuer, das durchs Bewußtsein, seine Glut mitzuteilen, angeschürt wird; dann sah er mich triumphierend an; er sah, daß meine Wangen und Augen glühten, und sagte naiv: „Aha!" — Nun sang er: „Trocknet nicht, Tränen der ewigen Liebe!" ... Dann schrieb er den Satz mit Ziffern in eine Schreibtafel, die er in der Tasche trug, und ließ sich's gefallen, daß ich ihm währenddem die verwirrten Haare glatt strich; er küßte mir die Hand, und als ich weggehen wollte, ging er mit; unterwegs sagte er: „Musik ist das Klima meiner Seele, da blüht sie und schießt nicht bloß ins Kraut, wie die Gedanken anderer, die sich Komponisten nennen; aber wenige verstehen, welch ein Thron der Leidenschaft jeglicher einzelne Musiksatz ist — und wenige wissen, daß die Leidenschaft selbst der Thron der Musik ist." Und so sprach er, als ob ich sein vertrauter Freund sei von Jahren her.

*

Der Londoner Harfenfabrikant Johann Andreas Stumpff, berichtet:

... Den Tag darauf kam Beethoven zu mir mit umwölkter Stirn, ganz in der Frühe, und beklagte sich ganz bitter in abgerissenen Wörtern über Behandlung seines von schmutzigem Geiz besessenen Bruders, und wie die Seuche des Geizes immer mehr um sich greife, daß es für einen ehrlichen Kerl immer schwerer würde, sich seinen Magen zu füllen.

„Ich muß mich in der unverdorbenen Natur wieder erholen und mein Gemüt wieder rein waschen. Wie steht's heute mit Ihnen? Wollen Sie heute mit mir gehen, meine unwandelbaren Freunde zu besuchen, die grünen Gebüsche und die hochstrebenden Bäume, die grünen Hecken und Schlupfwinkel, von Bächen rauschend? Ja, die Weinstöcke, die von ihren Hügeln der Sonne, die sie befruchtete, nun ihre Trauben zu reifen hinhalten, zu schauen? Ja, mein Freund? Dort ist kein Brotneid, noch Betrug. Kommen Sie — kommen Sie! — Welch ein herrlicher Morgen, er verspricht einen schönen Tag."

Nun ging's in raschen Schritten dem Helenental entgegen, wo der Kaiser selbst mit seinem hohen Hause lustwandelte ...

Hier setzte sich Beethoven auf eine Rasenbank hin.

„Hier, von diesen Naturprodukten umgeben, sitze ich oft, stundenlang, und meine Sinne schwelgen in dem Anblick der empfangenden und gebärenden Kinder der Natur; hier verhüllt mir die majestätische Sonne kein von Menschen gemachtes Dreckdach; der

blaue Himmel ist hier mein sublimes Dach. Wenn ich am Abend den Himmel staunend betrachte und das Heer der ewig in seinen Grenzen sich schwingenden Lichtkörper, Sonnen oder Erden genannt, dann schwingt sich mein Geist über diese so viel Millionen Meilen entfernten Gestirne hin zur Urquelle, aus welcher alles Erschaffene entströmt und aus welcher ewig neue Schöpfungen entströmen werden. Wenn ich dann und wann versuche, meinen aufgeregten Gefühlen in Tönen eine Form zu geben — ach, dann finde ich mich schrecklich getäuscht: ich werfe mein besudeltes Blatt voll Verdruß auf die Erde und fühle mich fest überzeugt, daß kein Erdgeborener je die himmlischen Bilder, die seiner aufgeregten Phantasie in glücklicher Stunde vorschwebten, durch Töne, Farbe oder Meißel darzustellen imstande sein wird."

Indem er also mit Wärme seiner Brust Luft gemacht, erhob er sich rasch vom Sitz und blickte zur Sonne empor.

„Ja, von oben muß es kommen, das, was das Herz treffen soll, sonst sind's nur Noten — Körper ohne Geist — nicht wahr? Was ist Körper ohne Geist? Dreck oder Erde, nicht wahr? Der Geist soll sich aus der Erde erheben, worein auf eine gewisse Zeit der Götter Funke gebannt ist, und ähnlich dem Acker, dem der Landmann köstlichen Samen anvertraut, soll er aufblühen und viele Früchte tragen und also vervielfältigt hinauf zur Quelle emporstreben, aus der er geflossen ist. Denn nur mit beharrlichem Wirken mit den verliehenen Kräften verehrt das Geschöpf den Schöpfer und Erhalter der unendlichen Natur."

Verschüttete Brunnen / (Ein Schweizer Gruß an Deutschland anläßlich des Friedensschlusses.) / Von Alfred Huggenberger

Heilige Brunnen rauschen
Tief in verschüttetem Schacht.
Bebend muß ich lauschen,
Ihr Lied heißt: Nacht! . . .

Licht war unsere Wonne,
Wachsen war unser Brot.
Mitten in Glück und Sonne
Schlug uns die Not.

Heilige Quellen singen
Unter Geröll und Stein.
Keiner kann sie zwingen,
Werden sich selber befrein!

An Hans Thoma / Von J. J. Horschick

Nun bin ich wieder in dem Vaterhaus
Und grüße still die trauten, engen Räume,
Die wie ein frühlingsfroher Blumenstrauß
Versonnen heben sich in meine Träume.
Der Vater steht am Zaun, im Küchenschrank
Da walten reg der Mutter weiße Hände,
Und eifrig zeigt mir auf der Ofenbank
Mein Schwesterchen die alten Bibelbände.

Vererbt von Stamm zu Stamm und treu bewahrt
Von jedem, der zum Erbe sie bekommen,
Sind sie, ein Zeichen unsrer zähen Art,
Auf meinen Vater und auf mich gekommen,
Und wie ich nun betrachte Band um Band,
Da steigt empor ein Berg von Mißgeschicken,
Und starrt mich an, befremdend und bekannt,
Mit grauenvollen, tränenfeuchten Blicken.

Die Kupferspangen, blank wie ein Gewehr,
Nimmt nun die Schwester ab und lächelt milde,
Und leise zieht an uns, erinnerungsschwer,
Ein Schattenreich vorbei mit jedem Bilde:
„Sieh hier die Zahl und jenes matte Wort!“
„Lätare — ist mein junges Weib gestorben.
Rogate — trugen sie mein Knäblein fort,
Und gestern hat der Frost die Saat verdorben.“

Das schrieb ein Mann in seiner großen Not,
Und längst ist er und seine Not vergangen;
Doch seiner magern Äcker schwarzes Brot
Lebt noch in uns und strahlt aus unsern Wangen.
„Ein armer Mann! Den traf das Leben schwer!
Wend um die Seite, laß uns Freude suchen!“
„Am letzten März lag hier das welsche Heer
Und schlug den Wald. Mag es der Herr verfluchen!“

„Wend um, wend um, mein Aug wird trüb und naß!“
Und traurig wendete ich Seit' um Seite.
Da fand ich eine Rose, fahl und blaß,
Und eine Locke in vergilbter Seide.
Und bunt verschnörkelt von gelenk'ger Hand
Aus den Korintherbriefen eine Stelle,
Und unter ihr, schier auf dem engsten Rand:
„Die Liebe ist der Leiden süße Quelle“.

„Auch der enttäuscht? O, welch ein grauses Spiel
Ist doch das Leben! Nun die letzten Blätter“:
„Ich wurde neunzig und vergaß das Ziel.
Komm starker Tod! Und werde mein Erretter!“ —
Vererbt von Stamm zu Stamm und treu bewahrt,
Sind diese Blätter nun auf mich gekommen;
Fürwahr, wir sind von einer zähen Art,
Drum hat uns auch die Welt so mitgenommen.

Mein Leben ist ein unbeschrieben Blatt;
Zwar hat es viele Wunden mir geschlagen,
Doch weil der Baum auch Sprung und Risse hat,
Will ich die meinen stumm und wunschlos tragen,
Vielleicht kann ich am Ende meiner Bahn
In stolzer Seligkeit ein Blatt beschreiben,
Vielleicht, betört von einem lichten Wahn,
Beglückt und frei ins Nichts hinuntertreiben.

Die Schwester stellt die Bände in das Spind
Und lauscht behaglich ihren Distelfinken,
Und ich betrachte, wie im Abendwind
Die letzten Strahlen in den Fenstern blinken.
Und wie wir nun im kleinen Zimmer stehn,
Umhuschen uns die ersten Abendschatten,
Und durch das dumpfe, ernste Wipfelwehn
Zirpt eine Grille in den Obstrabatten.

Waldandacht / Von Alban Stolz

Es erweckt nichts so sehr Andacht in mir, als der Gang im einsamen Wald, und auch nirgends versöhnt sich Naturluft und Gottseligkeit so aufrichtig als hier. Wenn Mittagssonnenschein das Waldesgrün durchdringt, und jeder Baum ein Leuchter ist und jedes Blatt ein Lichtlein, wie grün, wie sonnig, wie warm, wie duftig! Wo ist ein Bau so herrlich, wie ein Gewölb von hohen Baumzweigen und Sonnenschein und Sommerhimmel darüber! Wo sind Arabesken, wie das Laubwerk des Waldes, das anmutig sich bewegt und schwankt von Schatten zu Licht, von Licht zu Schatten! Und wo ist Weihrauch, dieser süße Duft aus Busch und Tal! Und wo ist Musik, wie das leise Wehen des Augustwindes im Geweb von Millionen Blättern und Zweigen und wie das heimliche Rauschen des Waldbaches! In solchem Tempel steht der Mensch so arm und sündig, viel geringer als das letzte welke Laubblatt, das an ihm vorüberweht, es fällt nur ausgelebt vom Zweig, aber er ist so oft durch seine Schuld von Gott abgewelkt und abgefallen. Und doch in diesem Naturtempel drängt sich der religiösen Seele alsbald nach dem Kyrie eleison das Gloria auf, und wenn auch unwürdig, will sie das Lob des Herrn verkünden und sich freuen in seiner Herrlichkeit, wie eine kleine Fliege im Sonnenstrahl webt und sich freut.

Dämmerung / Von Alberta von Puttkamer

Dem schönen 1912 bei Schuster u. Löffler in Berlin erschienenen Essaybuch „Aus meiner Gedankenwelt" entnehmen wir folgendes herbstliches Blatt. Die Dichterin feierte am 5. Mai d. J. ihren 70. Geburtstag, mit ihr der „Eichendorff-Bund", dessen verehrtes Mitglied sie ist. Der Wächter.

Die Dämmerung ist immer ein Abschied des Lichts oder eine Ankunft des Lichts; hinsterbende Sonne oder herannahende Sonne — ein zartes Scheinen zwischen Nacht und Tag — ein reizendes Ringen und doch wieder Ruhen in gedämpften Farben und angedeuteten Linien. Sie ist wie die selige Brücke von Finsternis zum Licht und vom Licht zur Finsternis: das holde Zwischenreich des Träumens und der Betrachtung ..... Und wer die Dämmerung recht versteht, dem wird sie Feines und Großes und auch — Wunder offenbaren und wird sein Leben vielleicht reicher und gestaltungsvoller machen als der leuchtende, gewaltige Tag und die Nacht, die seinem Körper im Schlaf wachsende Kraft und seiner Seele im Traum vergessen von Kampf und Schmerz gibt. Kampfvergessen! Jeder, der im wahren Sinne des Wortes Mensch ist, ist auch ein Kämpfer, und für ihn ist das Wechselspiel der Kräfte in Natur und Welt und in der eigenen Seele: Lebensbedeutung und Lebensbedingung.

Denn wir sollen die Dinge nach den Maßen unseres Könnens meistern und uns die Elemente zum Ausgestalten und Wachsen unseres Ich aus allen Höhen und allen Tiefen, aus allem Guten und auch aus Irrtum und Schmerz, aus Licht und Finsternis und — Dämmerungen nehmen.

Für die aber, die sich tatenlos und gedankenträge aus den Reihen der Kämpfenden stehlen, für die Leben nur genießen und schwelgen oder faule Rast im Alltäglichen, Gewöhnlichen oder gar im Häßlichen und Gemeinen bedeutet, für die sind eben meine ernsten Worte nicht gesprochen .....

Es ist jetzt Herbst, die Zeit der langen Dämmerungen beginnt. Wohl hat jeder Tag seine Dämmerung; ein Frühdämmern, das die verheißende Morgenröte, die den Tag weckt und die Seele zur Tat aufruft, aus Schleiern werden läßt, und ein Abenddämmern, das ein Verebben und Verbluten des Sonnenrots bringt — und beide sind mit ihren feinen wie liebkosenden Lichtvermittlungen gar sinnige und träumerische Zeiten.

Die Sonne entkleidet gleichsam alle Dinge zu klarer Nacktheit und oft erbarmenloser Schärfe; sie entschleiert alles Sein, deutet in Höhen und Tiefen und zeigt alle Maße. Sie enthüllt das Treiben und Ringen irdischer Kräfte und leuchtet wie mit Fackeln in unsere Seele; und weil sie den Kreislauf offenbar macht von Werden und Wachsen und Welken — und uns die Maße und Bedingungen alles Seins zu heller Erkenntnis bringt, fordert sie auch zur Tat auf. Denn in dem gewaltigen Treiben und Reiben werden wir niedergerungen, wenn wir nicht unsere Kraft an den Kräften messen und sie zu meistern suchen .....

Aber der Ringer mit den Gewalten des Daseins wird müde vom Tag — und läßt die Natur leise ihre Schleier fallen auf die verwundenden Schärfen der Tagstunden, von denen gar manche ein Schwert zückte, um unsere Kraft gestählt und aufgerichtet zu halten. Die Nebel der Dämmerung legen sich wie liebkosende Hüllen um die grelle Deutlichkeit der Dinge, die Ecken und Schroffen verschwimmen zu weichen Linien — es steigt die Stunde der Sterne und der Träume auf .....

Es ist, als ob die wachsame Spannung der Seele sich löste in wartende, hoffende Rast, und die Gedanken, die nach fernen Zielen der Arbeit und Tat ruhelos hinstürmten, sammeln sich nun und halten betrachtende Schau in der inneren Welt.

Jeder Tag besitzt eine solche ruhige Gnade der Dämmerung, aber der Herbst ist die wehmütige und herrliche Zeit der langen Dämmerungen .... Es ist nun Oktober,

und der bunte Glast der Farben, der auf welkenden Bäumen und sterbenden Blumen lag und auf den vielfarbigen Garten- und Feldfrüchten, ist zu den Farben der Vergänglichkeit gedämpft, zum Grau der Asche oder zum Braun der Erdkrume .... Und es ist Abend! Drüben auf den Wiesen steigen silberzarte Dünste auf; die dürren, zitternden Glieder der Bäume hängen in Schleiern, und unsäglich feine Flimmerlinien umsäumen ihre Umrisse, daß sie in weicher Zartheit scheinen. — —

Ein Schwarm von Raben fliegt empor; mit der häßlichen Stimme des Hungers schreien sie auf .... Das „nevermore“ aus Allan Poes tragischen Strophen scheinen sie zu rufen. Aber wie sie wehmütig am Waldrand verflattern, legen barmherzige Silbernebel Linien um sie, daß ihr Nachtgefieder wie Taubenschwingen aufleuchtet .... Das ist der feine Pinsel der Dämmerung, der auf der Palette der Natur nur Grau findet, aber es in den reizendsten Tönungen, vom schweren Bleigrau bis zu sternlichten Silberschattierungen mischt.

Eine Ruine zeichnet sich auf der Höhe in die Wolken — tags stehen die Mauern mit scharfen Ecken und stumpfen Spitzen da — häßlich zerbrochen von der Zeit und den Winden — aber die Dämmerung, die schon von ersten Sternen bestickt ist, hängt einen weichen Samt um ihre Linien, und nun könnten sie ein Märchenschloß bedeuten, oder man könnte sich wandelnde Götter dort denken, die nach Walhall schritten .... Die Horen, die den Reigen in solcher Zeit schwingen, sehen uns mit großen, träumerischen Augen an, in denen Märchen und Erinnerungen stehen. — — — Ein letzter, fast hyazinthenblauer Schein, den der scheidende Tag über die Landschaft legt, wird fahl, und nun sind die festen Linien der Dinge alle ins ungewisse verronnen ....

Es ist, als ob die Pulse des Lebens sachter gehen, denn die große Arbeit des Tages hält an. Die wilden Stimmen der Maschinen und Essen schweigen, und es wird eine Stille, in der die heimlichsten Stimmen der Seele klingend werden. Ein Reich tut sich in den Dämmerungsnebeln auf, in dem feinere Umrisse des Geschehens und der Erscheinung erkennbar werden und Gestalten ein strömendes Leben bekommen, die aus dem Vergangenen oder Zukünftigen emporsteigen .... In solchen Stunden schauen und horchen und leben wir mehr nach innen als nach außen. Die stille Betrachtung und der wache Traum treten in ihre Rechte.

Und je mehr die Farben und Formen draußen hinwelken und verrinnen in das Aschengrau alles Endes, desto reicher und verklärter tauchen die Bilder in den sinnenden Gedanken auf .... Strophen, die große Lebensworte enthalten, die irgendeine wehe oder holde Wahrheit sagen, oder die mit einem erlösenden oder anklagenden Wort an den innersten Herznerv rühren, werden mit geisterhaftem Klingen rege .... Gestalten tasten sich in dies Zwischenreich der Dämmerung, die längst gestorben oder — uns gestorben sind. Ein Totentanz der Erinnerungen schwebt durch den wunderzarten Nebel — nein! kein Totentanz: ein Auferstehungsreigen! Denn gestorbene Lust sieht uns mit großen fragenden Augen wieder an, und ein Leuchten junger Seligkeit liegt auf einer, ach, so oft geküßten Stirn ....

Alles Süße, oft Törichte, alles Große, Schaurige, Tiefgeheime, das wir damals lebten, bebt auf in unserm Herzen .... Fröhliche Reigenreime, nach denen wir als Kinder tanzten und spielten, die Märchen der Ahne, in denen alle möglichen und unmöglichen Feen, Götter, Teufel und Zwerge ihr tolles oder feines Wesen führten — das eigene Kinderlachen — das alles klingt silbern aus Fernen an ....

Und wie unermeßlich und unertragbar uns das Leid der Kinderzeit dünkte! Wie die Tränen ein Gift der Stunde wurden, das untilgbar schien, und dessen wir nun so überlegen lächelnd gedenken! ....

Und doch war es damals lastendes Seelenweh, und langsam erst wurden die Flügel unseres Geistes so stark, daß wir uns weit darüber erheben konnten!

Und alles, was wir mit so überschwenglichem Mut und in starker Götterlust gewollt und erstrebt haben, und das meist so menschlich kleine Gestalt gewann, erscheint vor uns; alles, was Absicht und Streben blieb und nie oder nur in Mängeln Ausdruck fand, und von dem des Confucius herbes und grausam wahres Wort gilt: „Zwischen Absicht und Tat ist ein ebenso großer Unterschied wie zwischen gut und böse" . . . .

Und mit geschlossenen Augen, wie schlafwandelnd, tastet sich eine verlorene Liebe, die wir im Übermut töteten, oder die wir im Entsagen töten mußten, aus der Tiefe der Vergessenheit empor, und leise scheinen ihre bleichen Lippen etwas zu fragen. Die Bitternis einer Anklage ist's vielleicht. — — — Und des schwermütigen und doch so lebensberauschten Musset Wort scheint durch die Luft zu zittern: „Qu'as-tu fait du passe? Qu'as-tu fait infidele?"

Aber auch reine köstliche Stunden, Freuden in der Kunst, in der Natur oder mit tiefgeliebten Freunden — Stunden, deren Segen unsterblich weiter wirkt im Jetzt und im Künftigen, werden in der Dämmerstunde lebendig. Aller lebenswerte Inhalt vergangener Tage aufersteht, und ein Klingen und Sagen und Singen wird in der Luft so lockend weich wie Celloakkorde con sordino. —

Doch ist in dem Träumen nicht nur lässiges Sinnen und Berauschung im Schönen, nicht nur wohliges und schauriges Untertauchen in Vergangenheiten, nicht nur ein Rasten der Seele, ein Atemschöpfen des Geistes, der müde gehetzt war von den Tagesforderungen, nein, es ist auch in ihm ein Erstarken für die Taten der Zukunft; denn sinnende Betrachtung zeugt auch eine Sammlung der inneren Kräfte, ein Sichten aller Erfahrung, ein Sondern des Echten vom Unechten, der keimfähigen Körner von leeren Spreuhüllen. —

Wer nur die Dämmerung recht versteht und tief erlebt, dem wird sie wachsender Erntesegen. Wohl ist in ihrer Stimmung das Wehmütige vorherrschend; jene Worte eines mir unbekannten Dichters drücken das fein aus — Worte, in denen die Ohnmacht vibriert, aus zerwehten, vom Sturm des Lebens zerstörten Teilen eines schönen Ganzen, dies Ganze in seiner lebendigen Schönheit wieder zusammenzufassen.

„Der Lenz verging und auch des Sommers Glanz,
Es kommt der Herbst mit seinen rauhen Wettern:
Aus tausend abgewehten Rosenblättern
Machst du nicht eine Rose wieder ganz."

Diese Wehmut, die erkennt, daß einmal Zerrissenes von keinem belebenden Gedanken und keinem noch so heiß beseelten Wunsch wieder zu lebendiger Einheit erlöst werden kann, ruht in der Dämmerungsstimmung. Aber diese Erkenntnis gerade weckt auch feinere Lebensgeister in sich; sie erhöht die Genußfähigkeit und vertieft die Anschauung und Auffassung der Erscheinungswelt, und das ist ihr lebendiger Segen . . . .

Das Verschwimmende, Stimmungsselige, aus zarten Nebeln Lebensgestalt Suchende hat übrigens auch ein erlauchtes Reich in der Kunst.

Jeder Dämmerung und jeder Dämmerungsstimmung haftet etwas vom Chaos an; sie stellt eine Fülle von Erscheinungen oder Gedanken dar, die noch in Schleiern liegen, und die in solcher Umhüllung das Mystische der Deutungsmöglichkeit in sich schließen.

Dem Dichter, ja dem Künstler überhaupt eröffnet die Dämmerung im natürlichen und bildlichen, im realen und idealen Sinne ein Gebiet endloser Wunder. Die große Sehnsucht und die gestaltende Hoffnung walten darin. Und die blaue Blume blüht nirgends höher und in feinerer Gestalt und haucht niemals süßere Würzen aus, als wenn sie aus jenem Boden aufsprießt . . . .

Die Literatur und die Musik sind wohl die beiden Künste, in denen solche Stimmungen des Zwischenreichs am ausdrucksvollsten und doch zartesten sich kundgeben können. Marmor, Ton, Bronze, die Ausdrucksmittel der Bildhauerkunst — Stein, Mörtel, Kalk, Holz, Ziegel usw. als die der Baukunst — Leinwand und Farben als die der Malerei sind zu gegenständlich, ich möchte sagen, zu wenig anschmiegsam in ihrem Wesen, um das Geheimnisvolle und die feinsten Schattierungen von Empfindung und Stimmung so darstellen zu können, wie es der reiche, jeder wechselnden Regung folgende Ton und die noch reichere Sprache vermögen. Die Ausdrucksmittel der Musik und Poesie sind eben an sich schon seelischer als die konkreteren der bildenden Künste.

Es gibt Künstler dieses Zwischenreichs, die der Sehnsucht, die man die Göttin der Dämmerung nennen könnte, hinreißenden Ausdruck gegeben haben; — Künstler, die mit solchen Stimmungen jenen reizenden geistigen Rausch erzeugen, der Verklärungslinien über die Dinge legt . . . .

Ich meine nun nicht etwa, daß solche Künstler immer aus der Traumstimmung heraus schaffen — denn das wäre unerträglich und ungesund — aber sie haben Werke erzeugt, die das Subtilste und unfaßbar Scheinende zum Tönen brachten — in der Musik und in der Sprache . . . .

Solche Dämmerungsstimmungen sind aber nicht etwa Beweise von Zerfahrenheit oder Unklarheit der Gefühle und Gedanken, nein, im Gegenteil: denn nur sehr geistreiche, oft sehr philosophisch beanlagte Naturen sind ihrer und ihres Ausdrucks fähig. In der Musik haben ihr am schönsten und meisten Chopin, Wagner, Schumann, in einigen Symphonien auch Beethoven Ausdruck gegeben; auch Verdi, Mascagni (einmal im Intermezzo lirico), Delibes, Liszt, St. Saens, Grieg, Rubinstein, um nur einige zu nennen; es würde auch zu weit führen, sie alle namhaft zu machen.

Wagner hat dem wogend Ringenden, chaotisch Reichen, mystisch Gedämpften und sehnsüchtig Verschleierten am meisten wohl im Parsifal Ausdruck gegeben. Der Karfreitagszauber, das wundervoll rufende Glockenmotiv, die Sehnsuchtsklage des wunden Amfortas und vieles von dem ahnungsvollen Deuten und Fragen des „reinen Toren" klingt und singt davon. Der ganze Parsifal dünkt mich überhaupt wie eine ringende, bange Frage um Entschleierung des Wunderbaren . . . .

Auch aus der Literatur will ich noch einige der bedeutsamsten Künstler des Helldunkels (wie man sie wohl bezeichnen könnte) an des Lesers Blick vorüberziehen lassen.

Nietzsche und Maeterlinck sind wohl die beiden, die auch in ihrer Begabung und Art zu gestalten, überhaupt das dämmernd Ringende am meisten darstellen; — während andere Dichter, die ich zitieren will, nur in einzelnen Schöpfungen jene reiche, doch verschleierte Stimmung geben. Ich möchte hier noch einmal betonen, daß Dämmerung nicht etwa im Sinne von Zerfahrenheit oder Verschwommenheit aufzufassen ist, sondern in dem höheren Sinne von Lichtübergängen, die das seltsame Zwischenreich deutungsvollen Denkens umfassen, — also gleichsam: Gedanken und Empfindung in Schleiern . . . .

Von den Dichtern, die einzelne schöne Dämmerstimmungen zeichneten, oder die Werke schufen, die in jenem reizvollen nuancenreichen Grau gehalten sind, möchte ich vor allem nennen: die Dänen Andersen und Jacobsen, den Holsteiner Storm, ferner Eichendorff, Jean Paul, Mörike, Hölderlin. —

„Niels Lyhne" von Jacobsen, „Der Improvisator", „Nur ein Geiger", „Bilderbuch ohne Bilder" von Andersen — „Immensee", „Aquis submersus", „Im Schloß" und viele Gedichte von Storm erscheinen mir dichterisch besonders ausdrucksvoll dafür. Man könnte solche Kunst eine Kunst der Andeutung, hinter der die Bedeutung steht, nennen — und ich weiß kein besseres Bild für sie als: Dämmerung, in die erste Sterne ahnungsvoll leuchten . . . .

Es ist jetzt Oktober, die Zeit der langen Dämmerungen, und da ist es vielleicht nicht bedeutungslos, auf ihren tiefen Sinn zu weisen; denn Lebensbedeutung liegt in allen drei Lichtphasen für uns: im Tag, in der Nacht und in der Dämmerung.

Die Natur ist uns immer vorbildlich: auch unsere Seele muß wandern von Licht durch Dämmerung zur Finsternis und von Finsternis durch Dämmerung zum Licht. Der ewige Kreislauf der Natur und des Menschenlebens!

Wir müssen das alles nur recht und tief verstehen. Licht soll uns der Wecker sein zur Tat und zu lebendigen Gedanken. Finsternis soll die Hast und Last des Tages auslöschen und unsere Kraft ausruhen und sammeln zu neuem Aufschwung, das weiche Zwischenreich der Dämmerung aber soll uns eine Zeit des Betrachtens sein, eine Einkehr in die ruhende Seele, ein inneres Schauen unseres Selbst, ein Richten und Wägen unserer Taten und Gedanken und darum eine Läuterung. — Und wer die Gnade, die fragende Ruhe der Dämmerung tief aus sich wirken läßt, dem wird sie einen Feiertag der Seele bedeuten.

Und das sei uns dabei eine Erhebung: zu wissen, daß nach allen Dämmern das Licht kommt! Hinter dem Grauen des Morgens steht harrend die heilige Sonne, und hinter dem Dämmern des Abends — die silbernen, unsterblichen Sterne . . . .

Mein Deutschland / Von Johann Nepomuk Vogl

Nicht nach doppelfarb'gen Schranken,
Nicht nach Mark und Meilensteinen,
Nicht nach Farben, nicht nach Namen
Teile ich mein Deutschland ein.

Frage nicht, was ist wohl deutscher
In dem lieben deutschen Reich,
Ist es Sachsen, ist es Preußen,
Bayern oder Österreich?

Frag an keinem Orte: hab ich
Deutschland hier zu seh'n das Glück,
Oder ist hier dieses Krautfeld
Wohl von Deutschland auch ein Stück?

Geographen, Geometer,
Haltet ihr 's mit Riß und Schrift,
Anders denke ich mein Deutschland,
Als man 's auf der Karte trifft.

Denn — mein Deutschland ist zu finden,
Wo noch deutsche Kunst erblüht,
Wo noch deutsche Kraft und Sitte,
Deutscher Sinn und deutsch Gemüt!

Gedichte / Von Franz Wetzel

Adagio.

Die Saiten singen leis und lind....
Denn deine zarte Mädchenhand,
betaut von roter Ampel Brand,
berührt die weißen Tasten kaum....
Um deine Augen spielt ein Traum....
Die Saiten singen leis und lind,
so wie der warme Sommerwind
durch Aeolsharfen bebend rinnt.
Und durch der Töne tiefes Moll
geht deine Sehnsucht ruhevoll:
„Wie ich dich liebe, Knabe du,
mit deiner großen, reichen Ruh,
mit deiner Seele still und tief,
nach der mein Sehnen ewig rief — — —
Die tiefste Liebe braust nicht wild
wie Steppenbrand durchs Blachgefild —
die tiefste Lieb ist still und schlicht
so wie der Sonne tiefes Licht
und, wie der warme Sommerwind
durch Aeolsharfen bebend rinnt...."
— — — — — — — — —
Die Saiten singen leis und lind....

Dämmerstunde.

Heilig ist die Zauberstunde
zwischen Tag und Nacht:
Wenn gemächlich in der Runde
all des Mittags Farben blassen
und die Stille sacht
schreitet durch die leeren Gassen.

Fühlst du? Raum und Zeit verschwimmen —
wie ein weites Meer,
voll von tief geheimen Stimmen,
— Rätselrune jede Welle —
wogt es zu dir her
von der Ewigkeiten Schwelle.....

Und du fühlst dich einsam werden,
fühlst dein tiefstes Sein:
Mensch sein, leben ist: auf Erden
in dich selbst dich zu versenken
und durchs Meer allein
deiner Seele Boot zu lenken.......

Laubfall.

Am Fensterkreuze lehnend, schau
ich in der Herbstnacht Silbergrau,
in deren sanfter Mondlichtflut
weithin der Wald verschwiegen ruht.
Nur da und dort ein Nebelstreif — — —
Und wo er sinkt, da fällt ein Reif
und legt sich auf das Laubgewirr;
dann flitzt im Mondlicht ein Geflirr,
als trüg' der Baum Demantgeschmeid
und 's ist doch nur sein Sterbekleid!
Und schwer und schwerer drückt die Last —
schon bricht das erste Blatt vom Ast....
Nun sinken tausend andre nach,
und leise schauert's durch den Hag....

Da fällt, ich fühl' es, sommersatt
von meiner Seele — Blatt um Blatt —,
was sie im Jahr, das jetzt entschwand,
an Lebenslust und -leid empfand....
Nun steht die Seele nackt und bloß
und schaut mit Augen still und groß
ins Dämmerland erwartungsvoll
und weiß nicht, was nun kommen soll — — —

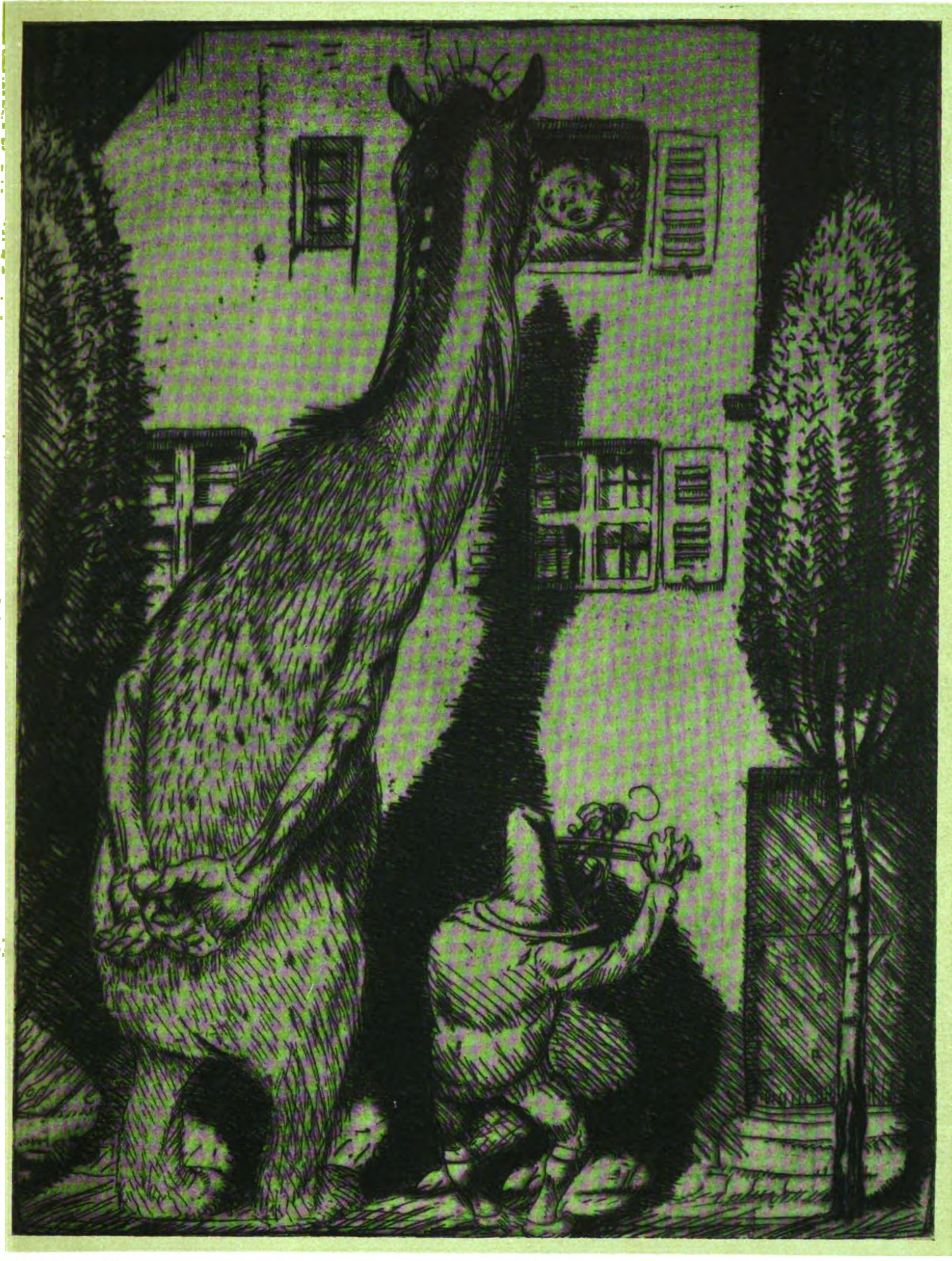
Ein Herbsttag.

Das ist ein Tag so voll von hellem Glast....
Noch einmal rafft der Herbst in seine Hände,
was er an Licht und Duft und Farben faßt,
und streut es lächelnd über das Gelände.

Die Menschen freuen sich der späten Pracht,
indes sie durch den stillen Friedhof gehen — — —
die Toten aber schauern in der Nacht,
wie sie das Leben zu sich steigen sehen....

Verschwiegener Garten.

Verschwiegener Garten mitten im Häusermeer,
hohe Mauern umgürten dich düster und schwer;
feucht-grün dein Rasen, und dunkle Haselnußhecken
beugen sich schläfrig über ein Springbrunnbecken,
hohe Fichten schießen dazwischen empor — — —
Dich, einsamer Ort, meine Seele zur Heimat erkor!
Wenn die Schatten des Abends schwer auf dir liegen
und nur die Fichtenkronen im Winde sich wiegen,
von glühendem Abendrotleuchten festlich erhellt,
dann träum' ich in dir von den sonnigen Wundern der Welt.



Hans Röhm — Das Gespenst

M. Herbert / Ein Gedenkblatt zum 60. Geburtstag der Dichterin
Von Franz Wetzel

„Wie glücklich seid ihr Dichter! Eurem zauberischen Sinn erschließt sich überall, wo ihr wandelt, willig und vertraulich die verborgene Schönheit der Welt, mit jedem Schritte erweitern sich die Kreise, das Entfernte, Dunkle, rückt verständlich in freundliche Nähe und neue Fernen heben sich wieder wunderbar immer weiter und schöner."

Dieses Wort Eichendorffs (aus „Dichter und ihre Gesellen") möchte man über das Leben und Schaffen der Regensburger Dichterin M. Herbert (Frau Therese Keiter) setzen, die am 20. Juni ihr 60. Lebensjahr vollendete und zugleich in voller geistiger Frische und verhältnismäßig großer körperlicher Rüstigkeit auf ein ganzes Menschenalter erfolgreicher literarischer Wirksamkeit zurückschauen konnte.

Reich und mannigfaltig wie wenigen ihrer literarisch tätigen Geschlechtsgenossinnen hat sich M. Herbert das Leben künstlerisch geoffenbart in den 36 Jahren, die seit dem Erscheinen ihres ersten Novellenbändchens, der aus einer Jugendbekanntschaft entsprungenen Erzählung Miß Edda Brown, vergangen sind; einen äußeren Maßstab für diesen Reichtum und die Vielfalt ihrer künstlerischen Welt mag schon die erstaunliche Zahl ihrer Werke abgeben: mehr als 70 Romane, Novellen, Gedichtbücher, historische Erzählungen, Geschichtenbücher und Spruchsammlungen sind ihrer nie rastenden Feder entflossen, nicht alle von gleichem Wert, aber keines ohne starke literarische Note. Doch nicht die Zahl der Werke kann ausschlaggebend sein für die Beurteilung dichterischer Schöpferkraft — reich muß M. Herberts Gestaltungsvermögen genannt werden, weil es fast alle Gebiete der Belletristik: Roman, Novelle, Märchen, Epos, Ballade und lyrisches Gedicht, beherrscht und weil kein Winkel des menschlichen Seelenlebens und keine Auswirkung geschichtlicher und kultureller Entwicklung ihm verborgen bleibt. In der Art, wie Marie Herbert den Stoff beherrscht und meistert, liegt etwas Souveränes. Das die *eine Grundlinie*, die sich durch das schriftstellerische Charakterbild der Dichterin zieht. Es ist das eine gewisse männliche Note, ein starker, kraftvoller Zug, der ganz abseits des weiblich Sentimentalen führt und der Herberts Belletristik vom dichterischen Schaffen anderer Frauen ganz merklich abhebt. Dieser selben Grundlinie entspricht wohl auch die hohe Verstandeskultur, die uns beim Lesen Herbertscher Bücher auf Schritt und Tritt ehrliche Bewunderung abnötigt. Ein geschichtliches und allgemeines Wissen von einer Vielfältigkeit und Eindringlichkeit, die einem Forscher Ehre machen würden, gibt namentlich den historischen Erzählungen unserer Dichterin jene erstaunliche Klarheit des Zeitkolorits und jenen scharfen Umriß der geschichtlichen Charaktere, die im Leser fast ohne Zutun der eigenen Phantasie Leben und Treiben, ja, die ganze Denkungsart versunkener Geschlechter und Jahrhunderte wieder aufleben lassen in voller Wahrhaftigkeit und historischer Treue. Mit welcher überzeugenden Sicherheit zeichnet uns M. Herbert doch die fast übermenschliche Größe eines Michelangelo oder die herrliche Gestalt der Viktoria Colonna!

Diese durchdringende Klarheit des Verstandes erfaßt mit der gleichen Liebe auch die Erscheinungen der Mit- und Umwelt; sie dringt tief ein in die Geheimnisse der sichtbaren Schöpfung und in die Winkel des Seelenlebens — doch mildert ein gütiger Sinn und ein warmes dichterisches Empfinden die harten Gegensätze, in denen sich dem Verstande die Dinge und Geschehnisse dieser Erde offenbaren. Solche durch Güte verklärte und poetisch verinnerlichte Geistigkeit, verbunden mit einer bestrickenden Kraft anschaulicher Schilderung, finden wir vor allem in den *Heimatgeschichten* der Dichterin, sei es, daß sie uns an die Stätte ihrer Kindheit und Jugend, in das liebliche, gemütliche Städtchen Melsungen im Hessenland führt, wo sie am 20. Juni 1859 als Tochter des feinsinnigen, kernhaften Kanzleirates Kellner und seiner ebenso hoch-

sinnigen Gattin das Licht der Welt erblickte; sei es, daß sie die ganze schwere Pracht der altehrwürdigen Stadt Regensburg, die seit 30 Jahren ihre zweite Heimat geworden, vor uns entrollt wie einen farbensatten, leuchtenden Teppich (so vor allem in dem Roman „Die Schicksalsstadt", Köln, Bachem 1912). Diese Schilderungen — wahre Kabinettstücke der Heimatkunst — gehören mit zu dem Besten, was uns Marie Herbert geschenkt, und da trifft so recht Eichendorffs Mahnung in seinen „Dichtern und ihre Gesellen" zu:

„Wer einen Dichter recht verstehen will, muß seine Heimat kennen. Auf ihre stillen Plätze ist der Grundton gebannt, der dann durch alle seine Bücher wie ein unaussprechliches Heimweh fortklingt."

„Keinen Dichter noch ließ seine Heimat los."

Die ungemein stark entwickelte verstandesmäßige Durchdringung des Stoffs durch Marie Herbert erfährt eine eigene Weihe durch die kristallklare Reinheit und unbefangene Natürlichkeit des sittlichen Empfindens — und das ist die zweite markante Grundlinie, die sich durch M. Herberts Dichterschaffen zieht. Da ist nichts von jener gewollten und daher erst recht abstoßenden sinnlichen Schwüle der Golem-Literatur, nichts von jener krankhaften Nervenüberreizung der modernen Pseudoromantiker und Pseudomystiker, denen selbst das Heiligste nicht empfindbar ist ohne sexuellen Einschlag — nein, lauter, frisch und klar sprudelt in Herberts Poesie der Bergquell reinster Empfindung und gerade in diesem dichterischen Grundzug ist sie zu tiefst den deutschen Romantikern, vor allem Eichendorff verwandt (wie die Dichterin überhaupt eine große Verehrerin Eichendorffs und der Romantik ist; sie gehört auch dem Eichendorff-Bund an). Sonst liegt indes ihre Stärke nicht so ausgesprochen in der Unmittelbarkeit des dichterischen Erlebnisses (wie wir das gerade bei Eichendorff bewundern), sondern mehr in der formschönen, aber mehr reproduktiven Gestaltung innerlich geschauter Bilder. Nur unter diesem Gesichtspunkt ist namentlich die Lyrik Marie Herberts voll zu würdigen. Innig verschwistert mit der Natürlichkeit und Lauterkeit des sittlichen Empfindens ist in M. Herberts Werken eine warmblütige, durchaus ungekünstelte Frömmigkeit, die — aller unwahrhaftigen Frömmelei abhold — dem fröhlichen, unbefangenen Glauben des Kindes gleicht, in dessen hellen, blauen Augen sich der Himmel widerspiegelt. Es ist nicht zu viel behauptet, wenn wir sagen, daß gerade dieser echt religiöse Zug die Gedichte und Erzählungen M. Herberts vor vielen anderen so anziehend, anheimelnd macht.

Das Charakterbild der Dichterin Herbert wäre ganz unzulänglich umschrieben, wenn ich die dritte Grundlinie, die es durchzieht, nicht erwähnte: die Scheu vor dem Extrem, vor dem Aufwerfen sturmerregender Probleme. M. Herbert liebt es wohl, Gegensätze in ihren Werken widereinander ausspielen zu lassen, aber um alle Widersprüche des Lebens, die sie zur Auswirkung kommen läßt, herum legt sie den festgeschlossenen Ring einer Harmonie, die titanenhafte Aufschreie unerlöster Prometheusnaturen ebensowenig duldet wie abgrundtiefes Schwelgen auf letzte bitterste Daseinsfragen. Und so gern und inbrünstig sich M. Herbert in das gewaltige Leben Michelangelos und in seine gigantischen Schöpfungen vertieft — sie selber gleicht doch dem Antipoden Buonarottis, dem daseinsfrohen, unkomplizierten, harmonischen Raffael weit mehr als dem innerlich zerrissenen, himmelstürmenden, ewig mit Stoff und Geist ringenden Schöpfer des Jüngsten Gerichts in der Sistina. Und vielleicht gerade aus diesem inneren Gegensatz heraus gelingt ihr die Charakterschilderung Michelangelos so meisterlich! Jedenfalls aber kann als charakteristisch für die Werke M. Herberts gelten: sie fordern nicht zum Widerspruch heraus, sie sind keine Kampfschriften, — Herbert will nur geben, schenken aus der reichen Fülle ihres Künstlertums, spenden aus der unerschöpflichen Schatzkammer ihrer reifen schriftstellerischen Kraft. Und für diese selbstlose Art zu geben, die Art, welche die eigene Person hinter die Gabe zurückstellt und die

sich nur des Segens freut, den sie vermittelt, dafür darf die Dichterin mit Recht allgemeinen Dank heischen. Diesem Gebote der Dankbarkeit ist auch das heutige Charakterbild M. Herberts entsprungen. Es will weder eine Biographie der Dichterin sein noch eine Würdigung ihres literarischen Schaffens, sondern nur ein schlichtes Gedenkblatt und zugleich ein Versuch, das Wesen der Herbertschen Dicht- und Erzählkunst allgemeinerem Verständnisse zu erschließen. Und dieses Wesen ist reifes, segenspendendes Künstlertum, das uns mit Allgewalt herausreißt aus der Nichtigkeit und Herzensträgheit unseres Alltags und uns hinein- und hinunterführt in die Tiefen der Ewigkeit, in denen die zeitlosen Wunder aufleuchten und die Brunnen des Lebens rauschen. Denn auch von M. Herbert gelten Eichendorffs mystische Worte:

„Es ist ein wunderbares, dunkles Reich von Gedanken in des Menschen Brust, da blitzen Kristall und Rubin und alle die versteinerten Blumen der Tiefe mit schauerndem Liebesblick herauf, zauberische Klänge wehen dazwischen, du weißt nicht woher sie kommen und wohin sie gehen, die Schönheit des irdischen Lebens schimmert von draußen dämmernd herein, die unsichtbaren Quellen rauschen wehmütig lockend in einem fort und es zieht dich ewig hinunter — hinunter!“

Möge der gütige Gott unserer Dichterin in Gnaden gewähren, daß sie noch recht lange aus den tiefen Quellen wahren Lebens schöpfe zu Nutz und Frommen ihrer großen Gemeinde!

Sturmnacht / Von Karl Norbert Mrasek

Der Sturmwind heult sein Rebellenlied,
Hetzt um die Mauern, nimmermüd
Die Scheiben klirren leise;
Jetzt — und wieder knackt Diele und Tür,
Ein knisterndes Grauen schleicht herfür
Und raunt in unheimlicher Weise.

Steil fällt durchs Fenster des Mondes Licht;
Eiskalt sich an den Scheiben bricht
Ein Strom gespenstischer Farben.
Die Uhr schlägt den Takt zum Rollen der Zeit,
Mahnt an des Lebens Vergänglichkeit,
Mahnet an jene, die starben.

Und dennoch, mich ängstigt dies alles nicht,
Das Klirren und Knacken, das geisternde Licht
Und das grimmige Heulen des Windes;
Über all den unheimlichen Zeichen der Nacht
Webt friedenspendend, als bannende Macht —
Das Atmen des schlummernden Kindes.

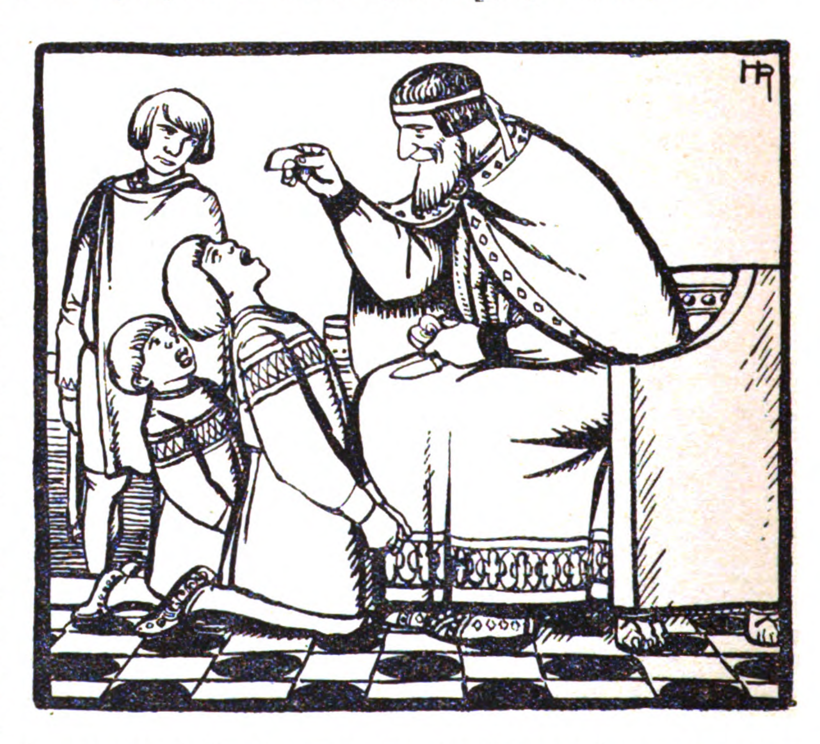
Hans Röhm im Spiegel der zeitgenössischen Kunstkritik

Der schlichte fränkische Meister, der seit Jahr und Tag in München wirkt und den der „Eichendorff-Bund“ neben Hans Thoma, den Brüdern Schiestl und J. M. Beckert mit Stolz zu seinen frühesten Mitgliedern zählt, unser guter, lieber, treuer Hans Röhm hätte schon längst eine Würdigung in diesen Blättern verdient. Wenn wir uns eine solche auch jetzt noch erst für spätere Zeit vorbehalten, bis eine berufene Feder den in jugendlicher Mannesfrische schaffenden Künstler gebührend schildern mag, so möchten wir doch schon heute wenigstens ein paar Seiten seines bisherigen Lebenswerkes betrachten an der Hand seiner jüngsten Kritiker und im Anblick einiger seiner Werke.

Im Winter 1916 auf 1917 veranstaltete der Heidelberger Kunstverein eine Hans-Röhm-Ausstellung, der kürzlich eine solche in Nürnberg folgte. Beide erregten allgemein Aufsehen. So schrieb der Heidelberger Kunsthistoriker Wilhelm Fraenger eine Abhandlung (die Heidelberger Verlagsanstalt und Druckerei gab sie in Buchform heraus), der wir folgendes entnehmen:

Hans Röhm ist Nürnberger. 1877 ist er in dieser Stadt geboren. Fünfzehnjährig kam er auf die dortige Kunstgewerbeschule, von dort 1897 nach München auf die Akademie, wo er die Klasse von W. v. Diez besuchte. In München blieb er seitdem ansässig, doch führten ihn manche Kunstreisen in das fränkische Land zurück. Mit seinen Radierungen erwarb er sich auf der Internationalen graphischen Kunstausstellung, Leipzig 1914, die silberne Staatsmedaille, ein Jahr später gab ihm die Stadt München den Auftrag, für den protestantischen Betsaal des Schwabinger Krankenhauses in vier Monumentalgemälden, die Evangelisten darzustellen.

Weiteren Kreisen ist Röhm als Illustrator bekannt. Für die Folge der „Spielmann“-Bücher des Callweyschen Verlags schuf er die Bildbeigaben zu zwei Bändchen. In behaglichen Vignetten bäuerlich barocker Art begleitete er den Text ländlicher Erzählungen aus dem Ries von Melchior Meyer (Verlag C. H. Beck, München), und für die „Lebensbücher der Jugend“ in Westermanns Verlag illustrierte er Defoes „Kapitain Bob“, den „Robinson“ und Grimmelshausens „Simplizissimus“.



Schon die Auswahl der Dichtungen, zu denen Röhm die Bilder stellte, kennzeichnet seine besondere Art. In den Geschichten aus dem Ries schildert er ländliches Leben. Der Bauernstand, in seinem festgefügten, beim alten Brauche treu verharrenden Leben mag unserm Maler wohl der liebste der gegenwärtigen Weltordnung sein ....

Bild entnommen dem Bd. 23 (Germanentum) der Sammlung „Der deutsche Spielmann“, Verlag G. D. W. Callwey, München.

Der Stoffkreis seiner Radierungen gehört der Welt der Legende und des Märchens an. Er ist eben immer und überall Poet, ein ernster, sinnender und doch wieder humorvoller Betrachter, ein Geisteserbe etwa Wilhelm Raabes. Tod und Gespenster sind in seinen Phantasien oft zu Gaste. Es verschlägt Röhm „„nichts, in mitternächtigem Mondscheinstädtchen, von drolligem Geiger begleitet, ein riesenhaftes Nachtgespenst durch die Straßen zu führen. Das kann seinen Hals recken, daß seine Nase selbst bis zu den Lucken des obersten Stockwerks reicht, wo es mit seinen Glühaugen den Bürger jäh genug erschreckt. Oder der schnelle Tod fällt ein Weib an und zerrt es am Mantel unerbittlich zu sich. Neben solch dämonischen Nachtbildern, deren Technik die Vorgänge in ein unheimliches Düster deckt, finden wir auch ein friedliches Blatt dem Freund Hein gewidmet: Da sitzt er an einer Wiege, die man in den Hausgarten zu den Blumen stellte, und schaukelt den Buben. Er scheint wie in Sinnen: Mit deiner Geburt bin auch ich schon da. Ganz versöhnt mit dem Tod zeigt den Maler sein „Spatzenpalais". Darauf behielt eine geräuschvolle Gesellschaft dreier Spatzen Recht über ihn, die in einem zerbrochenen Schädel im Beinhaus ihr Heim gegründet hat.

Zur Seite solch freier Phantasiegestaltungen tritt dann ein anderer Bilderkreis, der in schlichter Darstellung Landschaftsbilder wiedergibt. Doch auch in diesen einfachen Bildern spricht Röhm als Dichter, und das bescheidenste Fleckchen Erde macht er zum heimlichen Winkel seiner besonderen Welt: Über das „Nonnengärtlein" wandern die großen Wolken und schwebt der Zickzackflug der Zugvögel. Den „Alten Turm", der halb in Grün versponnen ist, umkreisen in langer Kette die hurtigen Schwalben, und das „Gartenhäuschen" steht in langjähriger Kameradschaft mit zwei alten, verzausten Bäumen. — Und dann schildert Röhm das Leben seiner Bauern, wie sie mit ihren Gäulen über die Straßen fahren, und nach Feierabend müd zusammen nachhause trotten.

Technisch betrachtet, gibt sich Röhms Graphik in großer Einfachheit. Finessen in der Plattenbehandlung gelten ihm nicht viel. Die Hauptsache ist ihm ein klar gegliederter Bildraum. Bei seinen Pferdebildern gewahrt man am ehesten die handfesten Mittel, mit denen er ihn erreicht. Ein schwerfälliger Pferdekörper, quer ins Bild hineingebaut, gibt schon der ganzen Komposition ihren räumlich festen Halt und dem Bild seine überzeugende Tiefe. Für die Gliederung seiner Bildflächen sind Röhms Mittel eben so sicher, doch weniger auf den ersten Blick schon offenbar. Der „Tod an der Wiege" ist das beste Beispiel für Röhms kompositionelles Vermögen: Die Gestalt des Todes sitzt vorgeneigt ins Bild hineingebogen und linear gleichgerichtet steht die quer ins Bild geschobene Wiege. Die Entsprechung dieser beiden hauptsächlichen Flächenwerte innerhalb des Bildes geben der Darstellung ihr festes Gefüge. Einen Ausgleich, zugleich die Beruhigung dieser ausdrucksvollen Kompositionsmittel bildet im Hintergrund die sacht gespannte Kurve des schlichten Hügelrückens.

So hat in Röhms Graphik, den Illustrationen, Radierungen und Steindrucken, jede seiner markigen Formen ihre wohlerwogene Stelle, und die wenigen, dafür aber um so eindringlicher sprechenden Elemente, mit denen er die formale Bildwirkung bestreitet, sind so fest ineinander verklammert, daß die Zeichnung unverrückbar in dem Rahmen ihrer Formate sitzt.

In diesem Vermögen, mit wenigen elementaren Mitteln von hohem Ausdruckswert, raumsicher ein Bild aufzubauen, sichert sich Röhm die Voraussetzungen zu monumentaler Gestaltung. In seinen Radierungen ist die Reiterfigur des „Sankt Martin", die in völlig geschlossenem Umriß als wuchtiges Dreieck sich aufbaut, dafür ein Beispiel. Weitere Zeugnisse sind Blätter wie der ritterliche „St. Michael" im Kampf mit den höllischen Feindesmächten, und die „Germania", die auf mächtigem Pferd unerschrocken dem Schicksal entgegenreitet. Hier spricht Kraft zu monumentalem Schaffen, gleichzeitig

aber stehen in der Masse zeitgemäßer „Kriegsbilder“ diese Blätter Röhms als dauernd gültige Leistungen aufrechter und männlicher Kunst.



Besucht man die Werkstätten der Maler, die ihr Schaffen in bewußter Anknüpfung an das Erbe altdeutscher Kunst aufbauen, seien dies nun die Künstler aus dem Kreise von Edmund Steppes, die Vollmar, Nicklas und Heinsdorff, sei dies unser Hans Röhm, findet man in ihren Mappen eine ganze Folge peinlich genau gezeichneter Studien nach Gräsern und Wiesenkräutern. Der Geist, der Albrecht Dürers „Rasenstücke“ entstehen ließ, ist bei diesen Malern noch ganz lebendig. Die Heidelberger Ausstellung brachte als Probe dafür ein älteres Gemälde Röhms, seine „Löwenzahnwiese“. Dieses Verweilen bei der kleinen Einzelform, und die Gesinnung, daß ihr keine mindere Bedeutung als dem Großen anhafte, ist gotisches Vermächtnis.

Röhm hat auch, was sein Malverfahren angeht, bei den altdeutschen Meistern gelernt. Er malt gern auf Holztafeln, seine Farbe ist in dünnschichtiger Lasur sorgfältig aufgesetzt, und altdeutsch ist schließlich noch seine Art der farbigen Komposition. Er bevorzugt die starke Farbe. Daß seine Bilder bei aller Freude an der Buntheit doch nicht in mißlichem Sinne „bunt“ wirken, verdanken sie der Fähigkeit des Malers, stets Ausgleiche zwischen den kräftigen Farbwerten herzustellen, sie sorgfältig gegen einander auszuwägen.

Die Inhalte seiner Kunst sind uns schon vertraut, wir brauchen nicht mehr viel dazu zu sagen. Wieder legendäre Stimmung: Das Mädchen, das auf dem frommen Hirsch durch den Wald reitet, blaue Blumen im Arm. Der grimme Tod, der seinen blutroten Bogen spannt, die düsteren „Rosse des Todes“, die irgendwo am Ende der Welt im fahlen Abend stehn, unruhig scharren und auf ihre Bestimmung warten, die junge Mutter im Laubenfrieden, und schließlich die Sternennacht über der alten Kirche von Iffeldorf, das sind Motive, die aus den Radierungen uns schon vertraut geworden sind.

Ungeziert und ohne jede besondere Aufmachung waren die wenigen Landschaften der Heidelberger Ausstellung. Es waren Ansichten alter bayerischer Städte. Der Marktplatz des fränkischen Gräfenberg, zwei Bilder aus dem ehrwürdigen Nördlingen, ein Blick über das mannigfache Gewinkel steiler Dachfirste im alten Nürnberg. Dorthin, zu den schweigsamen Franken, und zu den stämmigen Bauern im Ries, die mit einer Zähigkeit ohnegleichen heute noch an alter Sitte und Tracht hängen, hat Röhm seine Studienfahrten gemacht, dort ist sein Italien und sein Paris. Was in fremden Ländern die Vielen verloren, hat Röhm im eigenen Lande gefunden: Die unbeirrbare Sicherheit seiner Persönlichkeit.

Er kam mit deutschen Malern aus, um zu werden, was er ist. Boehle und Welti, jetzt beide tot, haben ihn angeregt, mit beiden aber ging er in die gemeinsame Schule unserer alten deutschen Meister.

Das Sinnbild seiner Kunst ist der „Rieser Bauer“, den er als Monumentalgemälde nach Heidelberg gesandt hatte. Breitspurig steht er da, neben dem klobigen Pferd, mit schweren Händen und einem trotzigen, verschwiegenen Gesicht. Ein gerader Bauer, in dem Kittel, den seine ehrlichen Ahnen schon getragen. Einer, der sich um die neue Zeit, und um die a la modische Manier nichts schert. Paßt er ihr nicht, paßt sie ihm nicht. Er kennt bloß seine Arbeit, und hat daran für sein Teil gerade genug. Soweit Wilhelm Fraenger.

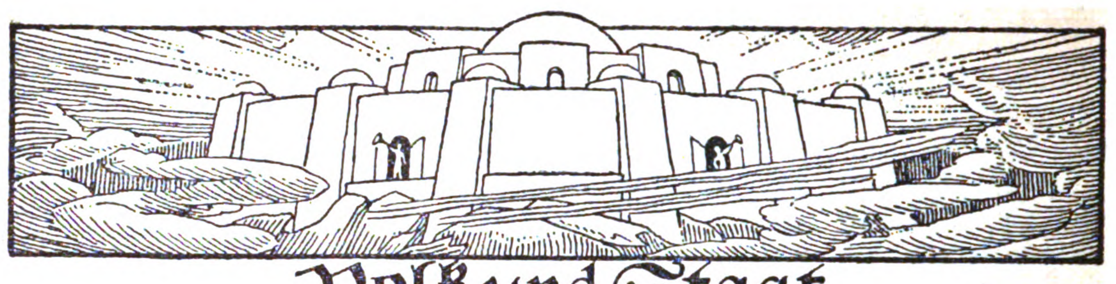
Eine andere schöne Würdigung Hans Röhms, seines Wander-Zyklus' und seiner fränkischen Art verdanken wir Karl Theodor Senger in einem der letzten von „Westermanns Monatsheften“. Es heißt darin:

Alle Maler, die aus der Schule von Diez hervorgegangen und ihr treu geblieben sind, haben sich völlig eingeschworen auf das flotte und mehr oder weniger auch vom Zufall gelenkte, auf das mehr temperamentvolle als überlegte und bewußte Herausarbeiten irgendeiner malerischen Idee aus dunkel gehaltenen Gründen. Auf Tonwerte, auf Fleckenwirkung, kurz auf das rein Malerische war die ganze Schule eingestellt; daher auch die Vorliebe für das Verfahren, in den noch nassen Malgrund die lichten Farbtöne a la prima hineinzusetzen. Bedachte Anlage und Gliederung, Kontur und Zeichnung, das waren Nebensächlichkeiten. Eine Weile ging Hans Röhm den Weg der Schule mit, fleißig und gewissenhaft, wie in allen Stufen seines künstlerischen Strebens, aber doch sehr bald zögernd und mit wachsendem Widerpart. Die rechte Freudigkeit und Leichtigkeit, das bei aller Strenge und Sorgfalt jedem echten Künstler für seine Art geschenkte spielerische Gelingen wollte sich nicht einstellen. Da schob er eines Tags nach langem Grübeln die Weisheit jener Schule zugleich mit allen Bildern und Entwürfen still und fest beiseite und besann sich auf seine eigene Art und Herkunft.

Der „Wanderzyklus“ entstand. Röhm begann wieder zeichnerisch zu arbeiten und blieb bei diesem Rezept allen Anfechtungen und — nicht eben zum Ruhme unserer wirklichen und verschämten Kunsthändler muß es gesagt werden — endlosen Entbehrungen zum Trotz. Hans Röhm darf die Forderung Schwinds als für seinen Teil erfüllt in Anspruch nehmen: „Man muß malen, wie einem der Schnabel gewachsen ist . . . Es schwankt jeder, der seine Muttersprache verlernt hat.“ Und ihm ist der Schnabel fränkisch gewachsen. Darum malt er fränkisch. Einfach und bieder stehen die Bürger, ehrenfest und ein wenig trocken fast die Handwerker, knorrig, vierschrötig und wetterhart die Bauern in seinen Landschaften, die voll Erdgeruch und herber Schönheit sind. Herb und schlicht bleibt seine Kunst auch dann, wenn er sie lyrisch oder romantisch kleidet . . . .

Schon von diesem Punkte seiner Entwicklung aus wäre es gar nicht mehr so weit gewesen zur Wandmalerei, zum monumentalen Schaffen. Wer heute Röhms „Rieser Bauern“, die Evangelisten oder das der neuesten Zeit entstammende Kolossalgemälde im Münchener Arbeitermuseum zu Gesicht bekommt, kann nicht darüber im Zweifel sein, daß hier nicht die Sucht, „Petersilie auf allen Suppen“ zu sein, sondern die logische Fortentwicklung seiner künstlerischen Art, ein starker, urwüchsiger Drang, aus der selbstgewählten Enge nun in die schon in den Ausmaßen packende Weite zu kommen, Triebkraft und Gewähr für die Zukunft sind . . . . .

Der Eichendorffgemeinde ist Hans Röhm längst ein lieber Freund geworden. Mehrere Bändchen der „Romantischen Bücherei“ verdanken ihm ihr künstlerisches Gewand. Vor allem aber hat er unsere Romantischen Fliegenden Blätter mit begründen helfen, unsern „Rübezahl“ aus der Taufe gehoben. Heil ihm und uns und seiner ganzen Zukunft!



Volk und Staat

Das Neue Deutschland / Von Hans Thoma

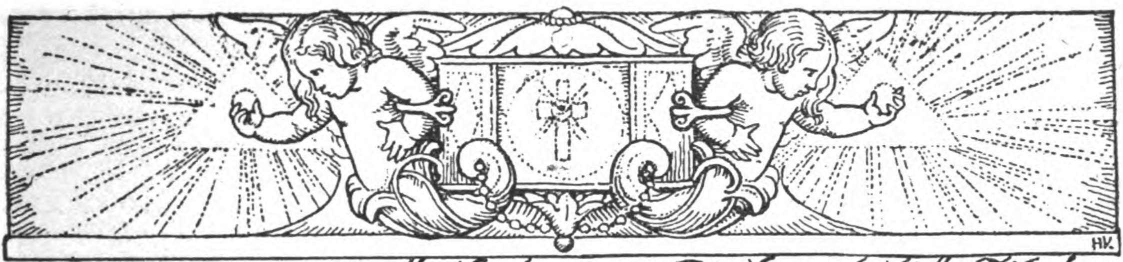
Hans Thoma hat sich in „Eugen Diederichs' Blättern zur neuen Zeit", einer Folge von Flugschriften, von der bereits elf Blätter erschienen sind, über Deutschlands Zukunft geäußert. Er sagt u. a.:

„Das deutsche Wesen hat, wie alles Menschenwesen, in seinem Grund etwas Geheimnisvolles, Rätselhaftes, welches uns zwingt, immer daran herumdeuten zu müssen, so daß des Fragens: Was ist deutsch? kein Ende wird. — Da mag wohl anderen Völkern dies Wesen bis zur Unheimlichkeit fremd und deshalb verhaßt sein, denn alles Unheimliche erscheint feindlich. — Doch wie alles Menschliche ist auch das deutsche Wesen nicht so rein, wie es von Natur, also in seiner Wahrheit eigentlich sein müßte. Doch diesen verwickelten Wegen kann man kaum nachforschen, man kann sie nur ahnen. Wir armen Menschen: Hochmut und Demut sitzen in unserer Seele auf einer Schaukel — wenn die Demut so groß wird, daß sie sich rühmt, so schnappt sie über und wird zu Hochmut. — Diese zwei haben es schwer, im deutschen Wesen das Gleichgewicht zu finden, sonst würden sie wohl von Stolz und Bescheidenheit, dem deutschen Wesen so wohlanstehende Eigenschaften, abgelöst werden. Wir sollten aber jetzt, möge es zu unserem Heile sein, durch Demut hindurch Hochmut überwinden, daß wir zum edeln Stolze kommen."

„Armes Deutschland" nennt Thoma sein Vaterland, aber mit dem Bewußtsein, daß Armut keine Schande ist. Gerade aus dieser Armut, aus der Bedürfnislosigkeit könne uns eine unüberwindliche Kraft erwachsen. „Jetzt müssen wir durch großes Dunkel hindurch in der Verworrenheit eines uns noch unbekannten Schicksals. Wir stehen im Dunkel und wir müssen hindurchkommen. Jetzt nicht stehenbleiben im Dunkeln — vorsichtig tastend wollen wir hinausstreben und wollen nach dem Lichte suchen. Das deutsche Volk will bestehen, doch nicht sein Wille geschieht — das deutsche Volk muß bestehen, ob es will oder nicht. Dies ist von einer höheren Macht abhängig; es wird seine Bestehungsform aus sich selbst finden, nach seiner Wesensart, die es sich ja auch nicht selbst gegeben hat, die es tragen muß und nach der es immer handeln muß." Und von dem deutschen Geschick wendet sich der Blick des Künstlers zu dem Schicksal aller Völker: „Möchte es doch den Völkern beschieden sein, daß sie die Zeit des höllischen Haders vergessen können, so daß sie keine Erinnerungszeichen als etwa die tiefer Trauer der beschämten bußfertigen Seele mit in ihre nun wieder taghell werdende Zukunft hinüberschleppen wollen. Warum soll die Historie unsern bösen Traum aufschreiben und aufrechnen das, was vergangen hinter uns liegt, hinter uns wie Kehricht von Blättern, die der Wintersturm zusammengeweht hat, wie um Platz zu machen neuen Frühling, der immer wieder heraufzieht, der Platz braucht für die neuen Blüten und Früchte. Wir wollen das Alte nicht mitschleppen, sondern es auf den Kehrichthaufen der Vergessenheit werfen. Mögen da die Geschichtsschreiber darin herumstochern. Wir, die Lebenwollenden, müssen nach dieser schrecklichen Zeit mit wenig Gepäck und leichtfüßig in die Zukunft hineinwandern."

Mutig und hoffnungsvoll blickt Hans Thoma in die Zukunft: „Wenn die Menschheit aus diesem Chaos, welches der Krieg über sie gebracht hat, hinaus will zu einem Friedensstand, so muß sie einer höheren Ordnung ihres Daseins entgegengehen — mag das völkische Durcheinander auch ganz hoffnungslos erscheinen — durch Leiden und Trübsal hindurch wird die unvergängliche Seele das Beständige in all dem Vorübergehenden ihres Weges finden, denn sie ist die Schöpferkraft, und was notwendig ist, wird sich um sie kristallisieren."

*



Aus des Wächters Schatzkästlein

Clemens Brentano / Von Joseph Görres

(Vorrede zu dem 1807 bei Mohr und Zimmer erschienenen Werk „Die deutschen Volksbücher.")

Ich ging in Waldes Nacht, den Bach entlang, es rauschte der Strom so gar gesprächig.

Was habt ihr Wellen mir zu sagen, habt in tiefen Klüften Wunderbares ihr gesehen, das ihr mir vertrauen möchtet?

Da steht der alte graue Fels, dem ihr entquollen seid, ein dunkles Geheimnis liegt her um ihn, könnt ihr das Wort mir geben?

Es rauschen die Wellen stärker, aber ich verstand ihr Rauschen nicht. Euere Stimme hör ich wohl, aber Zungen habt ihr keine, die Elementensprache kenn ich nicht!

Da ward der Bach gar zornig, er sog mehr Wasser an, und zog reißend nun einher, seine Stimme war ein gewaltig Brausen. Aber ich verstand die Elementensprache nicht!

Ich war bestürzt und ging an der zürnenden Kreatur hinauf, bis da, wo die Silberschlange ihre Höhle im dunkeln alten Felsen hatte.

Da saß ein Mönch, in sich versenkt, und blickte in die klare Welle nieder. Der Bach glitt ruhig hin, und wand sich schmeichelnd um seine Füße her.

Kannst du, lieber Mönch! mir nicht des Baches dunkele Töne deuten? Viel Menschenweisheit tausch ich gegen der Elemente Wissen um.

Es sah der Mönch mich schweigend an. Ich kannte wohl schon eher dich, was ist's, das deine Seele treibt?

Das dunkele Wort, das Leben hat, und nimmer bleibende Gestalt, treibt meine Seele um!

Das Wort ist gut, aber wo ist dein Streben hingerichtet?

Die Pforten des Aufgangs such ich immerdar, wo die starken Geschlechter wohnen! Wo steht Phosphorus, ich such ihn lange schon vergebens?

Der Mönch stand auf, und winkte ernst, ich folgte ihm von ferne nach. Es öffnete der alte Fels sich, wie er angeklopft, wir standen an dem Tor von Erz, vor der Springwurzel wich es prasselnd auseinander.

Ein weiter Dom war uns geöffnet, dunkel glimmte Lampenschein, spiegelglatt zog der Kristallboden in die ferne Dämmerung sich hin.

Tritt auf den Spiegel, sprach der Mönch, sind deine Sünden dir vergeben, und ist dein Streben rein, dann wird der Kristall dich tragen, sonst sinkst du unten in die Grabgewölbe nieder.

Ich trat zagend auf die Spiegelbahn, es krachte unter meinen Füßen sehr, der Mönch ging neben hin, und sah mich forschend an: ich ermannte mich, mein Streben war ja rein; wir schritten hin, der Kristall war nicht gebrochen.

Wir kamen in des Domes Grund, in die dämmernde Kapelle, wo Friedrich Barbarossa saß; der Bart war durch den Tisch ihm durchgewachsen. Um ihn drängten sich die alten Helden alle.

Es grüßte sie der Mönch, ich neigte mich; sie sahen verwundert auf.

R e i n o l d. Wer bringt uns diesen her?

S i e g f r i e d. Er meldet uns Botschaft aus Alberichs Reich.

C a r o l u s m a g n u s. Monjoye S. Denis, sie haben große Männer oben!

O c t a v i a n u s. Hornvilla hat, wie man sagt, ein zahlreich Geschlecht erzielt, das auf den Burgen wohnt.

L i o n e l l. Es sind die Löwen Katzen wohl geworden, und spinnen und mausen sehr geschickt?

F l o r e n z. Er soll mir meine Ochsen wiedergeben, der Kauf ist nichtig, ich war nicht majorenn!

H e i n r i c h d e r L ö w e. Sie haben Feuer in meinem Hause angelegt, des Teufels Drohung will in Erfüllung gehen, weil ich den Fährlohn ihm nicht entrichtet.

H e r z o g E r n s t. Eben hat der alte Greiff die Meinigen, in Ochsenhäute eingenäht, den Jungen zum Futter hingetragen.

W o l f d i e t e r i c h. Steht der Klee recht fett im Rosengarten, das Vieh muß schöne Wampen haben?

Hagene. Sie müssen den Nibelungenhort, den ich in den Strom versenkt, jetzt doch aufgefunden haben, es ist viel Geld und Geldeswert?

Ich sah beschämt am Boden nieder. „Es ist nicht gastlich von euch Ritter, daß ihr so den Fremdling grüßt, der euch ehrt und liebt."

Ängstigt ihn nicht, sprach der Mönch, es ist eben der Heillosen keiner.

Da sah Barbarossa auf. Was suchst du bei den Toten, Fremdling?

Ich suche das Leben, man muß tief die Brunnen in der Dürre graben, bis man auf die Quellen stößt.

Das Leben ist nicht mehr bei uns, wir haben es als Erbe euch zurückgelassen, ihr habt übel damit hausgehalten.

Dann laßt aus euern Taten von neuem den Lebensgeist mich ziehen.

Von unsern Taten sind die Schatten nur uns hinab gefolgt, willst du mit ihnen sprechen, lies in diesen Büchern.

Der Mönch schlug die Bücher auf und deutete, ich las. Die Ritter sprachen fort, aber mit Geisterstimmen, Geistersprache, die Worte gestaltlos, vernehmlich dem Ohre aber unverständlich.

Ich las lange, lange fort; es schien keine Sonne unten, unter den Helden war unaufhörlich unruhige Bewegung. Endlich schien, was sie rührt und regte, vorübergegangen, sie wurden still und ruhig, da schloß der Mönch des Buches Krempen.

Ich sah auf und blickte an der ehrwürdigen Versammlung hin. Im Kreise saßen die edlen Gestalten traurig da, sie waren nicht mehr zornig.

Geh hin, du wirst vieles anders finden. Erzähle was du gesehen und vernommen hast! sprach Friedrich.

Ich neigte mich, über den Kristallboden führte mich der Mönch zurück, die Pforten fuhren von neuem prasselnd auseinander, wir gingen durch den Berg hinan, es schien die Sonne wieder, der Mönch verschwand.

Ich sah mich außen um, wie war alles anders da geworden! Die alten Bilder waren aus den Nischen herausgeworfen, sie lagen in schmähliger Verstümmlung umhergestreut; die alten Eichen waren hohl geworden von der Zeit, und vom Sturme umgeweht; es würfelten Krieger um Purpurmäntel; alle Marksteine waren ausgegraben.

Wollen die Jahrhunderte im Sturmschritt vorübereilen? Haben sie unten den Becher mir gereicht, in dem man das Leben in einem Zuge schnell vertrinkt; hab' ich in der Vergangenheit meine Zukunft vorweggelebt?

Deckt mir graues Haar den Scheitel, kennen mich denn Jene, die mich lieben, nicht, ist mein väterlich Haus denn auch in Schutt zerfallen, und stehen verwundert die Nachbarn um den suchenden Wandrer her, der sich in der Zeit verspätet hat, und nach der längst versunknen Jugend fragt?

Wanderer, die du suchst, sind nicht mehr hienieden, dort weht Gras über ihren und ihrer Kinder Gräber!

O wie bin ich alt geworden, wie schlägt das Herz mir zögernd in der Brust, wie ist Alles um mich her so alt geworden, o Knabe auf raschem Roße mit dem Wunderhorn, wie bist du alt geworden!

Es sieht die junge Generation mich so altklug und verständig an, geht nur, ihr seid wackere Kinder, der Himmel wird euch Ruhe und Überfluß verleihen und ein gemächlich Leben.

So muß ich denn für die Enkel niederschreiben, was die Unterirdischen mir aufgetragen, und was mein flimmernd Gedächtnis mir nicht versagt.



Die deutschen Volksbücher / Von Hermann Bremme

Schon Görres hat 1807 in einem eigenen Werke (Die deutschen Volksbücher) auf den Wert dieser Art Volksliteratur hingewiesen. „Wie sehen wir nicht jedes Jahr in der höheren Literatur die Geburten des Augenblicks wie Saturn seine Kinder verschlingen", so lautet sein zusammenfassendes Urteil, „aber diese Bücher leben ein unsterblich, unverwüstlich Leben. Viele Jahrhunderte hindurch haben sie Hunderttausende, ein ungemessenes Publikum beschäftigt; nie veraltend, sind sie, tausend- und tausendmal wiederkehrend, stets willkommen; unermüdlich durch alle Stände pulsierend und von unzählbaren Geistern aufgenommen und angeeignet, sind sie immer gleich belustigend, gleich erquicklich, gleich belehrend geblieben für so viele Sinne, die unbefangen ihrem innewohnenden Geiste sich geöffnet. — Soweit deutsche Zungen reden, sind sie überall vom Volke geehrt und geliebt, von der Jugend werden sie verschlungen, vom Alter noch mit Freude der Rückerinnerung belächelt. Man glaube nur nicht, daß ein Schlechtes für sich die Prüfung der Menge und der Zeit bestehen könne. Es kann mit unterlaufen, von dem Guten durchgeschleppt, aber nimmer sich für sich selbst behaupten."

Wie ganz anders als dieses Lob aus Görres' Mund lauten allerdings die Urteile unserer gangbaren Literaturgeschichten über die Volksbücher! Oft finden wir nur die kurze Erwähnung eines Titels; findet sich überhaupt ein Urteil, dann ist es meist absprechend und geringschätzig. „Trockene Prosaauflösung älterer deutscher Gedichte; poetisch wertlose Übersetzungen fremdsprachlicher Vorlagen; unvolkstümlich nach Herkunft und Stoff; ohne Sinn und Gefühl für Form und Rhythmus." Eine lobenswerte Ausnahme bildet Lindemann, der ihnen zehn Seiten widmet. — Dieses absprechende Urteil der Literarhistoriker hängt zweifellos mit einer einseitigen Bevorzugung der Kunstpoesie zusammen. Allein schon W. Grimm war anderer Meinung (Kl. Schriften I 64). Nach seiner Ansicht erscheinen diese Gedichte viel reiner und poetischer in den später manchen zuteil gewordenen prosaischen Bearbeitungen. „Die reizend naive Sprache der eben entstehenden Prosa spricht das Poetische viel klarer aus als jene oft mühsam sich aneinanderdrängenden Reime. Das hat das Volk auch wohl empfunden, daher alle die Volksbücher in Prosa aufgelöst sind." Kürzlich hat sich Rich. Benz besonders der Volksbücher wieder angenommen (R. Benz, Die deutschen Volksbücher, ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Dichtung. Jena, Diederichs 1913). Er sagt uns darin Ausgezeichnetes über den künstlerischen Wert der alten Prosa und über die volkstümliche Dichtung und ihr Wesen, wenn auch sein Urteil über die Kunstpoesie wieder zu einseitig ist.

Daß die Volksbücher reich sind an poetischen Stoffen und Motiven, geht schon daraus hervor, daß zahlreiche Dichter, Komponisten und Maler dorther viele Anregungen erhalten haben. Um von den zahlreichen Bearbeitungen des Faust ganz zu schweigen, sei hier nur erinnert an Tieck, Uhland, Maler Müller, Hebbel, Halm, Schumann, Bauernfeld, Schwind, Führich und Richter. Goethe erzählt uns in „Dichtung und Wahrheit": „Wir Kinder hatten das Glück, diese schätzbaren Überreste des Mittelalters auf einem Tischchen vor der Haustür eines Büchertrödlers täglich zu finden und sie uns für ein paar Kreuzer anzueignen. Der Eulenspiegel, die vier Haymonskinder, die schöne Melusine, der Kaiser Oktavian, die schöne Magelone, Fortunatus mit der ganzen Sippschaft bis auf den ewigen Juden, alles stand uns zu Diensten, sobald es uns gelüstete, nach diesen Werken anstatt nach irgend einer Näscherei zu greifen." Ähnliche Worte legt Eichendorff dem Friedrich im Roman „Ahnung und Gegenwart" in den Mund. Wir würden den Einfluß der Volksbücher auf die dichtende Phantasie noch besser erkennen, wenn wir von allen Dichtern und Schriftstellern autobiographische Notizen über ihre Jugendlektüre hätten.

Im Vergleich zu den gewaltigen epischen und dramatischen Werken, die durch die Hand der Dichter aus den Volksbüchern entstanden sind, erscheinen die ursprünglichen Texte zwar schlicht und einfach. Hätte man nur im 17. und 18. Jahrhundert den ursprünglichen Text wenigstens gedruckt! Aber jeder Herausgeber machte damit, was er wollte. Auch die Form der Drucke ent-

sprach nicht ihrer Bedeutung. Um dem allgemeinen Verlangen nach diesen Büchern entgegenzukommen, veranstaltete man wohlfeile Ausgaben oft auf das schlechteste Löschpapier fast unleserlich gedruckt, fliegende Blätter „gedruckt in diesem Jahr“. So war es begreiflich, daß die Volksbücher im 17. und 18. Jahrhundert bei den Gebildeten in Mißkredit kamen. — Erst um die Wende des 18. Jahrhunderts trat in der Beurteilung ein Umschwung ein, der mit den Namen Tieck, Schlegel, Görres überhaupt mit der Romantik verknüpft ist. 1836 gab Gust. Schwab seine Volksbücher heraus, die oft aufgelegt wurden. Dann erschienen die Ausgaben von Marbach und Simrock. Aber sie blieben nach Inhalt oder Form weit hinter den Anforderungen zurück, die man an ein Volksbuch stellen konnte und mußte. Außerdem gibt es jetzt eine Unmenge kleinerer Ausgaben, die jedoch entweder den Text der obigen (besonders von Schwab) einfach abdrucken oder speziell als Jugendbücher gedacht und bearbeitet sind. So kann man ruhig behaupten, daß eine wirkliche Volksausgabe der Volksbücher, die all ihre ursprüngliche Schönheit und Poesie enthielt, bis jetzt noch fehlte. Auch mit der neuerdings in Jena erscheinenden Ausgabe von Benz ist die Frage nicht gelöst. Es sind zwar wunderbare Neudrucke, die er uns bietet, aber es sind Leckerbissen für literarische Feinschmecker, jedoch fürs Volk nicht geeignet — schon wegen des hohen Preises nicht (2—4 Mk.). Dasselbe gilt von den Ausgaben des Inselverlags.

Wir begrüßen deshalb die neue Ausgabe von Heinrich Mohr, weil sie dem erstrebten Ziel recht nahe kommt.*) Hier haben wir „das Hausgerät unserer Väter“, gereinigt vom Staube, der sich im Laufe der Jahrhunderte darangesetzt. Der Druck der geschmackvollen Bändchen paßt nicht nur zum Inhalt, sondern ist geradezu als musterhaft zu bezeichnen.

Es war ein guter Griff, die Sammlung mit der „Historie von der unschuldigen, bedrängtem heiligen Pfalzgräfin Genovefa“ zu eröffnen. Der Herausgeber sagt mit Recht in seinem Nachwort, daß keines der alten deutschen Volksbücher zur Stunde noch mit solch taufrischer Jugend durchs Leben gehe wie das Genovefabuch. Es würde zu weit führen, das Gesamturteil Görres' zu zitieren — er findet nicht Worte genug, um die Schönheit dieses Volksbuches zu rühmen. Gerade durch seine Einfachheit und Schlichtheit macht es auf jedes Gemüt einen tiefen Eindruck, mehr vielleicht als alle glänzenden Bearbeitungen. Deshalb sagt auch Heine bei der Besprechung von Tiecks Dramatisierungen deutscher Volksbücher (Oktavian, Genovefa, Fortunat): „Diese alten Sagen, die das deutsche Volksbuch noch immer bewahrt, hat hier der Dichter in neue kostbare Gewande gekleidet. Aber, ehrlich gestanden, ich liebe sie mehr in der alten naiven, treuherzigen Form. So schön auch die Tiecksche Genovefa ist, so habe ich doch weit lieber das alte, zu Cöln am Rhein sehr schlecht gedruckte Volksbuch mit seinen schlechten Holzschnitten, worauf aber gar rührend zu schauen ist, wie die arme, nackte Pfalzgräfin nur ihre langen Haare zu keuschen Bedeckung hat und ihren kleinen Schmerzensreich an den Zitzen einer mitleidigen Hirschkuh saugen läßt.“ Ein glücklicher Gedanke war es auch, den ewigen Juden und Dr. Faustus in der Fassung des Volksbüchleins von L. Aurbacher wieder herauszugeben. Besonders beim Faust wirkt die gewöhnliche Fassung, nach der Faust wirklich vom Teufel geholt wird, schauerlich und abstoßend. Aber diese Form hat die Sage erst seit ihrer Verbindung mit der historischen Persönlichkeit des Dr. Faustus. Die alten Sagen über den Teufelspakt, die ja den Kern der Faustsage bilden, haben jedoch oft einen anderen, christlicheren Ausgang: Gott bleibt mächtiger als der Teufel. An diesen Gedanken klingt ja auch der Ausgang in Goethes Faust an: „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen.“ Das sagt uns Goethe selbst (Gespräch mit Eckermann 6. Juni 1831): „In Faust selber eine immer höhere und reinere Tätigkeit bis ans Ende, und von oben die ihm zu Hilfe kommende ewige Liebe. Es steht dies mit unserer religiösen Vorstellung durchaus in Harmonie, nach welcher wir nicht bloß durch eigene Kraft selig werden, sondern durch die hinzukommende göttliche Gnade.“ (Vgl. Dr. P. E. Schmidt: Die Grundideen der Faustsage, das Reuemotiv in Goethes Faust, in: Über den Wassern, 1. Jahrgang 1908). So bekennt denn auch in Aurbachers Fassung Faust am Ende seines Lebens, daß er eine herzliche Reue habe und im Herzen immer um die Gnade bitte, daß seine Seele gerettet werden möge, wenn Leib und Leben auch dem Teufel verfallen sei. So ist diese Fassung befriedigender, menschlicher, christlicher.

Im 3. Bändchen finden wir die Geschichte des armen Heinrich in der Fassung der Brüder Grimm. Es ist die Prosaauflösung jenes kunstvollen Epos, das zweifellos als die schönste Dichtung Hartmanns von der Aue darstellt. „Überall steigt aus dieser lieblichen Idylle, wie aus einem reinen Kindesauge, ein klarer Himmel von Unschuld und Hingebung hervor“ (Barthel). — Ferner enthält dieses Bändchen die Novelle Griseldis. Wenn auch ihr Beispiel in mancher Frauenseele von heute nicht allzuviel Echo erwecken mag, — es ist eine schöne, tiefempfundene und reine Liebesgeschichte. Mohrs Erneuerung bietet zum erstenmal das Volksbuch von Genovefa

*) Drei Bändchen bei Herder in Freiburg (Breisgau).

und Griseldis in der unversehrten ursprünglichen Form, die, was vielen eine Neuigkeit sein wird, von dem Kapuziner Martin von Cochem stammt. Ein kurzer Vergleich sagt jedem, wie weit sich zum Beispiel die Schwabsche Bearbeitung von der alten Schönheit entfernt.

Möge uns der Herausgeber bald die Fortsetzung seiner Sammlung bescheren! Die Heldentaten Siegfrieds und der Haymonskinder, die zauberische Melusine, den abenteuerlichen Fortunat und nicht zuletzt den prachtvollen Humor der Schildbürger! Alles Überreste aus unseres Volkes Vergangenheit, wilden Feldblumen vergleichbar. „Dieser Art der Poesie", sagt Görres, „soll man nicht hoffärtig gegenüberstehen. Das Volk ist es doch immer, das uns im Frühling die ersten, die wohlriechendsten und erquickendsten Blumen aus seinen Wäldern und Hegen bringt, wenn auch später freilich der Luxus unserer Blumengärten sich geltend macht . . . . Vom Volke ist doch schließlich immer alle Poesie ursprünglich ausgegangen."

Ein Skizzenblatt zur Mondschein-Sonate von Beethoven / Von Eugen Mandyczewski

Am 3. März 1802 brachte die „Wiener Zeitung" ihren Lesern die Nachricht, daß zwei neue Klaviersonaten von Beethoven im Musikverlag von J. Cappi erschienen und zu haben sind. Beethoven war damals 31 Jahre alt und in der musikalischen Welt Wiens längst als der hervorragendste unter den jüngeren, aufstrebenden Tonkünstlern der Kaiserstadt anerkannt. In gewissem Sinne faßte er beide Sonaten als ein Werk, sein op. 27. Denn beide weichen in der Form von dem, was man gewöhnlich unter Sonate verstand, einigermaßen ab, und er nennt jede „Sonata guasi una Fantasia", ausdrücklich darauf hinweisend, daß ihm hier der Inhalt wichtiger ist als die Form. Der Inhalt aber der beiden Werke ist so grundverschieden, wie die Personen gewesen sein mögen, denen sie gewidmet sind. Die erste Sonate, in Es-dur, ist der Fürstin Josefine Liechtenstein, geborenen Landgräfin zu Fürstenberg gewidmet, die zweite, in Cis-moll, der Gräfin Julie Guicciardi, späteren Gräfin Gallenberg. Dementsprechend geschah auch die Veröffentlichung in zwei gesonderten Heften. Man weiß, daß Beethovens Widmungen fast ausnahmslos einen tieferen Sinn haben, und daß ihn Gräfin Guicciardi damals in ungewöhnlicher Weise fesselte. Es wird auch diese Sonate meistens als der Ausdruck seiner Empfindungen beim Lösen dieser zarten Bande angesehen. Zu allen Zeiten hat man sie für eines der poesievollsten Werke des Gewaltigen gehalten, und es bedurfte nur einer fast unwillkürlichen Anregung eines Dichters (Rallstab), so hatte die Sonate auch schon ihren unverwüstlichen poetischen Namen „Mondscheinsonate". Aber Beethoven freilich wußte nichts mehr davon.

Der ungewöhnliche Zauber dieses Werkes hat es aber auch zu einem der beliebtesten gemacht in der ganzen musikalischen Literatur. Und da dürfte es den musikalischen Lesern dieser Blätter nicht unwillkommen sein, zu sehen, wie Beethoven daran gearbeitet hat. Skizzenblätter Beethovens sind oft mitgeteilt und vielfach beschrieben worden. Ganz besonders sind sie von dem Musikgelehrten Gustav Nottebohm (gest. in Wien 1882) langjährigen gründlichen Studien unterzogen worden, deren Ergebnis unsere heutige Kenntnis der künstlerischen Wesensart und Arbeitsweise Beethovens ist. Die Skizzen zeigen, wie die musikalischen Gedanken bei Beethoven gleichsam schrittweise entstehen, wie der Künstler an seinen Werken im wahren Sinne des Wortes baut, ferner: daß er gewöhnlich an mehreren Werken gleichzeitig arbeitet und mitunter die künstlerische Bestimmung einzelner Gedanken wechselt, d. h. sie aus ihrem ursprünglichen Zusammenhange herausnimmt und in einen neuen setzt, u. dgl. Auch über die Entstehungszeit mancher Werke von Beethoven geben uns die Skizzen mitunter Aufschluß. So viel Skizzenblätter Beethovens nun auch durch Nottebohm u. a. bekannt geworden sind, zur volkstümlichen Mondscheinsonate wird hier zum erstenmal eines mitgeteilt.

Wir verdanken dies einem ernsthaften Wiener Kunst- und Musikfreunde, dem jetzigen Besitzer des seltenen Blattes, Direktor Wilhelm Dux. Im Vergleich mit andern Skizzenblättern Beethovens sehen wir hier die Arbeit bereits wesentlich vorgeschritten. Auf den ersten Blick gewahrt man, daß es sich um den leidenschaftlichen letzten Satz der Sonate handelt. Sieht man näher zu, so merkt man, daß die musikalischen Gedanken

bereits feststehen und nunmehr über ihre Ordnung ihr Ineinandergreifen, ihr Wechselspiel nachgedacht wird. Vergleichen wir das hier Geschriebene mit dem Gedruckten, werden wir das Meiste in diesem wiederfinden, Einzelnes verworfen oder umgestaltet sehen, und Anderes wieder aufgenommen bemerken, was in der Skizze gestrichen ist. Je mehr wir uns mit dem Blatte beschäftigen, desto teurer wird uns sein Inhalt, desto lieber gewinnen wir das Werk, desto mehr glauben wir Beethovens Idee erfaßt und verstanden zu haben.

Auch über das Schicksal des Blattes sind wir unterrichtet. Es ist in einem alten grauen Papierumschlag eingeklebt und hat sich daher sehr gut erhalten. Der Umschlag trägt die Aufschrift: „Musikalisches Andenken aus Ludwig van Beethoven's eigenhändigem Notirbuche, welches aus seiner Verlassenschaft in der am 5. Nov. 827 abgehaltenen wiener magistratischen Lizitation laut gerichtlichem Protokoll No. 17 erstand Ignaz Sauer, beeideter Schätzungskommissär in Kunstsachen. 20 × C. M." Zwanzig Kreuzer Konventions-Münze sind ungefähr 50 Pf. heutigen Geldes.

Neues über Beethovens Großeltern mütterlicher Seite / Von Johann Jakob Wagner

Über die rheinischen Ahnen Beethovens hat Lohmeyer (Heidelberg), insbesondere auf Grund genauerer Einsicht der Pfarrbücher, in der „Köln. Zeitung" vom 16. Dezember 1917 interessante bisher unbekannte Mitteilungen machen können. Ein Stammbaum Beethovens wurde von mir in der „Kobl. Zeitung" vom 1. März 1918 veröffentlicht. Das größte bis jetzt über diesen Fürsten der Musik erschienene von Deiters herausgegebene Leben Beethovens von Thayer enthält in genealogischer Hinsicht einige Irrtümer, berichtet auch wenig über die Ehrenbreitsteiner Ahnen des großen Mannes, denen letzterer unzweifelhaft mehr verdankt als dem Vater und den Großeltern aus Bonn. Bekannt ist, daß sowohl der Vater als dessen Mutter starke Alkoholiker waren und daß die Familie väterlicherseits infolgedessen keineswegs mehr in glänzenden Verhältnissen lebte.

Ganz anders war es mit den Großeltern aus Ehrenbreitstein. Der Großvater, Heinrich Keverich, geboren 1701 zu Ehrenbreitstein, war unter dem Kurfürsten Franz Georg (1729—56) und Joh. Philipp von Waldesdorff (1756—68) erster Hofkoch und Admodiator des ganzen Küchenwesens bei Hof. Schon daraus geht hervor, daß er der in der Regel verlangten Kaution wegen ein bedeutendes Vermögen gehabt haben muß. Nicht weniger begütert und angesehen war seine aus Koblenz stammende Gemahlin, Maria Klara geb. Westorff, die Tochter des dortigen Senators Joh. Bernard Westorff, die ihrem Gemahl vier Söhne und zwei Töchter gebar. Von den letzteren blieb nur die jüngste Tochter am Leben, Maria Magdalena Keverich, die Mutter Beethovens.

Sie war geboren am 19. Dezember 1746 zu Ehrenbreitstein. Leider starb ihr der Vater schon 1759 und so vermählte sie sich, noch nicht 17 Jahre alt, mit dem Hofkammerdiener und Witwer Joh. Leym in Ehrenbreitstein am 30. Januar 1763. Aus erster Ehe brachte dieser drei Kinder mit in die Ehe, zwei Söhne, welche sehr früh starben, und eine Tochter Friderika. Was aus letzterer geworden, war nicht festzustellen. Aus der Ehe mit Leym ward der Tochter Keverichs ein Sohn Joh. Peter Anton geboren am 25. Oktober 1764, der jedoch nur einen Monat alt wurde. Leym selbst starb, erst 30 Jahre alt, am 28. Oktober 1765. So war denn die junge, noch nicht 19jährige Witwe wieder mit ihrer Mutter allein. Letzterer lag es sehr am Herzen, ihre jüngste Tochter versorgt zu sehen, ehe sie selbst aus diesem Leben schied, und so gab sie ihre Einwilligung zu einer zweiten Ehe mit dem Hoftenoristen des Kölner Kurfürsten, Joh. van Beethoven aus Bonn, der auf einer Kunstreise an den Hof des Kurfürsten von Trier in Ehrenbreitstein im Gasthaus zu den drei Königen in der Wagenbachstraße, wo die Familie Keverich wohnte, die junge Witwe kennen gelernt hatte. Mit dieser Ehe hatten es aber weder Mutter noch Tochter gut getroffen. Die Mutter war, wie schon erwähnt, nicht unvermögend und eine heiligmäßig lebende Frau. Durch den Tod ihres Mannes etwas in Rückgang gekommen, mußte sie jetzt ihrer Tochter und ihrem Schwiegersohn, Joh. van Beethoven, der sehr viel für sich und seine Leidenschaft brauchte, all ihr erspartes Vermögen nach und nach bis auf 300 Taler nach Bonn schicken, so daß sie in eine gewisse Notlage geriet und, kaum 63 Jahre alt, schon am 13. September 1768 das Zeitliche segnete. Am 26. März dieses Jahres, als Kurfürst Clemens Wenzeslaus eben zur Regierung gekommen war, machte die Hofkammer

selbst nachstehendes Bittgesuch für die Witwe an den Kurfürsten:

„Ihr Mann war erster Mundkoch bei Kurfürst Franz Georg p. m. gewesen und ihm die erste Admodiation der Küche anvertraut worden, wobei die Hofkammer ein Großes ersparte und noch ferner hätte ersparen können, wenn nicht bei einer großen Hitze zu Molsberg (ein Schloß des Kurfürsten Joh. Philipp und dessen Geburtsstätte), wo er damals sehr in Anspruch genommen war, dieser Mann durch eine übereilte Abkühlung gestorben wäre. Die Witwe hat zwar die Admodiation, wobei man derselben versprochen, sie schadlos zu halten, mit großer Treue und Fleiß fortgeführt, nicht aber nach dem Tod ihres Mannes, wie er getan, an ein oder dem andern Orte den nötigen Widerstand tun können. Statt ihrer erhielt also 1761 der Mundkoch Breidbach die Besorgung, und Kurfürst Johann Philipp erteilte derselben zu etwaiger Belohnung ihrer und ihres Mannes Dienste ein Gnadengehalt von 3 Klafter Holz, 6 Malter Korn und einer Zulast Wein, welches ihr aber bei der im Juli 1767 erfolgten Reduktion unter der gnädigsten Vermutung abgezogen worden, als sei sie dessen nicht benötiget. Es war leider auch im Jahr vorher noch nicht verabreicht, vielleicht weil sie und ihr Ehemann von ihren Eltern etwas gehabt, auch erworben. Dieses ist aber dermalen durch eine übel geratene Heirat ihrer einzigen Tochter bis auf 300 Taler verschwunden, wovon sie den Hauszins kaum zahlen kann. Der ihr wegen ihre Zurückgangs in Mitteln gesetzte Vorstand oder Vormund nennt zwar selbe schwachsinnig; es wird aber einem gottfürchtenden Menschen nicht wohl erlaubt sein, dieser Frauen Wandel und Leben so zu beurteilen, da dieselbe mit einer gesunden und kräftigen Vernunft stets begabt gewesen, hernach aber in solch hartes, fast erstaunliches Bußleben sich begeben, daß es nicht zu begreifen ist, wie diese Frau gegen den ordentlichen Gang der Natur noch leben mag, indem dieselbe wenig und die schlechteste Nahrung nimmt und in der bittersten Kälte, Wind und Regen fast ganze Nächte vor der Kirche unter dem blauen Himmel weilet. Es ist hier schwer zu raten und zu urteilen; bei diesem strengen Leben ist ihr Unterhalt nicht groß und eine milde Beisteuer wäre derselben zu gönnen, zumal sie dem Bettelstab sehr nahe und bedauernswürdig ist. (Das Bittgesuch ist absichtlich, wie es scheint, etwas flehentlich gehalten; in Wirklichkeit hatte die Witwe noch sehr vermögende Verwandte in der Stadt.)

Es stehet also bei Ew. Kurf. Durchlaucht, ob Höchstdieselbe dieser so streng lebenden Frauen zur Unterhaltung ihres Lebens die Gnadenbestallung von 3 Klafter Holz, 6 Malter Korn und etwas Geld statt des Weins, da sie keinen trinkt, fernerhin angedeihen zu lassen gnädigst geruhen wollen."

Eine Antwort des Kurfürsten ist nicht beigefügt; aber noch im nämlichen Jahre starb diese ehrwürdige Frau, die Großmutter des größten Meisters der Töne, um nach harten, selbstgewählten Werken der Buße hinüberzugehen in ein besseres Leben. Im Ehrenbreitsteiner Pfarr-Sterberegister vom Jahre 1768 heißt es bei ihrem Namen: „pia in Valle nota aspera ac diuturna mortificationis opera seguuntur eam", d. h. „sie war als fromm im Tal Ehrenbreitstein bekannt; ihre harten und langdauernden Werke der Abtötung folgen ihr nach". Wahrlich, eine sehr ehrenvolle Charakteristik von weltlicher und geistlicher Behörde, niedergelegt in den Jahrbüchern der Regierung, dauernder als in Stein gehauen, die auch ihrem großen Enkel noch zur Ehre gereichen dürfte. Zwei Jahre nach dem Tod der Großmutter ward Ludwig van Beethoven geboren; bis in seine Mannesjahre hing er in innigster Liebe an seiner Mutter, die er, ganz im Gegensatz zum Vater, kaum vergessen konnte. Leider wurde sie ihm schon entrissen, als er kaum 17 Jahre zählte; der Vater aber ließ ihre Kleidergarderobe, um Geld zu bekommen, an Trödler verkaufen, wodurch sie in Bonn auf dem Markt zur Ausstellung kam. (Deiters, Leben Beethovens Bd. 1.)

Bühnengeist und nationale Würde

Von Friedrich Lienhard

Den folgenden „offenen Brief" an den Heidelberger Dramaturgen und Schriftsteller Dr. Ernst Leopold Stahl hat unser Dichter Friedrich Lienhard im „Mannheimer Generalanzeiger" veröffentlicht.

Sie haben mir, geehrter Herr Doktor, Ihr Schriftchen über Büchners „Leonce und Lena" zugesandt. Ich ersehe daraus, daß in Mannheim ein angesehener Geistlicher, dem Sie selbst „Bildung und Literaturfreude" zuerkennen, gegen die Aufführung jenes Büchnerschen Spiels in jetziger Kriegszeit Einspruch erhoben hat. Ähnliches hörte man in einem anderen Falle vom Münchener Erzbischof. Solche Einsprüche beweisen Interesse. Wenn sich dieses Interesse vergreift, so mögen

sich Bühnenfreunde wehren, und das zuhörende Volk mag entscheiden.

Der Fall selbst geht mich also nichts an. Aber Sie nennen gegen Ende Ihres Schriftchens meinen Namen. Sie schreiben: „Es wäre sehr interessant, einmal Lienhard, Eberhard König und Paul Ernst in Wettkampf mit den Jüngsten treten zu lassen und zu zeigen, wer der Stärkere ist. Ich gehe einig mit der Bemerkung einer Mannheimer Zeitung, in der generell gewünscht wird, daß Kunstanstalten, die für die Allgemeinheit da sind, nicht bloß einigen Abwegigen dienstbar gemacht werden."

Es wäre sehr interessant ..... Ahnen Sie, daß in dieser Wendung eine Tragikomödie steckt? Es wäre sehr interessant, uns Fünfzigjährige mit den Fünfundzwanzigjährigen „in Wettkampf treten zu lassen" — das heißt: uns endlich das Wort zu gönnen, das man im Übermaß den Jüngsten gestattet?! Es wäre sehr interessant, wenn die Bühne den Bann des Totschweigens von uns nähme, nachdem wir seit 25 Jahren in der Literatur stehen? Es wäre sehr interessant, wenn ich, der Elsässer, auf der benachbarten Mannheimer Bühne auch nur ein einzigesmal zu Worte gekommen wäre? .....

Das wäre in der Tat sehr interessant. Aber es wäre eine verspätete Interessantheit.

Und dann: was stellen Sie sich denn eigentlich unter „Wettkampf" vor? Wer soll denn da wohl Richter sein? Soll etwa die Kritik, je nach ihrer Parteirichtung, den „Stärkeren" feststellen? Wir kennen das, geehrter Herr Doktor.

Da bin ich denn doch meinerseits zu stolz, mit Anfängern, die vom Modelärm auf einen Augenblick dem Publikum aufgedrängt werden, in Wettbewerb zu treten. Ein solches Schauspiel wäre mir nicht interessant, sondern unwürdig. Denn zwischen meiner Lebens- nebst Kunstanschauung und den Anschauungen jener Immer-Aufgeregten klafft ein Abgrund. Dort Lärm, Gruppen, Partei — hier ein Gralsucher, der seinen Weg für sich geht und die Seele des Deutschen Volkes sucht, nicht aber sinnliche Aufpeitschungen.

Und sinnliche Aufpeitschungen sucht die moderne Bühne. Reden Sie mir nicht vom „Stärkeren"! Schauen Sie doch auf mein Lebenswerk und vergleichen Sie mich nicht mit dem Gezappel der Jüngsten! Sind denn diese Grimassen wirklich für das deutsche Volk jetzt wichtiger als etwa meine Wartburgtrilogie? Es wäre sehr interessant, zu vernehmen, weshalb die von Ihnen als weitherzig gerühmte Königliche Bühne zu Berlin den dritten Kriegswinter zwar mit einer Nichtigkeit wie „Die Blumen der Maintenon", frei nach Dumas, zu eröffnen wagt — mich aber mit meinem einst in Weimar glänzend aufgenommenen, auch als Buch auf das wärmste anerkannten, in höheren Schulen gelesenen „Heinrich von Ofterdingen" schimpflich nach Hause sandte. Es wäre sehr interessant, zu vernehmen, weshalb die Hofbühne zu Stuttgart, wo meine Bücher erscheinen, niemals auch nur ein einziges meiner Stücke zur Aufführung gebracht hat — selbst nicht zu meinem 50. Geburtstag, an dem man sich mit einer belanglosen „Matinee" begnügte.

Interessant? Nein, es ist eine solche Totschweige-Taktik, daß man sich fast schämt, davon zu reden. Wir sind unbequem wegen unserer Weltanschauung; und wir sind unbequem, weil man sich von uns keine Kasse verspricht.

Die Leute sollen das doch offen heraus sagen, wie sie es sich unter einander zuraunen! Wir stehen unter der Herrschaft eines Bühnengeistes, dem man mit den tollsten Fratzen kommen darf, nur nicht mit nationaler Würde.

Sie selbst, Herr Doktor, liefern zu dieser Verwaschenheit einen Beitrag. Sie schreiben: „So haben wir jetzt im Ortsverein Heidelberg des Theaterkulturverbandes begonnen, eine Reihe von Weltanschauungsdramen nebeneinander zu stellen: ein aus zionistischem Geist geborenes Schauspiel begann, Arnold Zweigs „Ritualmord in Ungarn", Szenen aus der „Renaissance" folgten — und so weiter, und Sie schließen: „Nicht um Propaganda für den einen oder anderen, sondern um Vermittlung eines Gesamtbildes handelt es sich auch für uns, aus dem jedem freistehe, sein Weltbild sich zu gestalten."

Dieser Standpunkt paßt vortrefflich nach Neutralien, nur nicht in das schwer auch um sein geistiges Edelgut kämpfende Deutschland.

Sie wissen, ich bin aus Ihrem Theaterkulturverband wieder ausgetreten. Die Lebens- und Kunstanschauung des größten Teiles unseres deutschen Volkes kommt auf der modernen Bühne nicht zu Wort. Vom Theaterkulturverband hoffte ich, er würde unseren nationalen und religiösen Anschauungen ernster und edler Art — neben dem vielen, was wir von Strindberg bis Wedekind vorgesetzt bekommen — zu Wort verhelfen. Diese Hoffnung habe ich aufgegeben.

Ich hoffe auf ein neues Geschlecht, auf einen wieder erstarkten deutschen Idealismus und seine Beseelungskraft. Und ich grüße die einzelnen tapferen und treuen Gralsucher, die von gleicher Zuversicht durchglüht sind.

Weimar im August 1918.

*



Hans Röhm Hl. Martin



Mitteilungen des Eichendorff-Bundes

Eichendorff-Wanderung

Erinnerungen aus Sommertagen von **Hermann Breiter** (jugendlichem Eichendorff-Bündler).

Einen ganzen Schatz von Volksliedern hat uns die Schule auf den Weg gegeben, liebe Lieder, tief empfunden, und sie sind oft gesungen worden in stillen Abendstunden daheim im Kreise von Eltern, Geschwistern und Freunden, Gesänge von Heimat und Fremde, von Wanderburschen, von Wald und Heide, Lieder vom Scheiden und Meiden. Und mancher Gesang ist uns ganz besonders lieb geworden, denn oft in stillen Stunden schleicht er durch unsern Sinn, daß wir ihn immer und immer wieder singen müssen. Und jedesmal trinken wir ein Schlücklein Zufriedenheit für unsere Seele.

Als ich, die Schule hinter mir, an freien Tagen wandernd zog von Tal zü Berg und Hochwald, dem Vogelsang nach zu kleinen Gebirgsdörflein und ihren gemütlichen Bewohnern, oder den Quell eines lustig springenden Waldbaches suchend durch Waldgrün und traute Einsamkeit, über und unter mir Wald, dann flogen sie wie die Lerchen um mich, die schönen Wandergesänge, die Lieder von Eichendorff.

— — — — — — — — — — — — — —

Da zog es mich schon längst einmal dorthin, wo unser lieber Eichendorff geboren wurde und wo er seine Jugendjahre verlebte.

Das goldne Abendglühen sieht uns Burschen, zwei Brüder, gradweg von der Arbeitsstätte scheiden. Es dauert nicht lange, da haben wir den Alltag abgelegt. Das Dampfroß brachte uns schnell in die Weite, über die Ebene, an Büschen und kleinen Dörfern vorbei, von welchen hin und wieder noch eine alte verlassene Windmühle herüberguckt. Neustadt ist unser erstes Ziel! Die Stadt schlief, denn es war schon Nacht. Der Mond blinkte durch leichte Wolken und führte uns durch das fremde Städtchen, in welchem wir nach einigem Suchen zu später Stunde eine Herberge zum Übernachten fanden.

Der frühe Morgen traf uns schon wieder draußen in der Natur. Den Eichendorffstein wollen wir aufsuchen. Hin und dann grüßten wir einen frühen Kirchgänger, der hinauf zur Kapelle, die auf einem Hügel stand, wallte. Unweit der österreichischen Grenze, mitten im grünen Walde, finden wir den Denkstein, mit dem halb erhaben gearbeiteten Bildnis des Sängers auf der Vorderseite und der Anfangsstrophe des herrlichen Liedes: „O Täler weit, o Höhen" auf der Rückseite. Ein guter Ausblick zeigte sich uns hier oben, und wir ließen unsere Blicke über die weite Landschaft hin nach den Kämmen der fernen Berge schweifen. Unter uns lag ein Goldfischteich, in dem sich munter die Fischlein tummelten.

Nach kurzer stiller Andacht führte uns der Weg wieder zurück nach Neustadt und von dort weiter in die Welt. Das war ein langer Weg. Aber für fröhliche Wandergesellen ist er nicht zu weit. Man singt und beobachtet, sinnt auch wieder einmal und begrüßt die kleinen Dörfchen, die sich schon von ferne durch ihr Kirchlein verraten, spricht hier und da mit einem Bewohner, läßt sich von einem verwunderten Hunde anbellen, dem es nicht in den Verstand will, daß auch durch sein verlassenes Örtchen einmal Fremde kommen.

Einige Stunden sind wir so geschritten.

Deutsch-Rasselwitz. Das ist unsere nächste Bahnstation. Von da aus soll uns die Bahn nach Ratibor bringen. Wir wären viel lieber zu Fuß gewandert, ohne die Bahn überhaupt einmal in Anspruch zu nehmen, doch standen uns nur vier Ferientage zur Verfügung.

Ratibor machte einen ganz fremden Eindruck auf uns. Vielfach sah man polnisch gekleidete Leute und hörte polnische Laute. Leider verstanden wir alle beide kein bißchen Polnisch. Die Stadt beschauend, kamen wir zu einem Denkmal, das uns die Fremde gleich etwas vertrauter machte. Wir standen auf einmal vor einem schönen Eichendorffdenkmal. Auf einem Baumstumpf sitzt Freiherr von Eichendorff als fideler Student, im Frack und in hohen Klappstiefeln, den Bleistift in der Hand haltend, als schreibe er eben ein ihm gerade eingekommenes Gedicht nieder.

Hinter Ratibor lagern wir das erstemal. Um uns ganz lustig und luftig zu machen, werfen wir allen Plunder ab, die Rucksäcke, die Kleider, Schuhe und Strümpfe, und nun pennen wir nach Herzenslust. Polnisch sprechende Jungen treiben eine Ziegenherde an uns vorbei hinaus auf die Weide. Sie bestaunen uns, und die Ziegen meckern.

Ein Bad im nahen Bach tut den Füßen gut. Nach langer Rast brechen wir auf, unserm Endziel von heut entgegen: Lubowitz. Der Himmel hat sich mit Wolken bedeckt, aber es dauert lange, bis es regnet. Unsere Umhänge halten das

Wasser ab, und wir schreiten weiter, als gingen wir unter dem Regen hin.

Wieder liegt vor uns ein kleines Nest, ein Dominium mit einem Dutzend Häuser. Da blitzte es grell, und ein kräftiges Donnern folgt nach. An ein Gewitter hatten wir nicht gedacht, da es ja auch schon lange geregnet hatte. Bei einem Häusler fanden wir Einlaß. Man hört hier unten alle nur polnisch sprechen. Die Leute sind meist mehr deutsch als polnisch, die Sprache ist ja auch nicht eine rein polnische Sprache, man könnte sie mehr mit einer Dialektsprache vergleichen, doch die Laute klingen fremd, und die Lebensweise ist der der echten Polen ähnlich.

Das Haus, in welches wir eingetreten sind, ist sehr klein. Und klein sind auch die Räume. An den Wänden der Stube hängen abwechselnd ein Jesus- und Marienbild hinter dem andern. Eine rechte Bildergalerie. Sonst aber bleibt hier wenig Raum für die Menschen übrig. Ein paar Stühle zum Sitzen hat es noch. Viele Leute wohnen hier. Wenn sie auch nicht viel Deutsch können, soweit verstehen wir uns schon, um uns gegenseitig noch manches zu erzählen. Die Frau des Häuslers fährt bei jedem Blitz mit der Hand ans Herz. Sie mag sehr furchtsam sein. Nachdem das Gewitter ziemlich vorüber ist, scheiden wir dankend. So ist es im Leben. Täglich geht man an Menschen vorüber, täglich kommt man mit andern zusammen, lernt stockfremde Leute kennen, geht weiter und sieht sie nie wieder, bekümmert sich auch nie mehr darum, wohin sie gingen, was aus ihnen wurde.

Leicht und lustig kommen wir am Abend in Lubowitz an. Der Wald vor Lubowitz wird durchstreift, dann grüßen wir das alte Schloß, das Geburtshaus Eichendorffs. Ein großer Hof liegt davor, der von einer Mauer umgeben ist, und ein großer Park an den Seiten und dahinter.

Ritterlich Geschlecht, wohin bist du! — Trostlos und ungepflegt ist die Umgebung des Schlosses.

Hier ist unser lieber Sänger geboren .... Und es ist doch nicht mehr die alte Stätte.

Hin sind die stolzen Feste.

Keine Reiter halten mehr hier fröhliche Einkehr. Hin ist auch der Liederquell.

Der Dichter tot, der Quell versiegt. — —

Neugierig gucken wir durch ein paar Fenster in einen Raum des Schlosses, sehen aber nichts als ein paar Stühle und leere Wände. Ein Fräulein bemerkt uns. Es scheint schon der vielen Besucher des Schlosses über zu sein und ist kurz gehalten, wenn auch nicht unfreundlich. —

Abend. Bald wird die Sonne scheiden. Da gilt es, noch zu suchen, um einen schönen Platz zu finden, wo wir den ersten romantischen Wandertag beschließen. An kleinen Hütten vorbei suchen wir und kommen immer weiter. Ein Bächlein fehlt uns auch, denn der Magen knurrt. Schon lange haben wir nichts gegessen. Da uns aber keins über den Weg läuft, so gehen wir ins erste beste Gehöft und lassen uns an einem Ziehbrunnen gleich einen ganzen Eimer voll Wasser heraufdrehen, von welchem wir aber nicht trinken, sondern nur so viel mitnehmen, als zum Kochen benötigt wird.

Ein rechter Platz ist immer noch nicht gefunden. So setzen wir uns eben an den Abhang einer Landstraße und machen's uns gemütlich. Bald zieht auch ein angenehmer Spiritusgeruch von dannen, und es dauert nicht lange, da haben wir damit ein paar junge Burschen angelockt, die nun bei uns sitzen, denen unser Treiben behagt, und wir plaudern untereinander. Gut war die Mahlzeit, doch der Platz ließ noch zu wünschen übrig. So ging's denn weiter, bis das Rauschen eines Wassers an unser Ohr kam. Die Oder war erreicht. Von der hohen Eisenbrücke sahen wir hinab ins Wasser, in die ruhig dahinfließenden Fluten. Es war Nacht geworden. Der Mond steckte hinter großen Wolken und lugte nur manchmal hervor. In der Ferne sahen wir wetterleuchten. Am Ufer, zwischen Schilf, war unser Nachtquartier. Wir hüllten uns in die Mäntel und ruhten einige Stunden. Von den nahen Feldern kam noch immer der Wachtelruf, ein Vogel schrie, und durch das Rohr raschelte der Wind. Der Strom aber sang sein ewiges Lied melodienreich weiter . . . weiter noch, als wir schon längst schliefen, nachdem uns ein einziges Sternlein aus dem Wolkenhimmel kundgegeben hatte:

> Schlaft, ihr Burschen, am Oderstrand.
> Einer hält über euch seine Hand,
> Der über Tag und Nacht
> Euer Leben bewacht!

Zwei Tage später sieht dieselbe Sonne, die uns nach Lubowitz begleitet hatte, zwei Wanderburschen, fern von Lubowitz, hinter den Industriebezirken Gleiwitz-Beuthen in dem kleinen Dörfchen Peiskretscham. Blumige Wiesen ringsum, Gänsemädchen singen darauf, ihre Herde bewachend, ein munterer Bach hüpft durch die Ebene.

In den stillen Kirchhof sind wir getreten.

Da bleiben wir hier einmal stehen und dort einmal, die Inschriften der Grabsteine lesend, der Toten gedenkend, für sie betend. — — —

Und weiter geht es. Immer wieder dasselbe Bild!

Rechts und links wogen die Felder in goldgelber Fülle, da und dort steht das Korn schon in Puppen. Hin und wieder knarrt ein vollbeladener Erntewagen die einsamen Feldwege daher, Vögel singen, Blumen blühen, und unser Herz lacht, denn wir sind in den kurzen Tagen ganz und gar Kinder der Natur geworden, wie die Blumen auf der Wiese und die Vöglein in der Luft.

Wenn es nur immer so ginge, von Dorf zu Dorf, von Land zu Land!

Nun tauchten wieder Wälder auf. Die Kiefern leuchten mit ihren weit astlosen Stämmen uns entgegen, schon sind wir bei ihnen, die Wälder durchwandernd. Pniow.

Ein kleines Tal, ein Dorf mit einigen Häusern, umringt vom Walde. Auf einem Hügel steht noch eine alte Holzkirche. Wir gehen hinauf. Am Eingang des wenig Gräber zählenden Kirchhofs steht eine Eiche, und einige andere schattige Bäume umkränzen ihn.

Altes Kirchlein, sag, wer hat dich gebaut? — Einfache Leute müssen es gewesen sein, so einfach und so still, wie du uns erscheinst. Die Tür ist verschlossen. Gern hätten wir auch hier einmal uns in die schlichten Kirchbänke gesetzt und zum lieben Herrgott gebetet. Still ist es überall. Kaum treffen wir einen Einwohner auf der Straße, nur vor der Schenke steht ein Bursche.

Wandern und Rasten, singen und schweigen, alles wechselt ab. Bauern fahren zur Ernte. Wir grüßen sie. Man wechselt einige Worte, Wälder enden, Felder breiten sich aus, Wälder beginnen wieder.

Wieder einmal ist Abend. Wir kommen in das kleine Städtchen Tost. Nach kurzer Rast besuchen wir die Toster Burgruine. Die Burg ist früher vor dem Abbrennen einige Jahre im Besitz der Eichendorff gewesen, in welche Zeit unseres Dichters früheste Jugend fiel. 1797 war Eichendorff das letztemal an jener Stätte, die seinen späteren Werken die schönsten romantischen Züge verlieh. 1811 war es, wo die Burg ein Raub der Flammen wurde.

Wir schreiten durch das Städtchen, am Wall der Ruine vorbei, durch die gezierten Torbogen hinauf zur Ruine. Alles schweigt hier oben, nur die alleinstehenden Mauern träumen von entschwundenen Zeiten. Doch der Wald um die Burg ist noch wie einst, nur daß er älter geworden.

Durch seine Wipfel zieht ein Raunen, als grüße er uns einsame Wanderer. In den weiten Schloßhof sind wir getreten. Geschlechter über Geschlechter sind auf ihm hingegangen. Heut ist er überwuchert von Rasen.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Am westlichen Himmel steht die Sonne über den Wipfeln des Waldes; durch die Mauerhöhlen, einstmals die großen Fenster der Burg, und durch die Tore fällt ihr abendlicher glutroter Schein und verklärt die Burg. Da in dieser Einsamkeit, in den Fensterhöhlen einer Seitenmauer, sitzt ein junges Mädchen und sieht in die Ferne. Ob das nicht gar ein Burgfräulein aus vergangenen Tagen ist?

Wir reden es an. Es ist eine Verwandte des Verwalters der Burgruine. Vor der Ruine stehen einige Gebäude, in denen die jetzigen Besitzer des noch Stehengebliebenen wohnen. Das Mädchen verschwindet für einen Augenblick, um darauf mit einem Bund Schlüssel herangerasselt zu kommen. Nur noch weniges ist hier oben erhalten geblieben, darunter ein Zimmer, in dem noch einige alte Möbel und Kasten stehen. Unser Weg geht an den Türmen vorbei, zum Brunnen, zu dem meist eingefallenen unterirdischen Gang in den sich anschließenden Wald. Angelegte Stiegen führen uns bald hinab, bald hinauf. So durchqueren wir die Ruine nach allen Seiten.

Einsam ist es hier oben. Verworren nur schallt von unten die Welt zu uns herauf. Hinter den Kiefernwäldern dort in der Ferne rollt dumpf ein Zug. Wir aber lauschen den romantischen Geschichten, die uns die Burg erzählt, von Rittern und Burgfräulein, von Gefangenen, von den Handelszügen der Kaufleute, die ihre Ware von Breslau nach Polen und von Warschau nach Breslau hier vorüber führten, den Erinnerungen der Burg an die Tage, die der jugendliche Sänger Eichendorff bei ihr verlebte.

Es ist spät geworden, und wir scheiden. Noch einen Tag reisen wir als fahrend Volk in Oberschlesien herum, und dann geht es wieder zur Heimat, frisch und frei und mit einem ganzen Liederbuch schöner Erlebnisse.

Aus dem Leben der Ortsgruppen

Brilon (Westfalen). Die wachsende Verbreitung des „Eichendorff-Bundes" macht sich auch im Land der Roten Erde immer mehr bemerkbar. Herr Oberlehrer Joseph Rüther hat hier eine Ortsgruppe gegründet, deren erster Bericht demnächst folgen wird.

Linz an der Donau. Der von dem bereits gegen hundert Mitglieder zählenden Linzer „Eichendorff-Bund" am 8. Juli im „Kaufmänn. Vereinshaus" veranstaltete Eichendorff-Abend brachte einen glänzenden Erfolg. Der Künstlersaal war überfüllt. Die Presse aller Parteien und des ganzen Landes würdigte die Darbietungen, die vom Geschäftsführer des jungen Zweiges Herrn Fachlehrer und Schriftsteller Ludwig Aichinger geleitet, rückhaltlosen Beifall fanden. Das christlichsoziale Hauptorgan des Landes „Linzer Volksblatt", die großdeutsche freisinnige „Tagespost" usw. gaben ausführliche Berichte. Raummangel zwingt uns, mit der Wiedergabe eines einzigen uns zu begnügen. Das sozialdemokratische „Tagblatt" (Linz, 12. Juli 1919) ließ sich also vernehmen: Ein altes Wort sagt: „Willst du den Dichter ganz versteh'n, mußt du in Dichters Lande geh'n!" Wo möchte die alte, liebe Romantik wohl besser zu Herzen sprechen als am sagenumwobenen Strande der Donau, in den herrlichen Gauen Deutschösterreichs. Gerade der Deutschösterreicher hatte von jeher ein geheimes Kämmerlein in seiner Brust, worin er, oft nur zu viel, seinem Sinnen und Träumen lebte. Weihevoll leitete Herr Musikdirektor Göllerich den Abend mit Weber ein und schloß ihn ebenso stimmungsvoll mit Brahms. Diese beiden Namen und Meister Göllerich erübrigen ein Weiteres zu sagen, nur ein Künstler in tiefster Seele kann den stummen Saiten so herrliches Leben entlocken. Herr Direktor Göllerich erntete jedesmal reichen Beifall. Herr Professor Samhaber widmete der Feier einen Prolog, in welchem er die Lieblingsbilder der Romantik reizend aneinanderreihte. Vorgetragen wurde derselbe von Fräulein Annie Anzengruber aus Wien. Die junge Künstlerin wurde uns bereits weitgehendst angekündigt. Eine angenehme Erscheinung mit viel jugendlichem Temperament und einem tiefen, seelischen Verständnis für die Kunst. Sie hat eine gute Schule, und je mehr sich ihre künstlerische Persönlichkeit entfalten wird, um so mehr wird sie das, was heute noch zu sehr schulmäßig klingt, abstreifen. Frl. Anzengruber versteht überzeugende Innerlichkeit mit schelmischer Schalkheit in rhythmischen Einklang zu bringen und erfreut durch angenehme, reine Lautsprache. „Das zerbrochene Ringlein", „Die Kleinen" und besonders „Prinz Rokoko" waren wahre Kabinettstücke. Auf eine so viel versprechende Künstlerin kann sich Linz mit Recht freuen. Also frisch vorwärts, daß wir keine Enttäuschung erleben! Allseitiges Lob verdient auch Frau Anna Grüll-Huber. Reine, klangvolle Stimme, inniger, künstlerischer Vortrag ließen die Melodien so recht zu Herzen sprechen. Reicher Beifall und zahlreiche Hervorrufe lohnten die sehr braven Leistungen. Eine sehr angenehme Persönlichkeit lernten wir in dem Gründer des Bundes Herrn Univ.-Professor Kosch kennen. Sachlich, in schöner Sprache, umwoben vom Zauber der Romantik, schilderte er

uns Eichendorffs Beziehungen zu unserer Heimat. Möge ihm unsere frohe Donaustadt ebenso lieb werden wie dem jungen Wanderer Eichendorff. Er verbürgt auch ein gutes Gedeihen des jungen Bundes, und wenn derselbe auch im Lichte der Freiheit, ehrlich für deutsches Volkstum und Volksrecht, die Zukunft unseres jungen Reiches fördern helfen wird, werden Anerkennung und Erfolg sich von selbst einstellen. — Soweit das Linzer „Tagblatt"!

Dieser, wie wir wohl sagen dürfen, noch von keiner unserer Schwestervereinigungen in deutschen Landen binnen Monatsfrist nach erfolgter Gründung erzielte Erfolg veranlaßt uns, noch größeren Zielen zuzustreben. Das ganze Land Österreich ob der Enns wird von uns für den „Eichendorff-Bund" organisiert werden. Der heimische Dichter Adolf Schwayer widmete uns ein eigenes Gedicht an Eichendorff, dem wir folgende Strophen entnehmen:

Beginn ich innig dich zu lesen,
Dann ists, als sänk ich tief in Traum;
Was ist und wird und was gewesen —
Mein Sinn, er unterscheidets kaum.

Ich hör nur lind die Brunnen rauschen
Und tiefverträumt die Quellen gehn,
Und schau in andachtsvollem Lauschen
Mich selber wie verzaubert stehn.

Mir ist, als wäre ich gestorben
Und stünde nur als Seele da,
Von allem Guten hold umworben,
Dem Erdweh fern, dem Himmel nah.

Und willst du auch von Schmerzen singen,
Die Seele glaubt nicht mehr daran:
Sie fühlt aus deinem Leide klingen
Vergebung, die nur lächeln kann.

Regensburg. Am 21. Juni 1919 veranstaltete unsere Ortsgruppe zu Ehren der sechzig Jahre alt gewordenen Dichterin Marie Herbert einen Festabend im „Parkhotel". Der größte Saal konnte die Erschienenen nicht fassen. Viele mußten den guten Willen für die Tat gelten lassen und wieder umkehren. Die Dichterin war zu ihrem Ehrenabend selbst erschienen, beim Eintritt in den Saal von lebhaftem Händeklatschen begrüßt und in dem großen Besuch die angenehme Bestätigung findend, daß Regensburgs Bevölkerung ihr Lebenswerk zu schätzen weiß. Die gekommen waren, hielten trotz der tropischen Hitze, die an dem schwülen Abend im Saale herrschte, bis zum Schlusse des umfangreichen Programms aus. Besonderem Interesse begegneten in erster Linie die Vorträge des Herrn Dr. Günther Stark vom Neuen Theater in München, der die tiefen sprachlichen und gedanklichen Schönheiten der Herbertschen Werke klangvolle Auferstehung feiern ließ und jeweils mit lebhaftestem Beifall bedankt wurde. Er las Kapitel IX aus dem Roman „Idealisten", das die Sorge und den Kampf eines alten Mannes um sein Besitztum so anschaulich schildert; aus dem Novellenband „Michelangelo-Geschichten", „Das Lächeln des Lionardo", eine kleine Geschichte, die den großen Italiener in heftigstem inneren Widerstreit zeigt in der Erkenntnis des Unvermögens, in der Darstellung des Freudig-Schönen es dem Lionardo da Vinci gleichzutun; aus dem Novellenband „Himmlische und irdische Liebe": „Der alte Kran", eine in lebhafte Farben getauchte Schilderung von dem Leben an der Regensburger Donaulände, angelehnt an die Erzählung von dem Lebensschicksal eines am Alten, Hergebrachten mit ganzer Seele haftenden Kranführers; aus dem gleichen Novellenband „Die Predigt an das Kornfeld", die voll der schönsten Gedanken und farbenfrohesten Bilder ist und in unserer Zeit doppelt aktuell wirkt — auch die Zuhörerschaft schien dieser Meinung zu sein, da sie mit spontanem Beifall der Dichterin für ihr Werk und dem Interpreten für die glanzvolle, mit Herzenstönen redende Wiedergabe dankte —; aus der Sammlung „Geistliche und weltliche Gedichte" drei der schönsten Kinder der Herbertschen Muse: „Königssee", „Ich weiß es wohl" und „Lionardo da Vinci und die Vögel"; endlich aus dem Roman „Die Schicksalsstadt" Auszüge aus dem ersten und zweiten Kapitel, Regensburger Stadtbilder voll blühender Farben, die tiefen Eindruck bei der Zuhörerschaft hinterließen. H. H. F. Maurer-Hiltpoltstein führte fünf seiner musikalischen Schöpfungen nach Herbertschen Gedichten vor, Vertonungen, die eine Fülle musikalischer Ideen bergen und aus dem frischen Quell einer reichen Phantasie schöpfen. In Fräulein Martha Mayer („Das Pestpfeiferlein", „Bergfinken" und „Heimweh") und Herrn A. Krön („Erhardibrunnen" und „Die begrabene Harfe") hatte der Komponist zwei vollwertige, nachschaffende Interpreten seiner Kunst gefunden. Die Begleitung der Lieder auf dem Flügel besorgte zum Teil der Komponist, zum Teil mit gutem Geschick Frl. Maria Pustet. Frl. Paula Pustet verhalf vier Gedichten aus der Sammlung „O Stern und Blume, Geist und Kleid" zu schöner Wirkung. Die das Leben der Dichterin kurz streifenden und besonders ihr Werk in scharfen Strichen kennzeichnenden einführenden Worte des Herrn Dr. Franz Wetzel machten starken Eindruck ebensosehr durch den gedanklichen Reichtum als ihre sprachliche Form.

Stuttgart. Nun hat auch Stuttgart seine Ortsgruppe. Auf die Einladung von Herrn Schriftsteller Adolf Petri (Hanns Baum), der im Einverständnis mit der Bundesleitung die Vorarbeiten übernommen hatte, versammelten sich Stuttgarter und Cannstatter Mitglieder im Mai in Gaisburg und stiegen gemeinsam auf herrlichem Frühlingswege zum Württemberg empor. Auf der Terrasse der Krone in Rotenberg, im Angesicht des schönsten Fleckchens unseres Schwabenlandes, fand die Gründung der Ortsgruppe Stuttgart-Cannstatt des „Eichendorff-Bundes" statt. In einer Eröffnungsansprache wies Herr Petri darauf hin, daß wir im Lande der schwäbischen Dichter nicht zuletzt dazu berufen seien, die Romantik zu pflegen, daß wir den Grundstein zu einer neuen Burg deutschen Denkens und Fühlens und deutscher Freundschaft in dieser schweren Zeit gerade auf dem Berge legen wollen, auf dem ein längst verstorbener König in einer unromantischen Zeit die Trümmer seiner Stammburg durch einen Griechentempel ersetzen ließ. Darauf wurden die Satzungen festgelegt, als Vorstand Adolf Petri, als Schriftführer Fried Stöckle gewählt — alles mit Vorbehalt der Bestätigung durch die nächste größere Versammlung in Stuttgart, da sich leider die Mehrzahl der Mitglieder entschuldigt hatte. Für die nächsten Monate wurden kleinere Veranstaltungen literarischer und künstlerischer Art geplant. Es folgte der nicht geschäftliche Teil mit regem Gedankenaustausch über Dichtung und Geschichte. Eigene Gedichte wurden vorgetragen, und Hanns Baum sang Schubert, am Klavier feinsinnig begleitet von Herrn Hans Alfons Dürr, der nach den Abschiedsworten des Vorsitzenden den Abend mit einer köstlichen Phantasie schloß. — Mitte Juni wurde darauf vom Schriftführer im Einverständnis mit dem Vorstand die konstituierende Versammlung einberufen. In der Schwabenstube des Charlottenhofes in Stuttgart begrüßte Herr Petri die Freunde mit herzlichen Worten, erstattete Bericht über seine Vorarbeiten und den Verlauf der Gründungsversammlung und gab die Ergebnisse derselben zur Besprechung. Die sofort vorgenommene endgültige Vorstandswahl ergab:

Vorstand: Adolf Petri (Hanns Baum), Schriftsteller, Stuttgart, Werastr. 116. Beisitzer: Ernst Martin, Leiter der Schwäb. Volksbühne, Hölderlinstr. 50. Schriftführer: Fried Stöckle, Lehrer, Seidenstr. 40 B. Schatzmeisterin: Martha Stöckle, Seidenstr. 40 B.

Die Ortsgruppensatzungen wurden in Anlehnung an das Muster der Münchener festgelegt, doch wurde noch besonders hervorgehoben, daß der Bund keinerlei politische und konfessionelle Tendenzen verficht. Es wurde beschlossen, den der Ortsgruppe noch fernstehenden, hier ansässigen Mitgliedern des Bundes diese Satzungen mit einer Einladung zum Beitritt in die Ortsgruppe zuzusenden. Hierauf begann die äußerst lebhafte und anregende Besprechung des Arbeitsplans: Wirken im intimen Kreise oder auf breitere Schichten — das war die Frage. Schließlich kam es zu einem Kompromiß. Als Ausschuß für die Veranstaltung von Bühnenaufführungen, Konzerten und Vorträgen wurde neben dem Vorstand Herr E. Martin gewählt; ein weiteres Ausschußmitglied bleibt noch zu bestimmen. Um im engeren

Kreise einander Anregung zu geben, treffen sich die Mitglieder der Ortsgruppe jeden ersten Mittwoch im Monat. Ferner wurde ein Lesezirkel begründet und eine Ausschnittsammlung (gemeinschaftliches Sammeln der auf Romantik bezüglichen Zeitungsartikel und Aufsätze) angeregt. Auch wurde beschlossen, ein Büchlein zirkulieren zu lassen, in das literarisch-tätige Bündler Eigenes eintragen. Nach Erledigung des geschäftlichen Teiles blieben die begeisterten Mitglieder noch beieinander. Hanns Baum bot das Lied vom Lindenbaum unter Begleitung von Frl. Stöckle; Frl. Abele las Eichendorff. Ein paar Lyriker erfreuten die Freunde mit eigenen Liedern. So ging man befriedigt auseinander, vor allem mit dem einen im Herzen: Wir wollen schaffen auf unsere Weise — denn Arbeit tut unserem Volke not; wir sind vereint zu ernster, schöner Arbeit. —b.

Neuerscheinungen:

(Für den Inhalt der Buchanzeigen übernimmt der „Eichendorff-Bund" keine Verantwortung)

Abe, Hans Christoph, Die Schale. Gedichte. Jena, Landhausverlag.

Ein begabter Poet, der das Merkmal seiner hohen Sendung deutlich auf seiner Stirne trägt, tritt hiermit erstmals auf den Plan. Eine schöne, liebenswürdige und dabei reife Sammlung ist es, die er uns bietet. Wir begrüßen Abe freudig als den Unsrigen und werden die Leser des Wächters demnächst mit einigen Proben seiner Kunst bekannt machen.

Albert, Adam, Ich warte auf Dich. Roman aus den Bergen. Siegmar-Chemnitz, Otto Uhlmann. Geh. *M* —.90

Gesunde belletristische Volkskraft, wie wir sie uns nicht besser wünschen können. Solche Bücher wie Alberts jüngster Roman bekämpfen die schlechte Kolportageliteratur wirksamer als tausend Programmkundgebungen.

Anlauf, Karl, Die Revolution in Niedersachsen. Geschichtliche Darstellungen und Erlebnisse. Hannover, Gebr. Jänecke.

Das warmherzige völkische Empfinden des Verfassers erhebt uns bei der Lektüre des traurigen Inhalts aus den Niederungen des Tages zu lichten Ausblicken auf die Zukunft des deutschen Vaterlandes — trotz alledem!

Augustinus Redivivus. Des heiligen Kirchenvaters philosophisches Weltbild. In Umrissen gezeichnet nach den Bekenntnissen. Halle an der Saale, Weltphilosophischer Verlag. Geh. *M* 10.—

Ein außergewöhnliches Werk, das jeder Gebildete lesen sollte! Bei allem kritischen Vorbehalt ein bleibendes Denkmal des deutschen Geistes, der sich unsern Tagen neuerdings zu erheben wagt.

Barret-Browning, Elisabeth, Sonette aus dem Portugiesischen. Übertragen von Rainer Maria Rilke. (Insel-Bücherei Nr. 251.) Leipzig, Insel-Verlag.

Beissel, Stephan, Betrachtungspunkte für alle Tage des Kirchenjahres. 3. verb. Auflage von Joseph Braun. (4. Bändchen: Die heilige Fastenzeit. — 6. Bändchen: Die Verherrlichung Unseres Herrn Jesu Christi.) Geb. je *M* 5.— u. *M* 5.20

Im katholischen Deutschland hat der Name Beissel einen guten Klang. Auch die verbesserte Neuauflage seiner geistlichen Schriften dürfte vorab in den Kreisen der Theologen zahlreiche weitere Freunde gewinnen, die sie für Predigten dankbar benutzen mögen!

Bock, Kurt, Berufung des Weltflüchtigen. Berlin, Boll u. Pickardt. Geb. *M* 7.20

Die jedes Bibliophilenauge entzückende literarische Gabe hat nicht bloß eine schöne Schale, sondern auch einen süßen Kern. Der Inhalt umfaßt folgende kleinere und größere Dichtungen:

Der Dichter — Sie gingen, ihren Gott zu suchen — Berufung des Weltflüchtigen — Der Befreier — Die Hymne an den Tag — Ehe — Die Weihenacht — Apologie. Über den philosophischen Gedankenschatz sei an dieser Stelle kein Wort verloren. Das Urteil darüber wird je nach dem Standpunkt des Kritikers so oder so ausfallen. Uns fesselt vor allem die poetische Form, die der feinen Schöpferkraft des Dichters ein schönes Zeugnis ausstellt. Die Perle der Sammlung bildet wohl das romantische Spiel „Weihenacht“.

Breves, Wilhelm, Bremen in der deutschen Revolution vom November 1918 bis zum März 1919. In einem geschichtlichen Überblick und in zahlreichen Aufsätzen. Bremen, Franz Leuwer. Geb. M 9.80

Zahlreiche Bremer Beiträger haben sich vereinigt, um dem Herausgeber das kulturhistorisch und politisch bedeutsame Unternehmen zu ermöglichen.

Das Buch von Mätzchen Mohr und Onkel Hahnemann. Mit vielen Handzeichnungen von der Hand Mätzchen Mohrs sowie dessen und Onkel Hahnemanns Porträt. 6. Aufl. Leipzig, L. Fernau. Geb. M 3.60

Eines der billigsten und drolligsten Kinderbücher, die wir in deutscher Sprache besitzen.

Flugschriften der „Stimmen der Zeit“. Freiburg im Breisgau, Herder. Geh. je M —.60

Die Schriftleitung des vornehmsten Jesuitenorgans „Stimmen der Zeit“ gibt seit Ausbruch der Revolution eine Reihe zeitgemäßer Broschüren heraus, deren erste wenigstens dem Titel nach angeführt seien: Nr. 1. Neubau der Gesellschaft von Heinrich Pesch. — Nr. 2. Neudeutschland und der Vatikan, Erwägungen über Artikel 3 des Entwurfs der neuen Reichsverfassung von Franz Ehrle. — Nr. 3. Um die christliche Schule von Viktor Hugger. — Nr. 4. Trennung von Kirche und Staat von Otto Zimmermann. — Nr. 5. Sozialisierung von Heinrich Pesch. — Nr. 6. Der Bolschewismus von Bernhard Duhr.

Budde, Gerhard, Erziehungsfragen zur Zeit der französischen Revolution. Langensalza, Hermann Beyer u. Söhne. Geh. M 1.20

Ein Spiegel für die Gegenwart, so kann man mit Recht das 707. Heft von Friedrich Manns berühmtem „Pädagogischen Magazin“ bezeichnen.

Burg, Paul, Die goldene Schüssel. Ein Roman von den Zeiten und Menschen der Leipziger Messen. Leipzig, L. Staackmann.

Der kulturhistorische Roman fängt neuerdings zu blühen an, daß es eine Freude ist. Ein Leipziger Messe-Roman hat uns bisher gefehlt. Der Verfasser unternimmt es in seiner glücklichen Schöpfung, diese Lücke unserer Literatur auszufüllen.

Bruch, Hans und Margareta, Märchenritt — Wer kommt mit? Berlin-Schöneberg, Franz Schneider. Geb. M 10.—

Unsere arg vernachlässigte Kinder-Literatur hat durch den Verlag Franz Schneider manche wertvolle Bereicherung erfahren. Seine jüngste entzückende Leistung bedeutet ein richtiges Festgeschenk für die liebe Jugend. Besondere Anerkennung verdient der vielfarbige Bilderschmuck.

Bürger, Der Wilde Jäger. Mit fünf Bildtafeln, gezeichnet von Joseph F ü h r i c h, radiert von Anton Gareis. München, Parcus u. Co. Geb. M 3.20

Die schöne Ausgabe bildet den ersten Neudruck des kostbaren Originals nebst dem Begleittext von Anton Müller (1827). Im Buchhandel erhöht sich der Preis auf M 4.— Die Mitglieder des „Eichendorff-Bundes“ haben ein ermäßigtes Vorzugs-Bezugsrecht.

Der junge Deutsche. Monatsschrift. Leipzig, Matthes u. Trost (Karlstr. 10). Jährlich M 8.—

Die neue fein ausgestattete Zeitschrift mit dem Untertitel „Blätter für Baumeistergedanken zum rechten deutschen Leben“ beginnt im Zeichen guter und großer Geister zu erscheinen, im Zeichen Dantes und Dürers. Urdeutsch will sie sein und wirken. Wir werden ihre Entwicklung aufmerksam verfolgen.

Eichendorff, Joseph Freiherr von, Aus dem Leben eines Taugenichts. Novelle. Mit Scherenschnitten von Alfred Thon. Berlin, Axel Juncker. Geb. M 3.50

Der unsterbliche „Taugenichts“ in neuem Gewande! Wir heißen ihn herzlichst willkommen. Die romantischen Schattenbilder bereiten viel Freude.

Engert, Thaddäus, Wege zur deutschen Kirche. Schlichte Gedanken über Katholizismus und Protestantismus. Tübingen, J. C. B. Mohr. Geh. M 3.—

Der Verfasser, ein Apostel der Versöhnlichkeit, beabsichtigt die Schaffung eines Instituts der vergleichenden Konfessionsforschung für die unmittelbar praktische Missionsarbeit einer katholisch-evangelischen Allianz.

Fischer, Karl, Der schimmernde Tag. Novelle. Eisleben, Iso-Verlag: Walter Probst.

Eine freundliche Jugendgeschichte, die aufmunternde Kritik verdient.

Fichte, J. G. Über die Bestimmung des Gelehrten. Fünf Vorlesungen. (Insel-Bücherei Nr. 253.) Leipzig, Insel-Verlag.

Firnstein, J., Des Heiligen Malachias Weissagung über die Römischen Päpste von 1148 bis zum Ende der Welt. (Cölestin II. bis Petrus II.) 3. Aufl. Regensburg, G. J. Manz. Geh. M 1.25

Der Verfasser kommt zu dem Ergebnis, daß die „Prophezeiung“ Wahres mit Falschem vermenge, also jedenfalls scharfer Kritik bedürfe.

Von Frühling zu Frühling. Anthologie neuer Dichtungen. (B. d. A. Bücher — Sammlung zeitgenössischer Dichtungen, herausgegeben vom Bund der Autoren.) Leipzig, Friedrich Lüthke.

Ahnung und Sehnsucht einiger junger Seelen.

Das Gewissen, Halbmonatsschrift. Leiter: Alois Essigmann. Wien XII/2, Strohberggasse 6. Jährl. geh. M 25.—

Dieses neue literarische und kritische Organ, keiner Partei dienstbar, freimütig und gerecht, verdient unsere volle Anteilnahme. Daß sie Richard Schaukal, einem der Unsrigen, ein Sonderheft (Nr. 6) widmet, beweist ihren guten Geschmack und ihre unabhängige Gesinnung.

Göhre, Paul, Der unbekannte Gott. Leipzig, Fr. W. Grunow.

Das religiöse Bekenntnis des jetzigen Sozialistenführers und ehemaligen protestantischen Pastors wird sowohl radikalen Freidenkern wie strengen Christen rege Teilnahme abringen.

Gotthelf, Jeremias, Die schwarze Spinne. Eine Novelle. (Inselbücherei Nr. 262.) Leipzig, Insel-Verlag.

Ein Meisterstück schweizerischer Bauernliteratur.

Haas, Rudolf, Michel Blank und seine Liesel. Leipzig, L. Staackmann. Geb. M 10.—

Ein richtiges Ferienbuch voll Sommer, Sonne und Liebe schenkt uns diesmal der deutschösterreichische Dichter Rudolf Haas, den wir neben den beiden Geißler u. a. zu den beliebtesten Vertretern des gegenwärtigen Unterhaltungsromans zählen dürfen.

Heinen, A., Das Schwalbenbüchlein. Wie eine Mutter ihr Heim belebt. M.-Gladbach, Volksvereinsverlag.
Ein moderner Pestalozzi für das christliche Haus.

Herzog, Annie, Die Frau auf den Fürstenthronen der Kreuzfahrerstaaten. Berlin, Emil Ebering.
Die ebenso fleißige wie ergebnisreiche gelehrte Arbeit entstammt dem historischen Seminar der Universität Freiburg im Üchtland. Besonders hervorzuheben ist der schöne flüssige Stil, den man bei wissenschaftlichen Werken, noch dazu Erstlingen, selten verzeichnen kann.

Hessische Freiheitsblätter. Für gleiche Pflichten und Rechte in allen deutschen Landen! Herausgegeben von Fritz Stück in Cassel-Niederzwehren.

Hofmann, Emil, Alt-Wien. Geschichten und Sagen. Mit Bildern von Marianne Frimberger. Wien, Schulbücherverlag.
Zwölf Märlein aus Wiens Vergangenheit, von Emil Hofmann uns Nachfahren mundgerecht gemacht, schließen sich in der Sammlung zu einer goldenen Kette zusammen.

Isenkrahe, C., Experimental-Theologie. Behandelt vom Standpunkte eines Naturforschers. Bonn, Marcus u. Weber.
Das gehaltreiche Werk sucht das Wesen des Wunders an modernen Beispielen aufzudecken, Wissen und Glauben harmonisch zu versöhnen und, dem platten Materialismus ebenso abhold wie dem phantastischen Aberglauben, neuerdings den Beweis zu erbringen, daß es zwischen Erde und Himmel Dinge gibt, die wir mit unseren Sinnen nie erfassen werden.

Kahler, Erich von, Das Geschlecht Habsburg. München, Verlag „Der Neue Merkur“. Geh. M 4.50
Der Band ist in der neuen Sammlung „Bücher des Neuen Merkur“ erschienen und behandelt in schwerflüssigem philosophischen Stil Entstehung, Werden und Sturz des gewaltigen Hauses von einem durchaus modernen kritischen Standpunkt.

Deutschösterreichische Klassikerbibliothek. Teschen, Karl Prohaska. Geb. K 4.—
Das schmucke Unternehmen stellt der altösterreichischen Buchkunst ein glänzendes Zeugnis aus. Die einzelnen von Otto Rommel herausgegebenen und vorzüglich eingeleiteten Bändchen, von denen mir große und kleine Vertreter deutschösterreichischen Schrifttums: die Werke von Stifter, Meisl, Grün, Stelzhamer, Nestroy und Weilen vorliegen, sind alle in sich abgeschlossen und in Ganzleinen gebunden. Nach Abschluß der dritten Serie (40. bis 60. Bändchen) behalten wir uns eine letzte Würdigung vor.

Kobald, Karl, Altwiener Musikstätten. (Amalthea-Bücherei 6. Bd.) Wien IV. Gußhausstraße 23. Geh. M 7.—
Das schön ausgestattete Buch führt uns in den Umkreis der Gluck, Haydn, Mozart, Beethoven und Schubert, in die größte Zeit des musikalischen Wien. Wer möchte nicht voll Andacht darin lesen?

Koch, Ernst, Der Königin Gemahl. Historische Erzählung. (Romantische Bücherei 7. Bd.) München, Parcus u. Co. Geb. M 3.50
Für Mitglieder des „Eichendorff-Bundes“ Geb. M 2.75
Maria Christina, Königin von Spanien, geboren 1806, gestorben 1878, Tochter des Königs Franz I. von Sizilien, in erster Ehe Gemahlin des Königs Ferdinand VII. von Spanien, war in zweiter mit dem zum Herzog von Rianzares erhobenen Schweizer Leibgardisten Ferdinand Munot verheiratet. Dieser tritt uns in der glänzenden Novelle des Luxemburger Dichters Koch, Verfassers des „Prinzen Rosa-Stramin“, als Held entgegen.

Köhler, Wilhelm, Revanche-Idee und Panslavismus. Belgische Gesandtschaftsberichte zur Entstehungsgeschichte des Zweibundes. Berlin, Reimar Hobbing.
In Schwertfegers Sammlung „Zur Europäischen Politik“, die sich auf amtliches Aktenmaterial stützt, bildet dieser fünfte Band einen besonders wichtigen Baustein zur Vorgeschichte des Weltkriegs.

Kreitmaier, Joseph, W. A. Mozart. Eine Charakterzeichnung des großen Meisters nach den literarischen Quellen. Düsseldorf, L. Schwann. Geb. M 5.50
Die beste kurzgefaßte Biographie des musikalischen Klassikers!

Küffer, Georg, Religion. Bern, A. Francke.
Eine der vielen Schwalben, die der religiösen Wiedergeburt unserer Zeit vorauseilen!

Kümmel, Konrad, Heilige Jugendzeit. Erzählungen für jugendliche Kommunikanten. Freiburg im Breisgau, Herder.
Das nunmehr in 8. Auflage verbreitete katholische Geschichtenbuch des bekannten schwäbischen Volksschriftstellers ist, wie schon der Untertitel besagt, für die Jugend als Festgeschenk gedacht.

Kunstwart und Kulturwart. Herausgeber: Ferdinand Avenarius. München, G. D. W. Callwey. Jährlich M 22.—
Die Halbmonatsschrift „Deutscher Wille“ erscheint seit 1. April d. J. wieder unter dem alten uns längst vertrauten Titel „Kunstwart“ als Organ für Ausdruckskultur auf allen Lebensgebieten mit der neuen Beilage „Wirtschaft und Lebensordnung“.

Kummer, Marie von, Märchen und Geschichten für Kinder. Wien I. Schulbücherverlag.
Der mit reizvollen Bildern von Roland Straßer geschmückte wohlfeile Band wird vor allem in Jungmädchenkreisen Entzücken erwecken.

Langemann, Studienrat, Das national verhärtete Zentrum (Der Kampf des Papsttums gegen das protestantische deutsche Kaisertum). Göttingen, Hubert u. Co. Geh. ℳ 2.—

Kloster Lehnin und die Erfüllung der Lehninschen Weissagung (Vaticinium Lehninense), das Nachspiel zur Dichtung Bismarcks. Einer Kaisertragödie letzter Akt. Zweite Aufl. Leipzig, Paul Eberhardt. Geh. ℳ —.80

Die Lehninsche Weissagung bildet ein weltliches Seitenstück zur Prophezeiung des hl. Malachins, jedoch womöglich noch mehr kritikbedürftig, wie die Schrift besagt.

List, Friedrich, Gedanken und Lehren. (Insel-Bücherei Nr. 60). Leipzig, Insel-Verlag.

Das Büchlein ist schon wegen seiner von Otto Jöhlinger verfaßten Einleitung, einer ausgezeichneten Würdigung des Listschen Lebenswerkes lesenswert. Seine Nationalökonomie hat gerade unserer Gegenwart viel zu sagen.

Menghin, Oswald, Regenbogen. Sieben Geschichten. München, Parcus u. Co. Geb. ℳ 3.50
Für Mitgl. des „Eichendorff-Bundes" Geb. ℳ 2.75

Das Erstlingswerk des hochbegabten Erzählers aus Tirol macht uns begierig, ihn auch als Lyriker und Balladendichter in einem Sammelband kennen zu lernen. Jedenfalls schließt die „Romantische Bücherei" mit diesem 10. Band ihre zweite Reihe aufs Glücklichste ab.

Benediktinische Monatschrift. Beuron (Hohenzollern). Kunstverlag Beuron. Jährlich ℳ 7.—

Die Ungunst der politischen Lage hat den Mönchen von Emaus-Prag die Fortsetzung der so beliebten „St. Benedikts-Stimmen" unmöglich gemacht. Damit trat an die Erzabtei Beuron als die Mitbesitzerin dieser Zeitschrift die Frage nach einer Weiterführung heran. Angesichts der bis ins tiefste Herz erschütterten Weltzeit und angesichts des berechtigten Verlangens der gebildeten Kreise nach einem vollgültigen Mehr auf dem Gebiete der religiösen periodischen Literatur hat sie sich nach reiflicher Erwägung, im Einvernehmen mit der Abtei Emaus und unter allgemeiner Zustimmung der deutschen, österreichischen und schweizerischen Abteien zu dieser From einer „Benediktinischen Monatschrift" entschlossen. Wir beglückwünschen sie zu der kulturellen Tat, die sicher reiche Früchte tragen wird.

Müller, Georg Hermann, Die Stellung des freien Protestantismus zur katholischen Kirche. Vortrag im Bunde für Gegenwartschristentum zu Dresden am 22. März 1919 von Dr. phil. Gg. Hrm. Müller, Archivar und Bibliothekar. Dresden, Verlag: Buchdruckerei der Wilhelm und Bertha v. Baensch Stiftung. Geh. ℳ 1.50

Müller-Rüdersdorf, Wilhelm, Der Heimatkranz. Bad Nassau, Zentralstelle zur Verbreitung guter deutscher Literatur. Geh. ℳ —.60

Müller-Rüdersdorf gehört zu unsern besten Spruchdichtern. Auch diese kleine Sammlung zeigt ihn auf der Höhe.

Neumann, Hans, Lehrbuch der tschechischen Sprache für Anfänger. 1. Teil. Reichenberg, Paul Soller. Geh. ℳ 2.—

Nur verblendete politische Torheit konnte jahrzehntelang die Deutschen abhalten, die Sprache des tschechischen Volkes zu lernen. Das kleine Buch, zum Selbstunterricht bestens geeignet, gibt jedermann Gelegenheit, längst Versäumtes endlich nachzuholen. Allerdings fehlt die Aussprache-Erklärung. Eine solche müßte bei einer Neuauflage entschieden beigefügt werden.

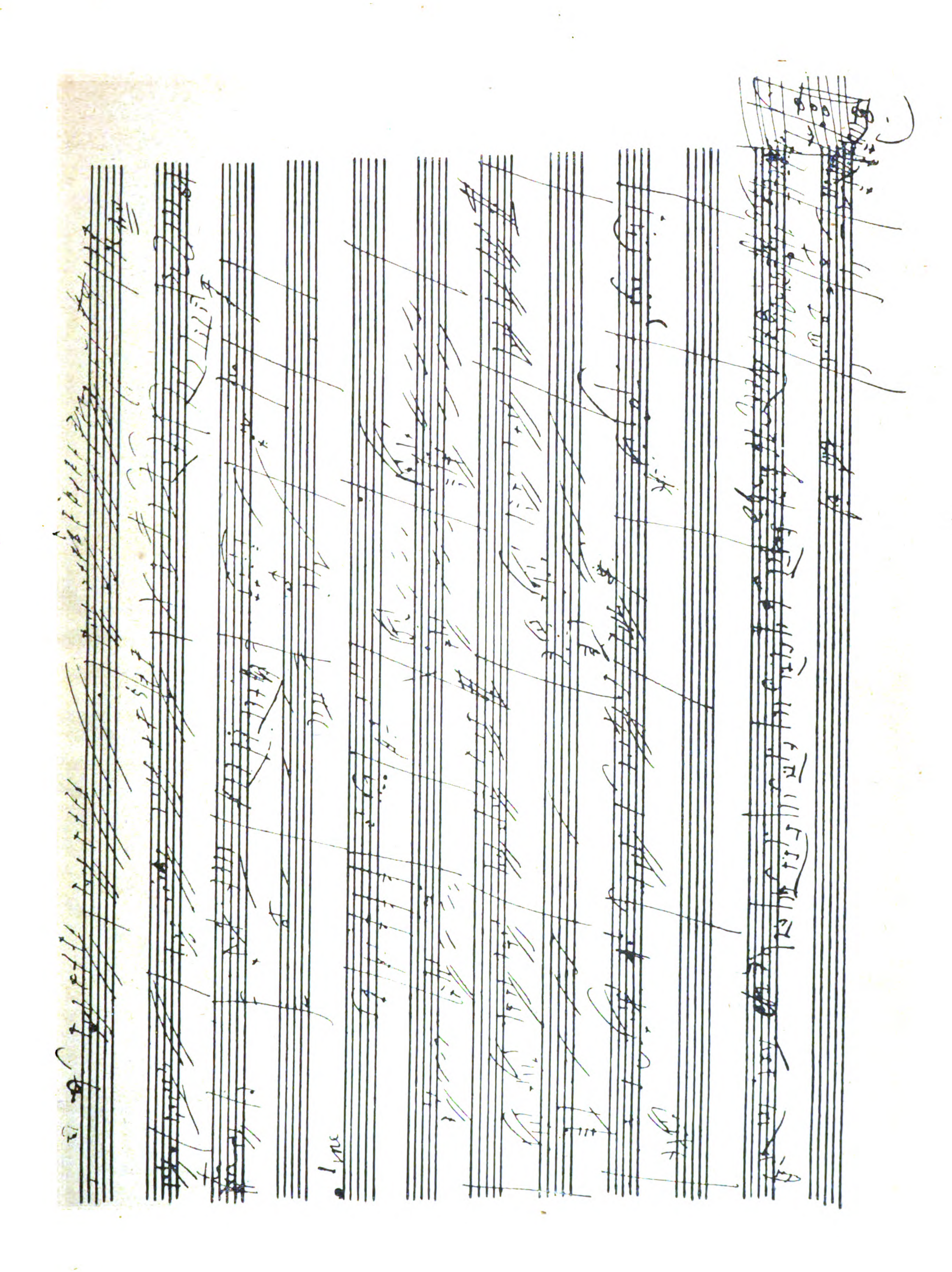
Niebergall, Ernst Elias, Des Burschen Heimkehr oder der tolle Hund. Lustspiel in Darmstädter Mundart. (Insel-Bücherei Nr. 256.) Leipzig, Insel-Verlag.

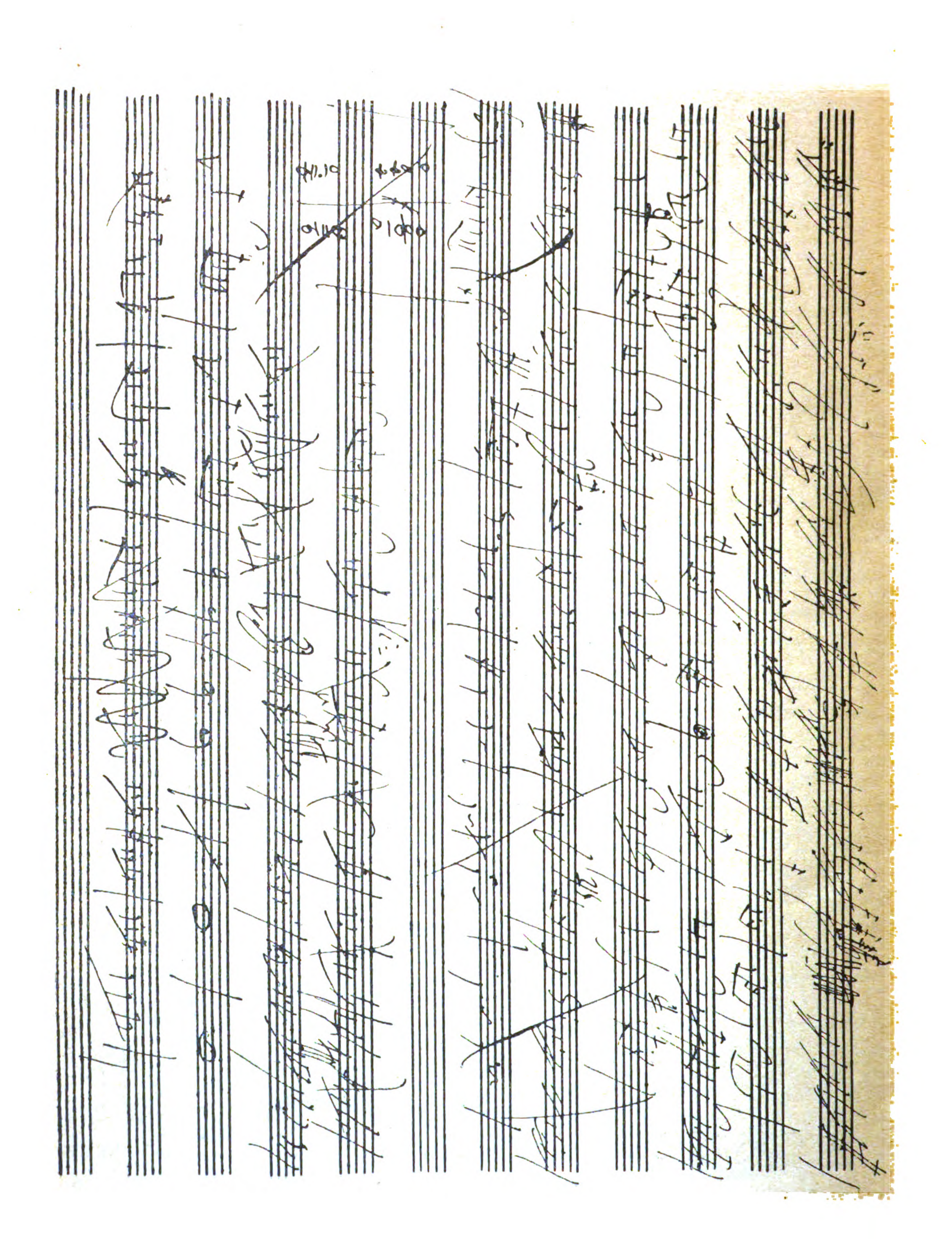
Paquet, Alfons, Der Geist der russischen Revolution. Leipzig, Kurt Wolff. Geh. ℳ 2.50

Ein gründlicher Kenner und scharfer Kritiker kommt hier zu Wort.

Petersen, Julius, Das deutsche Nationaltheater. Leipzig, B. G. Teubner. Geh. ℳ 4.—

Die fünf Vorträge, die der bekannte Literarhistoriker im Februar und März 1917 im freien deutschen Hochstift zu Frankfurt am Main gehalten hat (als 14. Ergänzungsheft der „Zeitschrift für den deutschen Unterricht" gesammelt), sind trotz ihrer guten Tendenz für den Süden (Bayern und Deutschösterreich) völlig unzulänglich. Martin Greif, die Tiroler Passionsspiele usw. kennt er gar nicht.







M. Schiestl
Der Wächter
Zeitschrift für alle Zweige der Kultur
"Waldwärts durch die Einsamkeit
Hört' ich über Tal und Klüften
Glocken in den stillen Lüften,
Wie aus fernem Morgen weit –
An die Tore will ich schlagen,
An Palast und Hütten: Auf!
Flammend schon die Gipfel ragen,
Wachet auf, wacht auf, wacht auf!"
Eichendorff.
München Parcus & Co 6. Heft 1919

Der Wächter

Zeitschrift für alle Zweige der Kultur

Herausgeber und Schriftleiter: Professor Dr. Wilh. Kosch, Schloß Ebelsberg bei Linz a. d. Donau

Im Deutschen Reich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Eugen Sibler

Verlag Parcus & Co., München Pilotystraße 7

Druck der Dr. Wildschen Buchdruckerei Gebr. Parcus, München

Inhalt des Novemberheftes 1919:

Alle Einsendungen mit Ausnahme von musikalischen Beiträgen sind an die Schriftleitung Prof. Dr. W. Kosch in Schloß Ebelsberg bei Linz a. d. Donau zu richten; Notenbeilagen nimmt entgegen Dr. A. Knab in Rothenburg; für Handschriften, die nicht im ausdrücklichen Einvernehmen mit der Schriftleitung eingesandt werden, wird keine Haftung übernommen; für Rücksendungen ist stets das Porto beizulegen. — Beiträge dürfen nur aus den Abteilungen „Volk und Staat", „Bücher, Bilder, Musik, Theater" und zwar bei genauer Quellenangabe nachgedruckt werden

Die Umschlagzeichnung hat Matthäus Schiestl, die Randleisten Hans Volkert, die großen Initialen Franz Graf von Pocci gezeichnet

Geschäftsstelle des Eichendorff-Bundes, München, Herzogstraße 62



RAFFAEL DANTE

Der Wächter
Zeitschrift für alle Zweige der Kultur
in Verbindung mit dem Eichendorff-Bund
Begründet und herausgegeben von Wilhelm Kosch
2ter Jahrgang / 1919 / November-Heft / München

Der Tiroler Nachtwache

In stiller Bucht, bei finstrer Nacht,
Schläft tief die Welt im Grunde,
Die Berge rings stehn auf der Wacht,
Der Himmel macht die Runde,
Geht um und um,
Ums Land herum
Mit seinen goldnen Scharen
Die Frommen zu bewahren.

Kommt nur heran mit eurer List,
Mit Leitern, Strick' und Banden,
Der Herr doch noch viel stärker ist,
Macht euren Witz zu schanden.
Wie wart ihr klug!
Nun schwindelt Trug hinab vom Felsenrande,
Wie seid ihr dumm! O Schande!

Gleichwie die Stämme in dem Wald
Woll'n wir zusammenhalten,
Ein' feste Burg, trutz der Gewalt,
Verbleiben treu die alten,
Steig, Sonne, schön!
Wirf von den Höh'n
Nacht und die mit ihr kamen,
Hinab in Gottes Namen.

Joseph von Eichendorff (1810).

Fredrikshall / Das Ende Karls XII.

Von Verner von Heidenstam

Der gewaltige Historien-Roman des berühmten schwedischen Erzählers ist zu Ende des Weltkriegs im Verlag A. Langen (München) in vortrefflicher Übersetzung von Gustav Bergmann uns Deutschen zugänglich gemacht worden. Dem freundlichen Entgegenkommen des Verlags verdanken wir die Möglichkeit, eine der schönsten Historien des zweibändigen Werkes den Mitgliedern des „Eichendorff-Bundes" mitteilen zu dürfen. Der Wächter.

Zu der Zeit lebte in Uppsala ein bettelnder Studiosus, der Pfarrer werden wollte, aber nie etwas anderes zu tun vermochte, als zu würfeln oder zu raufen, oder zu Hochzeiten und Begräbnissen Verse auf Schwedisch wie Lateinisch zu verfertigen. Er hieß Tolle Aarasson. Hände und Füße waren viel zu schlank und fein für seinen großen Körperbau, aber auch wenn er hungerte, blühte sein bartloses Kindergesicht immer gleich voll und rosig. Keinem Menschen wollte er etwas anhaben, wenn er nur frei wie die Vögel leben, seine eigenen Wege gehen und in Ruhe des Morgens schlafen durfte, aber die Kameraden meinten, daß er zwischen gut und böse nicht unterscheiden könne. Als die Werber eines schönen Sonntags mit ihrem Lärmen in der Stadt begannen, wurde er ganz fromm und verbarg sich mit den leeren Einbanddecken seiner lateinischen Grammatik in den Kirchenbänken. Es war in der Dreifaltigkeitskirche. Mitten während des Gottesdienstes drangen die Werber mit einem Bündel Handschellen auf den Achseln lärmend und dröhnend ein, aber Tolle Aarasson beugte sich über seine leeren Bucheinbände. Er wiegte seinen Leib vor und zurück und sang mit einer Innerlichkeit und Andacht, daß keiner daran dachte, ihn zu nehmen, obgleich er zu dem untauglichen Gelehrtenvolk gehörte, das dem königlichen Plakat gemäß für das Heer ausgewählt werden sollte. Danach fand er es doch für ratsam, sein Bündel über den Rücken zu hängen und auf Abenteuer zu ziehen. Entsetzt sah er sich in dem lieben Vaterlande um, das Pest und Krieg so sehr verödet und verwandelt hatten. War das Schweden, das Land, das seine Väter erbaut und gehütet hatten wie ihren Augapfel, die geliebte, die gefürchtete Großmacht des Nordens? Auf den Wegen traf er jammernde Bauern, die in langen Zwangsfuhren ihre Getreide nach dem Hauptquartier in Norwegen oder bis hinauf nach der Schanze Hjerpe im Jämtland befördern mußten. Umgestürzte Ladungen und tote Pferde lagen auf jeder Anhöhe. Oben auf den verödeten Gehöften der Wälder guckten zerlumpte Herumstreicher aus den Stubenfenstern, und er trug beständig sein Geld im Stiefelschaft versteckt. In der Nähe der Bauerngehöfte standen Schlafbänke, Schlitten und Haustiere auf dem Rasen aufgereiht, und unter Weinen und Wehklagen tönte der Schlag des Auktionshammers an das Türholz. In den Herrschaftsküchen erzählten sich die Diener, wie die Familie des Hausherrn ihr Silber vergrub, denn Görtz hatte jetzt befohlen, daß nicht nur alles wirkliche Geld, sondern auch das Hausgeräte von Edelmetall ausgeliefert werden sollten gegen Notmünzen, auf daß der König das ganze Eigentum der Untertanen bekäme. Tolle Aarasson erfuhr, daß nicht einmal mehr die Prinzessin in Stockholm genug Silberzeug für ihre Tafel habe, und daß der König selbst von Eisenblech esse. In den verlassenen Schmieden, außerhalb deren der Fluß ungehemmt dem Meere zuströmte, an stillstehenden Rädern und geöffneten Dammluken vorbei, plauderte er mit dem einzigen zurückgelassenen Schmied, der zu alt und gebrechlich für das Feldleben war. Er erfuhr, daß, sobald etwas Eisen geschmiedet wurde, es gleich gegen ein Säckchen Notmünzen im Vorratshaus des Reiches aufgelegt werden solle. Am liebsten aber saß er doch und wärmte sich in den Pfarrhäusern, wo seine Bibelkundigkeit und sein Latein ihn gern gesehen machten, und mitunter konnte es geschehen, daß der

Pfarrer sich mit ihm bis zur Dämmerung unterhielt. Dabei flüsterte man, es würde erwogen, die Schul- und Armenkasse, ja selbst das Geld der Bank zu nehmen; nicht einmal Schreibfedern und Papier gäbe es noch, und die Ämter mußten geschlossen werden, wenn die Herren nicht die Finger in das Tintenfaß tauchen und auf dem bloßen Tische schreiben wollten. Ein ergrauter Kaplan sagte ihm, daß die Landeshauptleute abgesetzt oder unter Aufseher gestellt würden, wenn sie nicht mehr wüßten, wem sie gehorchen oder befehlen sollten; und der Alte beschrieb, wie er selbst die Bibel und den Predigermantel versetzen und Dünnbier in die Abendmahlskanne habe einschenken müssen.

Auf diese Weise wanderte Tolle Aarasson von Gegend zu Gegend und verdiente mitunter einen Pfennig durch das Mitnehmen von Briefen und Amtsnachrichten. Die Postburschen waren nämlich zum Heer befohlen worden, und die ungestümen Gastwirte wurden Postmeister, aber sie verstanden ihr neues Geschäft nicht, sondern die Mütter und Vaterlosen umdrängten sie täglich vergebens und riefen umsonst nach Briefen ihrer Angehörigen in Sibiriens Urwäldern und Bergwerken. Mitten unter den murrenden Bauersleuten durfte er in der Kirche zu Slätthög mit den Fingern den goldgestickten Ehrenpelz eines Sultans streicheln, der als Altardecke dahing. In der Stadt Kalmar wurde er mit dem Artilleristen Edstedt, der gerade ein Dienstmädchen geheiratet hatte, aber selbst gar kein Mann, sondern ein verkleidetes Fräulein Stahlhammer war, Duzbruder. Auf Visingsö spielte er Würfel mit den zerfetzten russischen Kriegsgefangenen, und in Karlshamn bummelte er mit Polacken, Armeniern und Juden und zupfte die feierlichen, türkischen Gläubiger an den Turbantroddeln. Er überredete sie sogar, Wein zu versuchen, schlug aber dann das verunreinigte Glas entzwei, so daß es auf dem Pflaster tönte. Zu Lund hörte er unter den bewaffneten Studenten der aufwiegelnden Rede des Professors Ihre zu und schoß nach dem Professor Nydelius, der den Sturm beschwören wollte. Nachdem er das halbe Land durchstreift hatte, stand er schließlich eines Abends in Göteborg, wo der König auf der Durchreise als Gast bei dem Seeräuber Gatenhjelm abgestiegen war im Haus am Stigbergplatz. Staubig und durstig setzte sich Tolle Aarasson in die Kaffeestube der Dorothea Ek, wo die Bürger laut lachend und weinend sich umarmten und erzählten, daß die entsetzlichen Seeräuber von Madagaskar nun die Erlaubnis erhalten sollten, mit sechzig reichbeladenen Kaperschiffen zu kommen, und sich in der Stadt häuslich niederzulassen, um den Gewerben aufzuhelfen.

Da konnte er nicht länger an sich halten und ließ sein Licht leuchten und erzählte auf schwedisch wie auf lateinisch seine Erfahrungen und Abenteuer der Wanderschaft. Bald bemerkte er, daß zwei Männer, die mit aufgeschlagenen Mantelkragen ihm zunächst saßen, zu sprechen aufhörten, um ihm zuzuhören, und das machte ihn nur noch mitteilsamer.

„Jetzt müssen die Schweden die Eisenhandschuh fühlen wie nie zuvor seit der Heldenzeit,“ sagte er und betrachtete seine glänzenden Nägel. „Der König hat sein Schwert gegen die Völker nacheinander geführt, und nun wendet er es gegen sein eigenes. Konnte das wohl anders enden? Aber unheimliche Ahnungen werden rings im Volke geflüstert. Er hinterläßt keinen Sohn. Was sollte auch ein solcher Mann mit einem Sohn? Im Pult des Ratsherrn liegt schon der Entwurf zu einer englischen Verfassung. Nie sollten wir von einem anderen erdulden, was wir jetzt willig ertragen. Vielleicht morgen . . . vielleicht heute abend, während wir uns hier unterhalten, sitzt ein munterer Knecht vor einem Gluthaufen an der Felswand und schmilzt Blei in einem Tiegel . . . Vielleicht hält er gerade jetzt in der Kugelschere den schwarzen Tropfen, der für ewig den größten unter den Helden einschläfern soll.“

Ein schon hochbetagter Kaufmann mit dem weißesten Haar und den sorgenschwersten Augen klopfte ihm auf die Hand.

„Wir Menschen urteilen alle nach dem Schmerz in unserer eigenen Wunde, aber laß nun einen alten Mann reden. Wenn unser harter Eisenkönig gleich nie geboren worden wäre, so hätten die stets mächtigeren Nachbarn doch begonnen, dies Reich zu zerstückeln . . . Langsam, Jahr für Jahr, Tag für Tag würden unsere Kinder und Kindeskinder unterhandelt haben, gedemütigt und einer Provinz nach der anderen beraubt worden sein. Es wäre nie zur Ruhe, aber auch nie zur Ehre gekommen. Es ist ein lumpiges Schauspiel, einen angebundenen Löwen zu sehen, dem das Blut langsam nach kleinen Fingerhüten ausgesogen wird! So will ich denn lieber mit einem Mal die Flamme in den Wolken und einen Mann vor uns sehen! Wann befahl er uns mehr zu opfern, als er selbst opferte? Hat er nicht gehungert, hat er nicht gefroren, und jetzt breitet sich über uns die Ahnung, daß er auch mit uns fallen wird."

Tolle Aarasson änderte die Stimme. Er wollte sich nicht verstellen, aber es schien ihm beständig, der, welcher zuletzt sprach, hätte recht.

„Schätzte ich nicht Freiheit und ein gemachtes Bett, so würde ich mich hinter dem König einherschmiegen, um den Mund auf seine Fußspuren in dem norwegischen Schnee drücken zu dürfen. Bald kann es zu spät und die Kugel gegossen sein . . . ."

Wie er diese Worte aussprach, erhoben sich auf ein heimliches, gegenseitiges Zeichen die beiden Männer, die ihm zunächst saßen; und seine Furcht vor dem Soldatenrock war so groß, daß er erblich, als er blanke Messingknöpfe unter ihren Mänteln bemerkte.

„Mein gewogener Junker!" riefen sie ihm ins Ohr und führten ihn wie einen Gefangenen an beiden Armen. „Wenn Er so schmuck reden kann, so ist es auch nicht zu viel Ehre, daß er in der Nähe stehen darf, wo die Kugel pfeift . . . Jetzt haben wir einen aufgeblasenen Vogel auf der Leimrute gefangen! Wir sind Werber, wir, mein Herrchen . . . Versteht Er? Und jetzt marsch nach Norwegen!"

„Ich habe all mein Lebtag nach nichts anderem verlangt, als Soldat zu werden!" antwortete er sogleich mit so weicher und freundlicher Bestimmtheit, daß sogar er selbst seinen Worten glaubte. „Jetzt legt nur schön das Werbegeld in meinen Hut!"

So mußte er denn endlich den blauen Rock anziehen, vor dem er eine solche Furcht hegte; und einen Tag nach dem anderen erlebte er neue und unerwartete Begebenheiten mitten in dem Land, wo ehemals der Pflug ruhig seine Furchen in die Erde gegraben hatte. Kaum war er ein Stück oberhalb von Strömstad angekommen, als er große Galeeren auf trockenem Boden zu sehen bekam. Er selbst wurde mit Bauern, Pferden und Ochsen zusammen vor den Steven gespannt, um die Fahrzeuge über die Landzungen zwei und eine halbe Meile bis Idefjord zu schleppen. Zoll für Zoll wurden die Schiffe über Knüppeldämme und Reisighaufen gezogen, des Nachts bei Pechfackeln und des Tags in der Hitze der Julisonne. Ein kleiner Mann in violettem Samtrock und buschiger Perücke und mit breiten Goldspangen an den Schuhen ging aufmunternd zwischen dem Volke hin und her. Es war Emanuel Svedenborg, und Polhem hatte ihm aufgetragen, diese seltsame Tat auszuführen. Als er Tolle Aarasson ansichtig ward, beschattete er seine Augen mit der Hand und sagte:

„Das ist eine der fettesten und blühendsten Gesundheiten, die ich seit vielen Jahren gesehen habe. Verfahrt dennoch nicht zu hart mit diesem Mann, meine lieben Korporale, denn ich erkenne wohl, daß er keine rechte Kraft in den Gliedern besitzt!"

Das war das erste mitleidige Wort, das Tolle Aarasson gehört hatte, seitdem er mit seinen Kameraden in Uppsala angestoßen hatte, und alsbald mußte er mit tränenden Augen die runde Hand vorstrecken und betteln.

„Ich bin ein verunglückter, armer Kerl," flüsterte er in einem Gemisch von Schwedisch und gelehrtestem Latein, „und ich würde für eine einzige Prise Schnupftabak segnen und danken."

„Schnupfen und der Krone dienen ist zweierlei!" antwortete Svedenborg ernst und ging weg, aber noch am gleichen Abend, als es zum Ablösen blies, kam er mit seinem Schnupftabakshorn.

„Nimm das ganze Horn und behalte es und sprich nicht weiter davon!" flüsterte er und war wieder verschwunden, wie ein Wanderer, der plötzlich auf dem Wege auftaucht.

Die Menschen sind gut, dachte Tolle Aarasson sofort und versuchte sich in sein Schicksal zu finden. Bald hatte er jedoch seine letzten Kupfergötter und den ganzen Inhalt seines Schnupftabakhornes verschwendet, um sich des Morgens mitunter eine Stunde längeren Schlafes zuzuschwindeln. Alsbald meinte er wieder, daß die Menschen schlecht seien.

Als endlich das letzte Schiff mit seinem goldenen Siegesgott am Vorderteil über Idefjord ins dunkle Meer hinausglitt, wurde er von neuem zum Marsch befohlen. Viele fremde und inländische Offiziere schlossen sich allmählich der Schar an, und von Hof zu Hof wanderte der lange Zug der letzten ausgeschriebenen Söhne des Landes.

Da ereignete sich es eines Mittags bei einer Gastwirtstation, daß Tolle Aarasson hinter einem Wagenschuppen saß und mit dem Hut auf den Knien schlief. Als die Trommel wirbelte und er erwachte, lag im Hut ein blanker Speziestaler auf einem zusammengefalteten Papier.

Dies war ein unverhoffter Anblick, und er rieb sich die Augen, um zu wissen, ob er träume. Er schlug mit dem Fingerknöchel auf die Münze und wog sie in der Hand. Zuletzt wickelte er das Papier auf und las:

„Zu Tistedahl bei der Möllerhütte steht eine trauerbirke, Armleuchter genannt, dem haben sie drei arme an einem stamm. Falls seine königliche Majestät vor feindes kugeln fällt, du sollen die selbe nachts das wunder bezeugen, daß ein beutel liegen mit fünfzig ducaten dicht bei dem Armleuchter in dem erde."

„Dies Schwedisch hat irgendein ausländischer Teufel geschrieben!" stieß Tolle Aarasson beinahe jammernd und wimmernd hervor und zerriß das Papier in kleine Fetzen, die er um sich herum streute. Er scharrte mit dem Fuß Erde darüber und trat darauf. Sodann steckte er den Speziestaler in die Hosentasche, um zu den anderen zu gehen, aber kaum hatte er einige Schritte gemacht, als er das Geld wieder herausriß, als hätte es seinen Körper und seine Kleider gebrannt. Er warf es weit von sich in den Sumpf hinaus.

Als er sein Gepäck auf den Rücken geschnallt hatte, begann er wieder zu marschieren mit seinem gewöhnlichen Kinderlächeln, als ob vieles in der Welt sehr wunderbar und doch durchaus gleichgültig sei, aber die nächste Nacht träumte er von der weißen Birke mit den drei hohen Armen.

Die waldigen Alpenrücken wurden immer umwölkter, die Wege immer steiler, die Töpfe der Marketender immer leerer, aber keine Mühseligkeiten konnten die Wohlgenährtheit von den runden Wangen und Gliedern Tolle Aarassons nehmen. Die Stiefel fielen in Stücken von seinen Füßen und die Hosen der Krone, die auf ein verhungerndes Heer zugeschnitten worden, waren so unzulänglich, daß er sie über dem Magen mit einer Schnur zusammenbinden mußte. Sein gutes Aussehen und seine leuchtende Stirn ärgerten die abgemagerten Kameraden, so daß sie ihn zu prügeln gelobten, aber darum, daß er einen Kopf höher als jeder andere einherging, wagte zuletzt keiner, ihm zu nahe zu kommen.

Obgleich er nichts verriet, grübelte er vom Morgen bis zum späten Abend über das absonderliche Schreiben. Warum wünschten böse Menschen gerade ihn zu ihrem Werkzeug zu wählen? Er konnte an nichts anderes denken. Als die bestaubte Schar schließlich im Hauptquartier zu Tistedahl unter die Zelte und Reisighütten einzog, blieb er plötzlich stehen, ohne daß er mehr wußte, was er tat, deutete er auf eine entlaubte Trauerbirke.

„Die Birke, die Birke dort! Das ist der Armleuchter! Ich weiß es . . . . sie muß so heißen!"

„Hier hast du zu schweigen und zu gehorchen!" antwortete der Korporal und stellte ihn gleich als Flügelmann ins Glied zur Musterung.

Als ihn der Korporal am Arm faßte, fühlte er, daß die Sehnen weich waren, und daß der großgewachsene Rekrut bei seinem Anfassen ohne Kraft wackelte.

„Den hätten wir besser weggelassen!" bezeugte der Korporal. „An dem Kerl ist alles mürb und weich!"

* * *

An einem Novembertag machten einige Truppenabteilungen in einem Bergpaß halt, und obgleich die Uhr erst drei zeigte, herrschte schon Dämmerung. Braungebrannt von der Steppensonne und noch mit einem türkischen Tabaksbeutel an der Brust, betrachtete mancher gealterte Offizier sinnend das Winterreich, in dessen waldigen Wildnissen das Heer jetzt neuen Abenteuern entgegenzog. Gefangene Buschjäger erzählten wilde Sagen von Waldgöttinnen und Hexengeschrei, und männlich hochgewachsene Frauen mit flachsgelben Haaren kamen des Nachts zum Lagerfeuer und hieben mit ihren Äxten erschöpfte und schlafende Schweden nieder.

Es schneite, und tief unten aus der Kluft warf die Sonne einen goldenen Schein über das Alpengehölz und die hängenden Felsstücke der Bergwand.

Es war ein Heer von bleichen Fünfzehnjährigen, von halbwüchsigen Kindern, die in der Schneewehe bei ihren Waffen standen.

Die kleinen Westgoten mit den scharfen Nasen und den unsteten Augen flüsterten miteinander:

„Der König soll sagen, wenn wir nicht verhungern wollen, so müßten wir die Nahrung aus den norwegischen Bergen graben . . ."

„So müssen wir denn wohl graben," antworteten die Smaaländer gedehnt und klagend.

Die Dalekarlier und Bohusläner stützten sich schwermütig auf ihre Musketenläufe, aber die Bataillone von Södermanland begannen zu murren. Da hielt der Oberst Rutger Fuchs sein Pferd an und blieb vor der Front stehen. Sein einer Fuß saß schräg im Steigbügel, denn bei Gadebusch, wo man ihn vom Schlachtfeld getragen, war ihm das Bein von einer Kugel zerschmettert worden.

„Pfui, ihr Södermanländer!" rief er mit seinem Schonendialekt. „Bekommt ihr nicht Zukost zum Brot der Krone, ihr Butterbuben, so fangt ihr gleich an zu knurren. Ich höre, daß ihr alle verzagt seid. Aber nun gilt es tapfer ertragen, denn das sage ich euch, daß zu keinen Zeiten die schwedischen Männer mehr einem solchen Helden dienen werden wie unserem königlichen Herrn, und willig lasse ich für ihn mein Blut. Seht auf mich! Wie nennt man mich? Nun, heraus damit!"

„Den reichen Fuchs!" antworteten die Soldaten einmütig, und ihre Züge leuchteten.

„Das stimmt. All mein Lebtag habe ich der reiche Fuchs geheißen . . . Nun ja, worin liegt den Fuchsens Reichtum? Wer heraustreten und antworten kann, bekommt zwei Rundstücke."

Keiner wagte sich hervor.

Da zog der reiche Fuchs seine Brieftasche aus der Brust und schlug nach und blätterte in den Seiten und hielt folgende Rede:

„Was Teufel will das heißen, reich zu sein! Das ist eine Buchführungssache, Kinder. Glaubt ihr vielleicht, daß alles Eigentum zinsbringend sei? Ja, versucht! Jetzt hört zu, was ich lese! Schulden: Null, Null. Das ist die erste Hälfte von Fuchsens Reichtum. Dann haben wir des seligen Schlippenbach Schlafrock . . . Habt ihr schon

den seligen Schlippenbach vergessen, euren früheren Oberst, der mir sowohl seinen Schlafrock als auch sein Regiment im Testament vermachte, die zwei liebsten Gegenstände, die er auf der Welt besaß? Der Schlafrock ist mir so wertvoll, daß ich ihn nicht für weniger als fünftausend Reichstaler verkaufen wollte. Da ist er denn auch für mich gerade die Summe wert. Demnach, hört nun zu! Vermögen:

Des seligen Schlippenbach Schlafrock: fünftausend Reichstaler,
Sörmlands Regiment: zehntausend Reichstaler,
meine geliebte Frau Greta, daheim: siebzigtausend Reichstaler,
der Köter von Holstein: tausend Reichstaler,
meines königlichen Herrn Gnade: achtzigtausend Reichstaler,
das Wirtshaus zum Goldesel: zweitausend Reichstaler . . .

Hol' mich der Teufel, ist das nicht alles niedrig berechnet, aber es ist auch das einzige, was ich in der Welt habe. Nun, was ist denn das Wirtshaus zum Goldesel für ein Ding?"

„Es ist des gnädigen Herrn Oberst Leinwandzelt!" murmelten alle Soldaten durcheinander.

„Ganz recht, ja! In dem Wirtshaus bekommt jedermann das Frühstück umsonst, denn es ist nicht das geringste zu bekommen . . . Laßt uns nun rechnen! Summe des Vermögens: einhundertachtundsechzigtausend Reichstaler. Aber war Null Null Schulden die Hälfte meines Reichtums, so muß ja die Hälfte auch einhundertachtundsechzigtausend wert sein. Folglich und beweislich habe ich somit, zusammengelegt, dreihundertsechsunddreißigtausend Reichstaler. Seht ihr, Jungen, das ist, was Görtz Finanzen nennt, und solches ist nützlich zu können, begreift ihr. Lernt nur, Buch zu führen und den richtigen Wert auf alles zu setzen, dann seid ihr schön reich und braucht nicht den Kopf zu hängen, wenn der Magen auch knurrt."

„Vivat! Vivat, der reiche Fuchs!" schallte es die Reihen entlang, aber im gleichen Augenblick flogen alle Degen aus den Scheiden. Die Musketen präsentierten, und die Trommeln donnerten. In dem Schein an der Felswand bewegte sich der hohe, vergrößerte Schatten eines hinkenden Mannes mit runder Pelzmütze auf dem Kopf und einem knotigen Stock in der Hand.

Es war der König.

Er kam zwischen den Föhren, von Trabanten gefolgt, die, ihre Haudegen gezogen, in langer Reihe ihre Pferde führten. Er selbst ging zu vorderst und bahnte den Weg im Schnee. Sein narbiges und zusammengebissenes Gesicht war mit den Jahren durch Sonne und Frost in der Farbe dunkel geworden, und zwischen den Augenbrauen lag eine tiefe Falte. Als er die Pelzmütze unter den Arm steckte und nach allen Seiten hin die Begrüßung der Truppen erwiderte, fiel der Schnee über sein kahles Haupt. Die Generäle versammelten sich allmählich um ihn, und die Trabanten hieben mit den Degen einige Föhrenzweige ab und breiteten sie auf den Boden. Während der ganzen Zeit stand er barhäuptig im Schneewirbel, und die ergrauten und an der Schläfe zurückgestrichenen Haarsträhnen glichen zuletzt einem Kranz bereifter Blätter. Er befahl den Soldaten, die Musketen zusammenzustellen und den Reisighaufen anzuzünden, aber die Musikanten blieben an der Felswand stehen, mit der Order, bis Sonnenuntergang zu spielen.

„Die Norweger sind ein lustiges Volk, um sich mit ihnen zu stoßen," sagte der König. „Solche Männer wie ihr, Kruse und Kolbjörnsen, sollten, wenn sie fallen, in Goldsärgen begraben werden."

Der Feldmarschall Mörner antwortete:

„Wir haben gerade neuerdings einige norwegische Schnapphähne eingefangen, die hier in den Büschen versteckt lagen, um auf Eure Majestät zu schießen. Sollen wir sie henken?"

„Nein. Gib einem jeden einen Dukaten für vergeudete Zeit, und bitte sie, nicht weiter in das Soldatenhandwerk zu pfuschen.“

Mörner ließ die Stimme sinken.

„Es gibt auch andere, mit Höherem betraute Buschkriecher. Ich habe vorhin von Pfarrer Brenner einen neuen Angebebrief erhalten über heimliche Verschwörung gegen Krone und Leben. Sollte man ihm Glauben schenken, so stünden in diesem Augenblick auf kaum fünf Armlängen Abstand gefährliche Feinde hier herum.“

„So mögen sie stehen, wenn es ihnen nicht behagt zu sitzen. In Kriegstagen ist keine Zeit zum Untersuchen.“

Mörners Zwerg, Luxemburg, trat jetzt mit der Wasserflasche vor. Als der König getrunken hatte, reichte er dem Zwerg seinen abgenutzten Wacholderstock, wie um den Kleinen auszurüsten, und sagte zu ihm:

„Ein Türk hat mir geweissagt, ich solle mich vor Narren hüten. Du kannst nun erproben, ob ich recht habe.“

Luxemburg nahm den Stock und zupfte und spielte auf ihm wie auf einer Gitarre und stimmte eine französische Liebesweise an.

Mörner trat dann dem König näher und flüsterte hinter dem Hut:

„Die Mannschaft verhungert.“

„Möge der Soldat treu seinen Dienst tun.“

„Aber ein ausgehungerter Soldat läßt die Muskete fallen.“

„Wenn man Schnee schmelzt, wird es zu Wasser. Wenn man auf einen Tannenzweig beißt, kann der Hunger sehr wohl für lange Zeit betäubt werden.“

„Das Volk hier haben wir wenigstens unter den Augen . . . Aber die Leute daheim . . . Die Pfarrer lehren jetzt offen von der Kanzel, die Rache von oben herabzurufen. Sie meinen, seitdem Gott die Schweden geschlagen und das Zeichen gegeben hat, daß ihr Reich zerstückt werden muß, fechte Eure Majestät für die eigene Ehre allein.“

„Sind denn ihre Ehre und die meine zwei getrennte Dinge geworden? Sie trotzten, und ich antwortete. Ich will sie zwingen, bis zum äußersten auszuhalten. Ist es nicht ebensowohl für ihre Schuld als für die meine? Sie sagen, daß ich Gott versuche. Ich antworte, daß ich ihm folge. Das ist mein Königswort! Im Namen der Gerechtigkeit, das ist mein Eid! Wer ist Schiedsrichter?“

Mit diesen Worten setzte der König die Pelzmütze auf, schlug den Mantelkragen in die Höhe und legte sich so ruhig zum Schlafen auf die Tannenzweige, als wäre kein Feind auf Gottes Erdboden zu finden gewesen.

Düker rief mit Eifer den Offizieren seine Befehle zu. Mörner schlief, stehend gegen eine Föhre gelehnt, ohne länger den Einfällen des kleinen Cronstedt zuhören zu können, und der verschmitzte Stjernroos, der ausgewesen war und spioniert hatte, kam, in eine Schafpelzjacke verkleidet, mit Holzschuhen und mit einem Fäßchen auf dem Rücken. Selbst der König schlief schon regungslos, ohne einen Gedanken an Brief und Drohung. Er hatte sich seinen Soldaten anvertraut.

Aber es waren zwei Augen, die ihm folgten. Tolle Aarasson, der am vorhergehenden Tage in das Regiment Södermanland gesteckt worden war als Korporal und Führer für die Holzhauer, konnte sich nicht zwingen, von dem Schlafenden wegzuschauen. Die Worte des reichen Fuchs lagen ihm noch im Sinn.

„Ich könnte vielleicht auch ein Haushaltungsbuch führen,“ dachte er. „Fünfzig Dukaten in der Erde bei der Armleuchterbirke!“

Er stierte mit seinen klaren und freundlichen Augen so starr auf den König, daß er nicht merkte, wie der reiche Fuchs ihm auf den Leib rückte.

„Was ist's mit ihm?" sagte Fuchs und klopfte seelengut auf die Schulter. „Hier ist ein Rapport nach Tistedal, denn jetzt sollen wir hinauf gegen die Festung Fredriksten und tüchtig einheizen. Nimm zwei Mann und zwei Bündel Kienspäne zum Leuchten mit . . . und lauf' rasch! Wer einen so prächtigen Mundvorrat unter der Haut hat, braucht weder zu biwakieren, noch öfter als jede dritte Nacht zu essen, wenn er nur mit Gottes Gaben weiter hauszuhalten weiß."

Tolle Aarasson begab sich mit seinen zwei Soldaten abseits in den Wald hinein, aber noch in weitem Abstand wendete er sich zwischen den Tannen um und sah nach dem König.

Als er bei Tagesanbruch zum Dorf Tistedal kam, blieb er unter der Armleuchterbirke stehen und steckte den letzten Kienspan in den Boden, mit dem brennenden Ende nach unten.

„Ich bin weit umhergestrichen, um zu studieren und zu lernen," sagte er zu den Soldaten. „Ich bin guten wie schlechten Menschen begegnet. Ob wohl die Tiere und Bäume auch gut und böse sein können? Bei der Mittagsrast, wenn ich mit den Holzhauern aus gewesen bin, habe ich mich zum Schlafen hierher gelegt, aber nie kam mir ein Schlummer in die Augen. Es lastet ein Fluch auf dem Baum! Seht ihr, da oben in den einen Ast habe ich eine Axt fest eingehauen. Es wird ein Morgen kommen, da setze ich die Axt an die Wurzel . . ."

Er blieb noch zurück und betrachtete den erlöschenden Kienspan.

„Gute Menschen und böse, sagte ich . . . Nie sah ich einen herrlicheren Mann als unseren großen König, aber die Jahre machen ihn immer strenger und härter. Er hat weder mit dem Wimmern der Tiere noch mit dem der Menschen Mitleid. Ein Jammerschrei kann ihn nicht einmal verlocken, den Kopf zu wenden. Sein Winter mit dem langsamen Tod ist gekommen. Wie würden wir ihn beweint haben, wenn er in seinen jungen Jahren hätte fallen dürfen! Keine Zeit würde einen größeren und reineren Mann gegrüßt haben als die seine. Seht diesen Kienspan, wie langsam er erlischt, wie er raucht und die Luft verpestet mit seinem feuchten Brandgeruch! Warum nicht lieber mit einer einzigen kleinen Handbewegung ihn tief hinunterdrücken, ohne Säumen . . . . daß er noch hell glühend in die Erde kommt . . ."

Die Soldaten verstanden ihn nicht, sondern antworteten schließlich:

„Möge unserem geliebten Herrn und König nie etwas Böses geschehen!"

Er tat ein paar Schritte, um ihnen zu folgen, aber die Armleuchterbirke streckte beschwörend ihre Äste über ihn, und er blieb abermals stehen und sprach mit sich selbst:

„Wer denkt an Böses? Tolle Aarasson faßt die Muskete, er der Verachtete, der Ausgestoßene, der von Hof zu Hof hat wandern müssen, um das Gnadenbrot zu erbetteln. Er faßt die Muskete und legt den Finger auf den Hahn. Der Schuß wird das ganze Volk zur Versöhnung rufen. Wenn auch alle Kanonen von Fredriksten durch die Nacht donnern, niemand wird sie hören. Die Soldaten werden finden, daß es so still ist wie auf einem entlegenen, zugefrorenen Alpensee. Sie werden nur den einzigen Schuß hören. Der wird Nacht um Nacht, Tag um Tag widerhallen, so lange die Menschen auf der Erde leben. Wenn ich die fünfzig Dukaten ausgegraben habe, werde ich zu den Generälen vortreten und alle Geldstücke über ihre Hüte und Perücken werfen und sagen: Heraus mit den Handschellen, gute Herren! Hier habt ihr das Trinkgeld für die Bemühung. Trinkt meine Gesundheit mit echtem Wein! Ich bin es, der Seine Königliche Majestät erschossen hat! Von euch wird niemand reden, aber so lange sein Name lebt, so lange lebt der meine. — Und dann werden die Handschellen zusammengeschraubt. Ich werde auf den Henkerskarren gesetzt und fahre die Götegatan hinauf in Stockholm, aber es wird kein Fenster, kein Treppenabsatz, kein Dach geben, wo die Menschen sich nicht drängen werden, um Tolle Aarasson zu sehen. Und auf den Herrenhöfen, wo ich am Küchentisch

zu essen bekam, und in den Pfarrhäusern, wo ich mich für einen Teller Biersuppe verbeugen mußte, da wird es heißen: In dem Stuhl saß Tolle Aarasson, aus der Pfeife rauchte Tolle Aarasson, auf diesem Türgriff hielt er den Finger, der den Schuß abdrückte. Die Studenten in Uppsala, die hochmütigen, die falschen Freunde, die sich zuletzt für zu gut hielten, um mich eine Regennacht über zu beherbergen .... sie werden altern, sie werden weiß werden auf dem Schädel, aber nie werden sie ermüden, zu sagen: Wir kannten Tolle Aarasson, wir nannten ihn du. — So wird es gehen. Und so oft ein Reisewagen in die Stadt Stockholm einfährt, wird der eine Herr durch das Fenster zeigen und sagen: Hier ist der Galgenhügel! — Es können hundert Hingerichtete in dem Acker liegen, aber er wird nur sagen: Da liegt Tolle Aarasson, der elende Lump! — Und dann antworten die anderen Herren: Der Volksbefreier!"

Tolle Aarasson hob den Arm, um sich zu stützen, aber in dem Augenblick, wo er die Hand gegen die glatte, kalte Rinde des Birkenstammes lehnte, riß er sie mit einen unterdrückten Ruf des Entsetzens zurück.

Die Soldaten blieben stehen und wendeten sich um. Er winkte ihnen zu, weiter zu gehen, und folgte ihnen nach, aber er war bleich geworden wie ein toter Mann.

* * *

Der König hatte sich auf dem Bergrücken vor dem Laufgraben der Festung eine Bretterhütte erbauen lassen, und ein Bett, ein Tisch und ein Stuhl wurden dorthin gebracht. Keine Soldaten standen mit geladenen Musketen Posten an der Tür, und der wachhabende Adjutant wurde oft in verschiedenen Angelegenheiten fortgeschickt. Der König überwand sogar seine frühere Scheu vor der Einsamkeit der Nacht und ließ nicht länger mehr zu, daß ein Page neben seinem Bette schlief. Erschöpft von des Tages Mühen, schlief er mitunter draußen auf dem Walle ein, mitten vor den feindlichen Kanonen und den in dem Laufgraben arbeitenden Soldaten. Jeder hätte in der Dunkelheit sich zu ihm schleichen und sein Leben mit einem Degenstoß auslöschen können. Die schlaflosen und angsterfüllten Nächte der Ukraine nach dem ersten zerschmetternden Schlage des Schicksals waren nur noch als Narbe in der Falte zwischen den Augenbrauen zurückgeblieben. Er hatte seine Seele in Mißgeschicken so abgehärtet wie seinen Körper in Strapazen. Er grübelte keine Minute mehr über die Gefahr, aber er wußte, daß sie näher als je ihre schwarze Wolke über sein Haupt gehängt hatte, und dies erfüllte ihn mit der getrosten Ruhe einer entschwundenen Jugend. Seine Stimme war hart geworden, aber die befehlende Ruhe entzündete ihren verjüngenden Glanz in seinen Augen. Alles, alles, was Elend und Untergang Finstres verbergen, erhob sich rings um ihn, und er stützte sich auf seinen Wacholderstock, und oftmals ungeduldig scheltend, leitete er die Arbeit der Soldaten.

Zeitweise betrachtete er den Himmel und suchte die Sternbilder heraus, die er kannte, aber wenn der Nebel sich senkte und die Dunkelheit tiefer wurde, schloß er mitunter die Augen und rechnete an den Fingern: Dreihundert ... dreihundertfünfundachtzig ... neunzig ... vierundneunzig ... vierhunderttausend Reichstaler! — Ob Görtz wirklich so viel bis Dezember würde auftreiben können. Wie sollte wohl sonst das Heer instand gehalten werden? Und ob wohl Görtz schon innerhalb zweier Tage ankommen würde? War es nicht die Erwartung seiner Ankunft, die im Lager solche Aufregung verbreitete? Was war in der Beziehung zu tun? Der König kannte keine Skrupel, denn er war ein Wegelagerer geworden, der Geld und Eigentum verachtete. Hatten ihn die Schweden nicht einen Verrückten genannt und die Hand nach seiner Krone ausgestreckt? Nun wohl, das verzieh er ihnen, seitdem er ihnen geantwortet hatte; aber bis zum äußersten wollte er sie zusammenhalten, wenn auch Grund und Boden brennen

sollte. War das nicht der Auftrag, war das nicht das Gottesgebot, das er in seiner Seele beschworen hatte? Es war jetzt keine Zeit für Faulenzer, die am liebsten daheim in ihren Lukenbetten lagen. Und Görtzens Plakat, das auf jedem Gemeindehaus seinen königlichen Namen unter Meineiden von Frieden und dem Wohl der Untertanen hatte prahlen lassen? Wo hatte er während seines Feldzuges die Fürsten in der Stunde der Not wohl anders handeln sehen? Und waren sie nicht dennoch weise und gut genannt worden, wenn es ihnen geglückt war? Wenn der Sturm vorüber war, wollte er Gericht halten und Recht schaffen. Strenge hatte er befohlen, nie mit Wissen Ungerechtigkeit zu üben. Nun galt es, die Festung Fredrikssten zu erobern, die vor ihm auf dem Felsrücken mit ihren grauen Mauern und den scharfen Ecken den Weg nach Norwegen hinauf verschloß. War nicht das Außenwerk Gyldenlöw schon mit dem Degen in der Hand genommen? — Mit dem Degen in der Hand? — Er schloß die Augen, wie er oft zu tun pflegte, wenn er ungesehen war, und wiederholte leise die Worte. — Sie meinen, daß ich dich versuche, ewiger, wunderlicher Gott, heiliger Geist, meine Freude, meine Wonne, mein Labsal. Immerzu sagen sie: bleib' auf halbem Wege stehen, wo wir stehen bleiben, sonst versuchest du Gott; setze dich nieder, wo wir ermatten, sonst nennen wir dich nicht länger unseren Gideon. — Du, der du Schiedsrichter bist, vor dir demütige ich mich in meiner Not, ich zerknirschter Sünder. Bin ich jetzt irre gegangen auf der Erde, so schlage mich tot darnieder!"

„Der König ist auf seinem Posten eingeschlafen," sagten die Soldaten, als sie ihn mit gesenktem Haupt und dem heruntergezogenen Hute sahen.

Er hörte sie, sah auf und antwortete:

„Noch nicht!"

Am ersten Sonntag im Advent stieg der König zu Pferd und ritt durch den Nebel nach dem Möllerhäuschen in Tistedal hinunter. Er war trüben Sinnes, und um seine Schwermut zu übermannen, setzte er sich auf die Bank am Kaminfeuer und sah seine Papiere durch. Es waren Bittschriften und alte Briefe und durchkreuzte Rechnungen, noch von dem Aufenthalt in Lund. Seine Augen blieben schließlich auf zwei Halbbogen haften, die mit einer Messingnadel aneinander befestigt und mit seiner eigenen schwerleserlichen Schrift beschrieben waren. Er las:

„Anthropologia Physica. Der natürliche Trieb alles Lebendigen ist das, was Passion oder Genuß der Wollust genannt wird. Die Wollust ist von zweierlei Art, nämlich Wollust der Seele und des Körpers. Wollust der Seele wird die genannt, an der der Körper keinen Teil haben kann. Aber Wollust des Körpers wird die genannt, die der Körper mitsamt der Seele fühlt . . . . Die drei Teile des Körpers sind: Die materielle Gestalt, wodurch die Figur des Körpers mit ihren äußeren und inneren Teilen geformt wird; die fließende Materie, die aus dem Blut mit dem, was dazu gehört, besteht; der materielle Spiritus oder Geist, als die allerfeinsten Teile der materiellen Wesenheit, ist die Kraft und das Lebendige in dem Blute selbst und empfängt das Leben und die Empfindung von dem lebendigen Geist oder Seele, und dieselben verursachen den ganzen Leib. Dieser vergeht auch von sich selbst, so bald irgendein Körper oder Glied abstirbt . . . Die Ursache, warum die Seele beider Wollusten teilhaftig ist, und daß der Körper einzig und allein die fleischliche Wollust fühlt, ist die, daß das Leben eigentlich eine Eigenschaft der Seele ist, da es der Leib, der in sich selbst eine tote Wesenheit ist, durch der Seele Werk empfängt . . . . Das, was gemeiniglich unter den Namen der fünf Sinne verstanden wird, besteht nur in einem, was Empfindung genannt wird, und ist eine Wirkung der Seele, die, nach einer jeglichen Beschaffenheit des Körpers und der Gestaltung, sich auf fünferlei Weise dartut . . ."

Er stand von der Bank auf und faßte den eintretenden Feldmarschall Mörner am Gürtel.

„Wäre Mörner nicht ein gleich schlechter Philosoph, als er guter Hausvater ist, so würde er hier eine schwere Nuß zu knacken bekommen. Nein, lies das Geschriebene nicht ... es sind nur einige Lappalien, die ich eines Abends da unten in Lund aufsetzte. Immer, wenn ich nach einiger Zeit den Gedankenbau wiedersehe, den ich aufzurichten versuchte, bekomme ich Lust, mich als Feind zu verkleiden und meine eigene Redoute zu stürmen. Ob wirklich das Vergnügen des Gedankens in dem Gefecht selbst liegt? Die Wollust, die Glückseligkeit, die vollkommene Zufriedenheit ... wäre das das Lebensziel, dann wäre das Ziel etwas Endliches, ein Stück klares und blankes, aber totes und regungsloses Gold. Warum das Leben als eine Basis betrachten, und oberhalb derselben die Zwecke sammeln wie ein Bündel Linien in einer Winkelspitze, in einem einzigen Punkt? Warum nicht das Leben zu dem Punkt machen, aus dem die Zwecke ausstrahlen wie unendliche Linien, wie Stamm und Äste an einem Baum, dessen Krone in Ewigkeit immer weiter und belaubter wird? Warum nicht sagen: es gibt kein Schlußziel, aber Billionen neuer auseinanderzweigen? Wie viel größer wird dann doch das irdische Leben jedes einzelnen Menschen!"

Mörner antwortete:

„Eure Majestät sind ein schwerer Zweikämpfer in gelehrten Disputationen, und nie höre ich meinen gnädigen Herrn so beredt wie in derlei Fehden, aber ich kann nicht wie Grothusen selig die Spitze bieten. Ich kann nur dies antworten: Wenn aus einem Erdenleben in das Unendliche Äste emporwachsen, dann birgt auch die kleinste Handlung der Stunde eine ewige Verantwortung ..."

Er riß seinen Rock mit Eifer auf und reichte dem König einige versiegelte Briefe hin.

„Bedenkt, Majestät, auch die lumpigste Anzeige kann wahr sein und für Jahre die Sense aus der Hand des Sensemannes schlagen."

Der König kannte im voraus diese Schriftstücke, die mit zierlich geschriebenen Druckbuchstaben und ohne Unterschrift seine Nächsten anschwärzten und ihm einen plötzlichen Tod voraussagten. Die Drohung mit dem Tod ängstigte ihn nicht mehr als das Schwirren einer Kugel. War er nicht sozusagen seit seinen Knabenjahren jeden Morgen aufgewacht, bereit, vor dem Dunkelwerden unter den Gefallenen auf dem Feld zu liegen. Er warf die drei Briefe unerbrochen ins Feuer, einen nach dem anderen, und stand in dem niedrigen Möllerhäuschen so ruhig, als hätte sein letztes Heer erschöpfter und ausgehungerter Jünglinge alle Kronen Europas auf einem Troßwagen mitgeführt.

„Antworte mir aufrichtig!" sagte er nach einigem Schweigen. „Auf wieviele kann ich mich noch verlassen ... ich meine nicht in einem Treffen .... sondern wenn alles gegen uns geht?"

„Muß ich antworten? Ist es Befehl?"

„Ja, auf wieviele kann ich mich noch verlassen?"

„Auf keinen!"

Die Trommeln rollten dumpf außerhalb des Häuschens, wo die Truppen zum Gottesdienst aufmarschierten, und Hultmann trat mit den Worten herein:

„Ich muß untertänig melden, daß die Hochmesse jetzt beginnen wird. Der Text des Tages handelt von unseres Herrn Christi Eintritt in Jerusalem."

Der König wusch nun allen Ruß von Gesicht und Händen und zog beinahe neue Kleider aus blauem Stoff und gelbe Eichlederhandschuhe an. Während Hultmann sein Haar puderte, so daß es weiß wurde wie das eines Greises, stützte er einen Fuß auf das Holz im Kamin und sagte ganz leise und hauptsächlich zu sich selbst:

„Der Text ist mir ganz lieb ... Aber das Volk breitete die Kleider auf den Weg, und andere hieben Zweige von den Bäumen, und streuten sie auf den Weg. Das Volk

aber, das voranging und nachkam, schrie und sprach: Hosianna dem Sohne Davids! Gelobet sei, der da kommt im Namen des Herrn! Hosianna in der Höhe!"

„Ja, ja, gnädigster Herr," antwortete Hultmann beinahe flüsternd, „so sollen auch die Heiligen rufen, jedesmal wenn ein rechtschaffener Held Gottes in das himmlische Salem einreitet."

Dann wendete sich der König vom Feuer weg und schritt hinaus zu den Truppen. Mit entblößtem Haupt stellte er sich unter die Armleuchterbirke. Die Soldaten, die es gewohnt waren, seinen Wacholderstock und seine befleckte Kleidung zu lieben, erkannten ihn kaum wieder.

Den ganzen Tag blieb er im Lager, und erst nach dem Abendgottesdienst, wenn der Nebel zu sinken begann, ritt er auf seinem Pferd „Engländer" den waldigen Bergrücken hinauf bis zur Bretterhütte am Laufgraben.

Tolle Aarasson arbeitete mit seinen Soldaten in dem äußersten Graben. Von dem Franzosen Maigret angeführt, krochen die Schweden mit ihren Spaten voran und rollten Schritt für Schritt die Reisigbündel und Schanzkörbe vor sich her, zum Schutz gegen die Kugeln der Festung. Der Widerhall des feindlichen Feuers donnerte in den Alpen wie das Getöse von Riegeln und Schlössern, wie Keulenschläge auf Eisenpforten zu unterirdischen Gefängnissen und Gewölben.

Um ihre Schüsse lenken und sich vor Überrumpelung schützen zu können, stellte die Mannschaft lange Stangen mit brennenden Pechfackeln aus, und die darum geschlungenen Leuchtkugeln warfen ihr plötzliches Licht über die Felsenplatten. Feuer und Rauch sprühte aus den Festungsmauern Fredrikstens, und oberhalb des mit Rasen belegten Walles der Schweden erkannte Tolle Aarasson des Königs großen Hut und seinen kleinen Kopf.

Unten im Schatten des Grabens verborgen, riß er die Muskete eines gefallenen Kameraden an sich und ging gekauert ein Stück gegen den Erdwall zurück. Erst als er so nahe gekommen war, daß er des Königs Worte an die Offiziere hören konnte, die im Graben auf der anderen Seite des Walles standen, blieb er stehen.

„Sonderbar," dachte er. „In die Laufgräben hier fallen fast jede Nacht eine Menge Soldaten .... Woher kommt da die Macht, Hunderte von Menschen zwingen zu können, hier stehen zu bleiben und zu fallen, ohne daß sie wagten, einander die drei einfachen Worte zuzurufen: Wir gehorchen nicht! ..."

Er wollte knien und den Himmel um Verzeihung bitten und sich selbst einreden, daß seine Handlung gerecht sei, aber er vermochte es nicht. Er wußte nie, was er selbst wollte; und wenn ein Kind ihm zugerufen hätte, die Muskete hinzuwerfen, würde er gehorcht und den Rat gelobt haben. Aber niemand redete ihn an, und niemand sah ihn, und er fürchtete sich nur, weiter zu zögern, seine eigene angstvolle Ungewißheit zu verlängern. Er spannte den Hahn. Er legte die Muskete an die Backe. Er zielte nach dem, für den er seine Landsleute unterwürfig fallen und verbluten sah .... Aber der Finger lag zitternd und lahm am Drücker.

Schritte näherten sich. Es war der grauhaarige Hultman, der in Knöpfschuhen und weißen Strümpfen und den Hut ehrfurchtsvoll unter den Arm gesteckt, über die Felsen kam, mitten zwischen den schwirrenden Stückkugeln. Vor sich trug er die mit einer Serviette zugedeckte Blechschüssel, die des Königs Abendessen enthielt. Sobald er den Wall heraufgekommen war, breitete er die Serviette über den Hut, stellte sodann die Schüssel darauf und bot sie dem König an, der stehend speiste und hin und wieder seinen treuen Diener am Rockknopf packte. Tolle Aarasson senkte die Muskete und hörte ihn sagen:

„Hultman fängt an im Gang ebenso steif zu werden, wie der alte Brandklepper es auf seine alten Tage war ... Aber niemand ist mir treuer gefolgt, wohin es auch ging,

und deshalb ernenne ich ihn auf der Stelle zum Küchenmeister. Mit den Jahren bleiben immer weniger der Alten von ehedem übrig . . ."

„Gott, barmherziger Gott!" murmelte Tolle Aarasson und wiegte mit der Muskete in den Armen hin und her.

Er sah, wie Hultman wieder seinen Weg durch den Kugelregen machte und der König, die Wange gegen die linke Hand gestützt, sich über den Wall hinüber lehnte. Der Mond, der in seiner Fülle stand, stieg jetzt klar und groß über den Fichtenwald empor.

Schwedische, deutsche, italienische und französische Offiziere unterhielten sich nahebei in ihren verschiedenen Sprachen und ratschlagten, wie sie den König von seinem bloßgestellten Posten herunterlocken könnten. Malgret, der jetzt auch dazu gekommen war, zog ihn leise am Mantel und sagte:

„Dies ist kein Posten für Eure Majestät . . . Kartätschen und Musketenkugeln haben nicht mehr Achtung vor einem König als vor dem gemeinsten Soldaten."

Da hob Tolle Aarasson die Muskete wieder mit beiden Armen. Er warf sie zu Boden, daß der Schuß abbrannte und der Knall in dem Krachen des feindlichen Feuers erstarb.

„Nie", stammelte er. „Niemals! Ein schwedisch geborener Mann kann das nie, warteten auch fünfzig Dukaten unter jeder Birke Norwegens. Dann lieber desertieren oder selbst fallen. Was frage ich nach den Dukaten . . . Es war sein Leben, das ich nehmen wollte . . . Und ich vermag es nicht! Ich könnte es erst, wenn ich die Augen zumachte. Gibt's hier keinen fremden Scharfschützen, der mit geschlossenen Augen einen König erschießen kann?"

Tolle Aarasson merkte nicht, daß der Mond schon in den Graben hineinschien und seinen eigenen Schatten mit den runden Gliedern und den lächelnden Knabenwangen auf den Abhang des Walles warf.

„Was machst du hier, mein Lieber?" fragte der König. „Immer voran und auf den Feind los!"

Tolle Aarasson fuhr empor, drehte sich auf dem Absatz herum und begann auf die Festung loszumarschieren. Hinter sich hörte er noch, wie die Offiziere den König ermahnten, hinunterzusteigen.

Der König antwortete ihnen:

„Fürchtet nichts!"

Da griff Tolle Aarasson nach den Hutecken, ohne länger zu wissen, was er tat, und fing an über Schanzkörbe und Reisighaufen zu springen, immer vorwärts und auf den Feind los. Viele schwedische Soldaten, die ihn sahen, standen auf, um ihm zu folgen und zu desertieren. Er blieb stehen und schlug mit der Hand nach ihnen, und jedesmal, wenn er sich umdrehte, erkannte er den König auf dem Wall. Warum ergriff er da nicht einen Spaten und fing an zu graben. Das war es doch wohl, was der König gemeint hatte. Statt dessen lief er immer heftiger und blinder, und zuletzt wußte er nicht, ob er dies tat, um zu gehorchen, oder um zu desertieren. Er suchte Schutz hinter Baumstümpfen und in Klüften, aber dennoch kam er der Festung immer näher. Seine weichen Glieder bluteten schon aus drei Wunden, aber er achtete nicht auf die warmen Tropfen, die unter dem Handschuh herunterflossen, sondern sagte Gebete und Psalmen her und nannte sich einen ewig verlorenen Verbrecher, der über den Verkauf seiner Seele gebrütet hätte.

Er kam an ein entzweigeschossenes Außenwerk von geringer Größe, das verlassen schien, aber als er Stimmen norwegischer Soldaten hörte, verbarg er sich zwischen den Schanzkörben.

Einige Schritte von ihm entfernt, stand ein Feldstück auf zerstörten Rädern, braunrot vom Rost und mit der Mündung gegen des Königs Wall. Es war mit Grieß und altem

Eisenschrot geladen. Angefressene Musketenkugeln lagen da, die vor hundert Jahren ein betrunkener Seeräuber gleichgültig in seiner Kugelzange gegossen hatte, während er ein liederliches Lied für seine Dirne summte. Verbogene Schlüssel und Nägel lagen da, die vor langen Zeiten aus der Scheune eines Bauern gefallen waren, und zu hinterst lag ein zusammengebogener Klöppel, der einst in dem sonnigen Hochgebirge in einer Kuhschelle beim Walljodeln der Mägde geläutet hatte.

Lange, zerrissene Wolken eilten weißschimmernd über den Mond, und Tolle Aarasson lag zwischen den Schanzkörben, blutend, mit gefalteten Händen.

„Dies ist so eine Nacht," stammelte er, „da der Himmel weit offen steht und Gott die Erde in so tiefen Gedanken betrachtet, daß die Menschen seinen Blick fühlen. Sie mögen entfliehen . . . sie mögen sich verbergen . . . sie mögen Verbrecher sein, wie ich, oder Heerführer, sie spüren doch seinen Blick . . . Ein Held . . . was ist ein Held? Das ist Standhaftigkeit bis zum letzten, Standhaftigkeit gegen Widersacher, gegen Freunde. Aber du dort oben, du bist dein Rächer wie der Menschen Rächer; und wenn das Stundenglas deiner Gnade abgelaufen ist, hebst du in Allmacht deinen Finger und der Held lehnt seinen Kopf zur Erde . . . und liegt versöhnt . . ."

Tolle Aarasson bog die Weidenruten des zunächst liegenden Schanzkorbes zur Seite und hörte den norwegischen Konstabel mit den Soldaten reden.

„Ihr Jungen, es hat keinen Zweck, länger Mannschaft und Artillerie auf diesem Schanzwerk zu verschwenden, aber da das alte Feldstück zu gebrechlich ist, um weggeschleppt zu werden, hat mir der Kommandant befohlen, es abzufeuern, ehe wir gehen. Immerhin kann wohl der Schuß den Schweden einigen Schaden verursachen, wenn das Geschütz nicht in Stücke springt."

Während er sprach, legte er vorsichtig die Lunte auf das Feldstück, und von seinen Leuten begleitet, kehrte er dann mit raschen Schritten und singend nach der Festung zurück.

Tolle Aarasson verfolgte mit dem Auge die gelbliche Flamme der Lunte, die sich dem Zündloch immer näher schlängelte. Er stieß die Reisigbündel und Erdsäcke weg, um sich Bahn zu brechen und die Lunte wegzureißen, und er sprach laut, als spräche er zur Nacht:

„Ich wollte den Mann töten . . . und jetzt will ich ihn erretten, nur weil ich ihn eben gesehen habe und ihn sprechen hörte! So macht er uns alle mit einem Blick zu seinen Dienern! Mein Verstand erlischt, und ich kann nicht länger denken."

Er hieb die Weidenruten mit geballter Faust entzwei, aber das Pfahlwerk versperrte den Zugang, und die ganze Zeit sah er die Flamme am Zündloch. Mitunter erstarb sie und war nahe daran, ausgelöscht zu werden, dann aber schlug sie wieder groß und klar in die Höhe.

Dies sei ein Zeichen, meinte Tolle Aarasson, daß die Menschen heute Nacht nicht mehr versuchen sollten, zu handeln, und er stieg in die Klüfte hinunter, die gegen das Tal und die schwarzen Schornsteine in dem abgebrannten Fredrikshall abstürzten. Noch aus der Ferne sah er die Flamme. Klar brannte sie in weiter Ferne zwischen den Schanzkörben, aber er stieg tiefer und tiefer hinunter in die Felsen. Da hörte er den Knall des Schusses, und der Felsen zitterte.

Seine Kräfte waren erschöpft und sein Verstand wurde umnachtet. Er erinnerte sich nicht mehr, warum er gegen den Feind gegangen war. Er fürchtete nur dunkel, gesehen und ergriffen zu werden. Er stierte in die Nacht hinauf, und gleich den Wagen Asa-Thors rollten die Donner der Festung über die Alpen.

Er wußte nicht, wie lange er unter den Wacholderbüschen umherschwankte, und nicht, wohin er ging. Zuletzt vernahm er Schritte von schweren, eisenbeschlagenen Stiefeln

und hörte Kies und Steine stürzen. Zwölf Soldaten aus der Garde kamen mit einer Bahre den jähen Hügel herunter.

Er hielt sich hinter den Wacholderbüschen und wartete. Auf der Bahre lag ein Gefallener, von zwei einfachen Soldatenmänteln umhüllt und mit einer weißen, über das Gesicht gezogenen Lockenperücke unter dem in die Stirn gedrückten galonierten Hute.

„Wer ist der Gefallene?“ flüsterte er so leise, daß Oberst Carlberg, der vorn die gesenkte Seite der Bahre stützte, es nicht merkte.

„Der Oberst sagt, daß es ein kecker Offizier sei“, antwortete der hinterste Träger, aber als er dabei den Kopf drehte, um den einfachen Nachtwandler zu betrachten, stolperte er und fiel unter seiner Bürde aufs Knie.

Die geliehene Perücke und der Hut glitten von dem Kopf des Toten, so daß das Mondlicht klar auf das Antlitz mit der durchschossenen Schläfe fiel.

„Der König! Unser großer, geliebter König!“ murmelten die Träger und wollten die Bahre niedersetzen.

Der Gefürchtete, dem gerade zugeflüstert worden war, daß er sich länger auf keinen verlassen könne, lag entwaffnet, und alte Kriegsleute, beschmutzt von Lehm und Ruß, rangen ihre verfrorenen groben Hände über seine Leiche und wimmerten und stöhnten:

„Unser großer, unser geliebter König!“

Der Oberst mußte ihnen mit strenger Rede drohen, daß sie still sein und nicht mit ihrem Jammer verraten sollten, was geschehen war.

Schwer und langsam trugen sie den König weiter, auf derselben ungehobelten Bahre, auf der er während der verflossenen Nächte so manchen schon vergessenen Soldaten ohne Namen gesehen hatte, der, seinem Willen gehorsam, gestorben war.

Mitternacht war schon vorbei, als die Bahre auf einem offenen Rasenplatz zwischen den Häuschen des öden Dorfes Tistedal niedergesetzt wurde. Nachdem die Träger die Notmünzen als Trinkgeld bekommen hatten, entfernten sie sich alle. Der Oberst blieb zurück, grübelnd und laut seufzend, setzte er sich auf die eine Stange der Bahre. Die Salven krachten noch in der Ferne auf dem Waldfirst, aber sonst war alles schweigsam, und das Mühlrad unten am Flusse stand still. Alle Scheiben waren dunkel, und derselbe Vollmond, der dem verkleideten Reiter durch das Stadttor Stralsunds und zu dem düstern Handgemenge auf Rügen geleuchtet hatte, schien heute Nacht auf das Gras, wo ein alter verweinter Oberst bei seinem gefallenen König Wache hielt.

Schritt für Schritt war Tolle Aarasson nachgeschlichen und blieb erst dicht an dem Rasen unter den unbeweglich herunterhängenden Zweigen der Armleuchterbirke stehen. Halblaut zu sich selbst sprechend, ging er rings um den weißen Stamm, in immer engeren und engeren Kreisen und träufelte die großen Tropfen aus seinem verwundeten Arm über die Erdschollen, um die bösen Dukaten, die da unten lagen, zu ewigem Schlaf, ewiger Vergessenheit zu beschwören.

„Schlafen, schlafen unterm Fluch! Warum werden nicht die Trommeln gerührt? Die Bahre dort steht so allein. Hier weinen keine Frauen, keine Kinder, keine vertrauten Freunde. Ach, du Mond, der du kamst und gingst und so vieles anschautest, nie werde ich dich über einem schwedischen Wald sehen, ohne der Bahre zu gedenken.“

Er ergriff die Axt, die in einem der Zweige saß, und die er einige Abende zuvor den Soldaten gezeigt hatte. Die Holzsplitter flogen, und seine Hiebe gegen den Stamm der Armleuchterbirke hallten weit durch die Stille.

Dann zog er wiederum seine Hand zurück, und ein neuer Schimmer von Licht des Verstandes zog durch seine Seele.

„Allmächtiger, rächender Gott! Er, vor dem bezahlte Mörder seine Waffen hinwarf, er, der lächelnd unzähligen Todesgefahren begegnete, er fällt still wie eine geknickte



Albrecht Dürer — Die vier Reiter



Albrecht Dürer Die vier Reiter

Uhre am Weg, da du das Maß seines Verhängnisses fülltest. Er fällt beinahe in der Einsamkeit, eines Nachts auf dem Walle, gleich einem geringen Soldaten auf dem Posten. Er stirbt von der Kugel eines ausgedienten und verrosteten Feldstückes, auf das ein paar Soldaten gleichgültig und singend ihre Lunte geworfen haben. Oder ... woher kam wohl auf dein Geheiß die Kugel? Was weiß ich, ein einfacher Mann ... Ich weiß nur das, wovon ich soeben Zeuge war, und muß daher glauben ... Aber es waren soviele fremde Stimmen da oben in der Finsternis."

Noch immer saß der Oberst auf der Stange der Bahre bei dem in Soldatenmäntel gehüllten Toten, und immer erschöpfter fielen durch die Nachtruhe die Schläge der Axt gegen den dicken Stamm der Birke. Als schließlich der Baum stürzte, setzte sich der unbekannte Holzhauer schweigend auf den Stamm.

Die Stunden wurden ihm lang. Es ging schon dem Morgen zu, als ein paar nachgeschickte Diener sich näherten, um den gefallenen Herrn hereinzutragen. Zwischen ihnen ging ein Hauptmann mit dem Degen des Königs und erzählte, daß dessen Hand im Augenblick des Todes so heftig um den Griff gefaßt habe, daß die Klinge zur Hälfte aus der Scheide gezogen worden sei.

Jedem Worte lauschend, bog Tolle Alarasson die Zweige der Armleuchterbirke zur Seite.

„Dieser Degen ..." fragte er sich. „War es ein verstockter und zu früh ergrauter Greis, der diesen Degen zog gegen das Andenken jenes Lichtfürsten, der einst seinen Namen trug? Oder ob ...?"

Er trat vor, gerade dem Hauptmann in den Weg, und flüsterte unterdrückt:

„Dieser Degen ... gegen wen wurde dieser Degen gezogen? Unter meinen blutigen Korporalskleidern steckt ein ebenbürtiger, ein vielleicht kundigerer Mann als Ihr, obgleich er vor den Menschen tief gesunken ist. Weist mich daher nicht fort, sondern antwortet aus Barmherzigkeit."

„Mein Freund, ich verstehe deine Frage nicht."

„Gegen wen, sage ich? Gegen wen wurde dieser Degen gezogen? ... Ich weiß es jetzt selbst. Gegen wen, frage ich? Gegen alle! Ist diese Antwort uns nicht genug? Ist es nicht so, daß ein Held sterben muß? ... Er glaubte. Er glaubte an die Gerechtigkeit seiner Berufung ... Solchen Trotzern verzeiht Gott, der Herr ... Solchen Trotzern verzeihen sogar die Menschen!"

Aus Clemens Brentanos Gedichten

(Cantate, zur Einweihung der Berliner Universität, 15. Oktober 1810, gedichtet.)

Fleiß ziert Deutschland,
Wenn es nähret,
Treu ist Deutschland,
Wo es wehret,
Groß ist Deutschland
Wenn es lehret,
Pflug und Schwert und Buch es ehret.

Die Apokalypse / Von Richard von Kralik

Gleich im Eingang dieses gewaltigen Sendschreibens, das würdig das ganze Bibelbuch abschließt, nennt sich Johannes als den Evangelisten, als Verfasser des autoptischen Zeugnisses über seinen Meister Jesus Christus. Er wendet sich an die sieben Hauptkirchen Asiens, Ephesos, Smyrna, Pergamos, Thyatria, Sardes, Philadelphia, Laodicea im Namen ihrer sieben Schutzengel und erzählt ihnen ein Gesicht, das er an einem Ostersonntag auf der Insel Patmos hatte. Ihm erschien Gott in der Gestalt jenes Alten, wie er dem Daniel erschien, und er trug ihm diese Tadelsworte auf. Ephesos hat die alte erste Liebe eingebüßt; dafür setzt es sich löblich den unsittlichen Lehren der Nikolaiten entgegen. Smyrna hat zu leiden von falschen Juden, der Synagoge des Satans; es möge ausharren. Pergamos hält sich treu trotz der heidnischen Verlockungen an diesem Thron des Satans, womit der berühmte pergamenische Altar gemeint ist; nur nehmen manche teil an Opferfesten und Buhlerei. Thyatria ragt wohl durch gute Werke hervor, aber manche lassen sich durch eine falsche Prophetin verleiten, die „Tiefen des Satans" zu erspüren. Sardes ist tot an Werken und schläft. Philadelphia übt trotz ihrer Schwäche gute Werke. Laodicea ist lau, weder kalt noch warm, im Bewußtsein ihres Reichtums. Danach aber sah Johannes (4, 1 ff.) den offenen Himmel und Gott auf dem Thron, vom Regenbogen umgeben, 24 Älteste um ihn, an des Thrones Füßen Löwe, Rind, Mensch und Aar, zu seiner Rechten ein Buch mit sieben Siegeln (5, 1 ff.), das zu öffnen allein Jesus, das geschlachtete Gotteslamm, würdig war. Als die Siegel eröffnet waren, sah Johannes zuerst auf weißem Roß einen Bogenschützen, dann auf rotem Roß einen Schwertträger, auf schwarzem Roß einen mit der Wage, auf fahlem Roß den Tod an der Spitze des ganzen Totenreichs, dann die Seelen der Märtyrer im weißen Kleid, dann Erdbeben, Verfinsterung, drohenden Weltuntergang. Aber vor der Öffnung des siebenten Siegels bezeichnete ein Engel alle Auserwählten unter Juden und Heiden. Darauf nach Eröffnung des letzten Siegels posaunen die sieben Engel, Hagel und Feuer fällt vom Himmel, Berge stürzen ins blutige Meer, Sterne fallen, Finsternis; der Brunnen des Abgrundes wird erschlossen, daraus sich peinigende Untiere ergießen unter Führung des Abbadon oder Appolyon, des Engels des Abgrundes; nun werden die Dämonen los von jenseit des Euphrat und wüten gegen die Menschen. Aber noch bekehren sich die übrigen nicht, obwohl nun sieben Donner mit sieben Stimmen reden. Johannes will auch das aufschreiben, was jene Donnerstimmen sagen, aber ein Engel verbietet es ihm. Johannes muß es „verschlucken" (10, 10). Nur das deutet er bildlich an, daß mit Ausnahme der engsten Kirche alles zertreten wird (11, 2). Während dieser Zeit werden zwei Propheten, Elias und Enoch auftreten, aber getötet werden und wieder erstehen (11, 3 ff.). Um so glänzender wird sich dann die wahre Kirche zeigen, wie eine Himmelskönigin geziert mit Sonne, Mond und Sternen (12, 1), die Mutter des göttlichen Sohnes, trotz des Widerstreites des Drachen, Michael wirft ihn nieder. Aber seine Kraft erneuert sich in einem neuen Ungetüm mit sieben Häuptern und zehn Hörnern, aus Panther, Bär und Löwe zusammengesetzt (13, 1 ff.), dessen Zahl 666 ist, d. h. unendlich. Und noch ein anderes Tier mit Lammeshörnern und Drachenstimme, ein Lügenprophet, hilft ihm, die Menschen zu verwirren, zwingt sie, jenes erste Tier anzubeten und sein Zeichen zu tragen an Hand und Stirn (13, 11 ff.). Aber die Auserwählten, die Jungfräulichen bleiben treu, das Lamm triumphiert, ein Engel verkündet ein „ewiges Evangelium" allen Völkern. Die große Buhle Babylon fällt, mit ihr ihre Anbeter. Der Menschensohn erscheint zur Ernte mit seiner Sichel, die Trauben des irdischen Weinberges abzuschneiden und in die große Kelter des Zornes Gottes zu werfen (14, 1 ff.). Sieben Engel gießen die goldenen Schalen voll vom

Zorne Gottes aus (15 und 16). Noch einmal wird die große babylonische Buhlerin gezeigt, die auf dem siebenköpfigen Tier, der römischen Weltherrschaft, thront; die sieben Köpfe sind die sieben Hügel, die zehn Hörner zehn Herrscher (17), die mit ihr buhlen zu beiderseitigem Schaden. Aber diese Weltmacht verschwindet (18) vor der Pracht des Himmelreiches. Alle Sänger und Musiker und Künstler (18, 22) vergehen vor der Hochzeit des Lammes (19, 7); die Braut wird mit Byssus geschmückt, d. h. mit den guten Werken der Heiligen (19, 8). Es wird zum Hochzeitsmahl gerufen (19, 9). Christus erscheint als Sieger auf weißem Roß (19, 11), gefolgt von himmlischen Heeren auf weißen Rossen. Die Leichen der Gefallenen werden den Raubvögeln überlassen. Das Ungeheuer und dessen Prophet (das andere Tier) werden in den Schwefelpfuhl geworfen, die übrigen mit dem Schwert (= dem Worte Gottes) getötet (1, 20 f.). Nun steigt ein Engel vom Himmel mit den Schlüsseln des Abgrundes, kettet und verschließt den alten Drachen, den Teufel auf tausend Jahre, nämlich auf die ganze Weltzeit von Christus bis zum Gericht; währenddessen die Treuen herrschen. Dann wird der Satan für kurze Zeit wieder frei, um endlich für immer in den Schwefelpfuhl geworfen zu werden. Nun erst findet auch das allgemeine Gericht statt, wo alle aus den Büchern gemäß ihren Werken gerichtet werden (20, 12). Ein neuer Himmel und eine neue Erde erhebt sich, ein neues Jerusalem, wie eine neue Braut, aus Edelstein und Gold (21). Ein Strom des Lebenswassers durchströmt sie, der Baum des Lebens bringt jeden Monat neue Frucht, seine Blätter Heilung. Gott wohnt unter den Menschen von Angesicht zu Angesicht (22) und gibt ihnen Lebenswasser ohne Entgelt.

So faßt die Apokalypse des Lieblingsschülers Jesu alle Parabeln des alten und neuen Testaments zu einem Riesengemälde zusammen, das die Grenzen der Zeit und des Raumes durchbricht . . Es führt auch die Prophezeiungen Christi noch weiter, noch reicher aus. Aber noch mehr als dort sind hier Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft verwoben, wie es dem metaphysischen Charakter einer solchen gleichnishaften, poetischen Offenbarung entspricht. Man darf sie nicht zu pedantisch kommentieren. Der versteht sie am besten, den sie am tiefsten ergreift und zu dem hinreißt, was sie einzig bewirken will: eifervolle Werktätigkeit, danach allein der Lohn erfolgen soll (22, 12).

Worte des Trostes / Von Wilhelm Raabe

Wir sind wenige gegen eine Million. Wir verteidigen ein kleines Reich gegen eine ganze wilde Welt; aber wir glauben an den Sieg, und mehr ist nicht nötig, um ihn zu gewinnen.

*

Wer die Arme sinken läßt, der ist überall verloren . . . . Wer aber jeden Schritt zum Grabe verteidigt und würdig auch die lichtesten Höhen verlassen kann, um in die dunkle Tiefe hinabzusteigen, der hat gewonnen. Als Sieger schreitet er in die Gruft, nicht wird er überwunden hinabgestürzt.

*

Apokalypse / Von Felix Franz Hornstein

Herr.

Groß bist Du Herr über allem Aufgang und Untergang.
Die Welten rollen vor Dir. Die Erde fliegt, ein Korn,
vor Dir.
Sonne und Mond verlöschen vor Deiner Braue.
Weitaus reicht Deine Schöpferhand
In das Allgestirn.
Dein Atem weht.
Dein Atem weht mich hin
Vor Dich.

Wesen.

Du geistergglühter Schein.
W e s e n: Weltenquell und Flut und Sein.
Flamme und Staub und Drang
Schöpferschoß-entsprossen.

Alleinsam voller wahrer Klang!

Ewiggezeugtes ewig weht
Und ewig strömt entgossen.

Licht tausend-Zeiten tief aus heiligen Schächten geht
Der Ur-Unendlichkeit entflossen.

Du Kern und Schale, wieder Kern,
Der Weltfrucht und dem Welttod nah und eigen-fern

Und tief verwandt
Dem ewigen Herrn.

Das Böse.

Abels Stirn erstrahlt hellreiner Schnee.
Gott
Spiegelte sich in ihm.

Da dunkelte Kains Blick. Er stöhnt vor Weh.
Er stöhnt vor weher Einsamkeit und schaut
Gott sich spiegeln in Adams Aug'.

Es schlug der Bruder den Bruder.
Doch trank die Erde das Blut nicht.

Jehova sprach Gericht.

Die Schöpfung starr
Taucht tief hinab in das erloschne Auge.

Ein geller Frost ergrimmt.

Das Böse hebt sich auf
Gen die Gerechtigkeit —
Erhebt sich.

Babylon.

Weh, daß du die Propheten schlugst.
Geheimnis der Bosheit.
Unheiliges Volk.
Trunken vom Unzuchtwein.
An den Wassern, an den Mauern,
Scharlach gleich,
Tropft schwerfallend das Blut der Zeugen.

Zieht aus. Zieht fort. Weithin.
Teilt nicht die Sünde mit der Buhlerin.
Siebenfältige Plage:
An einem Tage,
In einer Stunde —
So spricht schwertgegürtet der richtende Herr —
Spei ich sie aus aus meinem Munde.

Die apokalyptischen Reiter.

Chor der Zeugen.

Aus großer Trübsal sind wir gewandert.
Geschlachtet sind wir von den Unseligen.
Im Blute des Lammes sind wir gewaschen.
Aus Deinem Zorne sind wir erhoben.

In Deinem Angesicht ist unser Siegesglanz.
Nimmer hungern und dürsten wir
Und Du
Trocknest die Träne uns.

Babylon.

Weh uns! Die Wolke barst. Die Sonne starb.
Blutend empor dräut der Mond.

Sterne stürzen. Berge flammen.
Aufschäumt Meer und Finsternis.

Das Korn verdarb. Der Ölbaum dorrt.
Weh, unser Brot!

Weh, meine Tochter, schöne Taube.
Im Schreck gebarst du.

Was rast du, Weib? Der Pesthauch. Weh!
Aufbricht dein Leib. Dein Blut erstickt.

Weh mir, mein Bruder hob den Stein.
Mich schlägt mein Sohn.

Weh Haus und Öl und Linnen
Mühle und Lampenlicht
Und Schiff und Knecht
Und meine Herzenslust
Mein Herrlichstes
Weh dreimal weh . . .

Zorn-Gott, sieh uns opfern an deinem Herd.
Nimm Rauchwerk, Harfenspiel und Weib und Pferd.

Wie Skorpionen geißeln deine Plagen.
Dein Posaunenschall hat uns zerschlagen.

Unsre Götter glänzen in Erz und Silberlicht.
Nimmer lieben wir sie und opfern nicht.

Wir seufzen: Tod — und finden ihn nicht.
Wir greifen nach Tod und langen ihn nicht.

Zorn-Gott, ende — ende — ende!

Die Reiter.

Die Sehne schwirrt

Das Richtschwert flirrt

Die Wage klirrt

Die Sense irrt.

Chor der Engel.

Hinschwinden die Überreichen der Welt.
Die Könige fallen in Staub.
Hintaumeln die Starken,
Die Schönen und Holden
Neben den Knecht
Zu Nichts.

Erlösung.

Scheue Göttin strahlt im Hain.
Marmorsäulen Zeusgetrieben.
Welt versank im bunten Schein.

Vatergroß der Erde zu
Aus den Wolken taut ein Lieben.

Über Deinem Kelch schwebst Du.

Felsen.

Du wälzest Felsen auf mein Herz
Vor Dir zu haften festgebannt,
Umschmiedest es in Stahl und Erz
Glühlavatot und hartgebrannt,
Denn wenn es liegt auf Deiner Hand
So ungefesselt frei und leicht,
Verzittert es wie Hirtenfeuer —
Rauch über dem Wüstensand.

Kristall.

Blutflammender Kristall:
Durch alle Tiefen klar und rein
Leuchtet die Gnade in mein Leben.
Der Geist entschwebt verzückt im All.
Mein irdisch Herz ist stolz und will sich überheben.
Laß mich den letzten Deiner Bettler sein!

Weltkind.

Heidenbange Trunkenheit
Treibend kreist im dumpfen Rauschen
Und die ersten Eltern raunen
Tief versenkt in unserm Blut.
Unser ist das dunkle Staunen,
Unser ist das scheue Greifen.
Erdgeboren Erde zeugend
Taumeln wir zur Totenruh.

Der Heilige.

Für die Armen die Gewänder
Tat ich dienend froh von mir.
Weißes Kleid Lichtstrahl-gewoben
Heischt der Bettler laut von Dir.
Des Gehorsams Glutenbanden
Schmiede heiß um mein Gebein.
Blute Deine Strahlen-Wunden
Allen kleinen Brüdern ein.

Die Braut.

Crux de cruce.

Crux de cruce. Oliven umgrauen das Holz.
Leid tropft blutig vom Leib. Anstürmt der Stolz.
Wächserne Hände falten sich: Du allein!
Kraft aus Schwachheit.
Kreuz, ich harre dein.

Lumen de coelo.

Sonnenfreudig küßt Petri Kuppel das Firmament.
Lumen de coelo. Eine heilige Flamme brennt.
Völker schweigen. Der Geist wacht.
Fernher düstert ungekannte Nacht.

Ignis ardens.

Nachtentgegen stille Fackel glüht.
Liebe neigt sich liebendem Gemüt.
Kind zum Kind. Das Gottherz glüht.

Religio depopulata.

Schrei an toten Küsten irr vergellt.
Adern barsten. Hirn und Bein zerschellt.
Sieben Engel pflügen aus schwarzer Erde Blut.
Eva würgt Adams Kind trunken in Wut und Glut.
Sie fluchen, erwachend dem, der über den Welten
sinnend ruht.

Fides intrepida.

Noch zuckt leise das Schwert nervmüde der Qual.
Johannis Haupt: Häupter und Häupter ohne Zahl.
Aufragt ein Haupt umwunden mit weißem Band.
Unerschrockne Hand.
Das Steuer drängt. Der Blick sehnt neues Land.

Königin.

Die Welt durchbrennt ein Beben,
Die Zeichen nahn und gehn.
Zwölf Sterne niederschweben,
Es kreißt die Zeit der Wehn.
Scheu wölbt die Krone sich
Um eine reine Stirne.
Aufstrahlen alle Firne
Der Welten morgendlich.

Adlerflügel dunkeln
Über Wüsten hin.
Ströme glühn und funkeln
Dem Aug' der Königin.
Samen überschwellend
Gezeugt und zeugen muß.
Das Schlangenhaupt zerschellend
Tritt der keusche Fuß.

Das Lamm.

Vergellt sind die Posaunen.
Schon kreisen sanft die Lüfte.
Die Gräber und die Grüfte
Entsiegelt und gesprengt.
O kommt und seht das Lamm.
O kommt und seht es weiden.
Sein Blick wird Menschen scheiden
Wie Land und Flut der Damm.

Die Palmen weh'n, die Palmen.
Die weißen Kleider wallen.
Die Wasserbrunnen fallen.
Das Leben quillt vom Thron.
Die einst voll Bürde waren,
Die lächeln unter Tränen.
Das geistdurchbrauste Sehnen
Strömt ein im Menschensohn.

Worte der Erkenntnis / Von Paul de Lagarde

Waldesrauschen und Wolken und Sonnenschein, das klingt und leuchtet und trauert um mich so wunderbar; mich wundert's oft, daß die alte Romantik noch nicht tot ist, und sie kann freilich in dem nicht sterben, der lebt und liebt. Die Auferstehung alles Lebens wird mir ein immer wichtigeres und tröstlicheres Dogma.

*

Ich habe es oft gefühlt, daß die Schmerzen des Menschen sein Adelsbrief sind, die Seelenschmerzen meine ich. Selig sind die Leidtragenden ist ein echtes Wort aus Jesu Munde: keine Kritik kann die Bergpredigt anzweifeln.

*

Liebe setzt immer Haß voraus. Der erste Grad der Zuneigung ist Abneigung von den Gegensätzen dessen, zu dem man sich neigt. Alles Edle ist Ergebnis eines Kampfes, ist ein Sieg über uns und den Kot, der sich beim Wandern an unsere Sohlen heftet.

*

Der Mensch lebt nur, wenn er handelt, weil der Wille seine Grundkraft ist oder eigentlich er selbst.

*

Aus meiner Dichtermappe / Von Willy Ashauer



So oft ich an Annette von Droste-Hülshof denke, nicken immer in meine Gedanken hinein rote Heideblumenköpfchen. Die lächeln aus so grundgütigen, verträumten Augen ein-, zweimal. Und dann schließen sich diese Augen wieder und sinnen . . . . sinnen . . . Oh! diese Augen der blühenden Heide und diese Menschen der Heide!

Es sind wunderliche Naturen. Etwas versonnen, etwas schwärmerisch, aber ganz lebenswahr.

Und manchmal, wenn ich an unsere Annette denke, und die Heideblümchen, die in meine Gedanken nickten, sinnen, dann schließen sich von selbst meine Augen. Ich meine, ich knie in einem hohen Dome und all die Säulen und Bögen und Altäre und Fenster redeten, dichteten . . . . . .

Geistliche Lieder —

Man soll die große Westfälin nicht lesen im dumpfen Zimmer. Entweder im blühenden Land, oder im Waldesgrün, oder noch besser mitten in der knospenden Heide.

Und zuweilen auch in der Kirche.

Zwischen vier tapezierten Wänden, im gepolsterten Stuhl, unter schwatzenden Menschen kann man sie nicht verstehen. Sie hat mehr zu sagen als der Gewöhnliche in klingenden Versen sucht.

Schöngebaute Verse!

Es liegt viel Herbheit in diesen Heidebildern. Auf den ersten Blick könnten sie ungefeilt erscheinen. Sind es doch nicht. Ein abgeklärtes Künstlertum spricht aus ihnen. Und sie tragen eine ganze Welt Gedanken in sich.

Könnt ihr zwischen den Zeilen lesen? Da steht es zuweilen, was sie dem Helden einer unvollendeten Erzählung „Bei uns zu Lande auf dem Lande" sprechen läßt: „Bei Gott! es muß ein angstvolles Metier sein, das Schriftstellern, und ich gönne es keinem Hunde."

Sie hat doch geschriftstellert, weil sie mußte. Aus innerem Drang hat sie geschrieben. Aber erst die Tote hat sich durchgerungen zu dem, was die Lebende war und als was sie nicht erkannt wurde. Und wenn von ihrer ersten Gedichtsammlung damals nur ganze 27 Stück abgesetzt wurden, es gehören sowohl ihre Heidebilder als auch vor allem das geistliche Jahr zum Besten unserer deutschen Lyrik.

Das zarte, stets kränkliche Wesen meistert eine kraftvolle Sprache.

> Wär ich ein Jäger auf freier Flur,
> Ein Stück von einem Soldaten —
> Wär ich ein Mann doch mindestens nur,
> So würde der Himmel mir raten;
> Nun muß ich sitzen so fein und klar
> Gleich einem artigen Kinde
> Und darf nur heimlich lösen mein Haar
> Und lassen es flattern im Winde!

Ich meine, unsere Annette muß sich heute da oben gewaltig freuen, daß die Nachwelt besser urteilt als die Mitwelt. Und wenn sie noch einmal niedersteigen und durch die Heide gehen wollte, all die vielen Heideblumenköpfchen würden sie so lange anlächeln, bis über ihre Stirn ein feines Leuchten ging . . . . . .

* * *

Auf dem alten Friedhof in Paderborn, in einem lauschigen Eckchen unter hohen Bäumen, ist das Grab der Luise Hensel. Der Grabstein ist alt und verwittert. Aber man kann auf ihm noch deutlich lesen:

Müde bin ich, geh zur Ruh.
Sang ich einst in Jugendtagen.
Schließe beide Augen zu
Wird nun bald der Tod mir sagen.
Schließe beide Augen zu
Hat der Bräutigam gesprochen.
Komm, o Braut, was zögerst du?
Wann das ird'sche Aug gebrochen
Schaust du mich in sel'ger Ruh . . .

Wovon mag die Luise Hensel wohl so müd geworden sein? Sie hat den Stürmer Clemens Brentano geleitet und hat ihm den Weg zurückgezeigt. Sie, die protestantische Pfarrerstochter dem Katholiken. Und dann hat sie in ihrer eigenen Seele gerungen um die Wahrheit.

Und hat sie gefunden.

Aber dabei ist sie müde geworden.

Nun schläft sie auf dem alten Friedhof in Paderborn in einem lauschigen Eckchen unter hohen Bäumen . . . . Zuweilen kommt ein Stiller, ein Müder, lehnt sich an das verrostete Gitter und liest . . . . und liest . . . .

Müde bin ich, geh zur Ruh . . .

Und draußen im Land beten es am Abend viele Mütter, wenn sie die Kindlein zu Bett bringen, daß die Kleinen es lernen:

Vater laß das Auge dein
Über meinem Bettchen sein . . .

Das ist doch der schönste Dichterruhm, wenn die unschuldigen Kinder noch lange nach dem Tode der guten Luise mit den Worten beten, die einmal in einer heiligen Stunde ihrer heißen Seele entströmten —

* * *

Wie eine Nebeljungfrau geht die Nanny Lambrecht durch meine Phantasie. Mit aufgelöstem, nassen Haar, tiefen, blassen Augen, wallenden Gewändern. Wer durch den Nebel geht, den fröstelt es. Und dennoch hat auch der graue Nebel seine Schönheit.

Wenn ich aus dem engen Fenster meines Dachstübchens im Frühjahr oder Herbst in ein tiefes, weites Nebelmeer unter mir schaue und nichts sehe als diese wogende Masse, in der es auch ein Kämpfen und Ringen gibt, und diese einmal zerreißt und die Sonne oder der Mond durchscheint, dann fühle ich mich so wohl, daß ich in dieses Meer hineinspringen möchte und schwimmen in ihm, schwimmen . . . . schwimmen . . . . Man hat Nanny Lambrecht bitterböses Unrecht getan von einer gewissen, literarisch-gebildet-sein wollenden Seite.

Ich finde bei ihr nicht nur Dunkel, nicht nur Nachtseiten des Lebens, ich finde bei ihr auch viel Sonne und viel Hebendes.

Man darf eben nicht alle Talente mit der gleichen Elle messen. Vor allem aber niemals mit Vorurteilen.

Ohne Nanny Lambrecht ganz rein waschen zu wollen, möchte ich doch eine Aufgabe stellen: Man suche eine Schriftstellerin, die mit gleicher plastischer Kraft, bei gleichen geringen Mitteln ähnliche Prachtbilder zeichnet. Handel-Mazzetti ist psychologisch feiner abgestimmt, Nanny Lambrecht malt die Natur greifbarer.

Aber . . . . . .

Hat Nanny Lambrecht nicht einmal zu den katholischen Dichterinnen gehört?

* * *

Es ist jammerschade, daß der Heinrich Federer eine solch schwache Gesundheit hat und in der neutralen Schweiz wohnt. Sonst könnte er Riesensummen verdienen, d. h. wenn er auch in Riesenversammlungen seine eigenen Geisteskinder vorführte und sich das mit 300,000 Mark bezahlen ließe.

Ist das nicht viel Geld für wenig Arbeit? Dafür hinge ich auch meinen Kesselschmiede-Rock — wenn ich einen hätte — an den Nagel und läse fünf, sechs Gedichte vor.

Aber der Heinrich Federer sitzt so glücklich in seinem Zürich und schreibt und schreibt sich die Seele frei. Und immer wenn er etwas Neues hinausschickt in die Welt, hebt sich seine Brust und sein Atem geht leichter. Und er lächelt wie nur er so still lächeln kann.

Dann lugt er auch durch das einzige Fensterlein, das aus der neutralen Schweiz ins kriegerische Deutschland blickt, ob nicht bald die Friedensfahnen von den Dächern wehen.

Aber er freut sich riesig, wenn er bei diesem Ausblick sieht, wie sein geliebtes „Mätteliseppi" sich so wacker hält in all dem Kriegslärm und wie seine „Jungfer Therese" sich nicht unterkriegen läßt.

Was der Heinrich Federer wohl tut, wenn er hört, daß man ihm hie und da etwas am Zeuge flickt und meint, er dürfe nicht so plaudern wie ein frisches Brünnlein, er müsse straffer sein im Aufbau seiner Geschichten . . . . .

Ich glaube, er lächelt wie nur er so still lächeln kann, so still, aber so überlegen.

Und was soll er auch anders tun? Er kann doch mit seinen Kritikern keinen Krieg anfangen. Er als Neutraler. Er würde sie doch nicht besiegen, aber vielleicht seine köstlichen Menschen verlieren. Und das wäre schade, wenn wir den Heinrich Federer nicht mehr so hätten wie er jetzt ist . . . . .

* * *

Richard Knies wohnt in Mainz auf der Kaiserstraße. Jeden Morgen, den Gott erschafft — nur nicht den Sonntagmorgen — geht er von seiner Wohnung aus den langweiligen Weg in sein Büro.

Du denkst sicher, um dort Gedichte zu machen und Geschichten zu schreiben. Weit gefehlt, sondern um . . . . na um mit der Stahlfeder, dem Zirkel und seinem klaren Kopfe zu arbeiten, daß er selbst sein Stück Kriegsbrot essen kann, und daß auch seine Frau und seine Kinder nicht zu hungern brauchen.

Aber der Mann schreibt doch Bücher und bekommt große Honorare.

Bist du schon einmal einem Dichter begegnet, der von seinem Dichten leben konnte? Ich meine aber einen Dichter, nicht einen von diesen Federrittern, die sich auf ihrem Gänsekiel zu Tode reiten. Die Kerle haben Glück.

Knies ist aber ein ganzer Dichter.

Du mußt einmal in die Büchlein schauen, die er geschrieben hat: Das Dromedar, Die Gitarre, Der Schrei der Mutter, Die feierliche Zelle. Den ganzen Ullsteinladen für dieses einzige „Schrei der Mutter"! Und für die feierliche Zelle laß ich all das süßliche Zeug, das sich Lyrik schimpft, gern schwimmen.

Nach außen herb, anscheinend ungelenk, aber innen so unendlich zart, so tief, so gesund, so ganz Dichter. Das ist Richard Knies.

* * *

Und wenn ich demnächst wieder in die Redaktion der E. V. komme, dann kümmere ich mich um keinen Menschen und um keine Tür und um kein Schild: Eintritt verboten. Dann springe ich mit ein paar langen Sätzen die Treppen hinauf bis in den dritten Stock, reiße auf dem dunklen Gang die letzte Tür rechter Hand auf, drücke dem jungen Menschen,

der an dem mit Zeitungen überladenen Tische sitzt, eine blendendweiße Abiturientenmütze auf die Locken, hänge ihm eine hübsche Laute mit vielen bunten Bändern um und sage zu ihm: „Komm, wir wollen mal in den Stadtwald gehen, damit du wieder der Heinrich Zerkaulen wirst!“

Was sind Licht und Sonne und Wald und ein paar liebe Menschen für einen jungen Dichter!

Oh, diese verfl . . . . . Stubenluft und dieser neunmal verfl . . . . . Druck der langweiligen Geschäftsgesichter. Die saugen einem das Herzblut aus bis auf den letzten Tropfen.

Aber der Mensch will leben und um zu leben, muß er essen und um essen zu können, muß er Geld verdienen und um Geld zu verdienen, muß er arbeiten.

Oh, diese verfl . . . . . Stubenluft und dieses Sitzen in dem jammervollen Redaktionszimmer . . . . . Wenn ich doch nur ein Millionär wäre. Ich schenkte dem Heinrich Zerkaulen eine halbe Million, daß er ohne Sorgen leben könnte mit seiner jungen Frau. Und dann könnte er dichten . . . . . ja dichten! Dieser vollblütige Romantiker.

* * *

Das war so, daß alle Welt meinte, im Rauch der Industrieschlote sei alles Geistesleben erstickt. Und die Männer an der Maschine, und die Männer in der tiefen Erde und all die Männer der Arbeit seien selbst Maschinen. Darum schaute man sie über die Schultern an, mit einem mitleidigen Lächeln.

Aber da kam die Zeit der Wunder, die große, gewaltige Zeit. Ein Brausen ging durch die Lüfte wie ein Geisthauch des Herrn. Und die Geisteskraft entfaltete sich und wirkte in den Menschen der Arbeit.

Da stand einer in seiner Schmiede und hämmerte den glühenden Stahl, daß die Funken stoben. Aus dem Feuer der Esse sprang es hervor, eine heilige Glut und drängte hinein in die Brust des Mannes, der den Hammer schwang. Da wurde sein Hämmern ein Gedicht. Hart, wie der Schlag auf den Ambos klangen seine Worte und rüttelten Tausende auf aus Weichlichkeit und Träumerei. Und traurig klagten sie um die toten Brüder da draußen und beteten fromm zum waltenden Gott und ahnten schon den Sieg der Heimat.

Und einer stand an der Maschine und lenkte den Bohrer mit geübter Hand. Der Stahl fraß in das Eisen hinein ein gewaltiges Loch. Das wird einst Verderben speien in Feindesland.

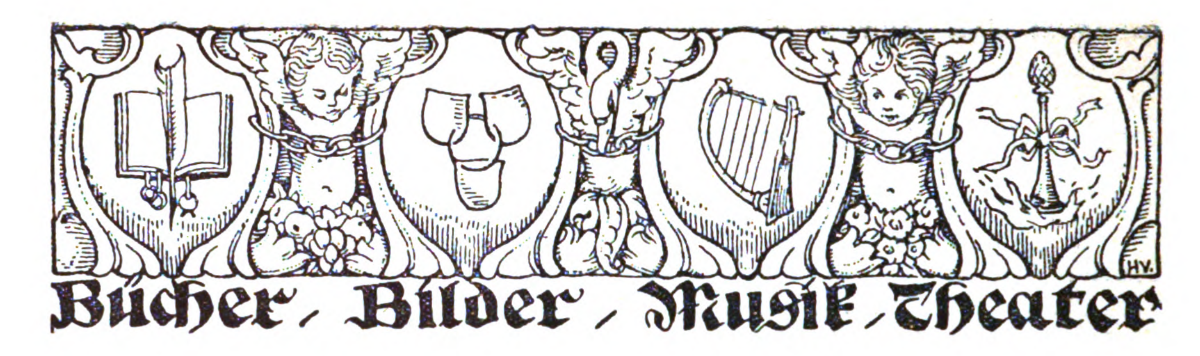
Aber aus der werdenden Mordwaffe riß sich eine klingende Seele los und sprang dem Manne am Bohrer ins Herz hinein. Der trug eine ganze Welt von Poesie nach Hause. Und was ein Wunder ihm gegeben, das schenkte er wieder seinen Brüdern, den Arbeitern, daß sie nicht mehr gebückt gehen sollten als Fronknechte, sondern stolz und erhoben, als Männer der Körper- und Geisteskraft.

Der Schlotenrauch frißt die Blumen und Gräser ab wie ein nimmersattes Tier. Und mordet und tötet wie ein bluthungriges Tier.

Der Krieg warf junge, liederfrohe Sänger in die Industrie. Solche mit ganz heller Seele, die selbst Sonne ist und Glanz und Licht bringt überall. Der schwarze und gelbe Rauch hat sich an sie herangeschlängelt und brannte ihnen die Augen. Da hatten sie für einige Augenblicke das frohe Leuchten verlernt. Und dann kam es wieder!

Ja, wir leben in einer Zeit der Wunder. Auf den Fabrikschloten tanzen Hexlein, auf den Straßen jagen sich Kobolde, und darüber lacht zuweilen die goldige Sonne am Himmel.

Wenn doch die Menschen die Zeit der Wunder verstünden . . . . .



Zacharias Werner in seinen Briefen

Unsere deutsche Literaturgeschichtsschreibung hat dem berühmt-berüchtigten Königsberger Poeten und nachmaligen Wiener Kongreßprediger vieles abzubitten. Die verlogene Gehässigkeit und seichte Oberflächlichkeit, womit man jahrzehntelang Werner als Wüstling und haltlosen Charakter gegeißelt hat, dessen Bekehrung zum katholischen Glauben nur aus der Schwäche des Schiffbrüchigen zu erklären sei, macht langsam und allmählich der Wahrheit Platz. Diese freilich lautet ganz anders als das Urteil etwa der jungen Ricarda Huch, die in ihrer Feuilletonsammlung „Ausbreitung und Verfall der Romantik" (1902) von Werner als einem „gemeinen Menschen" spricht, „einem Schwein (!) mit Gewissen". „Durch Schwäche und Sinnlichkeit", fährt sie fort, „war Werner von vornherein für den Katholizismus bestimmt .... Er entledigte sich dreier Frauen .... Nach seinem eigenen Geständnis war es die Lektüre der Wahlverwandtschaften, die ihn zu dem Entschluß brachte, nach Ottiliens Vorbild Entsagung zu geloben. Aus eigener Kraft würde er aber ein solches Gelübde kaum gehalten haben und suchte es deshalb durch äußerliche Förmlichkeiten (!) zu stützen. Es ist bezeichnend, daß es die geistlichen Übungen waren, die den noch Schwankenden endgültig zum Übertritt zur katholischen Kirche bewogen." Die große, insgesamt über tausend Druckseiten umfassende Sammlung Oswald Floecks „Briefe des Dichters Friedrich Ludwig Zacharias Werner" (mit Porträts und Faksimiles. München bei Georg Müller 1914, zwei Bände) gibt uns endlich die Möglichkeit, an der Hand des persönlichsten Quellenmaterials das Charakterbild des gewiß mehr durch seine menschliche Individualität als durch seine dichterische Bedeutung wirksamen Romantikers klar zu schauen.

Der Herausgeber des mühsam in die Wege geleiteten und infolge der Kriegsnöte erst 1918 der Öffentlichkeit übergebenen Werkes, das allein schon in seinen Anmerkungen eine Fundgrube romantischer Wissenschaft darstellt, begnügt sich damit, die Quellen als solche sprechen zu lassen. Die Folgerungen aus diesen kostbaren brieflichen Zeugnissen werden, dessen bin ich gewiß, die einzelnen Forscher zu ziehen vermögen. Immerhin weist auch schon Floecks Einleitung einige Richtlinien auf; wir wollen sie nunmehr nach ihrer menschlich-religiösen Seite weiterverfolgen.

Friedrich Ludwig Zacharias wurde als Sohn des Königsberger Universitätsprofessors Werner 1768 geboren. Seine Mutter, eine geborene Pietsch, Nichte des bekannten Dichters, verhätschelte den phantasievollen Sprößling, ihren Liebling, um so mehr, als der Vater verhältnismäßig frühzeitig starb und sie selbst einer jahrelangen Geisteskrankheit zum Opfer fiel. Obwohl in durchaus protestantischer Umwelt aufgewachsen, fand er an den Zeremonien der katholischen Kirchenfeste besonderes Gefallen. 1784 begann er das Rechtsstudium und hörte daneben philosophische Vorlesungen bei Kant, auf seine Lebensauffassung und vor allem Führung gewannen sie jedoch keinen Einfluß. Die erste Ehe mit einem leichtfertigen Mädchen endete sehr rasch. Sein Eintritt in die Loge — das Universitätsstudium brachte er eigentlich nie zu einem völligen Abschluß — verschaffte ihm weitreichende Beziehungen, die ihm in seiner untergeordneten Anfangsstellung als Beamten in Russisch-Polen doppelt förderlich waren. 1799 heiratete Werner eine Königsbergerin und nach erfolgter Scheidung 1801 zum drittenmal, eine Warschauer Schneiderstochter. Aber diese Frau, der er lebenslang seine herzlichste Zuneigung bewahrte, glaubte sich von ihm trennen zu sollen, und so stand er schließlich, nachdem die Mutter längst gestorben war, völlig vereinsamt da. Sein Verkehr mit zahlreichen Freunden und Gönnern (Hitzig, E. T. A. Hoffmann, Iffland u. a.) mochte ihn während seiner Berliner Zeit wie schon früher über manches häusliche Ungemach hinwegtäuschen, aber innere Unrast hetzte ihn doch von Ort zu Ort. Er gab seinen Posten in der preußischen Hauptstadt auf, durchwanderte Thüringen, die Rheinlande und die Schweiz, wo er mit Frau v. Staël in Verbindung trat, dann Frankreich und kam schließlich als Pensionär des Fürstprimas von Dalberg und Hessischer Hofrat nach Rom. Daselbst trat

er 1810 zur katholischen Kirche über. Drei Jahre später empfing er in Aschaffenburg die Priesterweihe. Nach einer glänzenden Tätigkeit als Kanzelredner starb er, mit fünfzig Jahren bereits ein Greis, an seinem Lungenübel im Redemptoristenkloster zu Wien 1823. Dem gewaltigen Zauber seiner Persönlichkeit konnte sich niemand entziehen, selbst Goethe nicht, dessen kühlklare Natur und freisinnige Weltauffassung dem Charakter des hitzigen Schwärmers und nachmaligen asketischen Mönches sicherlich völlig wesensfremd war.

Es ist grundfalsch, anzunehmen, Werner sei erst als ein an allen Lüsten gesättigter, geistig und körperlich gebrochener Mensch zur Religion gekommen. Denn religiös, freilich in seiner mystisch-ästhetisch-phantastischen Weise, dachte und empfand er seit frühen Jugendtagen. Die „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders“ bildeten gleich bei ihrem Erscheinen (1797) sein Evangelium. Einem allerdings nicht kirchlichen Marienkultus huldigte er damals schon. In der Freimaurerei, die er sich religiös verklärte, suchte er ein Gegengewicht und Gegengift wider den herrschenden Rationalismus der Zeit, den Götzen der Aufklärung. Der entnervte Wollüstling, dessen progressiven Gehirnschwund die Literaturgeschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts zwar nicht beweisen konnte, allein um so lieber anzunehmen geneigt war, gehörte in Wirklichkeit zu den Menschlichsten der Menschen, zu den alles erlebenden, alles erleidenden, alles sühnenden Helden, den starkmütigen Überwindern der größten seelischen Erschütterungen, den redlichen, reumütigen, opferfähigen Bekennern, den Warnern und endlich Wegweisern zum Licht. Selbst in den tiefsten Abgründen seines an Verirrungen wahrlich nicht armen Daseins blieb er im Herzen ein Kind, bewahrte er sich ein ursprüngliches Gemüt, strebte seine Gesinnung vorwärts und aufwärts. Aus den rückhaltlos offenen Briefen des von allen guten und bösen Geistern umworbenen seltenen Mannes steigt sein besseres Ich gleich einem Phönix schließlich strahlend empor.

In einem Brief an seinen Jugendfreund Peguilhen klagt Werner bitterlich über die Leere seines Innern (1797), und 1801 schreibt er an Hitzig: „Daß ich Sie doch bekehren, doch überzeugen könnte, daß uns nichts trösten kann als Kunst und Religion (warum haben wir nicht einen Namen für diese beiden Synonima!)“ Er ist damals ganz Tieckisch, er liebt, was Tieck verfaßt hat, von ganzer Seele, Tieck und Wackenroder stehen ihm menschlich näher selbst als Goethe.

1803 preist Werner die Kunst, „die einzig und allein mit ihrer hohen Mutter, der Religion, und mit ihrer Verbündeten, der echten Liebe, uns in den Mühen des Lebens trösten kann und mit den beiden eine innere Verbindung bildet“, die er schlechtweg durch den Namen der Dreieinigkeit bezeichnen muß. Immer mehr nähert er sich dabei katholischen Vorstellungen, zunächst freilich äußerlich in der Ästhetik des romantischen Geistes und unter der Hülle freimaurerischer Symbole. Er beklagt Hitzig gegenüber, daß in ganz Königsberg kein Mensch Tiecks „Genoveva“, die „Phantasien über die Kunst“, die „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders“ weder liest noch kauft, und daß diese Bücher, die für ihn einzig sind und von denen er noch lindernden Trost auf dem Sterbebette hofft, dort kaum gekannt werden: „Kunstwerke sind Vorarbeiten zu der neuen Religion, die der Menschheit gegeben werden muß.... Großer Gott! warum kann ich den Wackenroder nicht aus der Erde kratzen, gegen diesen religiösen Koloß sind alle neuen Kunstmenschen noch Neophyten.“

Weil aber der religiöse Sinn fürs Unendliche, so notwendig er ist, im täglichen Treiben mehr oder weniger verloren geht, so muß es nach Werner Priester, muß es eine Kirche geben. Die Kirche, allgemein gefaßt, ist ihm, führt er in einem Schreiben an Peguilhen (1803) aus, „Legatus natus der Menschheit, die geborene Oppositionspartei gegen Übermut und Egoismus, gegen Kronen und Jakobinermützen. So ist sie ihrer Grundidee nach immer gewesen; daß sie in rohen Zeiten roh war, ist wahr, aber es war teils eine Notwendigkeit, weil auf den rohen Ast barbarischer Völker ein roher Keil gehörte, z. B. Ketzer, die alle Katholiken verbrennen wollten, dem Gesetze der Notwehr zufolge natürlich von den Katholiken selbst verbrannt werden mußten, teils war es ein Fehler der Kirche, daß sie, die eo ipso dem Zeitgeist entgegen arbeiten sollte, sich herabließ, sich ihm zu akkomodieren, aber ein zufälliger Fehler ändert so wenig was im Wesen der Sache als der besoffene Pfaffe am Altar der Heiligkeit der Kommunion was nimmt. Daß vollends die Kirche sich unter den weltlichen Arm des Monarchen und der Völker, denen sie sich kraftvoll entgegensetzen sollte, schmiegte, war ein unverzeihlicher Fehler, den sie und die Menschheit gebüßt haben, denn sage mir, würde es zur französischen Revolution gekommen sein, deren die Menschheit schändende Greuel doch ganz offenbar zu gar nichts geführt haben, wenn die Kirche hätte kraftvoll dazwischen treten können, zwischen Monarch und Volk, und würde die Kirche, wenn sie noch Macht hätte, nicht allen Unfug der privilegierten Stände.... bannen können durch ein Machtwort!“ ....„Ein Pfaffe ist ein Priester, der dem Egoismus, dem Zeitgeist opfert, nach dem Vorhergehenden eine contradictio in adiecto, in meiner Kirche gibt's nur Priester, nicht Pfaffen!“

Noch im folgenden Jahr jedoch hängt Werner mit allen Fasern seines Herzens an der Loge seiner Richtung. Am Karfreitag 1804 bekennt er Fenkohl: „Ich halte Jesum Christum für den einzigen höchsten Meister der Maurerei; halte Maurerei, Kunst und Religion für innigst verwandt, Religion als Mutter, Maurerei und schöne Kunst als Schwestern." Er tritt dafür ein, „daß der Versöhner mit der Schar seiner Heiligen und Propheten, daß Christus als das Symbol der vergöttlichsten und Maria als das der reinsten Menschheit wieder aufgestellt werden muß auf die Altäre, von denen sie frevelnd verdrängt wurden.... daß namentlich alle Kunst, unsere königliche und auch die andere, dieses heilige Werk beginnen, den Triumph der göttlichen Aufklärung über die einseitige des immer bornierten Verstandes ersiegen und Christo den ihm gebührenden Tempel in dem Herzen eines jeden fühlenden Wesens errichten helfen soll." Werner steht mit einem Fuß noch immer auf dem Boden seiner rationalistischen Umwelt, wiewohl er theoretisch „an die Wahrheit des echten Katholizismus und an die Notwendigkeit einer unsichtbaren Kirche festiglich" glaubt.

Den Subjektivismus lehnt er immer deutlicher ab, so mahnt er Peguilhen 1904 ausdrücklich: „Halte mich, wenn Du willst, für einen starken Baum, aber vergiß nicht, daß Dir selbst ein starker Baum nötig ist, um Dich daran zu halten, das ist Gott!"

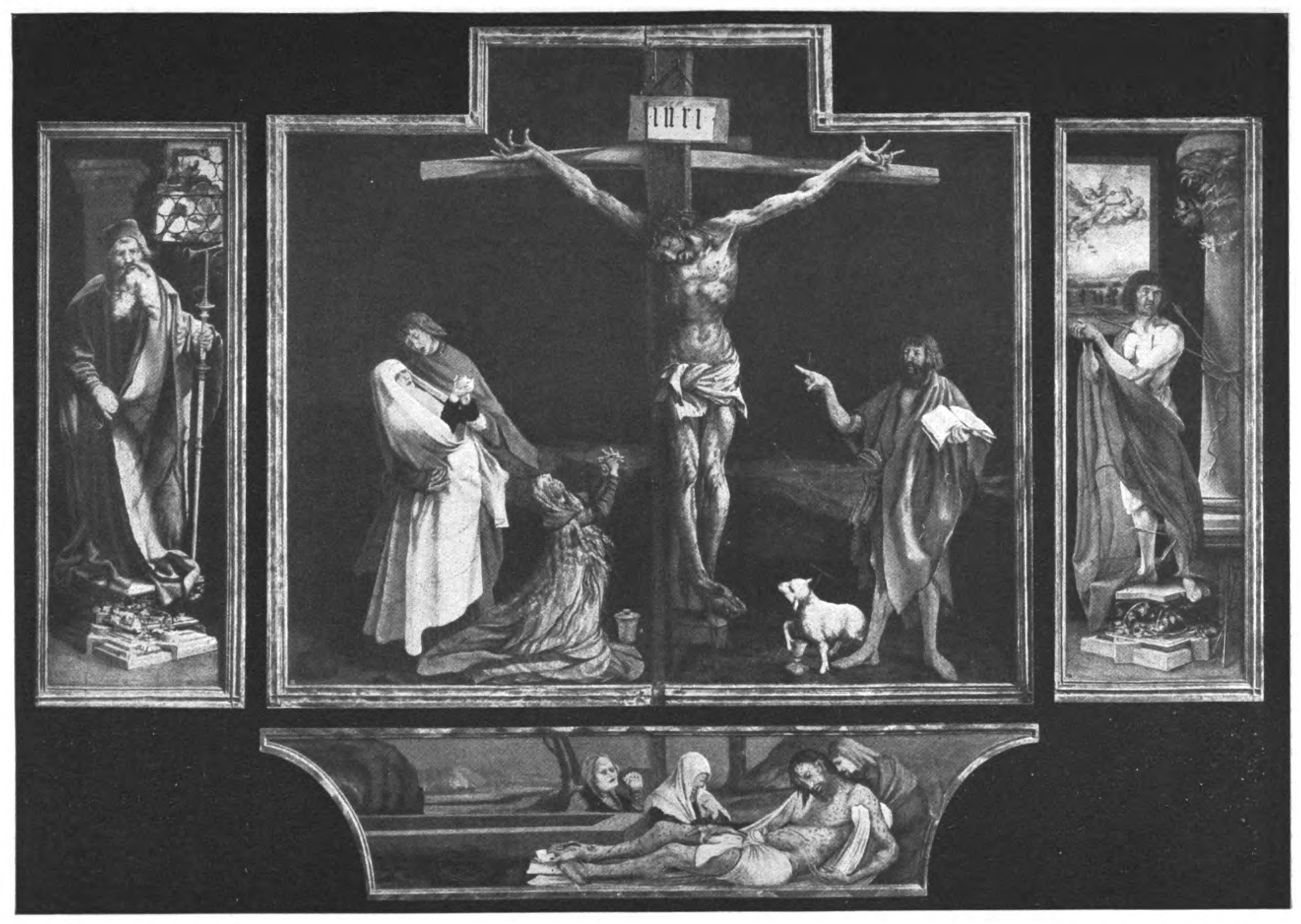
Der katholische Glaube fängt an, unsern Dichter innerlich zu packen, aber bei der ersten Berührung fühlt er sich gleich wieder abgestoßen. Zunächst meint er, den jetzigen Katholizismus aufs äußerste perhorreszieren und verabscheuen zu sollen. Der Katholizismus sei so tief gesunken, daß kein redlicher Mensch mit ihm gemeinsame Sache machen könne.

Ein andermal (1805) schreibt er über das Verhältnis der griechischen Volksreligion zur griechischen Tragödie und vertritt die Ansicht, der heutige Tragiker müsse sich an den Katholizismus halten: „Es soll der Katholizismus nicht — wie überhaupt nichts in einem Kunstwerke — in der Tragödie gelehrt werden; aber seine Grundideen, insofern sie durch die Kunst geläutert sind, müssen meines Erachtens bei den Modernen die Stelle des tragischen Pathos und Fatums vertreten. Freilich weiß das Publikum so wenig vom Katholizismus als vom Hellenismus, aber doch ist jener (der Katholizismus), insofern er aus romantisch-christlichen Grundideen gewebt ist, dem modernen Zeitalter noch am nähesten befreundet, und wenn auch nur Funken davon noch in den Seelen der jetzigen Menschen schlummern, so muß der tragische Dichter dennoch diese Funken wieder aufblasen, insofern er einer tragischen Religion nicht entübrigt sein kann, und keine andre als die christkatholische hat —, denn die protestantische ist, nächst dem gallischen Theophilantropinismus, die unpoetischste, welche jemals existiert hat. Mit einem Worte, der moderne Tragöde muß, da er die hellenische Mythenwelt zu nichts mehr brauchen kann, die nordische für uns vergraben, da die indische noch unentdeckt ist, er muß die christkatholische wieder aufstellen, nicht als Glaubenssystem — die Bühne hat mit dem Kirchenglauben nichts zu tun — sondern als Kunstmythologie! Er muß die Menschen an christliche Mythen gewöhnen, so wie der Grieche an den trojanischen Krieg, die Schicksale des Ödypus usw. gewöhnt war — um auf diesem Grunde neue, dem Zeitgeiste angemessene Kunstgebilde erheben zu können."

Nachdrücklich beschäftigt sich Werner um diese Zeit (1805) mit dem geplanten freimaurerischen Orden der Kreuzesbrüder. Der Stifter desselben, Ernst Christian Mayr, an dem er voll abgöttischer Verehrung hängt, legt ihm allerlei Fragen vor, darunter eine, ob und in welchem Fache des Ordens er zuerst unterrichtet sein wolle. Werner antwortet: „Der erste Unterricht und der letzte scheint mir der zu sein, den Meister (Jesum Christum), den ich bis jetzt nur ahnde und die, die er gesandt hat, kennenzulernen. Ich bitte vorläufig hauptsächlich darüber Belehrung, ob der Weg zum Heilande durch die Patriarchen der Urwelt allein führt oder auch durch die Patres ecclesiae romano-catholicae (scilicet der Urkirche), mir ist das sehr nötig zu wissen und bald zu wissen, um nicht in der besten Absicht zu straucheln."

Für Werner auch als Dichter ist der Christenhimmel mit so freudigen Gestalten bevölkert, daß er die Nymphen und Grazien des Altertums zur Freude nicht braucht. „Es gibt nur eine Muse", ruft er seinem Freund Schaffner (1805) zu, „die Religion! O ich beschwöre Sie, ergreifen Sie sie mit Inbrunst!"

Bei dem drohenden Verlust der dritten und letzten Frau, an dem er sich schuldlos wähnt, tröstet ihn Johannes von Müller, der große Historiker, mit den Worten: „Gott hat Dich, scheint es, zu hohen Zwecken bestimmt, widerstrebe seinem Wink nicht, trenne Dich edel von Deinem Weibe und erfülle sein Werk!" Werner sieht das letzte Band dahinsinken, das ihn mit dem Irdischen innerlich verbunden hat: „Was mich betrifft freilich ist der Glanz meines Lebens und der letzte Rest der Hoffnung weggewischt. Der Gedanke, ewig allein zu sein und allein zu sterben, ergreift mich besonders in der Stille der Nacht mit fürchterlicher Wut und noch ist mein ganzer Kopf dumpf und leer! Aber Gott, dem es gefällt, mich, wie die Mär-



Matthias Grünewald — Der Isenheimer Altar



tyrerin, meine Mutter, durch dunkle Wege zu sich zu führen, wird mich stärken, wenn es sein Wille ist. Seinem heiligen Werke will ich mich, von allen andern Banden der Natur losgerissen, unausgesetzt und ausschließlich widmen, seinem Wink will ich folgen und seinem Ruf, der jetzt laut zu mir spricht. Seelen will ich gewinnen, sie sollen mir Vater, Mutter und Frau sein! Ich habe jetzt keinen als Gott!"

Aber Werner ist noch nicht so weit, wie er sich religiös angetrieben fühlt, er steht noch lange nicht am Ende seiner religiösen Entwicklung. Zwar erblickt er (1806) in Fichtes Philosophie eine Vorschule der Religion wie Jean Paul eine der Ästhetik geschrieben hat, aber „den Katholizismus, der zum Ungeheuer entstaltet ist", verabscheut er von neuem, denn er will Glauben, die Erhebung zum Sittlichschönen durch Kunst (Versinnbildlichung des Sittlichschönen) verbreiten, nichts weiter! Er fühlt sich nicht als Partisan irgendeiner Partei, sondern bloß als ein Mensch, dem es ums Gute zu tun ist. Die katholischen Tendenzen, die das Berliner Publikum nach dem Erscheinen des ersten Teils vom „Kreuz an der Ostsee" auch in seinem Lutherdrama „Weihe der Kraft" wittern will, lehnt er entschieden ab. „Der undankbare Protestantismus" erbittert den Dichter sehr, denn obwohl er, wie er sich ausdrückt, dessen Brot nicht ißt, so hat er doch dessen Lied mit aufrichtigstem Herzen gesungen.

1807 finden wir Werner bereits recht weit auf seinem Weg nach Rom. An dem Sterbetag seiner verklärten Mutter nämlich läßt er ihr ein Amt halten (ob in einer katholischen Kirche, ist allerdings nicht ersichtlich) und feiert den Tag „in der Stille in Fasten und Gebet". Er liest in des Konvertiten Grafen Stolberg „Geschichte der Religion Christi" und bezeichnet das Werk als trefflich.

Im Sommer des gleichen Jahres kommt er nach Prag, wo es ihm sehr wohl gefällt. „Das kirchlich-katholische Verhältnis, das dort noch in voller Glorie herrscht", gehört mit zu den Dingen, derentwegen ihm Prag „vorzugsweise am Herzen liegt".

In Wien gewinnt wieder die Welt mit all ihren Lüsten die Herrschaft über ihn. Er läuft, wie er selbst gesteht, den Weibern, den Genüssen nach, schwatzt und lacht, doch mit „blutendem Herzen". Der Gattin seines befreundeten Verlegers Sander in Berlin bekennt er von seinem damaligen Aufenthalt in der Kaiserstadt: „Der ewig wandernde Jude, unstet und flüchtig, immer nach dem Kleinod schnappend wie ein Tantalus, um ein geöffnetes Grab tanzend — das bin ich! Was ist Kunst, was ist Natur? Ein Traum, ein Puppenspiel. Danken Sie Gott, daß Sie wenigstens Kinder haben!...."

Anfangs 1808 grüßt er seinen alten Freund E. Th. A. Hoffmann und sucht sein Gewissen zu wecken mit den Worten: „Denken Sie auch ein bißchen an Gott!" Um dieselbe Zeit bereut er in einem anderen Briefe seine „schwere Schuld gegen das vierte und sechste Gebot", das er „durch ein Leben in der Liebe, welches.... die einzige Buße ist, abzubüßen" strebt. Kurze Zeit hernach stammelt der Ringende: „Jesus Christus und sein Sühnungsamt ist wahr, wiewohl die meisten kirchlichen Anordnungen von Protestanten und Katholiken — Fratzen sind". Er will nicht untersuchen, „was Schlingel und Esel auf Konzilien und Synoden für Narrheiten getrieben haben". Aber immer mehr zieht es ihn nach der letzten Station seiner Pilgerfahrt.

Im April 1809 meldet er Hitzig von Weimar aus, wie sehr er darnach dürste, daß Gott ihn „bald führe zur lang ersehnten, nirgends als in Ihm wohnenden Ruh! —"

Ein Jahr später, am Gründonnerstag 1810, wird Werner in Rom katholisch. Die Folgezeit in Italien vertreibt er in Gesellschaft von Kapuzinern und anderen Geistlichen mit der Lektüre der Bibel, der Nachfolge Christi und Dantes, mit Gebet und Spazierengehen, gottergeben, beruhigt, versöhnt.

Aus dem Aschaffenburger Priesterseminar folgt 1813 ein langes Bekenntnis, ein rührendes curriculum vitae an seinen Gönner, den Fürstprimas Karl von Dalberg. Dieses Schriftstück bildet vielleicht das wertvollste Dokument für seine ganze innere Lebensgeschichte. Ohne irgendeine Spur von Gehässigkeit gegen seine früheren Glaubensgenossen spricht daraus ein Mann zu uns, wie er aufrichtiger und ehrlicher nicht gedacht werden kann.

Aus der Fülle geistvoller Bemerkungen, die gerade in Werners späteren Briefen zu finden sind, drängt sich dem Leser von heute vor allem ein Satz auf: „Süddeutschland ist eine cloaca maxima, Norddeutschland ein Tollhaus!" Sollte der Dichter Ende 1817 Verhältnisse vorausgeschaut haben, die wir 1919 erlebten?

*

Der Isenheimer Altar / Ein kunstgeschichtlicher Beitrag

Von Fritz Schwimbeck

Empfangt mit Ehrfurcht sterngegönnte Stunden. Faust II. Teil.

Geschichtliches wissen wir von Grünewald wenig, daß er in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts geboren, daß er viel in der Maingegend und im Elsaß gelebt, und daß „der Mathes von Aschaffenburg", wie uns berichtet wird, „übel verheuratet" gewesen sein soll. Nach 1527 taucht sein Name immer mehr in dunkle Vergessenheit zurück, und nur die großen Tafeln jener Prämonstratenserkirche im Wasgenwald und wenige andere Schöpfungen seiner Hand — die meisten Werke sind verschollen, sein zweites großes Werk zu Mainz im dreißigjährigen Krieg zugrunde gegangen — tragen ein Flämmchen seines Angedenkens herüber in spätere Jahrhunderte, bis es endlich wieder zur Flamme wird, um heute vor uns als Gestirn erster Größe zu stehen.

Seine Zeit war brodelnd und gährend. Die große kirchliche Revolution des Humanismus und der Reformation zitterte schon voraus in der geistigen Atmosphäre, machte sie schwül und voll Spannung, einzelne Vorentladungen als Wetterleuchten voraussendend. Zwar waren die schon zwei Jahrhunderte früher auftauchenden Albigenser und Waldenser äußerlich geschlagen und niedergehalten, doch glomm der Funke des geistigen Umsturzes in den Schwärmern verschiedener Richtungen weiter, hatte nach dem Tode von Huß grauenhafte Kriege gezeitigt und schwängerte die unruhgepeitschte Zeit mit Zündstoffen für kommende Entladungen. Dazu lag die Hochrenaissance als Maximum geistigen Seins, höchster Lebens- und Schöpferkraft über Italien, ihre pulsenden Wirkungen auf den Norden immer mehr ausbreitend.

Die Ankündigungen aller dieser elementaren Entladungen wühlten in der Seele des Meisters und ließen ihn unter der ungeheuren psychischen Erschütterung der Hammerschläge seiner Zeit, einem Notschrei gleich, den Griff zum Größten tun: zur Schaffung einer ganzen Welt. Wahrlich, ein Ungeheures ward geboren, als damals die Berge kreißten! Selbst ein Dämon, Visionär und Mystiker, konnte er die Geschehnisse der Zeit, Leben und Tod, Menschen und Natur, nur dämonisch, d. h. alles Geschehen durchbebt wie von einer in Schale gefesselten Macht, erleben, und sichtbarmachen die Bannformeln dieser Spiegelbilder seines eigenen gigantischen Ichs.

Wenn das wahrhafte Kunstwerk nur die Projektion eines Erlebens ist, in sichtbare Gestalt gezwungen und gemeistert, in fürchterlichem Ringen nach außen gestellt und damit überwältigt, was in der Seele des Künstlers ringt und diesen erwürgen will, so ist bei Grünewald der Augenblick höchster geistiger Spannung vor ihrer gewaltsamen Expansion nach „jenseits aller Grenzen" zu dauernder Gegenwart gebannt.

Die Menschen aber, die nach der Zeit Grünewalds kamen, waren zu zerbrechlich und klein, um dauernd Aufnahmemöglichkeit für diese Ekstasen zwischen Himmel und Hölle zu haben, nur so konnten sie diesen Größten fast vergessen. Werfen wir von diesem Standpunkt aus einen Blick hinüber zu Dürer, so erscheint er uns, ohne seine klar umrissene Größe antasten zu wollen, in erster Linie als ein Meister der „Nürnberger Zunft", als „tadelloser Bürger" einer mittelgroßen Stadt, und seine, Grünewald gegenüber wohltemperierte Kunst eben dieser Temperatur wegen fähig, dauernd wohltemperierten Bürgern als einzige Sonne erster Größe zu erscheinen.

Den Stilepochen nach fällt Grünewalds Leben in die Zeit, in der die organisch zum Barock verlaufende Gotik plötzlich und brüsk durchbrochen wurde von der Expansion italienischer Renaissance, um so auf einem Um- und Doppelweg in das Barock zu münden.

Der Isenheimer Altar war ein sogenannter Wandelaltar, der aus einem geschnitzten Holzkern und sieben Tafeln bestand, die teils auf Vorder- und Rückseite bemalt, im ganzen neun Bilddarstellungen boten. Die Entstehung der Tafeln fällt zwischen die Jahre 1509 und 1516.

Der innere Kern stammt aus früherer Zeit, sein Meister ist unbekannt, er ist aber wohl um 1470 entstanden. Unter einem Baldachin thront der Klosterheilige St. Antonius, der Eremit, rechts von ihm steht St. Hieronymus, links St. Augustinus. Zu seinen Füßen kniet der Abt Jean d'Orleac, der Stifter des Schnitzaltars. Darunter in halbfigürlicher Darstellung Christus und seine Apostel.

Rechts neben diesem Mittelstück stand die Tafel der Versuchung des heiligen Antonius. Der Heilige, der die Züge des Stifters, des Prämonstratenserabtes Guido Guersi 1493—1515 trägt, ist in seiner Einsiedelei im Wasgenwald von den Teufeln überfallen worden. Diese brechen seine Hütte ab und bedrängen ihn, um ihn am Schluß nach der Legende mit sich in die Luft zu reißen. Wie bei allen frühen Darstellungen der Versuchung sind auch hier die Teufel als häßliche, widerliche Kobolde gestaltet. Der Künstler ging von der Idee aus, daß der Heilige die ihn bedrängenden Sünden, unter welcher Maske sie sich auch immer zeigen, sogleich in ihrer wahren Scheußlichkeit erblickt. Erst später begegnen wir der Versuchung in angenehmer Gestalt, etwa der eines schönen Weibes. Die Formung dieser Dämonen geht bis ans Letztmögliche. Mit einer beängstigenden Wirklichkeit sind sie gestaltet, entwickeln sich aus moderndem Hirschgeweih und Moos, flammen auf

wie aus Zunder und Rinden, werden Haken und Schnabel aus Baumschwamm und Giftkröte, eitern in luetischen Geschwüren, in filziger Lepraflechte, starren von Krampfadern und Rotzkrankheit. Alle diese Krankheiten, Besessenheiten, Teufel, die der Heilung durch St. Antonius empfohlen werden, waren ja wohl reichlich zu sehen im Leprosenhaus des Klosters und somit zur doppelten Wirklichkeit geworden.

Links war der heilige Antonius zu sehen, der den heiligen Paulus den Einsiedler in der Wüste Thebais aufsucht, dorthin getrieben nach den Teufelsverfolgungen, um Ruhe zu finden. Ein Rabe bringt den Heiligen Brot. Am Felsen neben St. Antonius das Wappen des Stifters.

Wurden diese zwei Flügel geschlossen, so erschien als Mittelbild die Madonna mit Kind und Engelskonzert, links davon die Verkündigung, rechts die Auferstehung.

Größe, Ruhe und Güte umschimmern die Madonna, die der Chor der Engel mit Musik umjauchzt, auf die der Schöpfer vom höchsten Wolkenthron, der über Bergpyramiden gelagert ist, segnend herabblickt. Auch die Engel Grünewalds sind dämonischer Natur und sie beginnen als kleine Schmetterlings- und Federwesen — gewissermaßen mit plus 1 — aufsteigend über die größeren gefiederten und gewandeten Engel, bis zu Gabriel auf der Verkündigungstafel, der als der Engel größter, der Abgesandte und Brautwerber der Gottheit, vor die feierlich und würdig erschütterte Jungfrau hintritt. Von gleicher Stufe — um im vorigen Vergleich weiterzufahren, beginnend mit minus 1 — des Insektenhaften gehen auch seine Teufel aus, alles kleine, giftige, borstige Gewürm schon zu den Ihren zählend, wie wir auf der Versuchungstafel sahen.

Aus kaltem Grab, wellenhaft blauschimmernd, wird das Leichentuch zur Höhe gerissen, verwandelt sich in dunkelflatternden Mantel, brandet purpurn in die Flammen der Mandorla und wird aufgelöst von dem strahlenden Leib des Erstandenen, dessen Füße in der Pendelbewegung des gewaltsamen Emporschießens noch nicht die mystische Ruhe seiner Stirne teilen.

Diese kurzen Bemerkungen über diese beiden Verwandlungsformen des Altars, da genauere Analysen des Rhythmus der Horizontalen, Vertikalen und Kurven, der Farbe, des Lichtes und ihrer Deutungen hier zu weit gingen, wo uns in erster Linie der geschlossene Altar mit dem Kruzifixus in der Mitte, links St. Antonius, rechts St. Sebastian und die Grablegung der Predella beschäftigen soll.

Fahle Nacht hat ihren Trauermantel über Golgatha, die Erde, die Welt gebreitet, aller Sterne Licht ist ertrunken in Leid, toten Tages Gedächtnis allein blieb gespenstisches Licht. Alles überragend, alles erdrückend, einzige Wirklichkeit unter Larven des Lebens hängt Leichenstarre der Gottheit schwer an ächzendem Kreuz. Ausgelitten der Nägel Verkrampfung, ausgeblutet der Dornen Zerfleischung, ausgeatmet die Liebe des Alls.

So hängt als ungeheure Dominante der blutunterlaufene, dornenzerfetzte, kälteerstarrte Leichnam des Kruzifixus übergroß am Kreuz, dessen Querholz sich biegt unter der Last des Toten. Aller Welten Schmerz ward hier gelitten, ein Dornenwall umkränzt das gesunkene Haupt, spinnenhaft starrt der Krampf der Hände, aus verquollenen Wunden, unter zerstampften Fußnägeln sickert zersetztes Blut.

Illum oportet crescere, me autem minui — Jener muß wachsen, ich aber abnehmen — deutet der unentrinnbare Gestus einer Hand auf den Gekreuzigten. Johannes der Täufer, der dem Herrn vorherging, steht im Fellgewand und Mantel als Zeuge und ernstes Siegel seiner Verkündung zur Rechten. Agnus Dei, eines seiner Worte ist Gestalt geworden und entströmt als liebliches Symbol des Ungeheuerlichen sein Herzblut. Wuchtigste Bezeugung elementarer Notwendigkeit in blutigem Rot zur Rechten, versteinter und flackernder Schmerz in Marmorkälte und flammigen Tönen zur Linken. Hier unterstützt Johannes der Evangelist die ohnmächtige Madonna, ein durchschimmerndes, zartes, mütterliches Frauenbild. Dem großen Schmerz der Mutter entspricht der große und würdevolle Ausdruck der kleinen gerungenen Hände, die halten wollen, was ihnen, ach, entglitten ist. Wild zerrissen und maßlos sind dagegen die Hände Magdalenas, die aufgelöst ist wie in Schmerz um den Geliebten. Gesicht, Hände, Körperhaltung, Gewandung, Würde dort, fassungsloser Wahnsinn hier umfangen und trennen zugleich die Gegenpole in der Welt der Frauen.

Links vom Mittelbild St. Antonius, rechts St. Sebastian, die beide ursprünglich wohl nur Grau in Grau als gemalte Statuen gedacht waren. Sie stehen noch auf gemeißelten Sockeln, die zur konstruktiven Gesetzmäßigkeit später Gotik barockes Leben üppiger Pflanzenranken gesellen. Durch vieles seelische Leid zur gütigen Ruhe des Greises gereift, nicht mehr erreichbar teuflischen Anfechtungen, trägt St. Antonius mit ruhiger Würde das gedämpfte Blau und Purpur seiner Gewandung. In voller Manneskraft von schmerzenden Wunden aus dem Leben gerissen, steht St. Sebastian, umzüngelt von den Flammen seines Mantels, mit krampfhaft verschlungenen Händen und leibdurchfurchtem Willen auf dem Antlitz, der Gottheit seine Opferung bietend. Nicht nur mehr oder minder schmerzhaft verwundet — wie ihn das bis zur Süßlichkeit gehende Sentiment Italiens uns oft zeigt — sondern tödlich durchschossen von mordendem Pfeil stellt ihn die erbarmungslose Unbedingtheit

Grünewalds dar. Man vermutet, daß uns der Meister in dem Heiligen, dem barock empfundene Engel die Märtyrerkrone bringen, ein Andenken seiner eigenen irdischen Form hinterlassen hat. Wahrlich, schmerzdurchwühlt mußte der Mann sein, der solche Berge von Bedrückung und Leid von seiner Seele abwälzte in faßbare Form!

Auf der Predella löst sich Schmerzverkrampfung und Leichenstarre in die Horizontalen liebevoller Bestattung. Abgezogenes Gewitter der Schmerzen ist milder Todesruhe im dornenbefreiten Antlitz gewichen, keine zuckenden, totwunden Spinnen sind mehr die Hände. Geklärtere Freunde, — sind auch Maria und die Heiligen um den riesenhaften Leichnam bemüht. Wieder sprechen die Hände der Frauen dieselben Sprachen wie auf Golgatha, aber angemessen der aufdämmernden Fassung.

Um noch einen flüchtigen Hinweis auf die größten Linien der Komposition zu geben, verweise ich zunächst auf die alles überwuchtende Dominante des Getreuzigten. Eine weitausgreifende Kurve umspannt sodann alle vier Bilder, vom Querbalken des Kreuzes ausgehend, verläuft sie über Kopf, Arm und Mantel des heiligen Antonius, gleitet in leichter Biegung zu Steingrab und Leichnam auf der Predella hinab und kehrt im Mantelgelodер und den Händen von St. Sebastian zum Kreuze zurück. Eine innerhalb dieser Linie liegende Kreiskomposition, gebildet aus den seinem Herzen Teuersten und Nächsten, sich ebenfalls durch den Kreuzbalken schließend, umfaßt die Gestalt Christi enger.

Damit sei es genug dieser Betrachtung. Denn dürftig und arm muß der Versuch stets bleiben, in Worten über das stammeln zu wollen, was ein Grünewald zu ekstatischer Wirklichkeit gestaltete, aus den Donnern und Gebirgen seiner titanischen Seele.

Zu den Liedern von Otto Wirthmann / Von Armin Knab

Das deutsche Lied bietet eine solche Fülle meisterhaft gestalteter Stimmungen und Empfindungen, daß es dem Begabten leicht ist, etwas annähernd Ähnliches und scheinbar ganz Wohlgeartetes zustande zu bringen, ohne das eigene Gefühl zum Ausgangspunkt zu nehmen. „Nachempfinden" heißt man dieses Schöpfen aus dem vorhandenen Kunstgut. Wer so verfährt, kann die Kunst nie bereichern. Wieder andere denken beim Schaffen vor allem an die Wirkung. Sie suchen die erprobten Mittel ausfindig zu machen und geschickt zu verwerten oder durch gewollte Originalität aufzufallen. „Effekt" nennt man, was sie anstreben. Auch diese sind nicht auf dem rechten Wege. Das alles ist ja selbstverständlich, aber der entmutigende Blick auf die Praxis zwingt, es immer wieder zu sagen.

Otto Wirthmann, den wir heute mit vier kleinen Liedern den Wächterlesern vorstellen, gehört nicht zu den Nachempfindern und Effektmachern. Er gibt Selbst-Empfundenes; das Gedicht wird ihm nur zum Mittel, Stimmungen, in die er als Mensch sich frei von Schaffenszweck versenkt hat, musikalisch auszudrücken. So kommt er zu eigenen Tönen. Wirthmann denkt beim komponieren auch nicht an die Wirkung, er schafft, wie er muß, und es scheint ihm gleichgültig, was dann mit dem fertigen Werk etwa anzufangen sei. Das merkt man an der Kürze der Lieder, die hier nicht Armut, sondern Gedrängtheit ist, aber den Konzertmachern immer ungelegen sein wird.

Wirthmann ist Melodiker. Er vermeidet den nackten Sprechgesang. Die Sanglichkeit seiner Linie zeigt den Kenner der Menschenstimme. Die Begleitung untermalt, legt die Stimmung fest und leitet sie aus, sinkt nie zur schematischen Figur herunter.

Einfachheit und Originalität ist das Kennzeichen des ersten Liedchens. Ein Gleichnis: die hinter Wolken versunkene Sonne, ein im Menschenstrom verlorener Freund; die Musik gibt's treffend wieder mit den einfachsten, aber deckenden bildhaften Mitteln. Der Schluß ist besonders fein, wie erst die linke Hand liegen bleibt, dann der letzte Ton der Rechten die Bewegung zum Stocken bringt und verhallend schließt. Die herkömmliche Kadenz, die Wirthmann vermeidet, würde das Gleichnis zur unerbittlichen Tatsache, zum Faktum stempeln. Wirthmanns Schluß läßt noch etwas offen, das Gefühl schwingt weiter, das Rätselhafte des Menschenschicksals klingt an.

Die beiden folgenden Lieder bedürfen keiner Einführung. Der Ausgangspunkt, von dem Wirthmann zu eigenem Ausdruck vorzudringen strebt, ist Schubert. „Ein guter Meister!"

Das wertvollste Stück ist wohl das vierte Lied. Ein Sommertag: durchs Fenster dringt jenes unentwirrbare Gemisch von Eindrücken, das man die Stimme der Stille nennen möchte. Es ist Licht, leises Brausen, Bewegung des Laubs, die geheime Regung der Naturkräfte. Das alles liegt in den zwei übereinandergestellten Quinten. Das Klavier kann hier nur andeuten, man mag sich Geigentöne oder gewisse Harmoniumregister vorstellen. Da singt ein Vogel, süß und naiv,

und Sehnsucht nach dem verlorenen Paradies, dem reinen Dasein, dem unbewußten Glück der Kindheit wird schmerzlich wach. Der Vogel besitzt es noch, was der Mensch durch das Bewußtsein, die Zwecke und Pflichten des Lebens verliert. Die Modulationen folgen dem Gedicht in feiner Ausdeutung. Wie leer und kalt klingen plötzlich die Quinten vor dem Schlusse: „und dann vergessen"! Der Stimmungsklang des Eingangs ist Seelenausdruck geworden. Der Vogelruf, zerdehnt, ist jetzt wie mühsames Sicherinnern-Wollen. Die Gesangstimme dieses Liedes, im Zusammenhang betrachtet, ergibt eine völlig abgerundete ausdrucksvolle Weise.

Hören wir noch Wirthmanns Lebenslauf und Glaubensbekenntnis von ihm selbst. Er schreibt: „Ich bin 28 Jahre alt. Zur Welt kam ich in Würzburg. Mein Vater war bildender Künstler. Ich besuchte die Würzburger Musikschule, dann Präparandenschulen und Lehrerseminar, dann wieder das Konservatorium in Würzburg, dann war ich drei Jahre in Waldenburg in Schlesien am Konservatorium lehrend tätig, dann besuchte ich wieder das Würzburger Konservatorium und absolvierte es 1915. Seitdem bin ich an der Nürnberger Städtischen Musikschule als Lehrer tätig.

Ich wurde früh von der Äußerlichkeit in Kunst und Leben abgestoßen. Die innerliche Kunst Dürers, Meister Eckeharts, Eichendorffs, Bachs war mir Ruhepunkt und Lebensquelle.

Was ich will, ist, mein klein Teil dazu beitragen, daß die äußerliche Kunst des Naturalismus, des Impressionismus und Wagners überwunden wird und die Mitmenschen wieder an die Kunst glauben können als an etwas, das mit dem Materialismus im weitesten Sinne im Widerspruch steht, etwas, das in einer wertvollen (i. e. ‚göttlichen') Persönlichkeit tief innerlich wächst und elementar hervorbricht, ungewollt, unberechnet, unverantwortlich, zwecklos."

Wir fügen noch bei: Der werdende Künstler hat das Recht und die Pflicht, den Wahlverwandtschaften seines Wesens zu folgen. Wir können keine historisch bedingte Toleranz von ihm verlangen. Wenn Wirthmann die Gefahr erkannt hat, die Wagners, des großen Befreiers, Anregers und — Verführers, im tiefsten Wesen theatralisch gerichtete Kunst für die Entwicklung der reinen Musik bedeutet, um so besser. Die Lieder zeigen ihn auf dem rechten Weg. Möge es ihm gelingen, zur Höhe zu steigen.

Von den noch wenig zahlreichen Veröffentlichungen Wirthmanns ist hervorzuheben: Musik des Einsamen, ein Liederkreis nach Gedichten von Hermann Hesse, op. 24, erschienen bei Baugers Nachf., Würzburg. Wirthmann greift hier zu der durch Schubert und hauptsächlich Schumann ausgebauten zyklischen Form der Verbindung mehrerer Lieder und rundet sie durch einen selbständigen Klavierepilog. Auch dieses Werk zeigt Wirthmann auf dem Wege zu eigenen Zielen in ernstem Streben.

Wege zum Frieden / Von Hans Thoma

Unter obigem Titel ist soeben bei Eugen Diederichs in Jena ein Büchlein erschienen, dem wir folgende Gedanken entnehmen:

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Gewaltiger Strom der Vergänglichkeit, von fernher hör ich dein Rauschen, nach weithin hör ich's verklingen, und es umplätschern mit weicherm Schlag deine Wellen das nähere Ufer.

Ich weiß nicht, woher du kommst, noch wohin du mit deinen überschäumenden Wogen das Dämmerblau durchziehst. —

Müde gehetzt vom Leben hat mich Einsamkeit überfallen, da flüchte ich mich an dein Ufer und starre in dein blinkendes Wogen hinein. — Die Welt und ihr Besitz ist mir nichtig geworden, ihrem ruhlos bunten Treiben bin ich abgestorben. — Dein mächtiges Rauschen, Strom des Vorüberganges, soll das dumpfe Sumsen, welches das Alter mir ins Ohr gebracht, übertönen, und dein Wallen soll auch Weisheit lehren. — Heiliger Strom, ein Schüler, aufhorchend will ich, zu deinen Füßen sitzend, den Taktschlag meines Herzens mit der vorübereilenden Zeit in Einklang bringen. — An deinen Ufern fängt meine Harfe nochmals an zu klingen, und ihr Klang sucht mit deinem Rauschen übereinzustimmen. Mit dir, Strom der wandelnden Zeit, sucht meine zitternde Seele den Gleichklang. — In das Rauschen der Vergänglichkeit ertönt nun die Stimme der unvergänglichen Seele, — zur Menschenstimme singt dein Brausen den tragenden Grundbaß und bringt mir zitternde Ahnung in die Seele. Dein gleichmäßig Rauschen umhüllt mich mit dem Traumschlaf der Vergessenheit — mich schläfert — gar schön ist das Schlafen. — Eingelullt vom Gleichklang mit dir fahr ich dahin, ersehntem Traumland entgegen. —

Letzte Weisheit wollt am Strom des Vorüberganges ich holen, die ich singend verkünden wollte — die gab er mir, aber er nahm mir die Worte hinweg und legte der Weisheit ernstes Gebot, das tiefe Schweigen, mir auf. — Nun wird am blumigen Ufer mich Tiefschlaf leise umfangen. — Höchste Weisheit ist schweigend versinken in ewige Ruhe. —

Dein ewiges Licht, o Herr des Lebens, das mit stillem Glanz die ganze Welt erfüllt, leuchte auch über meinem Schlafe.

Christian Günther / Eine Dichtertragödie in drei Teilen

Von Benno Nehlert

Die eigentliche Tragödie wird erstmals in der Buchausgabe des Werkes (München, Parcus & Co.) erscheinen. Hier folgt bloß das ergreifende Nachspiel, womit der aus den Reihen des „Eichendorff-Bundes" hervorgegangene junge schlesische Dramatiker seine erste große Dichtung beschließt. Der Wächter.

Das Nachspiel: Günthers Ende.

„. . . weil Glück und Zeit nicht wollte,
Daß seine Dichterkunst zur Reife kommen sollte.
Mein Pilger, lies geschwind und wandre deine Bahn,
Sonst steckt dich auch sein Staub mit Lieb und Unglück an."
(Chr. Günther „Grabschrift".)

I.

Ein großer Raum im Hause des Schuhmachermeisters Jakob Schubart in Lauban. An einem niedrigen Fenster steht ein breiter Tisch mit Handwerkszeug, in einer Ecke der Kochofen, in der Mitte der Eßtisch.

Eine Türe führt nach dem Hausflur, eine andere in die Schlafkammer.

Schubart, ein dürftiger grauer Mann, sitzt am Arbeitstisch und näht, jedes Geräusch nach Möglichkeit meidend.

Frau Schubart tritt mit einer Bürde Holz ein, schlägt die Tür laut zu und wirft das Holz mit Gepolter in die „Hölle".

Meister Schubart: Pst!

Frau Schubart (ihm nachäffend):
Pst — was ist zu psten?

Meister Schubart (nach der Kammer weisend):
Unser Gast!

Frau Schubart: Gast hin, Gast her! Wer lud ihn? Ist ja fast,
Als wärs ein Prinz, der Pack beehrt:
An unsrem Tische reckt er sich,
In unsrer Kammer streckt er sich,
Und alles springt, wie ers begehrt.
(Schubart schlägt in der Erregung laut auf die Sohle des Schuhs, an dem er arbeitet, hält aber bald wieder erschreckt inne.)
Ja poch nur, poch, er zählt die Batzen,
Die Du erhämmerst, ihn zu atzen,
Der Habenichts, Hans Fahrinsland —

Meister Schubart: Du schreist ihn wach!

Frau Schubart: 's ist allerhand.
Der Zeiger geht dem Mittag zu,
Der aber schnarcht!

Meister Schubart: Mißgönnst die Ruh
Dem Kranken Du?

Frau Schubart: Hab ich ihn krank gemacht?
Wir hörtens ja die ganze Nacht
Vom Hirschen, wo die Brut logiert,
Die gestern spät ins Tor marschiert,
Vagantenvolk vom gleichen Schlag.
Das tanzt und springt und jubiliert
Und schlemmt und zecht bis an den Tag.
Ist Jugend dann und Kraft verpraßt,
Duckt sichs an fremden Tisch zur Last.
(Der Lehrling tritt mit einem Paar Stiefel ein.)
Was schleppst Du da, nichtsnutziger Wicht,
Die Stiefel her? Wo bleibt das Geld?

Lehrling: Der Pastor sagt, er will sie nicht.

Frau Schubart: Hat er sie dringend nicht bestellt?

Der Lehrling: Das wohl, sagt er: Bei Christenleuten.

Frau Schubart: Was soll der dumme Schwatz bedeuten?

Der Lehrling: Seit er, sagt er, mit Schmerz gesehn,
Daß Lästerer und Atheisten,
Sich hier im Haus gefällig brüsten,
Will er viel lieber, sagt er, barfuß gehn.
(Sie schlägt ihm die Stiefel um den Kopf.)
Huhu — so sagt er doch!

Frau Schubart: Da hast
Du ihn ja, Deinen saubren Gast!
Ich aber bring ihn aus dem Haus —
He, fauler Nichtsnutz Ihr, heraus!
(Sie schlägt mit den Stiefeln in voller Wut gegen die Kammertür. Schubart reißt sie von der Schwelle herunter.)

Meister Schubart: Du, Weib —

Frau Schubart: So nimm doch das anstatt
Der Mittagskost und friß Dich satt!
(Sie schleudert ihm die Stiefel vor die Füße, wirft sich heulend auf den Stuhl, die Hände über dem Tisch breitend und sich über diesen beugend.)
Da sitzt man nun, Gott sei's geklagt,
Von früh bis in die Nacht geplagt
Und hat nach aller Last zur Not
Sein liebes bißchen trocken Brot.
Hui, kommt so einer hergehetzt,
Ein lockrer Spatz, der hurtig greift,
Was seinem Schnabel nicht gereift,
Und hintennach sein Schandlied pfeift,
Daß alle Welt sich baß entsetzt.
Mir wurds am ersten Tage klar,
Daß an dem Kerl nichts Saubres war.
Mußte gar der Bub, der just nach Haus
Sich fand, mit Botschaft stracks hinaus,
Bloß weil dem wo ein Weibsbild sitzt,
Das längst er gerne abgeblitzt.
Ich sag Dir aber, kommt er nicht
Heute mir heim, ich stäub den Wicht
Und lüfte Werkstatt aus und Kammer
Gott seis geklagt, es ist ein Jammer.
(ab.)

Meister Schubart (ein kleines Bild im goldenen Rahmen herabnehmend):
Da — bring dem Kantor das, mein Sohn,
Das seltene Stück, er kennt es schon,
Das Meister Böhmes Handschrift trägt —
Sag ihm, ich hätt mirs überlegt,
Es sei mir feil, und was er beut,
Das bringst Du ihr. Weißt Du Bescheid?
So spute Dich und halt Dich dran! —

Christian (in der Tür, blaß und taumelnd vor Entkräftung):
Meister — das ist nicht wohlgetan!

Meister Schubart: Weckte sie unsanft Euch? Verzeiht
Es ihrer jähen Art!

Christian: Nicht Tadel, Dank
Ward ich ihr schuldig. Allzulang
Gab ich der dumpfen Nichtigkeit
Brütender Schmerzen nach und litt, daß Güte,
Die mich betreute, schuldlos mit
In meines Schicksals dunkle Welle glitt:
Hart drängt es, daß ich mich besann
Und Urlaub heische.

Meister Schubart: Gott behüte
Vor Wagnis Euch!

Christian: Das Tor ist aufgetan
Und vorgezeichnet, die ich schreite,
Die Straße mir, und zögert ich bis heute,
Wars nur: Ich hätte gern gewußt,
Wie sie's ertrug; denn unerhört
Ist, was ich ihr gefügt, und mußt
Ichs auch, aufschauernd noch empört
Sich mein Gefühl, zeigt mirs ein wüster Traum.

Meister Schubart: Erwogt Ihrs auch?

Christian: Da ist kein Raum,
Ängstlich zu wägen, wo erkannte Not
Gebietend drängt. Jüngst da umloht
Von Brand der liebsten Stätte hart ich rang
Und heiligstes der Schächer Tod,
Der tückische, mir jäh zerschlug, —
Seht so auf beiden Armen trug
Ich sie hinaus, und hinter mir versank
In Trümmer eine Welt — o glaubt, da fiel
Irrtum mir ab, und des Geschehens Ziel
Wuchs jäh in Klarheit mir: Nichtig und öde
Ward, was ich dachte, tat und litt,
Und selbst der letzte Wunsch, daran noch blöde
Mein Hoffen hing, der schillernde, entglitt
Vor ihrer Schmerzen Wucht. Ein Müssen nur
Wuchs zwingend auf wie hochgereckter Schwur,
Den keines Zweifels Unmut blaßt —

Meister Schubart: Bindet an Eures Schiffes Mast
Als Wimpel nicht das flüchtige Leid der Stunde!
Ewiger Wechsel, glaubt mir, ist im Grunde
Der Flut, und junger Schmerzen Last
Spült eine muntre Welle fort.

Christian: Das galt einstmals! Doch seit an Bord
Ich willig nahm den dunklen Gast,
Der Steuer nun und Segel lenkt
Irrt Euer Witz.

Meister Schubart: Mein junger Freund, bedenkt!

Christian: Zählt, Meister, wie begriffene Münze nicht
Die Jugend mir! Zahlen sind Schalen, das Gewicht
Einzig der Jahre ists, das altern macht;
Und wägt die meinen Ihr, gilt manche Nacht
So schwer, daß Eure greise Würde
Sich beugt, gemessen an der Bürde,
Die mir sich türmt.

Meister Schubart: Wir alle tragen
Gerüttelt Maß, und eitel ists, zu fragen
Wer schwerer trägt.

Christian: Doch weiß ich, daß das meine
Zum Bersten schwoll. Nicht, daß ich töricht greine
Und trotze, wie ich einst mich unterstand, —
Das büßt ich hart — seht, so in meiner Hand
Gekrümmten Fingern, wie ein heilig Gut
Halte und trag ichs, bis die Flut
Mich überspült, und prahle noch damit;
Denn, spät zwar, lernt ichs doch: Nicht Ruhm und Gold
Noch Frauenliebe — Schmerzen sind der Sold,
Den uns das Leben trägt; und die ich litt,
Kleinode sinds köstlichster Art,
Wie keines Wikings Beutefahrt
Sie je erstritt. Hebt einst vom Grunde
Ein Taucher sie, er segnet wohl die Stunde,
Als hätt er eines Königs Prunkgeschmeide
Errafft. So laßt mit meinem Leide
Mich ziehn und fügt mir letzte Gunst.
(Er stellt seine zerfetzten Schuhe vor ihn hin.)

Schubart: Das kann
Ich nicht —

Christian: Seid Ihr so zagen Willens, Mann?
Vieltausenden, die Euch vorüberschritten,
Tatet Ihrs froh, und wußtet doch, sie glitten
Zum gleichen Port, drein alle Straßen münden.
Und dientet Ihr den Hoffenden, den Blinden,
Warum nicht mir, der wissend ward und heut
Sich einzig schon des sichern Zieles freut? —
(Schubart beginnt an den Schuhen zu reißen und zu hämmern. Christian sitzt gleichfalls nieder. Draußen hört man den Gesang wandernder Studenten.)
Seht, als ich jünglingsfrisch die Fahrt begann,
Da träumt ich groß, doch meinen Traum durchrann
Zutiefst ein Wünschen nur: Auf dieser Erden
Ein Weiser und ein Wandersmann zu werden.
Nun bin ich beides — anderer Art
Als ich es töricht einst erträumt:
Mir ist die junge Lust verschäumt, —
Doch neue Jugend drängt zu neuer Fahrt!
(Man hört Frau Schubart draußen keifen, unterbrochen von einer munteren Jünglingsstimme und dem lauten Gelächter der Studenten. Schli ßlich tritt Ludwig von Eben und Brunnen ein,

Frau Schubarts Handgreiflichkeiten leicht abwehrend.)

von Eben und Brunnen: Wie? Nicht zu Späßen aufgeräumt?
Ah — höchst verbunden, alter Drache!
Stünd Zerberus, der siebenköpfige, Wache,
's wär Kinderspiel. — So, einmal glückt
Der Wurf! Grüß Gott, Ihr Herrn, ich bin entzückt,
Seh ich mich, zwar zerbläut, am Ziel.

Meister Schubart: Was wünscht Ihr, junger Freund?

von Eben: Sehr viel,
Mein alter Freund — wenn Ihr 'nen Mann,
Ders ganz zu sein sich rühmen kann,
Als Etwas nehmt.

Meister Schubart: Ich bin beschämt,
Daß Euer Wunsch mir dunkel blieb; bequemt
Euch blöder Art!

von Eben: So wißt, ich suche wen.
Da seht die Kumpanei, sind Stücker zehn,
Gelbschnäbel, flügge just zur ersten Fahrt.
Haben mit Fleiß die Batzen aufgespart,
Wollen gen Jena nun, soll blanker Wein
Dorten und Witz im Flug zu haschen sein.
Wär alles sonst auch wohlgeraten
Bis auf den Obmann, der zu Taten
Uns kundig führt.

Meister Schubart: Da taug ich nicht.

von Eben: Das dünkt mich wohl, doch kam Bericht
Uns zu, Ihr bergt ihn hier im Haus,
Der einzig taugt, und schwurens heilig,
Zu weichen nicht, er zög uns denn voraus.

Meister Schubart: Mein wackrer Freund, nicht just so eilig —
Wen sucht Ihr, sagt?

von Eben: Wen, Graukopf, sonst als ihn,
Um dessen Haupt die Kränze blühn,
Der unsre Jugend trunken macht
Wie starker Wein um Mitternacht:
Christian Günther —

Meister Schubart: Kennt Ihr ihn?

von Eben: Ich sah ihn einst, und heut noch springt
Das Herz mir hoch, denk ich der Schau —
(Den Blick auf Christian heftend, in der Erinnerung suchend.)
Zu Breslau wars, im Haus der klügsten Frau,
Mariane Breßler —
(Christian hebt den Kopf und sieht ihn durchdringend an.)

von Eben (ihn erkennend, das Fenster aufreißend):
Ah — so singt doch, singt,
Brüder! — Und Ihr — ich bitt Euch — kommt — —

Christian: Warum,
Mein junger Freund, jählings so stumm?
(Draußen haben eine Anzahl Stimmen zaghaft zu singen begonnen: „Brüder laßt uns lustig sein," der Gesang bricht aber bald wieder ab.)
Welkten die Kränze, und zerfiel
Der Taumel hart im flüchtigen Spiel
Des Augenblicks, der Schelme narrt?
So giert Torheit von je den Glanz, der mild
Auf fernen Gipfeln liegt und starrt
Vor Grauen stumm, da unverhüllt
Die Tiefe gähnt: Ihr seid der Gast
Doch nur, der flüchtig blickt und dann in Hast
Sich wendet, und es zwingt
Euch nichts, hinabzutauchen in die Leere,
Drin wie im Schweigen ewiger Meere
Verstiegener Klimmer Sturz ertrinkt.
Was greint Ihr, Flattrer, ums geworfene Grab?
Singt lieber, singt! Das ich Euch gab,
Das Lied, es birgt ein köstlich Stück!

von Eben: Mißhört mich nicht! Der Augenblick,
So dünkt mich zwar, ist schlecht bedacht,
Wir lerntens, und erschüttert hab ichs acht,
Wie Haß, Verblendung, Gier und Trug,
Was weiß ich sonst, Euch niederschlug —
Doch wir, als Knaben schon die Luft
Atmend, die Euch umweht, vom Duft
Trunken, den Euer Blühen trieb,
Voll junger Kraft zu Stoß und Hieb,
Haben auf Euch all unser Sein gestellt.
Was schierts uns, daß die fade Welt
Hirnloser Tröpfe Euch vergaß?
Wir, deren freier Spruch das Maß
Künftiger Geltung häuft, wir Jungen
Jauchzen Euch zu und schließen fest
Den Ring, der keine Bresche läßt
In Not und Tod.

Christian: Wacker gesungen,
Du Häher, schnabelscharf und blank
An Griff und Klauen, habe Dank
Und wisse: Wärs um Menschenneid und Haß
Nur, wie 'nes Hans Wurst dürftigen Spaß
Blies' ich mirs ab und ginge mit.
Doch so — Gott selber ists, der meinem Schritt
Die Schranke türmt; fragt den, der just
Sich in die Pforte drängt!
(Schubart steht in der Tür, atemlos und breitet die Arme nach Christian aus.)
Komm an die Brust,
Liebster, ich weiß, Du flogst, doch tausendmal
Noch überflog Dich meine Qual. —
Was stehst Du ehernen Gesichts
Und schweigst, Du Stummer, hast Du nichts
Zu sagen?

Schubart: Nichts!

Christan: Nicht einen Gruß
Noch Wunsch, den Güte am Beschluß
Flüchtiger Fahrt zu bieten pflegt?
Nichts, sagst Du —

Schubart (auf ihn einstürmend):
Liebster, beides trägt
Sie selbst Dir zu.

Christian: Du lügst!
Schubart: Bei Gott,
Ich lüge nicht.
Christian: Und häufst den Spott
Dem Unheil!
Schubart: Redlicher und reiner
Quoll Frauengüte nie, und einer,
Der lauter ist wie Gold, geleitet sie,
Schneeig den Scheitel —
Christian: Thiem, der Alte,
Getreue? — O so jauchze, Leid,
Hin in die Schauer der Unendlichkeit
Verströmend! Doch Du, an der Spalte
Der Pforte laß minutenlang
Mich lauschen, daß ich den geliebten Klang
Wie Huld, die mir die Heimat aufgespart,
Mittrage in die Not der letzten Fahrt!
Bleibt, Ihr, mein Freund, 's wär immerhin
Denkbar, mir stünde bald der Sinn
Anders. Du aber komm!
Schubart: Wohin?
Christian: Du fragst? Wo ich sie höre, sehe,
Fühle —
Schubart: Atmest Du ihre Nähe
Nicht längst?
Christian: Schwätze nicht!
Schubart: Auf dem Fuße mir
Folgte sie hart.
Christian: Träumst Du? Hier — hier
Soll ich sie sehen, ihrem Blick
Mich stellen, der heillos zurück
Ins Sein mich zwingt, das Fluch mir ward?
Schubart: Just darum, Freund, tat sie die Fahrt!
Christian: Befiel Tollheit Dich, Unberatener Du,
Dünkelnd, mir flogs leiblos wie Nachttraum zu,
Das harte Müssen? Glaub, noch krampft
Das Herz sich mir in Qual! Ihr aber stampft
Zu Spreu die Tat, die mir zu tun noch blieb,
Und stehlt listig, wie noch kein Dieb
Den Schlaf bestahl, erkämpfte Rast dem Müden —
Sperrt zu die Tür —
Meister Schubart: Das wolle Gott verhüten,
Daß Ihr eifernd der Schickung wehrt!
Christian: Widrig auch Ihr, Alter? — So hört
Ihr da, gestern noch fremd, doch Bruder heute
Und Freund, wie durch ein Wunder mir bescheert!
Seht so, wies keine Not mich noch gelehrt,
Fleh ich Euch an und Eure junge Meute:
Schützt mich!
von Eben: Befehlt, was es auch sei!
Christian: Nicht viel — ein Spaß, 'ne Schufterei!
Stutzt nicht! Ob auch die Murrer schalten,
Ihr habts gewährt und dürft es halten —
Denn glaubt, in hundert Jahren, lebt Ihr sie,
Wirkt Ihr nicht bessre Tat als die,
So jetzt geschieht! Doch ruft die Freunde nun!
von Eben (durchs Fenster):
Hallo!
Meister Schubart: Christian, was willst Du tun?
Christian: Was Du nicht tatest! — Schweig und füge
Dich jetzt, da meines Lebens Lüge
Sich selbst verneint!
(Unterdessen treten die 10 Jenenser Studenten ein.)
von Eben: Sie sind zur Stelle! — —
Christian: Seid Ihrs — die jüngste heitre Welle
Des starken Stroms, der ewig fließt,
Sorglos hinplätschernd durch die Helle
Des jungen Tags? Glaubt, es verdrießt
Mich schier, und heischt' es nicht die Stunde,
Ich mied es gern, mit jähem Griff
Die Wirbel aufzuwühlen, die im Grunde
Euch heimlich ruhn.
von Eben: Sorgt nicht, uns pfiff
Manch harscher Wind um Stirn und Wangen,
So jung wir sind. Wir aber lachten des und sangen
Ein Schelmenlied — sagt, ists nicht so?
Einer: Beim Styx!
Ein Anderer: Wahrheit ists!
Ein Dritter: Lichterloh
Brennt Gier in uns nach Sturz und Tiefen
Lebendigen Seins.
Ein Vierter: Wünsche, die schliefen,
Flackern gefacht zu jäher Glut.
(Alle umdrängen ihn.)
Christian: Seid Ihr so keck, Ihr flügge Brut,
Noch warm vom Schlupf im sichern Nest?
So grüß ich Euch und binde fest
An Euer glückhaft Schiff den Nachen,
Den hundertfach die Stürme brachen,
Zu letzter Fahrt in Not und Tod —
Wie, Freund?
(Er streckt die Hand aus.)
von Eben (schlägt ein):
Wohlan! Und welch Gebot
Sprecht Ihr?
Christian: Nichts andres just als das,
Wes Ihr Euch rühmt: Ein wilder Spaß
Ist Euch gerichtet. In die Hände
Gelobt mir, daß zum bittren Ende
Ihr nicht erlahmt!
Einer: Topp!
Ein Anderer: Hier die Hand!
Meister der Lust seid Ihr uns zu benannt.
Ein Dritter: Gruß Euch!
Ein Vierter: Und Dank!
Christian (hat allen die Hände gereicht):
Wie habt Ihr mich erkannt!
Meister der Lust — was war ich andres je?
Und kommt Euch wer und schwätzt, daß Weh
Und Gram mich beugte, o so lacht

Das schrille Lachen, das ich jetzt Euch lehre —
Dort in der Kammer, drin ich manche Nacht
Durchjauchzt in großer Lust! — Doch kommt, ich höre
Getön von Schritten und ein Klingen,
Das meine Schwachheit taumeln macht —
(Er klammert sich an den Türpfosten; eindringlich.)
Und Ihr, mein Freund, stört das Gelingen
Des Scherzes nicht durch Unbedacht!
Denn wisset, zweier Menschen Heil
Hat am Erleben dieser Stunde teil.
(Alle außer den beiden Schubart ab in die Kammer, laut singend:)
„Brüder, laßt uns lustig sein,
Weil der Frühling währet
Und der Jugend Sonnenschein
Unser Laub verkläret!
Grab und Bahre warten nicht,
Wer die Rosen jetzo bricht,
Dem ist der Kranz bescheret!"
(Meister Schubart hämmert wie besessen auf den Stiefel ein; sein Sohn steht an die Wand gelehnt und horcht nach der Kammer hin, unschlüssig, ob er folgen soll oder nicht. Der Lehrling, der kurz vorher scheu eingetreten und auf v. Ebens Geheiß sofort wieder verschwunden ist, tritt mit zwei großen Weinkannen ein, gefolgt von Mädchen mit Körben voller Geschirr und Blumen. Unmittelbar auf sie folgt Frau Schubart, scheltend und tobend.)

Frau Schubart: Ist denn Fastnacht und wuchs der Schwindel
Zur Tollheit aus, daß das Gesindel
Wie im Veitstanz rast?
(den Lehrling schüttelnd)
Was schleppst Du, Wicht?

Der Lehrling: Huhu —

Schubart: Mutter, beschwer Dich nicht!

Frau Schubart: Ah sieh, Mossiöh, wieder im Lande?
Wohl Häuptling gar der saubern Bande?

Schubart: Nicht ganz, Mutter; doch sei getrost
Und trink! Der Dich so hart erbost,
Empfiehlt sich just, und ihm zu Ehren
Den Schmaus wirst Du uns nicht verwehren.
(Er gießt ihr einen großen Becher Wein ein, den sie gierig ergreift. Dann werden Kannen und Geschirr in die Kammer getragen.)

Frau Schubart: Windbeutel Du!

Schubart: Ists nicht genug?
Mutter, Du bist doch sonst so klug
Und weißt den Vorteil keck zu greifen:
Denk immerhin, 's wär Fastnacht heut! Da pfeifen
Klarinett und Flöten, und es tollt
Die Narrheit, doch im Dunkeln rollt
Das Rad — und wie der Zeiger fällt,
Gehört den Nüchternen die Welt.

Frau Schubart: Wie fein gemünzt, merkst Du, ein kluger Sohn,
Ein witziger Sohn!

Schubart: Glaub mir, ich wollt,
Ich wär ein Viehhirt, den die Fron
Erwürgt, daß ich stumpf wie sein Stier
Hinnähm und trüge, was sich hier
Bereitet!

Frau Schubart: Haha, ist ja schier,
Als gäbs ein Weltspektakel! Glaub, ich höre
Dergleichen gern!

Schubart: Da die Akteure!
(Frau Schubart hat sich auf die Ofenbank gesetzt und mustert die Eintretenden mit unverschämter Neugier. Schubart steht auf der Schwelle, die Hände rückwärts gebreitet vor die Tür legend. Meister Schubart, der bisher in sich versunken gesessen hat, nimmt seine Arbeit wieder auf und hämmert wild auf den Stiefel ein. Thiem und Leonore treten ein. Thiem schlohweiß und gebeugt, Leonore müde und blaß, wieder dunkel gekleidet, ein dunkles Tuch um den Kopf.)

Thiem: Hier muß es sein; komm ruhig, Kind,
Und fürcht Dich nicht! Grüß Gott, wir sind
Doch hier — heia was brauchts der Worte?
Dank Euch, Wackrer, der treue Wacht
Ihm hielt, und öffnet weit die Pforte
Mir nun — ich bring, was heil ihn macht!
(Frau Schubart lacht gröhlend auf.)
Wer ist das, der so widrig lacht?
Bist Du ein Tier, das hart und böse
Aufblökt? — Komm Kind, ich löse
Das Tuch Dir ab, daß unverhüllt
Der Goldschatz Deiner Locken niederquillt —
Sieh, so! Die Stirn noch lächle glatt,
Und gib den Augen Glanz, daß satt
Darin das Leben spielt — denn nun,
Du weißt, ein Wunder gilts zu tun
Und auszuschütten goldnen Segen —
Ists so?

Schubart: Ihr kommt nicht just gelegen!

Thiem: Wie Freund? — Was pocht mit harten Schlägen,
Graukopf Ihr, dem's an Scham gebricht
Bei fremder Not? — Gelegen oder nicht,
Tut auf!

Schubart: Ich darf nicht!

Thiem: Und wer ist der Wicht,
Ders Euch verwahrte?

Schubart: Sein Gebot!

Thiem: Sein —?

Schubart: Christians!

Thiem: Potz Höll und Tod!
Und Ihr, Hirnloser, nahmt für bar,
Was irr sein Fieber lallt?

Schubart: Es war,
Glaubt mir, nur zu bedacht und klar—,

Thiem: Papperlappapp! Platz, Ihr da, geht,
Sonst — glaubt — bei Gott

Schubart: So seht doch, seht
Und hört, — daß nicht von ungefähr
Ich stehe!
(Die Tür öffnet sich. Der Lehrling und die Mädchen mit den geleerten Kannen kommen heraus, die letzteren lachend mit roten Gesichtern und wirren Haaren. Drinnen Schlägerklirren Tabaksqualm und lauter Gesang:)
„Unser junges Leben eilt
Mit verhängtem Zügel,
Krankheit, Gram und Schmerz verweilt,
Nur die Lust hat Flügel.
Halte, wer sie halten mag!
Wölbt doch schon der graue Tag
Uns vielleicht den Hügel!

Thiem (erstickt): Du — Du — — ist dort wer,
Der redet? Oder äfft mich was?
Da — das bist Du doch, wie? Und das
Bin ich, noch grau vom Wust der Fahrt,
Und sind hier, weil uns Kunde ward
Von dem dort . . .

Leonore: Nicht so, Onkel Thiem!

Thiem: Ja was denn?

Leonore: Laßt, ich will mit ihm
Ganz ernsthaft — — —
Seht, Ihr spielt
Mit uns, so oder so, und fühlt
Es kaum. Uns aber, aufgewühlt
Bis tief ins Innerste, zerrissen
Von Furcht und Hoffen, uns zerbricht
Etwas, und blieb Euch nur ein Gran Gewissen,
Auf mich und meine Schmerzen nicht
Obs schon ein würdig Schaustück bliebe —
Auf den dort seht, den alten Mann,
Der nichts als diese eine Liebe
Dem harten Leben abgewann!

Thiem: Wie sprichst Du?

Leonore: Doch seid Ihr so bar
Der Scham, daß Euch sein greises Haar
Unfühlend läßt, so braucht der rohen Kraft:
Von dieser Schwelle, die ich fest
Umklammre, reißt mich auf, und läßt
Die Hand sie nicht zerstampft sie, bis erschlafft
Der Griff sich löst — da seht, ich flehe
Gleich einer Bettlerin —

Meister Schubart (sich aufrichtend):
Christoph!

Schubart (erschüttert):
Ich gehe.
Doch besser tät ich, wie Ihr sagt.
(Frau Schubart lacht wieder gellend auf.)

Meister Schubart: Lache nicht — schweig!

Frau Schubart: Ich lache, mir behagt
Zu lachen.

Thiem: Weib, ich würg Dich, schweigst Du nicht!
(Die Mädchen bringen munter lachend neue gefüllte Krüge.)

Frau Schubart: So würge die! Hörst Du, die lachen auch!
Das, scheint mir, ist des Ortes Brauch!
Da horch!
(Die Mädchen werden drinnen mit lautem Jubel begrüßt. Bald darauf Gesang:)
„Wo sind jene, sagt es mir,
Die vor vielen Jahren
Jung und fröhlich gleich als wir
Und voll Hoffnung waren.“
(Schubart tritt heraus, bleibt auf der Schwelle stehen und zuckt stumm die Achseln. Nach einer Weile:)

Schubart: Es tät ihm leid, doch wärs ihm Pflicht —

Thiem: Das sagst Du mir? Herunter, Wicht!
Ihr da, macht auf, macht auf, macht auf!
(Er hat ihn von der Schwelle heruntergerissen, schlägt mit wilden Schlägen gegen die Tür, bricht sie schließlich auf und dringt ein. Die Tür wird hinter ihm zugeschlagen. Das Lied bricht ab.)

Frau Schubart (lacht gellend):
So lacht ich nie! Lauf, Söhnchen, lauf!
Dich hat das Fell längsthin gejuckt,
Glück zu, Glück zu!

Meister Schubart (ihr den Becher aus der Hand schlagend, daß er in Scherben zerspringt):
Jetzt schweigst Du, Aas,
Das Ekel stinkt!

Schubart: Schad um das Glas!

Frau Schubart: Huhu, nun ward auch der verrückt!
(Sie wirft sich heulend lang auf die Ofenbank und verharrt so. Ihr Geheul wird von dem grölenden Gelächter der Studenten in der Kammer verschlungen, das sich mehrfach wiederholt. Leonore hat mit gespannter Aufmerksamkeit nach der Kammer hingehorcht und zuckt bei jedem erneuten Gelächter zusammen. Schubart hockt auf der Schwelle.)

Meister Schubart (Leonore zu einem Stuhle an seinem Arbeitstische führend):
Da kommt, ruht Euch — und hört nicht hin.
Das sind nur Flitter, die den Sinn
Der Dinge uns verhängen —

Schubart (warnend):
Hm!

Meister Schubart: Mich dünkt,
Auch Dir stünd Schweigen an! —
Doch einmal sinkt
Die Hülle, glaubt mir, und dann schreiten
Bildhaft und stark die Wirklichkeiten,
Wie längst ein dunkles Ahnen sie gespürt:
Wohl dem alsdann, der unberührt
Den flüchtigen Schein als Schein genommen.
Ihm mag ein heitres Lächeln frommen.
Versteht Ihr mich?

Leonore: Nicht ganz, mir scheint;
Doch fühl ich, daß Ihrs ehrlich meint.

Meister Schubart: Gewiß, und gäb Euch weiter gern Bescheid —
Da seht, das ist ein Schatten Wirklichkeit,
Dies schäbige Paar, zerschrammt, zerfetzt,
Mit Flicken bis zum Rand besetzt:
Das weiß von Lachen nichts und Tand,
Von steinigen Wegen nur und allerhand
Beschwer und einem letzten noch — o fände
Es Worte, glaubt, Ihr legtet beide Hände
Unter die Sohlen ihm —

Leonore (verstehend):
O so — so reicht
Sie mir!

Meister Schubart: Was wollt Ihr tun?

Leonore: Nur eins vielleicht:
Sie küssen — — und mich still besinnen
Ob nicht ein Segenspruch tiefinnen
Mir blieb.

Meister Schubart: Und dann?

Leonore: Ja, Guter, wüßt
Ichs nur, was dann!

Meister Schubart: Ists denn so schwer?
Es gibt nur eines, das Ihr müßt! — —

Leonore: Ich wills!

Schubart (der sich an der Tür aufgerichtet und wie gebannt nach der Kammer hingehorcht hat):
Beim Herrgott, ich ertrags nicht mehr!

(Er stößt die Tür auf. Drin wieherndes Gelächter, darnach dröhnende Schlägerhiebe und die unterbrochene Strophe des Liedes:)

„Wo sind jene, sagt es mir,
Die vor vielen Jahren
Jung und fröhlich gleich als wir
Und voll Hoffnung waren?
Ihre Leiber deckt der Sand,
Sie sind in ein ander Land
Aus dieser Welt gefahren."

(Dr. Thiem stürzt heraus, sich mühsam auf den Füßen haltend, unartikuliert schreiend. In der Tür wendet er sich um, mit den Fäusten drohend. Schubart will ihn stützen.)

Thiem: Verfluchter Tag, verfluchte Schwelle,
Verflucht — laßt los, verflucht auch Ihr
Und ich dazu — potz Tod und Hölle,
Hast Dus gehört und sahst Dus, wie er mir . . .
Was schweigen sie jetzt? Lach doch, Du,
Bissiges Tier, und hämmre zu,
Grauköpfiger Schuft dort!

Leonore: Onkel Thiem,
Nicht also, pflichtig ward ich ihm,
Der mich in Klarheit wies.

Thiem: In Klarheit?
So dankt sie ihm nur, diese Wahrheit,
Mich schrie sie taub!

(Er bricht in einen Weinkrampf aus, Leonore kniet vor ihm nieder und küßt ihm die Hände.)

Leonore: Um meinetwillen!
Doch glaubt, ich weiß sie auch zu stillen,
Die harte Not; hellhörig, wie die Stunde
Mich schuf, fand ich ihr gute Kunde.
Nicht so! Kommt mit, und rollt der Wagen
Erst durch die Wälderstille hin,
Wird Muße wohl, es Euch zu sagen.

(Zu Meister Schubart:)

Habt Dank, Guter, Ihr schloßt den Sinn
Mir auf, und geh ich nun auch schwer
In Kümmernis, ob allen Tiefen hehr,
Leuchtet ein Wissen, das sie selig klärt:
Wir schreiten, beide hochgeehrt
In königlichen Schmerzen, und je weiter
Er schreitet, um so voller, breiter
Umbrausen Ströme ihn von Glanz und Licht —
So schreit er denn, ich halt ihn nicht
Und löse selbst das letzte Band,
Das noch sich knüpft, mit rascher Hand,
Das eine wissend, daß in steten Gleisen
Doch unsre Schmerzen umeinander kreisen,
Bis Zeit in Ewigkeit verrinnt . . . .
Kommt, Vater, nun, es harrt der Wagen,
Die Scherben unsrer Wünsche heimzutragen,
Die leuchtend immer noch und köstlich sind . . . . .

(Sie geleitet den völlig gebrochenen Dr. Thiem hinaus. Christian öffnet die Tür der Kammer.)

Christian: Schweigt! Von den Stirnen das Gewind!

(Er hastet scheu mit schwankenden Schritten durch das Zimmer ans Fenster.)

Nur diesen schwärzesten von meinen Tagen
Noch haltet aus, dann, Augen, werdet blind!

(Er reißt das Fenster auf und neigt sich hinaus, dann richtet er sich hoch auf.)

Da geht sie hin, es hüpft im Tanz
Der Kiesel, den sie schreitend rührt,
Der Frühwind jauchzt, der ihren Atem spürt,
Und um sie schwillt und blüht der Glanz
Von tausend Kronen — — — hält sie an
Und wendet jäh? Ich stürbe dran,
Und muß doch wandern noch und Elend tragen,
Das ich mir schuf! In späten Tagen,
Wenn ausgeschöpft der Born, erst dann, o dann
Neige noch einmal, liebste Blüte
Du meiner Träume, Dich voll Güte
In des verfehmten Mannes Not,
Daß er hinsterbend in der Süße
Deiner Umarmung noch das Leben grüße
Und segne, das so köstliches ihm bot —

Und das er tölpisch selbst zerstieß! — —
Wißt Ihr nun, Alter, was ich von mir wies,
Und mahnt Ihr fürder mich zu bleiben?

Meister Schubart: Ich mag nicht halten Euch noch treiben
Und tat einzig, was Euer Wink mich hieß.

(Er legt ihm die fertigen Stiefel an.)

Christian: So recht, Wackrer, und tröst Euch dies:
Was auch geschieht, ich wählt es frei,
Wer stemmt sich fremder Narretei?
Habt Dank! Ihr aber, Freunde, schlingt
Um Euern Stab den welken Kranz und singt!
Ich dürste nach dem Staub besonnter Straßen,
Der alle Spuren gierig trinkt,
Nach Lärm und Taumel im Gewühl der Gassen,
Drin nicht ein Hauch verschollener Wünsche schwingt —
Vielleicht, es löst sich dort der Bann,
Der finster meiner Seele Haus umstarrt . . . .

(Die Mädchen tragen die teilweise nur halbgeleerten Kannen und Körbe mit Gläsern durchs Zimmer. Frau Schubart entreißt sie ihnen, zerbricht sie und streut die Scherben umher. Schließlich füllt sie ein heilgebliebenes Glas und schwingt es, grotesk zwischen den Scherben tanzend, unter höhnischem Gelächter.)

von Eben: Du Teufelsweib, was ficht Dich an?

Frau Schubart: Ich streue Blumen — Blumen Euch zur Fahrt!

(Die Studenten umringen Christian singend:)

„Bruder komm und laß uns wandern,
Habe Leid und Lust gemein!
Von der Weichsel bis nach Flandern
Liegt die Welt im Blütenschein.
Unbill, die uns je verdrossen,
Sänftigt einer Sonne Lauf,
Und aus alten Schmerzen sprossen
Knospen künftigen Glückes auf.
Trallala . . . .“

II.

Eine kahle Dachstube in Jena. Christian schlummert halb angezogen auf dürftiger Lagerstatt; von Eben und Brunnen sitzt auf einem gebrechlichen Stuhle neben dem Bett. An dem einzigen Fenster, das mehr einer Luke ähnelt, steht ein Student, gespannt nach der Straße ausblickend. Einmal sieht er sich kurz um, von Eben und Brunnen hebt fragend den Kopf, er antwortet mit einem Kopfschütteln und blickt dann wieder hinaus.

Die Tür öffnet sich, eine Anzahl Studenten und junge Burschen tragen Teppiche, Decken, Bilder, große blühende Büsche und andern Zimmerschmuck herein.

Ein Student: Schläft er?

Ein Zweiter: Und dürfen wir?

von Eben und Brunnen: Ganz sacht!
Hierher den Teppich — dort die Decke!
Mit Büschen füllt die düstre Ecke,
Und reicht die Rosen mir — hab acht,
Du Tolpatsch! —

(Etwas fällt um, Christian wacht auf.)

Christian: Hältst Du Wacht,
Getreuer?

Student am Fenster: Nichts, das mir entgeht.

Christian: Und sahst Du nichts?

Der Student: Nichts. —

Christian: Es wird spät.
Ich schlief wohl lang?

v. Eben u. Br.: Ein Weilchen kaum.

Christian: Doch schlief ich wohl und sah im Traum —
Nein, nicht im Traum — was tut Ihr, sprecht!
Wer hieß Euch das?

v. Eben u. Br.: Ists nicht Dir recht?
Was wir auch tun, Du schiltst es schlecht.
Die freundliche Versonnenheit
Des Gartenzimmers ward Dir leid,
Den Arzt verschmähst Du, in die Dürftigkeit
Entlegener Kammern flüchtest Du,
Und tragen wir bescheidnen Tand Dir zu
Von bunten Decken, Blumen, Bildern,
In etwas ihre Düsternis zu mildern,
Zürnst Du uns gar!

Christian: Ihr wißt, zur Last
Ist mir erborgter Schimmer und verhaßt
Geschminkten Dirnen gleich.

v. Eben u. Br.: Ist Schimmer
Die Nichtigkeit?

Christian: Doch! Wie Du immer
Sie wendest, Trug ists, der mich fremd
Umdrängt und letzte Klarheit hemmt,
Die längst mir ziemt. Zeitlebens bürden
Geschäftig wir um unser dürftig Sein
Hüllenden Prunk: Häuser von Stein
Und bunte Gärten, Rang und Würden,
Gold und Gerät in Truh und Schrein —
Schimmernden Ruhm und Frauenlachen,
Und spreizen uns, vom mannigfachen
Flitter umrauscht, — doch jäh am Grab
Bricht Stück für Stück die Lüge ab.
Da heißts: Wer bist, erbärmlich Ding
Du, Wurm, der sich mit Tand behing?
Weißt Antwort Du? Ich weiß sie nicht.
Wer bin ich? Ein verschwelend Licht!
Ein König, der sein Gut vertat
Und darbt; ein Schelm, der in die Saat,
Die ihm sich neigte, Säue trieb;
Ein Bettler, dem kein Fetzen blieb,
Die Scham zu bergen! Tut die Lieb
Mir, Freunde, tragt den Putz hinaus!

v. Eben u. Br.: Gescheh es denn — bis auf den Strauß!
Sieh, Rosen sind's, die Du so sehr
Geliebt, weißt Du das süße Lied nicht mehr?

„Mit Rosen schmück ich Haupt und Haare,
Die Rosen tauch ich in den Wein,
Die Rose soll für meine Jahre
Die allerbeste Stärkung sein ...“

Christian: „Und wenn ich einst von hinnen fahre,
So wünsch ich Rosen auf die Bahre!“
Wohl Freund, das ist des Liedes Ende,
Nicht wahr, ich weiß es trefflich? Wende
Dich nicht und laß sein Recht dem Strauß:
Es reißt mich wie im Sturm hinaus
Aus Schmach und Ketten tiefster Lebensnot,
Hinüber, wo Verheißung loht —
Und auch der Frage, die so herrisch droht
Wird Antwort wohl — Du dort sag an,
Sahst Du noch nichts?

Student am Fenster: Nichts.

Christian: Endlos spann
Der Tag sich mir, und doch mit jedem Schlag
Des Klöppels lernt ich geizen: Letzter Tag,
Ärmster und liebster dennoch, schuldig
Bist Du ein Wunder mir, und ungeduldig
Erharr ichs — Freund, lies noch einmal
Das Stück mir von Herrn Tristans letzter Qual!

v. Eben u. Br. (liest aus einem abgegriffenen Buche):
„Doch Tristan unterdessen lag
Und harrte seufzend Nacht und Tag.
Sein letzter Trost in dieser Not,
Sein einzig Sinnen war Isot.
Und stündlich mußten Boten gehn,
Am Ufer nach dem Schiff zu spähn.
Oft hieß er auch in diesen Tagen
Sich selbst im Bett hinuntertragen
Und suchte in des Meeres Weite,
Ob dort kein weißes Segel gleite.
Doch wie, wenn es das schwarze wäre?“

Christian: Nicht weiter, Freund, mich dünkt, ich höre
Etwas.

Der Student am Fenster: Die Post!

Christian: Die Post — o Dank
Dir, müdes Herz, daß Du so lang
Dich wahrtest! Hilf mir auf und gib
Den Trank mir, Freund, daß nicht der Dieb,
Der tückische, mich aus der Welt
Zur Unzeit stehle. — — Das tat gut.
(Er erhebt sich mühsam, v. Eben u. Brunnen legt ihm den Rock an.)

Der Student: Sie hält!

Christian: Und wer entsteigt ihr?

Der Student: Schubart — und noch einer,
Grau und gebückt —

Christian: Und weiter?

Der Student: Keiner.

Christian: Keiner,
Das wohl, doch eine! Siehst Du's nicht?
Es fließt um sie ein Strom von Licht
So voll und reich, daß Dürftigkeit
In Prunk sich wandelt und das Leid
In Freude jauchzt? —
(Der Student schüttelt den Kopf.)
O wär ich er!

v. Eben u. Br.: Ihn irrt die Menge!

Der Student: Menschenleer
Ist Hof und Gasse.

v. Eben u. Br.: Laß, ich gehe
An seiner statt, und glaub, ich sehe
Durch Erz und Mauern!

Der Student: Da — sie sind
Im Tore!

Christian: Schweig, Du Tölpel, blind
Am lichten Tag — still doch, ich höre —
Das Brausen nur des Bluts und harte, schwere
Tritte von Männern, doch ihr Schritt
Ist leicht wie Elfentanz, und wär sie mit,
Ich hört es — und ich hör es noch!
Wo bist Du, Freund, so stützt mich doch!
(von Eben u. Brunnen und der Student halten ihn. Die Tür fliegt auf, Schubart steht im Rahmen erst einen Augenblick, dann stürmt er zu Christian; nach einer Weile folgt ihm Dr. Thiem, gebückt von Alter und erschöpft. Er muß sich an der Tür halten, dann erst kommt er nahe.)

Schubart: Christian — liebster Christian!

Christian: Dank, Bester, Dank, doch wo, sag an
Das eine nur, denn meine Zeit,
Wisse, ward karg —

Thiem: Der Ewigkeit,
Christian, ward desto mehr uns zugemessen.

Christian: Wohl, Freund, doch was ich hier vergessen,
Holt sie nicht ein.
(Er starrt mit gierigen Augen über die beiden hinweg nach der Tür.)
So redet doch!

Thiem: Stürmst Du, unbändig immer noch,
Du Wilder?

Christian: Wild? Ein Bettler nur,
Heisch ich, der alle Gier und Not des Lebens
In diese Stunde drängt und nun vergebens
Die Hände reckt, da schon die Uhr
Den Klöppel rührte —

Schubart: Christian!

Christian: Kamt Ihr allein? — O dann — dann — dann — —
(Er bricht mit einem Stöhnen tiefsten Schmerzes zusammen.)

Thiem: Christian — Christian — Christian! —
(Thiem und Schubart bemühen sich um ihn. von Eben und Brunnen gibt dem Studen-

ten einen Wink, dieser entfernt sich. Er selbst läßt sich auf einem Stuhl am Fenster nieder und vergräbt das Gesicht in seine Hände.

Durch das Fenster fällt die letzte Abendsonne auf das Bett und das bleiche Gesicht des Sterbenden. Dieser schlägt nach einer Weile wieder die Augen auf.)

Thiem: Christian!

Christian:
Was müht Ihr Euch und dämmt
Zurück den Quell, der ungehemmt
Ins Dunkle schoß? Damit ichs noch einmal
Erkoste, daß ich Monde tiefster Qual
Umsonst durchlitt; daß Gott, der Harte,
Fühllose, denen, die er narrte,
Für ewig zürnt.

Thiem:
Nein, Christian!
Er sah Dein Opfer, und er nahm es an.

Christian:
Wärs so, er hätt es froh getan,
Das Wunder, drum ich rang und nicht
Als Boten seines Hasses Euch ersehn.

Thiem: Christian, was ward, ist Dir zum Heil geschehn.

Christian: Und wo — säumt sie?

Thiem: In neuer Pflicht. — — —

Christian: War das sein Wille?

Thiem: Ja.

Christian:
Recht eilig
Wuchs er zur Tat.

Thiem:
Weil heilig
Das Leben ihr.

Christian: Und mir der Tod!

Thiem:
O wär er's nur! Christian, in letzter Not
Dir nah zu sein, kam ich, und meiner Pflicht
Ziemt taubensanfte Rede nicht.

Christian: Das hört ich.

Thiem:
Gottlob, wenn's so ist!
Christian, was hülf es Dir, die Frist,
Die Dein noch blieb, verschollnen Träumen
Zu opfern, Schatten, nur gesandt,
Der Erde Schmerzen hold zu säumen?

Christian:
Mir aber, glaubt, ists mehr als Tand!
Was blieb vom Leben noch, löscht Ihr den Traum,
Der es durchwob? Ein Schaum,
Verwehend ohne Sinn und Spur . . .

Thiem:
Ein Traum, das wars, ein Gleichnis nur.
Bald aber wächst es in Erfüllung!

Christian:
Mir blieb kein Wünschen mehr, das Stillung
Erheischte. Endlos grau und schwer
Dehnt sich das Nichts.

Thiem:
So wards im Ernst Dir leer,
Dein Leben? Neidest Du die Ewig-satten,
Denen sich Wunsch und Fülle gatten?
Die Schlucker, die ein klein Genügen
Erhandeln und sich selbst betrügen
Im Wust von Nichts und Spielerei?
Nein, Freund, Du jauchze auf, denn stolz und frei
Wahrtest Du Dich, und Deinem Leben
Hat Gott das Herrlichste gegeben:
Die Sehnsucht stark und ungebändigt,
Die nicht ein satt Behagen endigt!
Frauen, wie Du sie liebtest, gleiten
Ins Ehbett nicht und Kindesnot,
Geschmückt wie Königinnen schreiten
Sie, unerreichbar selbst dem Tod.
Wir aber, denen sie begegnet,
Fühlen vor allen uns gesegnet.
Uns wird das Leben zum Gedicht,
Wir darben nicht und greisen nicht,
Kein Scheiden irrt uns noch Verzicht;
Denn um uns weben Duft und Klang,
Den sie verstreuten, lebenslang.

Christian (mühsam):
Ich — neide keinen, glaubt!

Thiem (setzt sich neben ihn auf den Bettrand. Es dunkelt allmählich.)

Und dann
Des steten Ringens, Christian!
Denkst Du mit Jauchzen nicht daran?
Des Wünschens, Hoffens, frischen Wagens,
Des Zweifelns, Fürchtens und Entsagens!
Ist der Ertrag auch nicht zu messen,
Du hast genützt, was Du besessen:
Seit jenem Tag, als sie von Schimmer
Umleuchtet in Dein junges Leben trat,
Bis zu dem andern, da in Trümmer
Dein Hoffen barst und jähe Tat
Von Dir sie schied, war jede Stunde
Nicht reich und köstlich? Nicht im Grunde
Der schwersten noch ein Übermaß
Von Süße, das sich nicht vergaß,
Ob Jahre auch darüber rannen?
Nicht eine rauschte leer von dannen!
Die trug ein Lied, die andre — Leid.
So wuchsen sie Dir zu und spannen
Sich nun zu Brücken aus der Zeit
Ins Sternentor der Ewigkeit.

Christian:
O Vater Thiem, getreuer, lieber
Wegkünder, glaubt, ich bin bereit —
Doch wer, sagt, wer hilft mir hinüber?

Thiem (erschüttert):
Christian — Du weißt die Brücke!
Sieh, wir stehn
Am Ufer, und Du mußt hinübergehn!

Christian:
Wäre sie hier, die Kraft und Schwung
Der Seele lieh — es wär ein Sprung
Nur, lächelnd wie im Spiel getan!

Thiem:
Just darum blieb sie, Christian!
Vergiß es nicht, das Gleichnis endet,
Und Wissen dämmert: Ungeblendet,
Schauernden Ernstes tritt hinan! —

Christian:
Ist das der Sinn? Wie seid Ihr hart!
Fühlt doch, wie Grauen mich umstarrt
Und Scham mich würgt! Mit leeren Händen,
Dem Bettler gleich, der kaum die Lenden
In Fetzen birgt, so speit die Stunde
Mich aus — und fragt ER nach dem Pfunde,
Das mir geliehn — Ihr wißt, der bleiche
Schächer am Kreuze fragt . . .

Thiem: So reiche
Die Last der Schmerzen ihm, die schwer
Dich niederbeugt, und wisse, ER,
Der selber litt, wird mehr als Kronen
Sie werten und mit Glorie lohnen.

Christian (gequält):
Doch — dunkle Schuld, die — härter noch
Als Leid — mich drückt . . .

Thiem: Und wär sie hoch
Getürmt wie Berge, sei getrost:
Du hast Dir steilste Fahrt erlost.
Drum, daß Du glittest, ist verzeihlich,
Doch was Du littest, macht Dich heilig!

Christian: Ist das gewiß!

Thiem: So wahr ER lebt,
Der mild im Atmen dieser Stunde webt!

Christian (mit letzter Kraft sich hebend, beinahe jubelnd):
So sei Du Leben mir von Herzen
Gegrüßt und tausendmal bedankt,
Strömender Quell Du meiner Schmerzen,
Daraus sich Trost und Hoffen rankt . . .
Dränge Dich an mich, heilig Leid,
Breite zum Flug Dein schneeig Gefieder —
Schon weht Hochluft der Ewigkeit
Brausend um schmerzerlöste Glieder —
Erdfernen gleiten fern hindann —
Endlose Weiten — ich schwebe — schwebe . . .

Thiem: Schwebe in Klarheit, dämmre, Wahn!
Gott ist die Wahrheit — stirb und lebe!
(Er küßt ihn auf die Stirn, Christian sinkt entseelt auf das Kissen zurück.)

Schubart (sich über ihn werfend):
Christian, lieber, lieber Christian! —
(Thiem steht erst schweratmend, das Gesicht mit den Händen deckend, geht dann mit taumelnden Schritten ans Fenster, öffnet es und preßt den Kopf an den Rahmen. Sein ganzer Körper ist von Schmerzen geschüttelt. Draußen ertönt gedämpft und schwer das Güntherlied:)

„Brüder laßt uns lustig sein,
Weil der Frühling währet
Und der Jugend Sonnenschein
Unser Laub verkläret!
Grab und Bahre warten nicht,
Wer die Rosen jetzo bricht,
Dem ist der Kranz bescheeret."

(Zahlreiche Studenten treten ein. Der vorderste trägt einen Lorbeerkranz, den er von Eben und Brunnen abnimmt und auf das Haupt des Toten drückt. Die andern tragen teils Leuchter mit brennenden Kerzen, die sie um das Lager stellen, teils Kränze und Blumen, mit denen sie den Toten bedecken. Als die Strophe des Liedes zu Ende ist, wendet sich Thiem und tritt unter die Schar der Studenten.)

Thiem: So ist der Traum denn ausgeträumt,
Der hohe Sitz der Freude leer —
Die Welle, die so hoch geschäumt,
Verebbte still im Meer.
Wie alles und warum es ward,
Wir wissens nicht: Nur daß ihm hart
Das Leben blieb und daß er dran,
Im Schmuck der Jugend erst, zerbrach.
Wo seine — fremde Schuld begann,
Wer fragt darnach?
Wir alle gehen tiefverstrickt
In Wunsch und Irrtum, Schuld und Leid:
Tändelnde Gier Betörter pflückt
Und sättigt sich am Wahn der Zeit.
Doch selig, wer des Traums der Lust,
Des schimmernden, sich früh entschlägt
Und wissend in verschlossener Brust
Die Saat der Schmerzen hegt!
Lüste sind Funken nur im Wind,
Schmerzen sind Glut und Flammen, sind
Heilige Hämmer, die hienieden
Künftiger Glorie Kronen schmieden. —
Drum trag ich wegemüder Gast
Willig ans Ziel gehäufte Last
Und leg sie still in Gottes Hände.
In ihm wird aller Sehnsucht Rast:
Hie nimmt das Spiel sein Ende.

An die Wächter-Gemeinde!

Mit dem vorliegenden Heft schließt der zweite Jahrgang ab. Zahlreiche Erstdrucke romantischer Neukunst haben neben Wiedergaben älterer literarischer und künstlerischer Schöpfungen ihren Platz gefunden. Zum Unterschied von andern Zeitschriften wollen wir nichts versprechen, um so mehr aber unser Gelübde zu erfüllen trachten: Vorwärts und aufwärts! Ihr aber, Wächterfreunde, baut weiter an dem großen Werke:

In deutscher Treue fest von der Donau bis zum Rhein!

Schloß Ebelsberg, im Herbst 1919. Der Wächter.



Mitteilungen des Eichendorff-Bundes

Zwei ungedruckte Briefentwürfe Eichendorffs.

Mitgeteilt von Karl Freiherrn von Eichendorff.

Die nachstehenden aus dem Jahre 1855 stammenden, erst kürzlich in meinen Besitz gelangten Briefentwürfe sind zwar an und für sich ohne Bedeutung, geben mir aber Gelegenheit, die auf den Aufenthalt des Dichters in Cöthen bezüglichen biographischen Mitteilungen seines Sohnes Hermann (Jos. Freih. v. Eichendorffs sämtl. poet. Werke, Leipzig 1883, Bd. 4) zu ergänzen bzw. zu berichtigen.

An einem Hause der damaligen Magdeburger Vorstadt Cöthen's, dem jetzigen Hausgrundstück Bernburgerstraße Nr. 2, befindet sich eine Gedenktafel mit folgender Inschrift:

> „In diesem Hause wohnte der Dichter Joseph Freiherr von Eichendorff 1848 und 1854."

Beide Zeitangaben sind unzutreffend. Eichendorff hatte Ende der vierziger Jahre in Cöthen für seine Tochter von einem Verwandten seiner Gattin, dem Major von Holly, ein kleines Anwesen nebst Garten gekauft, das er, wie seine Briefe ausweisen, in den Monaten April und Mai 1849, sowie von Ende Mai bis Ende Oktober 1855 bewohnte[1]). Die im Oktober des letzteren Jahres eingeleiteten Verkaufsverhandlungen führten nicht zum Ziele, das Haus wurde vielmehr, wie ich aus Aufzeichnungen der Tochter Eichendorffs ersehe, damals auf unbestimmte Zeit vermietet. Im Jahre 1860 erwarb das Grundstück der Bäckermeister Schütze, nach dessen Tode es in den Besitz seiner Tochter, der Lehrerswitwe Anna Bernedorf überging.

Im „Berliner Tageblatt" wurde seiner Zeit darauf hingewiesen, daß Eichendorff das Lied „Der Jäger Abschied" während seines Cöthener Aufenthalts in den schönen Gartenanlagen der Heilanstalt des verstorbenen Sanitätsrats Dr. Lutze verfaßt habe und, daß die Witwe in einer Laube eine Marmortafel mit nachstehender Inschrift anzubringen beabsichtige:

> „In dieser seiner Lieblingslaube dichtete Jos. v. Eichendorff das Lied „Wer hat Dich, Du schöner Wald!"

Als Beweis für die Leichtfertigkeit, mit welcher derartige absurde Behauptungen zuweilen aufgestellt werden, möge die Auskunft dienen, die die Tochter des Dichters, Frau von Besserer-Dahlfingen, auf eine diesbezügliche Anfrage erteilte[2]): „Das Lied findet seinen Ursprung im Lubowitzer Park und ist viel, viel älter als der Aufenthalt des Vaters in Cöthen, woselbst er gar keinen Verkehr mit Dr. Lutze hatte, den ausgenommen, wenn man ihn als solchen rechnen will, daß der Garten der kleinen Besitzung, die der Vater dort hatte, an den Garten des Dr. Lutze grenzte."

Ew: . . ermangele ich nicht auf die gefäll. Anfrage p. erg: zu erwidern, daß ich allerdings nicht abgeneigt wäre (bin), das von mir bewohnte Grundst: zu verkaufen, jedoch nur zu dem Kaufpreise von 4100 rth. P: Courant. Dies ist nemlich dieselbe Summe, die ich dafür gezahlt habe und sind seitdem noch bedeutende Kosten für Reparatur und Melioration von mir darauf verwendet. Hiernach das Weitere Ihrer Entscheidung anheimstellend, mit vorz: Hochachtung . .

Hochwohlgeb. Herr!

Der bei mir angestellte Hauslehrer N.[3]), dessen Paß ich hier erg: beifüge, wünscht zu seinem Vergnügen eine Reise nach Mähren zu unternehmen, um dort meinen Sohn R: [udolf] B: [aron] v. E. auf Lehen — S: [edlnitz] bei Freiberg in Mähren auf einige Tage zu besuchen. Der Erfüllung dieses Wunsches steht in der Persönlichk: des N: d [urch] aus kein Bedenken entgegen. Hiernach erlaube ich mir daher die erg: Bitte den beil: Paß zur Reise nach S: in M: mit d. erforderl: Visa geneigtest versehen zu wollen.

Mit ausgez: Hochachtung Ew: g. ergebenster
. . k: pr: G: R: R: a: D:

---

1) Vergl. Hist.-krit. Eichendorff-Ausgabe Bd. XII.
2) 21. Bericht der Philomathie in Neisse S. 139.
3) N. war von Eichendorff als Hauslehrer der Kinder seiner Tochter angestellt.

Aus dem Leben der Ortsgruppen

Brünn. In den Sommermonaten unternahm der Brünner Eichendorff-Bund mit kühnem Wagemut die Verwirklichung eines künstlerischen Problems, an die man sich in den ehemals österreichischen Landen bisher nur zaghaft oder gar nicht herangewagt hatte: die Veranstaltung von Freilichtaufführungen. Damit war in Brünn zum erstenmal die Möglichkeit geboten, Wesen und Wirkung des Freilichttheaters kennenzulernen, das ja nicht nur im freien Licht spielen, sondern die geheimnisvolle Urkraft der Natur mit der dramatischen Kunst verweben und vereinen will. Aufgeführt wurde Gerhart Hauptmanns „Versunkene Glocke“, dessen tiefe Natursymbolik, die all die gebundenen Triebkräfte des Menschendaseins durch märchenhafte Gestalten der Bergwelt verkörpert, inmitten der Natur erst so recht lebendig wurde. Der Brünner „Tagesbote“ widmet dieser Veranstaltung nachstehende, auszugsweise wiedergegebene Besprechung: „Dem Brünner Eichendorff-Bund und seinem rührigen Obmann Herrn Schulrat Goffé verdanken wir diese in jeder Hinsicht gelungene Aufführung, deren künstlerische Ausgestaltung und Einrichtung ein Verdienst des Herrn Zeisel ist. Hauptmanns Märchen hat durch den Aufstieg aus dem engen Bühnenhaus auf die luftige, baumumrauschte, von Vögeln umzwitscherten Waldlichtung beim Jägerhaus viel von seinen Schwächen verloren und ließ in der vom Herrn Zeisel konzentrierten schlanken Kerngestalt seine erlesenen Schönheiten in hellstem Glanze aufstrahlen. Ohne Zuhilfenahme der verschiedenen Farben und Lichteffekte des Bühnenapparates, ohne alle Leinwandillusion kamen die mannigfachen Stimmungswerte des Werkes packend zum Ausdrucke. Die von Gebüsch und Hochwald umrahmte Wiese mit der Wittichenhütte, dem Naturbrunnen und der Erdwelle, die das Krankenbett Heinrichs vertrat, atmete den Hauch von Hans Thoma innigen deutschen Waldbildern und auf ihr grollten, tollten, tanzten und litten die vermenschlichten Natursymbole des Dichters, der Böcklinsche gewichtige Nickelmann, der Waldschratt in der strotzenden Lebensfülle Stuckscher Fabelwesen und Rautendelein mit den Elfen, die, wie aus den Bildern Ludwig Hofmanns gestiegen, das innige Verwachsensein mit der Natur versinnbildlichten . . . .“ — Es folgt nun eine überaus anerkennende Würdigung der darstellerischen Leistungen, in die sich die Damen Dornburg, Garden, Wiesner und die Herren Eisner, Gisella, Götz, Teller und Zeisel, sämtlich Mitglieder des Brünner Stadttheaters, in rühmlicher Weise teilten.

Diese in jeder Hinsicht wohlgelungenen Aufführungen wurden im August mit Schönherrs „Karrnerleut“ und Lienhards „Der Fremde“ fortgesetzt, wobei sich noch die Herren Lenoir und Räcke den Darstellern hinzugesellten. Auch Schönherrs derburwüchsiges Volksstück gewann an gewaltiger Kraft und steigerte sich zu schier atembeklemmender Wucht des Geschehens, da die natürliche Umwelt, die freie Natur, in der das Landfahrervolk lebt, kämpft und leidet, in ungekünstelter Echtheit sich mit der dramatischen Handlung vereinte. Den zweiten Teil der Veranstaltung bildete Lienhards Schelmenspiel, das damit zugleich seine Uraufführung außerhalb Deutschlands erlebte. Obgleich diese tiefsinnig-feinwollende Eulenspiegeliade sich nicht ganz dem Wesen des Freilichttheaters anschmiegt, wirkte nichtsdestoweniger auch im Freien die derbdrollige Landsknechtmanier recht ergötzlich und bot den Darstellern, vor allem Fräulein Garden und den Herren Räcke und Zeisel reichlich Gelegenheit, die Gewandtheit und Vielseitigkeit ihrer Kunst einmal so recht „ungeschminkt“ im hellen Sonnenlichte sprühen zu lassen. —

Neuerscheinungen:

Reden aus der ersten deutschen Nationalversammlung in der Paulskirche zu Frankfurt 1848/49. Herausgegeben von Hermann Strunk, Leipzig, Insel-Verlag.

Arndt, Bassermann, Beseler, Dahlmann, Döllinger, Gagern, Giska, Grimm, Jordan, Ketteler, Löwe, Rösler, Scheller, Simon, Simson, Uhland, Vischer, Zittel erscheinen mit charakteristischen Proben ihres Geistes und ihrer Redekünste vertreten. Warum aber fehlen Radowitz und Beda Weber?

Schattenbilder am Rhein. Wien, Waldheim-Eberle. Geb. M 25.—

Der bibliophile Luxusdruck, in 500 Exemplaren hergestellt, macht der deutsch-österreichischen Buchkunst alle Ehre. Die Bilder stammen aus der Feder des Wiener Künstlers Theo Gerstberger. Die Erzählung selbst, auf bestem Kupferdruckpapier vervielfältigt, erschien, ursprünglich englisch niedergeschrieben, erstmals in Zürich 1918. Sie schildert die abenteuerlichen Erlebnisse eines deutschen Offiziers, der als Pazifist dem allgemeinen Zusammenbruch vorauseilte.

Scherrer, Max, Kampf und Krieg im deutschen Drama von Gottsched bis Kleist. Zur Form- und Sachgeschichte der dramatischen Dichtung. Zürich, Rascher u. Co.

Aus einer Münchner Doktor-Dissertation herausgewachsen, umfaßt das große Werk die ganze dramatische Entwicklung der vorklassischen und klassischen Zeit Deutschlands, ja sogar die romantische Theatersatire mit Tieck im Mittelpunkt.

Schlaraffia Politica. Geschichte der Dichtungen vom besten Staate. Leipzig, Fr. W. Grunow.

Das ausgezeichnete Werk verdient gerade in unseren Tagen viel gelesen zu werden und vor allem eine starke Neuauflage.

Schmitt, Johann Bapt., Aus dem Leben eines Jesuiten neuerer Zeit. Stuttgart, Deutsches Volksblatt. Geh. M 2.25

Die Lebensbeschreibung des am 25. Februar 1917 in Exarten (Holland) entschlafenen greisen deutschen Ordensmanns berichtet von den Stationen seiner Pilgerfahrt in Deutschland, England, Italien, Dänemark und den Niederlanden.

Schulze-Smidt, Bernhardine, Jugendparadies. Eine wahre Geschichte für die Jugend und ihre Freunde. Bielefeld und Leipzig, Velhagen u. Klasing.

Für die Beliebtheit des echt deutschen Mädchenbuches spricht die dritte Auflage, in der es vorliegt. Die sechs Tonbilder von W. Zeme passen sich stimmungsvoll dem gemütlichen Inhalt an.

Sperl, August, Hans Georg Portner. Eine alte Geschichte. 19. Aufl. Volksausgabe. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. Geb. M 8.—

Der historische Roman lebt neu auf. Die Teilnahme des Publikums für ihn nimmt von Tag zu Tag zu. Das Hauptwerk des Landshuter Archivars, das im dreißigjährigen Krieg spielt und dem protestantischen Standpunkt entgegenkommt, besitzt bereits einen Platz in der deutschen Literaturgeschichte. Jedenfalls bildet er ein hervorragendes Seitenstück zu Handel-Mazzettis Schöpfungen.

Zum Charakter Spinozas. Erläuterung der wichtigsten Nachrichten über sein Leben. Vom Verfasser des Spinoza Redivivus und Augustinus Redivivus. (Der Philosophischen Weltbibliothek 3. Bd.) Halle an der Saale, Weltphilosophischer Verlag.

Steiger, Hans, Der fröhliche Tote und andere Novellen und Skizzen. Innsbruck, Tyrolia. Geh. M 4.50

Man legt das neueste Buch Steigers nur ungern aus der Hand, so fesselnd ist es von der ersten bis zur letzten Seite. Sein Inhalt gliedert sich in elf Erzählungen nach folgenden Hauptgruppen: 1. Tollheiten, 2. Liebeswunder, 3. Gedichte, 4. Heiligensagen.

Stillings Jugend. Eine wahrhafte Geschichte. Neudruck. Leipzig, Inselverlag.
Nr. 248 der „Inselbücherei" stellt ein Glanzstück dar, das wir allen Lesern aufs Wärmste empfehlen. Kein Geringerer als Goethe hat diese Lebensgeschichte voll empfindsamer Herzlichkeit 1777 erstmals herausgegeben. Über den Verfasser Heinrich Jung (Jung-Stilling) gibt jede Literaturgeschichte Aufschluß.

Storm, Theodor, Der Schimmelreiter. Mit Bildern von Hans Volkert. (Romantische Bücherei 8. Bd.) München, A. Parcus u. Co. Geb. M 3.—
Für Mitglieder des „Eichendorff-Bundes" M 2.25

Strahlmann, Fritz, Heinz Heintzens Jugendtage. Ein Buch Erinnerungen. Heidelberg, J. Hörning. Geh. M 6.50
Der erste Band, geschmückt mit einem farbigen Kunstblatt (Ein Heimatwinkel in Wildeshausen) von Cäsar Rave-Berlin, einem Faksimiledruck und fünf Bildern nach photographischen Aufnahmen, läßt uns mit Spannung den zweiten (Schluß)Band erwarten. Denn Strahlmann ist ein Romantiker von Gottes Gnaden, sein Werk das Hohelied eines Feldgrauen auf ein echt deutsches Vaterhaus und seine herrliche Heimat.

Ströver, J. C., Bremer Sturmtage. Bremen, Franz Leuwer. Geb. M 6.—
Das prächtige Sammelbuch der norddeutschen Künstlerin erhebt sich über den höchsten Kirchtum ihrer schönen Vaterstadt. Gezeugt in der Schmiede heimischer Begeisterung bildet es trotz aller darin berührten Not, Schmach und Schande ein deutsches Ehrendenkmal von bleibendem Wert, England und uns zum Gedächtnis.

Stüber-Gunther, Fritz, Wien, wie es war. Berichte und Schilderungen aus fünf Jahrhunderten. Ein Wiener Volks- und Jugendbuch. Wien, Schulbücherverlag.
Alte und neue Quellen, darunter der unvergeßliche Adalbert Stifter, sind dem Verfasser, der selber einer unserer besten deutsch-österreichischen Volksschriftsteller und Folkloristen ist, zur Verfügung gestanden. Die schöne Sammlung dürfte auch außerhalb der Donaulande tausend Freunde finden.

Thomas von Kempen. Das Rosengärtlein. Ein Lehr- und Gebetbuch aus den Schriften des gottseligen Thomas von Kempen. Ausgewählt und ins Deutsche übertragen von Joseph Rebholz. Regensburg, G. J. Manz. Geb. M 3.—
Das geschmackvoll ausgestattete Bändchen bildet einen Quickborn für religiös gestimmte Seelen, vornehmlich im katholischen Deutschland.

Tribolet, Hans, Wielands Verhältnis zu Ariost und Ariost (Sprache und Dichtung. Erscheinungen zur Linguistik und Literaturgeschichte. Heft 22). Bern, A. Francke. Geh. M 12.—
Der begabte jüngste Schüler des Berner Literarhistorikers Harry Mayuc liefert in dieser Arbeit eine wichtige Studie zur Vorgeschichte der Romantik und Weltliteratur-Bewegung in Deutschland.

Tschechow, Anton, Eine langweilige Geschichte. Aus den Aufzeichnungen eines alten Mannes. (Inselbücherei Nr. 258.) Leipzig, Insel-Verlag.
Die von H. Röhl besorgte Übersetzung aus dem Russischen entspricht allen literarischen Forderungen.

Turgenjeff, Iwan, Gedichte in Prosa. (Insel-Bücherei Nr. 259.) Leipzig, Insel-Verlag.
Th. Commichaus gute Verdeutschung läßt bloß ein literarisches Vorwort vermissen.

Tzschirner-Tzschirne, Hans Erich von, Der letzte Bär. Ballade. Berlin, Wilhelm Borngräber. Geb. M 6.—

Valentin, Veit, Die erste deutsche Nationalversammlung. Eine geschichtliche Studie über die Frankfurter Paulskirche. München, R. Oldenbourg. Geh. M 6.—
Die erste umfassende Darstellung des ersten deutschen Parlaments, die der Verfasser als Vorarbeit seiner großen Geschichte der Deutschen Revolution 1848/49 betrachtet wissen, liest man voll gespannter innerster Teilnahme.

Waldstetter, Ruth, Der Künstler (Dramolett). — Familie (Schauspiel). Bern, A. Francke.

Das Werkschiff. Brüderliche Ausfahrt. München, Delphin-Verlag.
Das erste Stück des seltsamen expressionistischen Organs trägt ein Bibelwort an der Stirne: „Wir warten aber eines neuen Himmels und einer neuen Erde". Hölderlins „Nachtgesang" schlägt den Ton an. Religion und Mystik atmet jede Seite. Noch klingt es verworren aus der Tiefe. Aber „Der Wächter" sieht ein Licht schimmern und vertraut seinem Glanze.

Wilbrandt-Baudius, Auguste, Aus Kunst und Leben. Erinnerungsskizzen einer alten Burgschauspielerin (Amalthea-Bücherei 2. Bd.). Wien IV, Sußhausstraße 23. Geh. M 7.—
Das reichillustrierte Büchlein läßt viel unvergeßliche Menschen und Bilder des alten Burgtheaters wiedererstehen: Laube, Fanni Elßler, Amalie Haizinger, Sonnenthal, Anschütz, Lewinsky u. a. Auch rein menschlich fesselnd geschrieben erweckt es unser aller Teilnahme.

Zils, Wilhelm, Ludwig Knaus. (Die Kunst dem Volke Nr. 36.) München, Allg. Vereinigung für christl. Kunst, Karlstr. 33. Geh. M 1.20
Ein künstlerischer Hausschatz gemütvollster Art!

Bab, Julius, Der Wille zum Drama. Deutsches Dramenjahr 1911—1918. Berlin, Oesterheld u. Co. Geh. M 12.—
Das durchaus eigenwüchsige Buch ist ungemein lehrreich zu lesen. Daß es Seite für Seite unsere schärfste Kritik herausfordert, braucht bei der Persönlichkeit des Verfassers nicht erst hervorgehoben zu werden. Als Nachschlagewerk auch für den Gegner unentbehrlich.

Beetz, Friedrich, Ave Jesu. Katholisches Gebetbüchlein für alle Stände. Freiburg im Breisgau, Herder. Geb. M 3.60
Aus dem kleinen Buch weht der Geist der Nachfolge Christi, wie denn auch Thomas von Kempen wiederholt vertreten erscheint.

Beil, Ludwig, Martin, Roman. Berlin, S. Fischer.
Man merkt die Absicht des jugendlichen Verfassers, seiner Umwelt etwas ähnliches wie den „Grünen Heinrich" zu schenken.

Bechstein, Ludwig, Die Sagen des Kyffhäusers. Frankenhausen am Kyffhäuser, C. Werneburg.
Neudrucke alter Sagenschätze, wie des vorliegenden, sind sehr zu begrüßen.

Benson, Robert Hugh, Ein Durchschnittsmensch. — Der Herr der Welt. Regensburg, Fr. Pustet. Jeder Roman geb. je M 8.40 und M 9.60
Zwei Meisterwerke der modernen englischen Romanliteratur in der vortrefflichen Verdeutschung H. M. von Lamas, die in keiner Volksbibliothek fehlen sollten, aber auch in keiner Privatbibliothek der gebildeten Stände. Vor allem das bereits in dritter starker Auflage verbreitete gewaltige epische Zukunftsbild „Der Herr der Welt" dürfte ein Lieblingsbuch aller zivilisierten Völker werden.

Berger, Franz, Heimatkunde. Braunau am Inn, J. Stampfl u. Co.
Die Schöpfung des Museal-Vereins Alt-Braunau ist ebenso vorbildlich wie die kleine Schrift selbst, die den oberösterreichischen Folkloristen Professor Dr. Franz Berger zum Verfasser hat.

Bertram, Adolf, Familiensinn, geheiligt durch Weihe an Jesu Herz. Mit Gebeten für die Familienweihe. Freiburg im Breisgau, Herder.

Bihlmeyer, P. Hildebrand O. S. B., Wahre Gottsucher. Worte und Winke der Heiligen. Zweites Bändchen. Freiburg, Herder. Geb. M 3.20
Die kleine Sammlung gehört, was Inhalt und Ausstattung betrifft, zu den schönsten Erzeugnissen der neueren geistlichen Literatur. 45 kurze, satte Lesungen von Heiligen, Seligen und Gottseligen aller Zeiten und aller Zonen: von Heiligen der

Märtyrerkirche wie Heiligen der jüngsten Vergangenheit, rastlosen Arbeitsmenschen und stillbeschaulichen Seelen, Heiligen der Alten Welt und Heiligen „aus fernen Landen“ treten dem besinnlichen, nachdenkenden Leser vor die suchende Seele.

Bock, Alfred, Hessische Schwänke. Marburg an der Lahn, N. G. Elwert. Geh. ℳ 3.—

Der hessische Jubilar — er hat soeben Abraham gesehen, wie ein Scherzwort von den Fünfzigern sagt — setzt seinem jüngsten Werk die Worte Wilhelm Raabes voran: „Man spricht viel zu leichtfertig vom Lachen in der Welt; ich halte es für eine der ernsthaftesten Angelegenheiten der Menschheiten“. Weite Kreise des deutschen Volkes haben in dieser gewitterdunklen Zeit, die an den Herzen der Menschen nagt, die ihnen den Mut benimmt und ihre Nerven foltert, das innerste Bedürfnis einer Ablenkung, die sie für Stunden wenigstens der drückenden Sorge enthebt und in die heiteren Gefilde des Humors entführt. Jeder wird von fröhlicher Stimmung ergriffen, der die launigen Geschichten des bekannten hessischen Dichters auf sich wirken läßt. Sie quellen über von komischen Situationen, von Schelmereien und Schalkhaftigkeiten, sie lösen ein befreiendes Lachen aus, ohne daß ihnen deshalb die literarische Note fehlt.

Boghitschewitz, M., Kriegsursachen. Beiträge zur Erforschung der Ursachen des Europäischen Krieges mit spezieller Berücksichtigung Rußlands und Serbiens. Geh. ℳ 4.50

Der bis 1915 im serbischen diplomatischen Dienst an hervorragender Stelle tätig gewesene Verfasser liefert hier namentlich dank seiner persönlichen Bekanntschaft mit maßgebenden Männern der beiden Mächtegruppen sehr wertvolle Beiträge zur Vorgeschichte des Krieges. Die Ausführungen rücken die Gefährlichkeit der Geheimdiplomatie und der persönlichen Gegensätze zwischen den damaligen Herrschern und Staatsmännern der verschiedenen Länder ins richtige Licht. Es zeigt sich dabei aufs deutlichste, daß man aus den bisher bekanntgegebenen amtlichen Dokumenten der einzelnen Staaten noch keine zwingenden Schlüsse über Fragen der Verantwortlichkeit und Schuld ziehen kann.

Brochow, A. v., Tante Toni und ihre Bande. Eine Erzählung für Kinder und Kinderfreunde. 2. u. 3. Aufl. Freiburg im Breisgau, Herder. Geb. ℳ 4.60

Brunhuber, Kaspar, Das Tagebuch des Stadt- und Landgerichts-Prokurators A. Thaler in Wasserburg a. J. Zweiter Teil: 1805—1806. Herausgegeben von Prof. K. Brunhuber, Stadtarchivar in Wasserburg am Inn. (Programm der Luitpold-Realschule daselbst.)

Couperus, L., Heliogabal. Roman. 6. bis 10. Tausend. Berlin, Wilhelm Borngräber.

Elise Otten hat dem holländischen Original alle sprachlichen Reize, die eine Übersetzung bieten kann, abgerungen. Der Roman selbst gehört zur erotischen Literatur und schildert alle Verderben des untergehenden römischen Zeitalters mit den glühendsten Farben.

Dauthendey, Max, Das Schönste. Ausgewählt und eingeleitet von Walter von Molo. München, A. Langen. Geb. ℳ 5.—

Im Sommer 1918 kam nach Deutschland die Nachricht, daß der Dichter Max Dauthendey, der seit Ausbruch des Weltkrieges ohne die Möglichkeit der Heimkehr in Niederländisch-Indien festgehalten war, dort von Einsamkeit und Heimweh zerrüttet gestorben sei. Schönheitstrunkene Augen und ein Mund, der in immer neuen Tönen das Lob der Erde sang, starben mit diesem Weltwanderer, der doch der Deutschesten einer war und seine Heimat liebte, wie kältere Herzen sie schwerlich lieben können.

Droste-Hülshoff, Annette Freiin von, Die Judenbuche. Ein Sittengemälde aus dem gebirgigen Westfalen. Leipzig, C. J. Amelang. Geb. ℳ 1.50

Damelangs Taschenbücherei ist damit um eine Perle reicher.

Dürrmüller, Johannes, Gebetbüchlein für Kinder von 6 bis 8 Jahren. 12. Aufl. Donauwörth, Ludwig Auer. Geb. ℳ —.40

Das herzige Büchlein kann den katholischen Kindern der Wächtergemeinde wärmstens empfohlen werden. Vielleicht gibt es ein Seitenstück dazu auch im evangelischen. Wir wären für Mitteilungen von seiten unserer protestantischen geistlichen Freunde dankbar.

Eberlein, Gustav W., Zwischen Slawen und Angelsachsen. (Deutschland im Kriege, II. Bd.) Zürich, Artist. Institut Orell Füßli. Geh. ℳ 35.—

Mag man wie immer sich zu der politischen Weltanschauung Eberleins einstellen, dem starken, männlichen Charakter dieses Buches wird sich niemand entziehen können. Bei aller Selbständigkeit erscheint es als eine willkommene und glückliche Fortsetzung und Vollendung des vorhergegangenen Werkes „Deutschland im Kriege“, mit ihm die abgerundete, einzigartige D a r s t e l l u n g d e s W e l t k r i e g e s von einem mitfühlenden, aber über dem Kleinkram und den Kleingeistern stehenden A u g e n z e u g e n, der durch die Türen, die das Drama aufgerissen, einen tiefen Blick in das Triebwerk getan hat. Der etwas hohe Preis des Buches findet seine Erklärung in den zahlreichen Abbildungen und in der dem Inhalt angemessenen, s e h r g e d i e g e n e n A u s s t a t t u n g, die bei den gegenwärtigen Verhältnissen nur eine beschränkte, wohl bald vergriffene Auflage zuließ. E m i l H u b e r, der bekannte Zürcher Maler, hat dem trefflich illustrierten Werke wieder ein rassiges, in drei Farben ausgeführtes Umschlagsbild mit auf den Weg gegeben.

Ehrler, Hans Heinrich, Deutsche Liebeslieder. Ausgewählt aus den deutschen Volksliedern. Stuttgart, Strecker u. Schröder. Geb. ℳ 2.80

Ein Volksschatz gleich dem „Des Knaben Wunderhorn“. Besonders angenehm fällt der billige Preis und die friedensmäßige Ausstattung auf.

Engel, Eduard, Deutsche Sprachschöpfer. Ein Buch deutschen Trostes. Leipzig, Hesse u. Becker. Geh. M 3.—

Die Bestrebungen, reines Deutsch zu schreiben, entspringen nicht, wie es so oft dargestellt wird, einer Schrulle oder Laune von Deutschtümlern, sondern haben bereits eine Geschichte, die sich durch etwa drei Jahrhunderte verfolgen läßt. Dies ist der Grundgedanke des neuesten Werkes von Eduard Engel, dem erfolgreichen Verfasser des „Guten Deutsch", des „Sprich Deutsch" und der „Entwelschung". An rund 3000 Wörtern führt Engel den bündigen Beweis, daß die sog. Puristen zu allen Zeiten verlästert und verketzert worden sind, daß aber gleichwohl alle Welt von ihnen gelernt hat, und daß niemand imstande ist, auch nur zwei Sätze hintereinander zu schreiben, ohne sich ihrer Verdeutschungen zu bedienen.

Faßbinder, Franz, Eichendorffs Lyrik. Eine Studie zur Analyse ihrer Stoff- und Motivkreise. Köln, J. P. Bachem. Geh. M 1.35

Die ergebnisreichste und bisher umfassendste Behandlung der Eichendorffschen Lyrik.

Flex, Walter, Wolf Eschenlohr. Mit einer Einleitung von Konrad Flex. Nebst dem Bildnis des Verfassers. München, Oskar Beck. Geb. M 2.80

Aus dem reichen Vermächtnis des edlen preußischen Dichters, der seiner Heimat Sturz und Elend nicht mehr erleben sollte, leuchtet die letzte Gabe, ein novellistisches Bruchstück, trotz verschiedener Schwächen nicht minder hervor als sein „berühmtes „Weihnachtsmärchen".

Finckh, Ludwig, Hindurch mit Freuden! Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Geh. M 1.20

Ein hellklingender Mahnruf, der die deutsche Nation wieder aufrichten will in bitterster seelischer Kümmernis und Mühsal.

Franziskus von Assisi, Die Blümlein des Heiligen. Leipzig, Insel-Verlag.

Rudolf G. Bing hat die unvergängliche Schönheit des Franziskanischen Blütenkranzes nach der mustergültigen italienischen Ausgabe des Tipografia Metastasio, Assisi 1901 unter Berücksichtigung der besten Texte deutschen Lesern zugänglich gemacht, Karl Weidemeyer-Worpswede köstliche Initialen dazu gezeichnet.

Freytagh-Loringhoven, Axel Freiherr von, Geschichte der russischen Revolution. Erster Teil. München, J. F. Lehmann. Geh. M 6.60

Die erste übersichtliche Darstellung der russischen Staatsumwälzung beginnt mit einer knappen Vorgeschichte und schildert dann den Ausbruch der Revolution an der Front, bei den Heimattruppenteilen und in den Fabriken, gibt uns Aufklärung über die Tätigkeit der Duma und der Arbeiter- und Soldatenräte, der Ministerien und Volkskommissare, erläutert die Rechtspflege, die Staatswirtschaft und die auswärtige Politik und berichtet über den Bolschewistenaufstand, den Aufstand Kornilows, den Prozeß Suchomlinow und die Bolschewikenherrschaft.

Vom Frieden Gottes. M.-Gladbach, Sekretariat für Soziale Studentenarbeit (Volksvereins-Verlag).

In der Tat ist dieses Sammelwerk, das mit Betrachtungen der mittelalterlichen Mystiker beginnt, ein Buch für alle Gott und seinen Frieden Suchenden.

Glaß, Max, Masken der Freiheit. Novellen. Leipzig, L. Staackmann. Geb. M 6.50

Der Kopf mit der phrygischen Freiheitsmütze auf dem Umschlag deutet den Inhalt an. In fünf Novellen schildert der begabte Erzähler den Eindruck, den der plötzliche Ausbruch der mitteleuropäischen Revolution auf den standesbewußten Offizier und andere Vertreter großer Kreise ausübt und wie unter der Wucht der ungeheuren Ereignisse die stärksten Charaktere zusammenbrechen.

Grimmelshausen, H. J. Chr. von, Simplizius Simplizissimus. In Auswahl bearbeitet von Max Googes. 2. Aufl. Mit 14 Abbildungen. Münster in Westfalen, Aschendorff. Geb. M 2.—

Eine Ausgabe des gewaltigsten kulturhistorischen Romans, die wir Deutsche besitzen, für Schule und Haus gekürzt und mit guten Anmerkungen versehen.

Harleß, Hermann, Vom deutschen Heiland. Politische Legenden. Jena, Eugen Diederichs. Geh. M 2.50

In drei großen Gruppen, die Zeit vor dem Krieg, die Jahre des Kriegs und unsere unmittelbare Gegenwart poetisch erfassend, läßt der tief innerliche Dichter Bilder voll eigenartiger religiöser und vaterländischer Inbrunst erstehen, für jeden, ob er nun links oder rechts steht.

Hesse, Hermann, Märchen. Berlin, S. Fischer.

Vom Geist der Romantik beseelt schenkt Hermann Hesse der darüber gar nicht erstaunten Mitwelt seine erste Märchensammlung. Vivat sequens!

Jentsch, Karl, Volkswirtschaftslehre. Grundbegriffe und Grundsätze der Volkswirtschaft populär dargestellt. 39. bis 49. Tausend. 5. verbesserte und vermehrte Auflage, herausgegeben von A. H. Rose. Leipzig, Fr. W. Grunow. Geh. M 5.50

Unter den Schriften des unlängst verstorbenen Nestors der deutschen Publizisten hat seine Volkswirtschaftslehre die größte Verbreitung gefunden. Seine maßvolle und dabei sowohl nach Rechts wie nach Links kritische Haltung gibt ihm ein Anrecht, von allen beachtet zu werden.

Kleinpaul, Johannes, Wie wir uns kleiden. Kulturgeschichtliche Bilder aus alter und neuer Zeit. M.-Gladbach, Volksvereinsverlag.

Ein kenntnisreicher Essay wiegt oft schwerer als ein gelehrtes Buch, denn er dringt ins Volk, in die Massen. Der gleiche Vorzug eignet Kleinpauls Sammlung.

Kotzde, Wilhelm, Die Pilgerin. Eine Geschichte vom Rhein. Stuttgart, J. F. Steinkopf.

Ein Seitenstück zu Scheffels „Ekkehard". Auch dieser Roman, der unbedenklich der herangewachsenen Jugend in die Hand gegeben werden darf, schildert Ereignisse aus dem 11. Jahrhundert.

Kuthmayer, Friedrich, Alpensagen. Für die Jugend ausgewählt und erzählt. Mit Bildern von Rudolf Konoga. Wien, Schulbücher-Verlag.
Der schlichte volkstümliche Stil des Nacherzählers verschafft dem schönen, Peter Rosegger gewidmeten Buch auch eine literarische Wirkung. Sein stofflicher und erziehlicher Wert wird dadurch nur erhöht.

Lanner, Alois, Deutsches Laienbrevier. Psalmen, Hymnen und Gebete. Freiburg, Herder. Geb. M 3.80
Die vierte Auflage der bestbekannten Psalmenübertragung des Innsbrucker Schulmanns Lanner erscheint in neuem Gewande, um wertvolle Beiträge erweitert, ein wahres Schatzkästlein religiöser Literatur.

Matthieu, J., Die Bedeutung der russischen Literatur. Zürich, Artist. Institut Orell Füßli. Geh. M 3.—

Mehring, Franz, Karl Marx. Geschichte seines Lebens. 2. Aufl. Leipzig, Verlag der Leipziger Buchdruckerei. Geh. M 10.—
Die umfassendste Biographie des Klassikers der deutschen Sozialdemokratie war die letzte Arbeit ihres klassischen Journalisten, der als geistiger Führer der sächsischen „Unabhängigen" vor kurzem sein Leben beschloß.

Mörike, Eduard, Liebmund Maria Wispel und seine Gesellen. Des Dichters Wispeliaden unter Abbildungen von Handschriften und Zeichnungen herausgegeben von Walter Eggert-Windegg. Stuttgart, Strecker u. Schröder. Geb. M 6.—
Ein wundersames Buch von unvergänglichem Wert, dessen köstlicher Inhalt der geradezu mustergültigen Ausstattung würdig ist.

Molo, Walter von, Luise. Roman. München, A. Langen. Geh. M 5.—
Seit Jahresfrist erwarteten die Leser von Molos „Fridericus" die weiteren Teile seiner großen Romantrilogie „Ein Volk wacht auf". Nun liegt als in sich völlig abgeschlossener Roman der zweite Teil vor. Er hat die Königin Luise zum menschlichen, die Schlacht von Jena zum zeitlichen Mittelpunkt. Die Königin Luise ist durch die offizielle Legende zu einer süßlich romantischen Familienblattfigur entstellt worden. Molo zeigt sie uns als blutvoll lebendigen Menschen, weiblich bis in die Fingerspitzen, mit aller Anmut und allen Schwächen der echten Frau, und läßt sie dennoch vor unseren Augen zu geschichtlicher Größe aufwachsen, zum guten Geist ihres braven, doch unzulänglichen Mannes.

Müller, Maria, Emmy Giehrl (Tante Emmy). Freiburg Breisgau, Herder. Geh. M 4.80
Die bekannte Jugendschriftstellerin Emmy Giehrl ist zeitlebens eine Martyrin gewesen. Ihr Leben, Leiden, Lieben stellt das vorliegende der Herderschen „Frauenbilder" dar. Die Neuauflage (zweites und drittes Tausend) beweist die starke Nachfrage und ist ein gutes Zeichen für den Geist unserer weiblichen Lesewelt.

Nedderdüütsche Welt (Niederdeutsche Flugschriften). Hamburg, Richard Hermes.
Nr. 4 Emanuel Kant von Hans Much. Nr. 5 Martin Luther von Adalbert Paulsen. Nr. 6 Johannes Brahms von Hermann Fey. Geh. 40 Pf.

Neter, Walter, Nur darum mag uns keiner draußen! Eine deutsche Epistel. Zürich, Artist. Institut Orell Füßli.

Nicolai, Georg Fr., Die Biologie des Krieges. Betrachtungen eines Naturforschers den Deutschen zur Besinnung. 2. Aufl. Zürich, Artist. Institut Orell Füßli. Zwei Bände (geh. je M 20.— und M 15.—) in einen Geb. M 40.—
Der Verfasser, ehedem Privatdozent für Physiologie an der Universität Berlin, einer der schärfsten Antimilitaristen und radikalsten Pazifisten, gewesener Leibarzt der Deutschen Kaiserin, entwickelt in zwei Bänden „Kritische Entwicklungsgeschichte" des Krieges und „Die Überwindung des Krieges" sein Programm, das selbstredend viele Gegner herausfordern wird.

Obermatt, Esther, Die gelbe Kette. Novelle. Zürich, Rascher u. Co.

Ostini, Fritz von, Tat und Schuld. Roman. Leipzig, L. Staackmann. Geb. M 7.—
Das Buch gehört zur spannendsten Kriminalliteratur des letzten Jahrzehnts.

Reimmichl, Im Tirol drin. Erzählungen. Innsbruck, Tyrolin. Geb. M 4.—
Diese neuen Geschichten aus den Bergen liegen nun bereits im fünfzehnten Tausend vor. Sie verdienen noch mehr Verbreitung, gehören sie doch zum Besten unserer zeitgenössischen Volksliteratur überhaupt.

Rein, Wilhelm, Kunst, Politik, Pädagogik. Gesammelte Aufsätze. Langensalza, Hermann Beyer und Söhne. 4 Bde.
Der neben Otto Willmann berühmteste Pädagoge der Gegenwart, Professor Rein von der Universität Jena, zieht in diesen vorzüglich ausgestatteten Büchern (bequemstes Taschenformat) gleichsam die Summe seiner Lebensweisheit.

Runkel, Ferdinand, die deutsche Revolution. Ein Beitrag zur Zeitgeschichte. Leipzig, Fr. W. Grunow. Geh. M 6.—
Runkels Arbeit bedeutet den ersten großzügigen Versuch, die Entwicklung der jüngsten Vergangenheit historisch zu meistern. Der erste Band behandelt die Ereignisse bis zum Zusammentritt der Nationalversammlung in Weimar.

Sailer, Johann Michael, Übungen des Geistes zur Gründung und Förderung eines heiligen Sinnes und Lebens. Neu herausgegeben von Franz Keller. Freiburg im Breisgau, Herder. Geb. M 7.—
Das zur Sammlung „Bücher zur Seelenkultur" gehörige Werk des Bischofs Sailer, das dieser als Pionier der religiösen Innerlichkeit einst seinem Volke schenkte, hat in unserer Zeit noch nichts an Wert verloren. Es kann für viele, deren Seele im

Hasten und Treiben des Alltags müde und matt geworden ist, ein Führer werden in die heilige Einsamkeit der religiösen Sammlung und Geisteserneuerung. Heiligen Sinn und heiliges Leben wollen die „Übungen des Geistes" gründen und fördern. Wo immer sich ihnen eine Türe auftut, machen sie sich ans Werk. In diesem Sinn, mit diesem Willen tritt das Büchlein des großen Volkserziehers aufs neue seinen Rundgang durch die Welt an.

Scharlau, M. (Magda Alberti), Im Schatten. Roman. 3. u. 4. Aufl. Freiburg im Breisgau, Herder. Geb. ℳ 7.50

Schmidt, Alfred, Deutsches Heldenbuch. Vier altdeutsche Heldenlieder nebst einigen altgermanischen Sprüchen. Der Jugend erzählt. Buchschmuck von Fidus. Leipzig, Julius Klinkhardt. Geb. ℳ 1.80

Das hübsche Büchlein mit dem ergreifenden Einleitungsgedicht unseres unvergeßlichen Martin Greif „An Deutschlands Jugend" möchte man in den Händen aller Gymnasiasten, Realschüler usw. wissen. Es enthält das Hildebrandlied, Walterlied, Nibelungenlied und Gudrunlied. Ihr Ewigkeitsgehalt wird neuerdings die Herzen unserer Jünglinge erobern.

Schmitt, Franz August, Die neue Zeit in Bayern. München, Generalsekretariat der Bayerischen Volkspartei (Leohaus, Pestalozzistraße).

Schrörs, Heinrich, Katholische Staatsauffassung, Kirche und Staat. Freiburg im Breisgau, Herder.

Das staatswissenschaftliche Werk bildet ein Seitenstück zu Van der Vlaats „Protestantische Staatsidee".

Schullern, Heinrich von, Vom Garten des Glaubens. Kleine Geschichten aus Tirol. Innsbruck, Tyrolia. Geh. ℳ 3.—

Der von Toni Grubhofer geschmackvoll ausgestattete Band enthält liebliche, treuherzige und dabei lebenswahre Augenblicksbilder aus dem Lande des Inn und der Etsch.

Schwertfeger, Bernhard, Zur europäischen Politik 1897 bis 1914. Unveröffentlichte Dokumente. In amtlichem Auftrage herausgegeben. 4 Bde. Berlin, Reimar Hobbing.

Das monumentale Unternehmen behandelt im ersten Band (bearbeitet von Wilhelm Köhler) den Zweibund und den Englisch-deutschen Gegensatz (1897—1904), im zweiten (bearbeitet von Bernhard Schwertfeger) die Marokkokrisis und Eduard VII. (1905—1907), im dritten und vierten (bearbeitet von Alfred Doren) die Bosnische Krise, Agadir, Albanien, sowie die Kriegsvorbereitungen bis zum Ausbruch der Weltkatastrophe.

Seele. Monatsschrift im Dienste christlicher Lebensgestaltung. Herausgegeben von Alois Wurm. 1. Jahrg. Geh. ℳ 8.—

Das neue seit Juli 1919 erscheinende Blatt ist ein ideales, im wesentlichen auf gebildete katholische Kreise mit bestimmter seelischer Eigenart zugeschnittenes Unternehmen, das, wenn es den Wettbewerb mit dem „Heiligen Feuer" von vornherein vermeidet, für das katholische Leben zweifellos wichtig werden kann.

Storck Karl, Deutsche Literaturgeschichte. Achte vermehrte Auflage. Stuttgart, Muth. Geb. ℳ 9.50

Storm, Theodor, Das Schönste. Ausgewählt und eingeleitet von Walter von Molo. München, A. Langen. Geb. ℳ 5.—

Es gibt nur wenige Dichter, die dem deutschen Herzen so innig nahestehen, wie der stille Norddeutsche Theodor Storm. Die von tiefster, oft stark, ja drohend aufflammender Heimatliebe getragene Art seiner Naturschilderung macht ihn uns vor allem lieb. In Storms Novellen und Gedichten blüht die sommerliche Heide und duften die leuchtenden Junirosen, braust grau und eintönig die Nordsee und rieselt endlos der weiche Schnee des schleswig-holsteinischen Winters. Jede Landschaft, die seine kraftvoll innige, in ihrer Schlichtheit die feinsten Wirkungen erreichende Sprachkunst malt, erscheint uns so lebendig, daß wir die Luft zu spüren glauben, die in ihr weht.

Supf, Peter, Lieder aus den Lüften. Jena, Eugen Diederichs. Geh. ℳ 3.—

Die Poesie des Flugzeugs, geboren aus dem Erlebnis des Fliegens schlechthin, wirbt zum erstenmal in Buchform um Recht und Anerkennung.

Tischer, Gerhard, Elsaß. Ein Weihespiel für das deutsche Volk in fünf Aufzügen. München, J. F. Lehmann. Geh. ℳ 2.50

Ehrlich in Gesinnung und Gestaltung wirkt die Tragödie als poetisches Memento der deutschen Westmark. Und das ist nicht der geringste ihrer Werte.

Treblin, Martin, Der Dichter Eberhard König. Hartenstein in Sachsen, Erich Matthes.

Einer unserer markigsten Dichter, der urgermanische Eberhard König, den der „Eichendorff-Bund" voll Freude zu den Seinigen zählt, erfährt hier endlich seine erste literarhistorische Würdigung.

Van der Bleek, Walter, Die protestantische Staatsidee. Der Nordgeist Germaniens im Lichte der deutsch-niederländischen und skandinavisch-baltischen Wissenschaft. Leipzig, Fr. W. Grunow.

Das ungemein anregende und ausblicksreiche Sammelwerk enthält Beiträge von Adolf Harnack, Theodor Schiemann, Georg Lasson, Max Lenz, Alfred Kupper, Heinrich Driesmans, Albert Ritter, Paul Rüffer, Ferdinand Runkel und Walter van der Bleek. Als Kern- und Hauptstück jedoch möchte einem Arndts Aufsatz „Der Nordgeist Germaniens und die protestantische Staatsidee" erscheinen. Alle bewegen sich mehr oder minder in den Bahnen Luthers, sein Andenken und Vermächtnis hochhaltend.

Vietinghoff, Jeanne von, Die Weisheit des Guten. Zürich, Rascher u. Co.

Weigert, Joseph, Das Dorf entlang. Ein Buch vom deutschen Bauerntum. 2. und 3. vermehrte Auflage. Freiburg im Breisgau, Herder. Geb. ℳ 12.—

Hier haben wir das literarische Denkmal unseres Nähr- und Wehrstandes.

Westphal, Otto, Welt- und Staatsauffassung des Deutschen Liberalismus. (Historische Bibliothek 41. Bd.) München u. Berlin, R. Oldenbourg. Geh. ℳ 11.—

Ein wichtiges Kapitel deutscher Geschichte wird hiemit wissenschaftlich durchforscht und in fließender Sprache vorgetragen, es zeigt uns die „Preußischen Jahrbücher" und den konstitutionellen Liberalismus von 1858 bis 1863, also in einer Zeit ihrer Hochblüte. Schade, daß jegliches Register fehlt.

Wilms, Hieronymus, Religion und Welt. 2. u. 3. verbesserte Auflage. Freiburg im Breisgau, Herder. Geb. ℳ 3.50

Durch die zahlreichen Zusammenhänge mit der poetischen Literatur wirkt das hauptsächlich für die gebildete katholische Jugend bestimmte Werk erst recht fesselnd.

Windthorst, Margarete. Die Seele des Jahres. M.-Gladbach, Volksvereinsverlag. Geb. ℳ 4.80

Die Trägerin eines berühmten Namens, den wir aus der politischen Geschichte kennen, sucht in der unpolitischen Literaturgeschichte einen Platz. Und wir müssen gestehen: Wenn die folgenden Werke diesem singenden, klingenden Büchlein nicht nachstehen, wird sie ihn finden und mit Ehren behaupten. Ein echtes Heimatbuch, in Vers und Prosa volkstümlich.

Wobbe, Otto, Aus einem bescheidenen Leben. Erinnerungen, Meinungen und Geständnisse eines fünfzigjährigen Greifswalders. 1. Teil: Wo meine Wiege stand. Greifswald, Brunken u. Co.

Daß die Selbstbiographie wieder in Mode kommt, ist ein erfreuliches Zeichen. Man fängt an, sich Rechenschaft zu geben, die Gesamtheit und der Einzelne. Die pietätlose, rechenschaftslose letzte Generation macht einer neuen besseren Platz, deren Früchte freilich erst unsere Kinder ernten werden. Wobbes Fortsetzungen erwarten wir gespannt.

Zerkaulen, Heinrich, Allerhand Käuze. Gesammelte Geschichten. Saarlouis, Hausen Verlags-Gesellschaft. Geb. ℳ 1.20

Der flotte Erzähler feiert in seiner jüngsten Sammlung neue Triumphe seiner leichtbeschwingten Muse. Kein Wunder, daß die meisten belletristischen Zeitschriften ihn zu ihrem Mitarbeiter zählen. Zerkaulen gehört zu den beliebten Autoren, und das mit Recht.

Zoeller, Ludwig, Kriegs- und Friedenserinnerungen eines Pfälzers. Zweibrücken Fr. Lehmann.

Hätten wir doch aus jedem Gau und aus jeder Kompagnie Aufzeichnungen gleich den vorliegenden, wie leicht hätte es dann der Historiker dieser Epoche!

Ade, Hans Christoph, Die Kerzen. Fragment eines lyrischen Spiels. Heidelberg, Hermann Meister. Geh. ℳ —.30

In der Reihe der schmucken Hefte: „Kleine Saturnbücher" bildet das vorliegende Nr. 19. — Formschöne Verse eines Ringenden.

Aram, Kurt, Bolschewiki. Ein Schauspiel aus Rußland in drei Akten und sechs Aufzügen. Berlin, Wilhelm Borngräber. Geh. ℳ 4.50

Die großen Zeitereignisse gestaltet das packende Drama zu einer glänzenden sozialen Satire. Wir sind begierig, ob und wann eine Bühne es aufführen wird, so sehr sich der Dichter auch als Partei erweist.

Carnot, P. Maurus, Wo die Bündner Tannen rauschen. Erzählungen. Zürich, Artist. Institut. Orell Füßli. Geh. ℳ 8.—

Auch in diesen geschickt mit historischem Lokalkolorit verbrämten und in seiner bekannten Weise schlicht und lebendig geschilderten größeren Geschichten „Das Fräulein von Zernez", „Der Kaplan von Selva" und „Der wilde Mann" kommen die alten, liebenswerten Erzählereigenschaften des Bündner Dichters wieder zu ihrer reichen und vollen Entfaltung. Auch da, wo uns Maurus Carnot in die Wirren geschichtlicher Kämpfe oder in die Stürme menschlicher Leidenschaften als Dichter einen Blick tun läßt, weiß er einen friedevollen, versöhnlichen und verzeihenden Ton anzuschlagen, der wohltuend berührt.

Vier Lieder

für eine mittlere Singstimme und Klavier

von Otto Wirthmann

1. Wolken (Willi Arndt)

Op. 17. No 2.

Einfach

p

Hin-ter Wol-ken ist die Son-ne ver-sun-ken,

8va

immer gut gebunden

Wol-ken ha-ben ihr Licht ge-trun-ken.

etwas langsamer

pp

Wußt ei-nen

riten
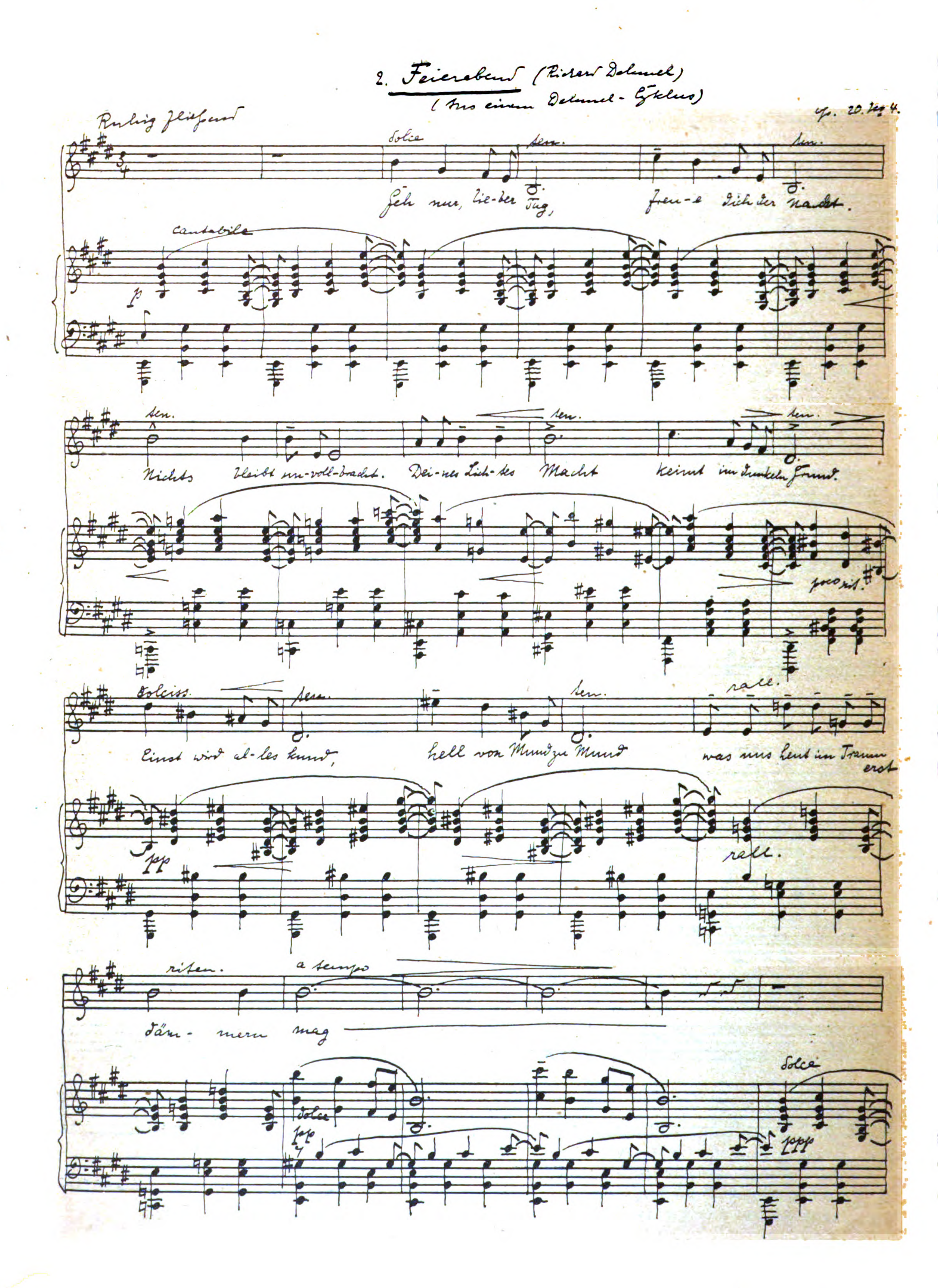
ppp etwas langsamer
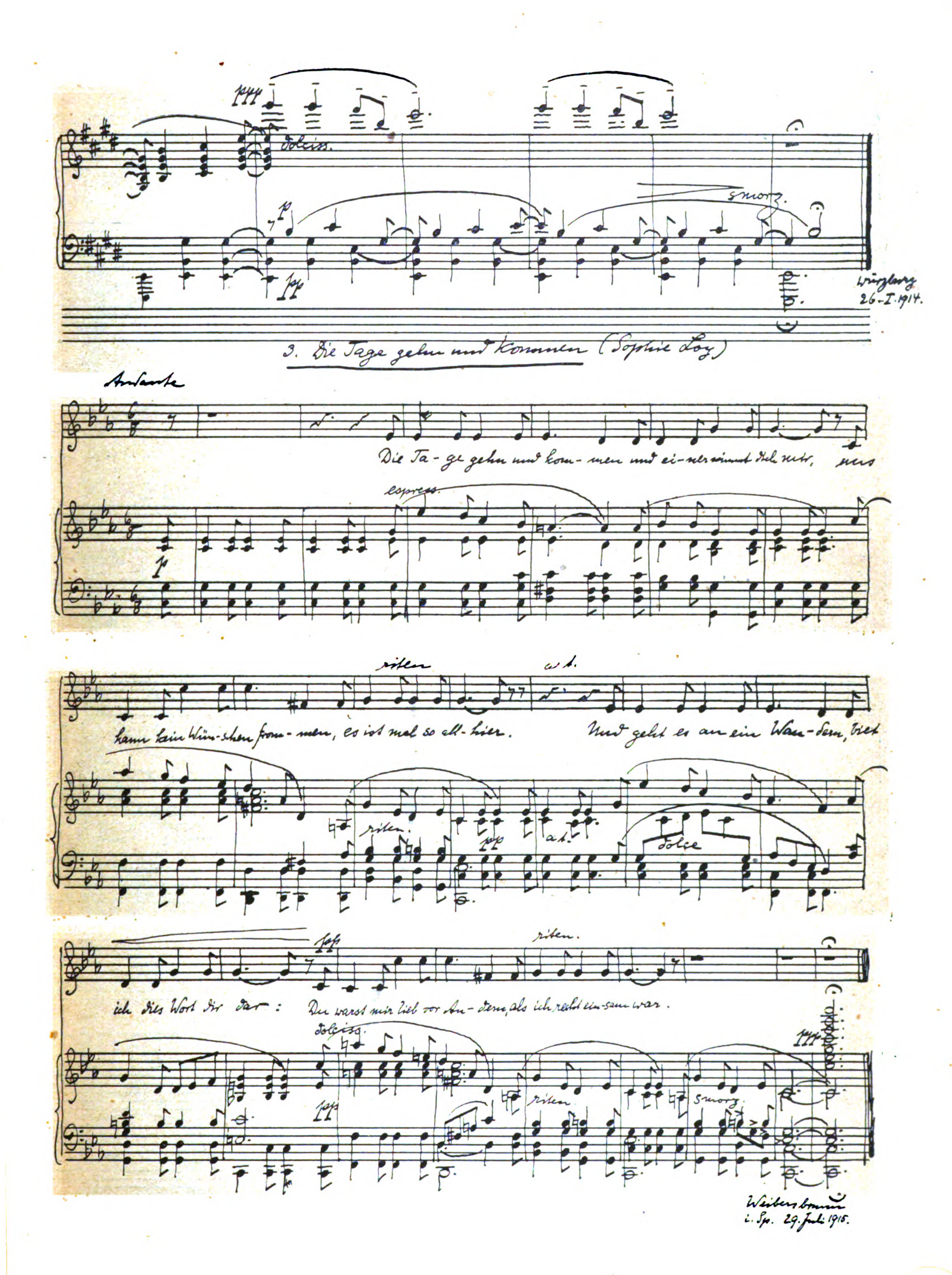
rall.
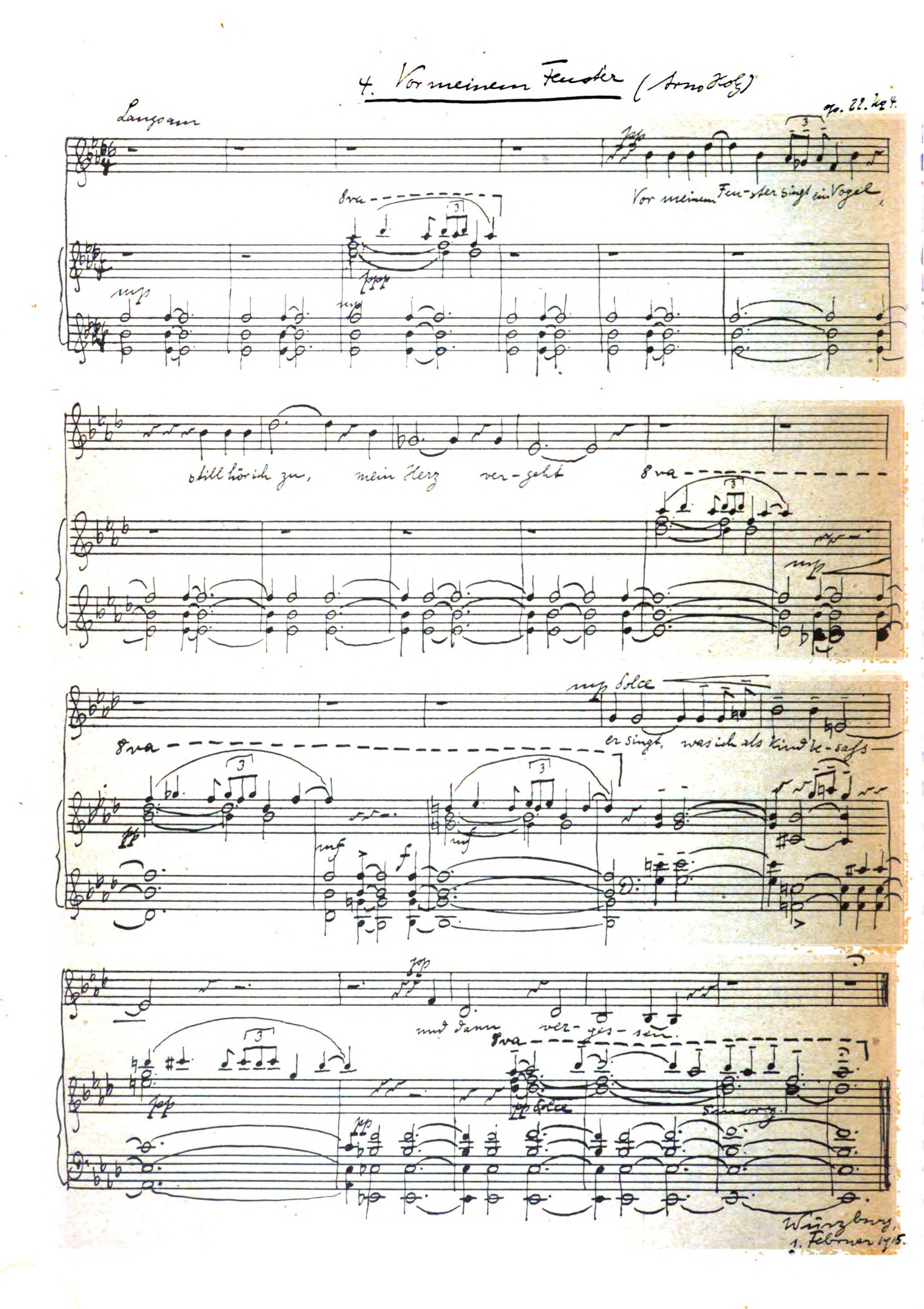
Men-schen, ward mir ge-nom-men, Men-schen-wol-ken sind trü-be ge-schwom-men

rall.

Waldenburg i. Schl.
April 1912.


2. Feierabend (Richard Dehmel)
(Aus einem Dehmel-Zyklus)
Ruhig fließend
dolce
ten.
Geh nur, lieber Tag, freue dich der Nacht.
cantabile
p
Nichts bleibt unvollbracht. Deines Lichtes Macht keimt im dunkeln Grund.
poco rit.
Dolciss.
Einst wird alles kund, hell von Mund zu Mund was uns heut im Traum erst
pp
rall.
riten.
a tempo
dämmern mag
dolce
ppp


pppp
dolciss.
smorz.
Würzburg 26-I-1914.
3. Die Tage gehn und kommen (Sophie Loy)
Andante
Die Ta-ge gehn und kom-men und ei-ner nimmt dich mir, uns
kann kein Wün-schen from-men, es ist mal so all-hier.
Und geht es an ein Wan-dern, biet
ich dies Wort dir dar:
Du warst mir lieb vor An-dern, als ich recht ein-sam war.
espress.
riten.
a t.
dolce
dolciss.
smorz.
Weißenbrunn i. Sp. 29. Juli 1915.


4. Vor meinem Fenster (Arno Holz)
op. 22. Nr 4.
Langsam
Vor meinem Fen-ster singt ein Vogel,
still hör ich zu, mein Herz ver-geht
mp dolce
er singt, was ich als Kind be-sass
und dann ver-ges-sen.
pp dolce
Würzburg,
1. Februar 1915.

Der Wächter

Zweiter Jahrgang 1919



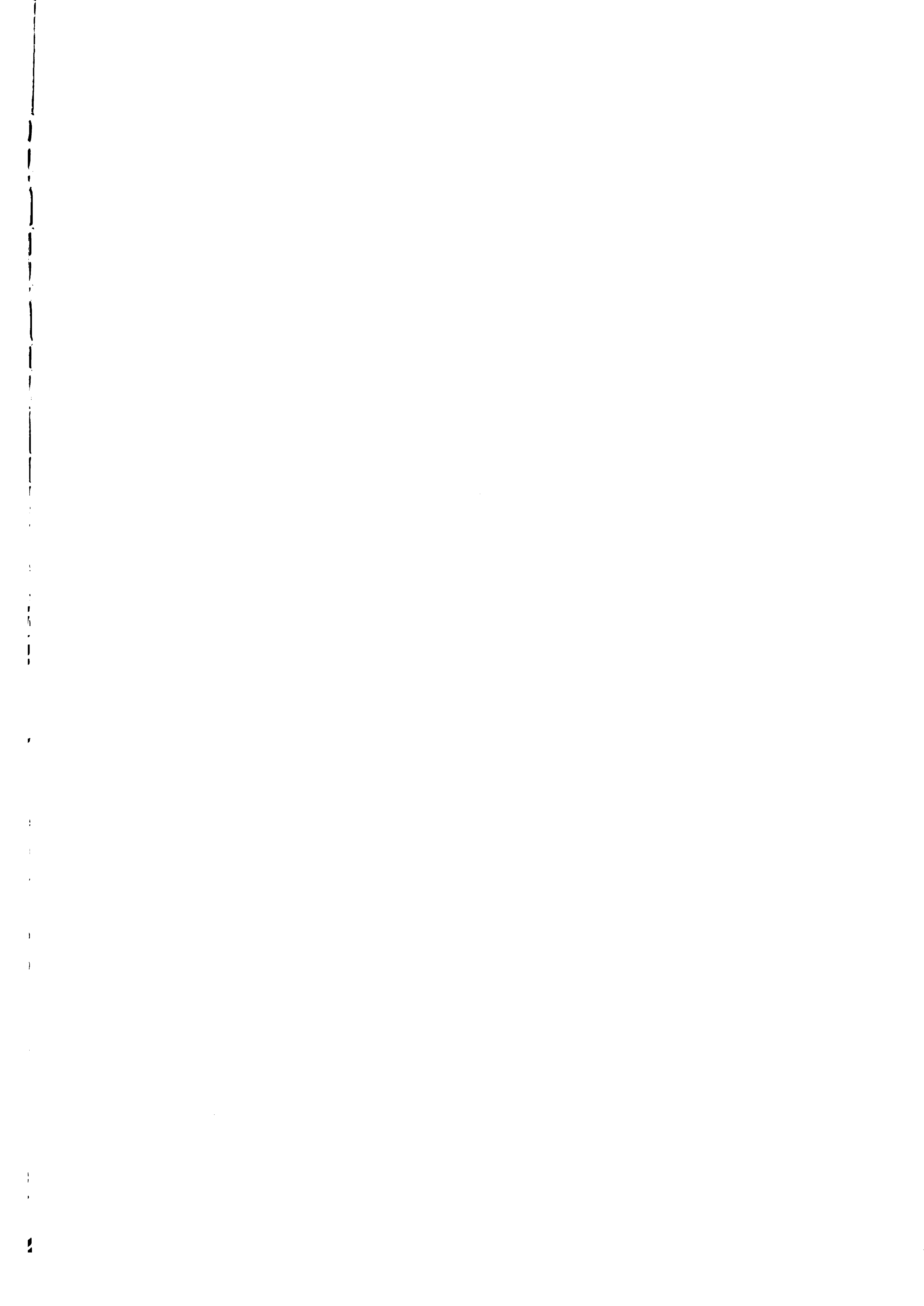
Verlag Parcus & Co., München

Inhaltsverzeichnis.

Kunstbeilagen.

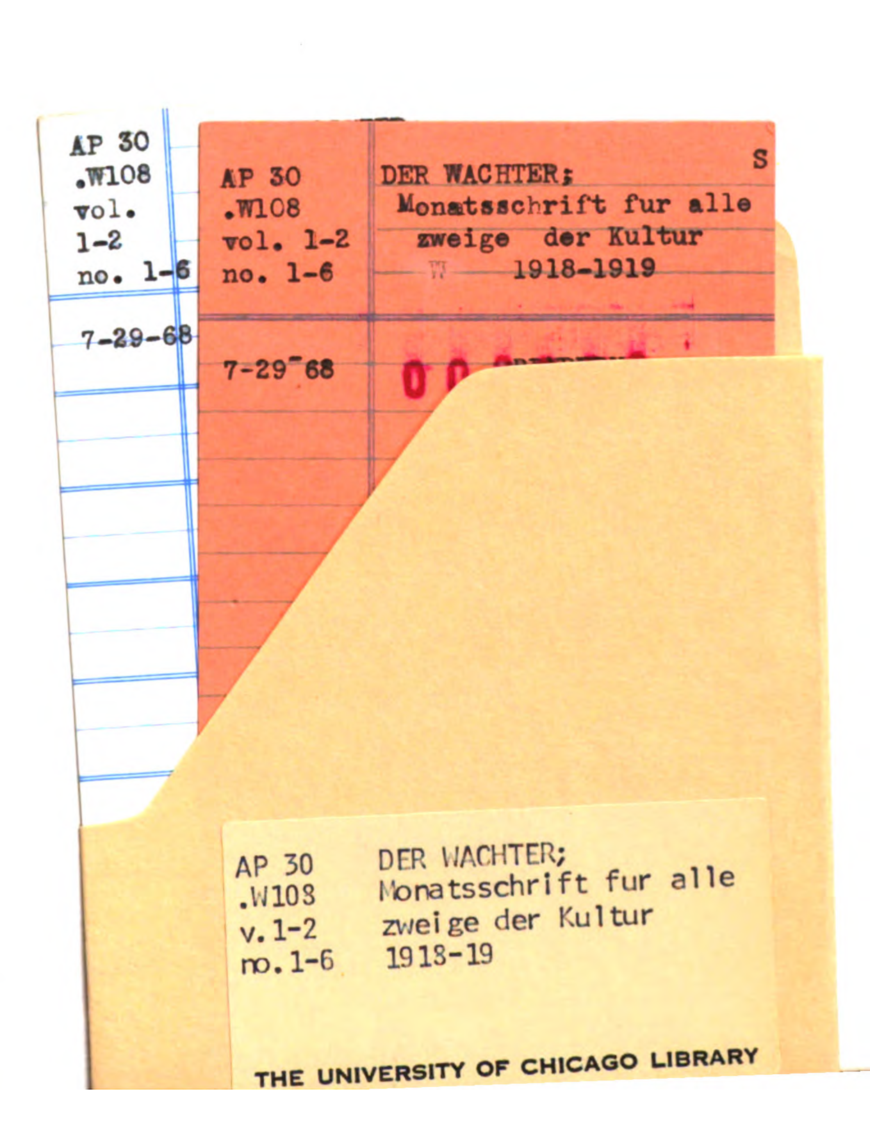
Notenbeilagen.

* * *









AP 30
.W108
vol.
1-2
no. 1-6
7-29-68
AP 30
.W108
vol. 1-2
no. 1-6
DER WACHTER;
S
Monatsschrift fur alle
zweige der Kultur
1918-1919
7-29-68
AP 30
.W108
v.1-2
no.1-6
DER WACHTER;
Monatsschrift fur alle
zweige der Kultur
1918-19
THE UNIVERSITY OF CHICAGO LIBRARY

